Deutsche Dichtung

von der ältesten bis auf die neueste Zeit.

Von

Wolfgang Menzel.

In drei Bänden.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1859.

Inhalt.

Deutsche Dichtung.

Fünftes Buch.

Bürgerliche Meistersängerei.

Der Untergang der Hohenstauffen bildet einen Wendepunkt unsrer Dichtung. Der adelige Minnesang wurde mehr und mehr bürgerlicher Meistergesang, das Heldenlied mehr und mehr Reimchronik. Der Legende opponirten mehr und mehr Spottgedichte auf den Klerus, dem tiefen Ernst des alten Glaubens derbe Sinnenlust und Schwänke. Indem den höheren Ständen der alte poetische Sinn entwich, machte sich der Verstand, der Wissensdurst breit, die allerdings noch zum Theil treu am alten Glauben hingen, zum Theil aber auch nur die Welterfahrung und die Lehre der alten Römer und Griechen zu Rathe zogen. In diese Zeit fallen die Anfänge der Universitäten, der auf Aristoteles sich aufbauenden Scholastik, die erste Verlockung zum classischen Heidenthum. Aber im eigentlichen Volk unten lebte die poetische Sage fort, befruchtete von Zeit zu Zeit auch noch die Kunstdichtung und schuf wunderbar schöne Volkslieder, in die aller Geist überging, dessen sich die Meistersängerei immer mehr entleerte.

Das ist der Charakter unsrer Poesie im 14. und 15. Jahrhundert.

1.

Meistersänger.

Die ritterlichen Minnesänger hatten sich schon Meister genannt und s. g. Töne ausgebildet, d. h. bestimmte Versmaaße, wie auch Melodien.

Die eigentlich zünftige Meistersängerei kam jedoch erst im 14. Jahrhundert auf, und zwar zunächst in Mainz, Straßburg, Colmar, Frankfurt, Würzburg, Zwickau, Prag, im 15. Jahrhundert zu Nürnberg und Augsburg. Vgl. Jakob Grimm, über d. altd. Meistergesang 1811. Grimm trat damals Docen entgegen, der eine zu schroffe Scheidung zwischen adeligem Minne- und bürgerlichem Meistergesang angenommen hatte. Jedenfalls ist das Charakteristische des letzteren im Gegensatz gegen den ersteren das Zunftmäßige, die steife Regel, die Pedanterie in Bezug auf die Formen, und daneben die altkluge Lehrhaftigkeit, die Spruchdichtung.

Die Töne, deren Wagenseil zuerst 221 verzeichnete, haben sich noch zahlreicher nachweisen lassen und tragen seltsame, aber charakteristische Namen, die sich meist auf Gemüthsstimmung, Tempo, Länge oder Kürze beziehen, zuweilen aber auch auf die Erfinder und zufällige Nebenumstände hinweisen. So heißen sehr lange Versarten der überlange Ton, die Riesenweis, die Adlerweis, kurze schnippische dagegen die Hönweis, der abgespitzte Ton ꝛc., eine majestätische Versart der Thüringer Herren Ton, eine mehr zärtliche die sehnende Weise, die viel süße Stadelweise ꝛc. Dazu kommen ein güldner Ton, ein Kupferton, Tanhäusers Hofton, Ofterdingers Morgenweis, Klingsors schwarzer Ton ꝛc.

Heinrich von Meißen, zubenannt Frauenlob, ist der erste eigentliche Meistersänger. Er war ein Bürgerlicher aus Meißen, siedelte sich aber in Mainz an, wo er in so hohen Ehren starb, daß die schönsten Frauen selber seinen Sarg trugen und sein Grab mit Wein begossen. Urstisii germ. hist. II. 108. Seine Werke (herausg. von Ettmüller 1843) enthalten schon viel mehr Sprüche, als Lieder, aber es ist immer noch viel vom alten Ritterwesen in ihnen. Er empfiehlt in seinen Sprüchen durchgängig zuerst den Muth und die Kraft, und dann erst, wenn die Kraft vorhanden, ihre Zurückhaltung und verständige Mäßigung. Diese wiederholt und energisch bei ihm ausgesprochene Tendenz ist es vorzugsweise, was ihm seine Stellung als verbindendes Glied zwischen den Rittern und Bürgern, zwischen der mehr feurigen und phantastischen und der mehr wässerigen und vernünftigen Partei anwies. Frauenlob ist von den Literarhistorikern zu wenig geschätzt, viel zu streng getadelt worden, sogar von Vilmar. Ich stelle ihn höher. In einem Gedicht (Ettmüller S. 151), in dem er das berühmte „ich saß auf einem Stein“ des Walther

von der Vogelweide scheint im Sinn gehabt zu haben, sagt er: „ich saß auf einem Grün und dachte nach, wie ich die Welt behielte und gegen Gott nicht link würde, da trat die Ehre zu mir und lehrte mich durch ein Beispiel, daß man sie allein selber pflegen müsse und nicht dem Glück anvertrauen, wie jener, der die Ehre verschloß und dem Glück den Schlüssel dazu ließ.“ Dieses Gedicht ist sehr sinnreich und bezeichnet des Dichters ganze Ehrenhaftigkeit. Der Frauen Liebe hat er sich durch zarte Lieder zu ihrem Lobe wohl verdient. Hier eines seiner Minnelieder (bei Ettmüller S. 232):

O Weib, trauter Violgarten,
Hoch schwebt deines Lobes Krone.
Bach aller Süßigkeit,
Ach, wie ich nach dir brenne &c.

In dem O und Hoch, Bach und Ach zeigt sich noch eine Spur der älteren Alliteration neben den Reimen. Solche alliterirende Verse kehren überaus oft bei Heinrich wieder. Wie er überhaupt die Sprache mit Meisterschaft handhabt und mit den Schwierigkeiten des Reimes spielt, zeigt ein Gedicht S. 260:

Durch dinster finster Nebel diken
Blinken sieht man grauen Tag,
In den Lüften
Ob den Klüften
Vögel schreien
Unde freien &c.

Frauenlob dichtete einen großen Leich auf Marien und einen auf das h. Kreuz, deren oben schon gedacht ist. Außerdem zahllose Sprüche an Fürsten, zu deren Lobe oder um sie zu belehren und zu mahnen, eine Menge anderer Lehrsprüche, zum Theil aus Bertholds damals berühmten und höchst populären Predigten, auch einige Belehrungen über die Natur, die Gestirne, zumeist Sittensprüche, einen Wettstreit zwischen der Welt und der Minne &c. und nicht weniger starke Ausfälle auf die Pfaffen. Frauenlob war durch und durch Ghibelline und beklagt bitter das Umsichgreifen des Papstthums. S. 172 spricht er von dem „breiten Fuß“ der Pfaffheit, der alles Land bedecken und den Laien nichts mehr lassen wolle.

Ein jüngerer Meister, dem Frauenlob nahe befreundet, war Regen-

bogen, ein Schmied in Mainz. Bei ihm tritt das bürgerliche Element schon entschiedener, aber auch roher hervor. Er trat dem Frauenlob, der ihm immer noch zu vornehm erschien, öfter in Wettgesängen mit ziemlicher Grobheit entgegen, pries ihn aber wieder nach seinem Tode. Regenbogen verräth den Schmied in den gemessenen Hammerschlägen der Reime, daher vielleicht der alte Uebelname Reimschmied kommen mag. Doch zeichnet ihn auch die redliche Ehrlichkeit und Derbheit des Schmiedes aus. Museum für altd. Lit. und Kunst II. 168 f. Gewiß ist, daß die erste Meistersängerzunft in Mainz aufblühte, wenn gleich später die Nürnberger alle andern übertraf. Erst in Nürnberg bildete sich das Märchen von einem viel älteren Ursprunge der Zunft aus. Die zwölf ersten Meister sollen schon von Otto I. anerkannt und mit einer Krone geehrt worden seyn. Diese zwölf aber lebten alle viel später, als Kaiser Otto, und sind nur nach dem Geschmack der Zeit ausgewählt. Da finden wir Walther von der Vogelweide, Klingsor, den Marner, Konrad von Würzburg ꝛc. neben Frauenlob und Regenbogen (die übrigen sechs sind: Wolfgang Röhn, Müglin, Boppo, der Römer, der Kanzler und Stolle). Vgl. Mone, Anz. 1836. 49. Sofern Frauenlob ein entschiedener Pfaffenfeind war, scheint die ganze Mainzer Schule einen ghibellinischen Grundzug gehabt zu haben, wenn auch auf sie noch nicht angewendet werden kann, was ein Volkslied bei Uhland Nr. 106 von den Augsburgern sagt:

Sie hand gemacht ein Singstul
Und setzen oben auf den Stuhl,
Der übel redt von Pfaffen.

Wenn das berühmte halbdramatische Gedicht vom Wartburgkriege, wie Wackernagel vermuthet, aus der Mainzer Schule hervorgegangen ist, so macht ihr das große Ehre, denn in diesem Gedicht (s. oben Th. I. S. 423) waltet eine große Idee, der Kampf des Glaubens mit dem Wissen, und hat es zugleich den Grundcharakter der volksthümlichen Sage. Eben deshalb aber kann es nicht eigentlich einer Schule, sondern nur einem genialen Dichter, der sich mit der Schule berührte und doch unabhängig von ihr blieb, zugehören.

Neben der Mainzer Schule genoß auch die von Colmar im Elsaß großen Ruhm. Vom Meisterbuch von Colmar, die s. g. Tabulaturen

oder Gesangregeln und das Maaß der Töne enthaltend, gab noch v. d. Hagen, nach Oberlins Mittheilungen im Museum für altd. Literatur 2, 146—225. Nachricht. Seitdem war die Handschrift verschollen. Erst neulich kam sie aus dem Nachlaß des † Buchhändlers Neukirch in Basel wieder zum Vorschein und wird jetzt zum Kauf ausgeboten.

Heinrich von Müglin, dessen Minnelieder und Fabeln W. Müller herausgab (Göttinger Studien 1847 S. 903 f.), gehört noch ins 14. Jahrhundert. Er schrieb ein Loblied auf Maria, der Meide Kranz, eine ungarische Chronik, eine Uebersetzung des Valerius Maximus, einige gute Fabeln und wenige, auffallend schwülstige Minnelieder, in denen die Sinnbildnerei, mit der man die h. Jungfrau zu feiern pflegte, auf die irdische Geliebte übertragen wird: „Weib, blühendes Reiß, Lustparadies, du Freudenstern" ꝛc. In dem Minneliede vergleicht er sich selbst dem Salamander, der im Feuer seiner Liebe lebt, dem Phönix, der in diesem Feuer sich verjüngt, dem Chamäleon, welches blos von Luft lebt, d. h. von ihren Worten.

Muscatblut, Meistersänger in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, dichtete Marien- und Minnelieder, vorzugsweise Lehrgedichte, zürnte den Hussiten mit dem katholischen Eifer, der einem Spanier würde Ehre gemacht haben, und charakterisirt sich im Uebrigen durch die bürgerliche, etwas steife, aber doch anmuthige Ehrbarkeit des specifischen Nürnbergerthums, welches fortan in Poesie und Kunst seinen Typus beibehält. Ausgabe von Eberh. v. Groote. Köln 1852.

Im 15. Jahrhundert kamen die Fastnachtsspiele in größere Aufnahme und die bisher nur mit Lyrik und Didactik beschäftigten Meistersänger gewannen nun neues Feld der Thätigkeit im Drama. Die Fastnachtsspiele waren ursprünglich Wettkämpfe verkleideter Personen, von denen eine den scheidenden Winter, die andre den kommenden Sommer vorstellte. Da man sich aber überhaupt zu Fastnacht maskirte, so schloßen sich Gespräche zwischen allerlei Masken jenen ältesten Spielen an. In der Form des Maskengesprächs brachten nun die Meistersänger ihre Moral an als Spruchdichter und Sittenlehrer. Zu Fastnacht aber wollte man auch lustig seyn und war grober Spaß von Alters her erlaubt. Daher die Lehrsprüche bald in die Posse, in das Lustspiel übergingen. Anfangs freilich nur steif und roh.

Einer der ältesten Fastnachtsspieldichter in Nürnberg war der Meistersänger und Bader Hans Folz. Noch größeren Ruhm aber erlangte ebendaselbst Rosenpluet, der sich auch Schnepperer nannte. Er ist unter den Meistersängern, was Reimar von Zweter unter den Minnesängern, als politischer Dichter. Sein genialer Spruch vom Schweißtropfen (Keller, Fastnachtsspiele S. 1152) spricht das Princip des modernen Socialismus aus. Der Schweißtropfen des Arbeiters vertheilt sich vierfach, ein Theil steigt zu Gott empor, der andre löscht die Hölle, der dritte wäscht die Seele rein, der vierte gebiert allen Reichthum. Genial ist auch das Fastnachtsspiel desselben Dichters. Der türkische Sultan kommt darin nach Nürnberg und hält den Deutschen vor, wie uneinig, wie verdorben sie in allen Ständen seyen, und wie es Zeit sey, daß er komme und sie in die Zucht nehme. Im Uebrigen reihte er sich auch den Geschichtsreimern an und beschrieb die Fehde der Nürnberger mit dem Brandenburger Albrecht. Als Wappendichter machte er zuerst den Herold zum Prologus in den Fastnachtsspielen.

Ein weit ungünstigeres Urtheil über diese Dichter zu fällen wird man geneigt, wenn man ihre Fastnachtspiele in Masse vergleicht. Sie sind zum erstenmal herausgegeben von A. v. Keller in drei Bänden, 1853. Spiele von Folz, Rosenpluet, Scherenberg, Gengenbach und einigen Unbekannten. Das Meiste darin ist unflätig, allein man würde doch irren, wenn man darnach die Sitten der Städte überhaupt bemessen wollte. Das ehrbare Nürnberg war deswegen nicht in den Schlamm versunken, wenn es sich zur Fastnachtzeit auch die größten Zoten gefallen ließ. Um aber einige Beispiele von dem Ton jener Spiele zu geben, zeichne ich Einiges aus Kellers Sammlung aus.

Eine Bauernmaid wird als Braut empfohlen, weil sie Brüste habe wie Kuheuter, und selber Milch geben könne, weil sie eine fette Wiese habe und nahe dabei eine Miststätte, also reich genug sey. Keller Nr. 7 und 58. — Zwölf Bauern beklagen sich, wie übel ihnen von den Maiden mitgespielt worden sey, zu denen sie bei Nacht hätten kiltgehen wollen. Der eine empfing eine alte Kammerlauge, die ihn noch beißt, in die Augen. Der andere wurde ins kalte Wasser geworfen, dem dritten ein altes Weib untergeschoben, noch einem gar ein Ziegenbock, einer wird in den Kloak geworfen, einer durchgeprügelt rc. Nr. 13. — Eine förmliche Apotheose des Unflathes ist das Fastnachtsspiel vom Dreck, in welchem der gefeierte Gegenstand seiner Größe

wegen allgemeine Bewunderung erregt und zu dem endlich ein Bauer sich als Vater und Mutter bekennt Nr. 23. — Kolossale Zoten über die Weiberbärte enthält Nr. 25. — Ein Bauernweib klagt vor dem Richter, ihr Mann thue ihr zu viel Gutes. Das Gericht will ihn maßregeln, aber das Weib meint, so klein dürfe man das Maaß doch auch nicht nehmen. Sie fängt abzudingen an. Achtzehn ist die höchste Ziffer, sie will bei fünfzehn stehen bleiben, aber nicht weiter heruntergehen Nr. 29. — Eine Dirne rechnet sich die frecheste Prostitution zur Ehre und entschuldigt sich damit, sie sey ein Hurenkind Nr. 30. — Ein Bauer und sein Weib überhäufen sich gegenseitig und zwar Seitenlang mit Schimpfwörtern, deren hier ein ganzes Distelfeld beisammen wachsen, Nr. 31. — Ein junges Weib verklagt den Mann, er behandle sie noch wie ein Kind, sie aber sey schon mannbar und verlange ihr Recht. Schamlos frech und so ganz das Wiederspiel der frühern so heilig gehaltenen Jungfräulichkeit, Nr. 42. Eben so frech Nr. 46 vom Bauer, der niemals log und der Edelfrau die Schande sagte. — Ein non plus ultra von säuischen Reden geht aus dem Munde der Marktweiber Nr. 49 hervor. — Eine treue Schilderung des Fressens und Saufens, Tanzens und Hurens in der Fastnacht, als damaliger allgemeiner Volkssitte, gibt Nr. 51. Darin heißt es namentlich, nach der wochenlangen Schlemmerei komme der Jude gleichsam als hinkender Bote nachgehinkt, weil das lüderliche Christenvolk bei ihm liege und durch seine Sünde dem Wucher verfalle. Eine der gröbsten Rohheiten bringt Nr. 69. In Nr. 70 bewerben sich alle Stände um eine Dirne und jeder rühmt ihr seine Vorzüge in den frechsten Aequivoken. In Nr. 76 werden die im Jahr sitzen gebliebenen Jungfrauen bis aufs nächste Jahr auf burleske Weise eingesalzen. In Nr. 85 empfängt ein Arzt verschiedene Uringläser und erkennt daraus die schändlichsten Dinge. Von ganz zuchtlosen Weibern handelt Nr. 94. In Nr. 97 wetteifern Mutter und Tochter in Männergier.

Man kann in der That in den verdorbensten Römerzeiten kaum etwas Aehnliches von öffentlicher Sittenverderbniß auftreiben, als dieses deutsche Fastnachtsspiel.

Eine ungeheure Menge von historischen Liedern vom Ausgang des 13. Jahrhunderts an bis tief ins 17. leidet an den Fehlern der Meistersängerei. Hier wird dieselbe zur eigentlichen Bänkelsängerei, sofern dergleichen Lieder, bei der Oellampe meisterlich, d. h. ohne alles poetische Gefühl zusammengereimt, nachher auf der Straße von Bänkelsängern abgeleiert oder abgekräht wurden. Die meisten dieser fälschlich s. g. Volkslieder gingen nur als fliegende Blätter um. Man hat sogar polemische Blätter des Reformationsstreites, die nie volksthümlich wurden, unter die Volkslieder aufzunehmen die Taktlosigkeit gehabt.

Diese schlechten Reimereien beginnen gewöhnlich damit, daß der Sänger erst sagt, er wolle singen:

Wir wollen ein Liedlein heben an &c.
Aber will ich singen und singen ein neu Gedicht &c.
Wollen wir aber singen und wollen heben an &c.

Häufig folgt hinter jeder Strophe ein schleppender Refrain:

Nun haben wir gesungen, ja gesungen.
Das ist uns wohl gerathen, ja gerathen.

Dergleichen Gedichte kommen in allen möglichen Längen vor, größere gereimte Relationen von deutschen Fehden, von Fürsten und Städten, Schlachten, Belagerungen, Empörungen &c., dito kleinere, noch ohne Strophen, dann wieder sehr lange, schon als Lied auf das Singen berechnet, aber mit zahllosen unerträglich langweiligen Strophen, und kürzere, mit weniger Strophen. — Von Poesie ist selten oder nie etwas in ihnen zu finden, und sehr oft ist der Gegenstand nicht einmal der Beschreibung werth. Die unbedeutendsten Balgereien während des langen Streites zwischen Adel und Städten füllen hier viele Bogen voll Reimereien.

Ich kann nicht einmal den vielgerühmten Schweizer Liedern von Halbsuter und Veit Weber, so wenig wie den Dithmarschenliedern, die doch vom Kampf um die Freiheit handeln, Geschmack abgewinnen, weil sie das feurige Thema gar zu sehr verwässern. Alle diese Schweizer Lieder, die Rochholz 1835 sammelte, die zahllosen anderen Lieder, welche Wolff 1830, Soltau 1836, Körner 1840 sammelten und die von den Fehden in Deutschland handeln, sind gleich unpoetisch. Wir unterscheiden die Nürnberger, Magdeburger, Soester Fehden, die Braunschweigischen, die Grumbachischen Händel, die Raufereien des wilden Pfälzer Friedrich, die Mailänder Kriege, zahlreiche fliegende Blätter, die angeblich von den Landsknechten sollen gesungen worden seyn, eines so langweilig wie das andere, aus den Zeiten der Kaiser Max I. und Carl V. &c. Dann besondere Lieder auf einzelne Schlachten, z. B. die Allinger, die Seckenheimer Schlacht, die große Schlacht bei Pavia &c., oder auf einzelne Fürsten, König Ladislaws Tod &c., einzelne Trauerfälle und Schrecknisse, Judenmorde &c., auf berühmte Ritter und Räuber,

den Pinzenauer, Hammen von Reinstätt, Schüttensam, Raumensattel, Mutschelbek, Lindenschmitt, Störtebeker, Fritsche 2c.

Nur selten liegt in der Begebenheit selbst ein poetischer Reiz, über den wir den elenden Vortrag vergessen, z. B. in dem Liede von Kunz von Kauffungen, der die jungen sächsischen Prinzen bei Nacht aus dem Altenburger Schlosse entführte, aber im Walde, als er für den Prinzen Albrecht Erdbeeren suchte, sich mit seinen Sporen verwickelte und von einem Köhler niedergeschlagen wurde. Oder in dem Liede von Eppelin von Geiling, der mit seinem Zauberroß von den Mauern Nürnbergs heruntersprang. Auch das Lied von der Tartarenfürstin, die von einem habgierigen Wirth zu Neumarkt in Schlesien heimlich erschlagen und beraubt worden seyn soll und was nachher den großen Rachezug der Tataren zur Folge hatte (Wunderhorn II. 258), ist wenigstens frappant, das Lied auf den Mord der unglücklichen Agnes Bernauer wenigstens durch den Inhalt rührend.

Mittlerweile wurde, wie bekannt, ungefähr im Jahr 1440 die Buchdruckerkunst erfunden und kam in die Universitäten ein Aufschwung, welcher bald eine ganz neue Bildung an die Stelle der alten setzen und die bürgerliche Meistersängerei verdrängen sollte. Ehe sich aber die neue Schule der Renaissance, der classischen Studien ausgebildet hatte, nahmen auch Gelehrte, Geistliche, wenn sie deutsch dichteten, den Meistersängerton und den aus der Entartung des alten Berner Verses entstandenen Knittelvers an.

Ein Buch, welches dieser Zwischengattung angehört und damals das größte Aufsehen machte, überaus oft gedruckt, commentirt und übersetzt wurde und heute noch gepriesen wird, war das Narrenschiff des Sebast. Brant aus Straßburg, zum erstenmal erschienen 1494. Die beste neuere Ausgabe mit reicher Erklärung gab Zarncke 1854.

Die Narren rüsten ein Schiff aus und besteigen es, fahren sorglos ins Meer hinaus und gehen unter. Das ist der dürftige Rahmen des Gedichts. Den Hauptinhalt bildet die Beschreibung der Narren, die nach Rubriken in Kapitel vertheilt werden. Ein Narr aber ist Jeder, der nicht ganz seine Pflicht erfüllt. Diese Classification erinnert einigermaßen an die in den Todtentänzen. Alle Menschengattungen, Geschlechter, Alter, Stände werden in ihrer Thorheit vorgeführt und dem Dichter ist es bitterer Ernst mit der Klage über die Narren.

Deshalb konnte auch der berühmte Straßburger Prediger Geiler von Keysersberg an das Narrenschiff eine ganze Reihe von Predigten anknüpfen, in denen zuweilen mehr Geist und Witz enthalten ist, als im Narrenschiffe selbst. Brants Narrenschiff verdient seinen großen Ruhm in keiner Weise. Es ist das langweiligste Buch, was man lesen kann. Die Narrheit darin erscheint fast schwermüthig. Auch ist fast nichts originell. Narrenschiffe sah man in den Niederlanden und am Rhein, wie häufig noch jetzt, zu jeder Fastnacht, entsprechend den Narrenwagen oder Gugelfuhren. Brant gibt nicht einmal eigne Gedanken, sondern schreibt die Classiker und Kirchenväter aus und bringt ihre Gedanken nur in steife deutsche Reime. Er hat kein anderes Verdienst, als das einer trocknen Classification. Damit sollen ihm seine gesunden Gedanken und sein sittlicher Werth nicht abgesprochen werden, aber von Poesie ist nichts bei ihm zu finden. Er hat noch kleinere Sachen gedichtet, einiges lateinisch, auch Epigramme, abgedruckt bei Zarncke, Vorrede III., darunter eine zornige Schilderung des Advokatenunfugs.

Der Zwischengattung zwischen der hölzernen Meistersängerei und der Renaissance gehören auch zwei geschichtliche Dichtungen an, die man noch zu den Chroniken zählen kann. Erstens der Thewrdank, ein auf Befehl und unter den Augen Kaiser Maximilians I. von Melchior Pfinzing niedergeschriebenes allegorisches Gedicht vom Leben desselben Kaisers, gedruckt 1517, mit noch größerer Pracht 1519, zuletzt in einer Ausgabe von Haltaus, 1836.

Tewrdannkh ist Max I. selbst, „weil er von Jugend auf in all seinen Gedanken nach tewerlichen Sachen gericht", d. h. also Einer, der auf Abentheuer denkt. Der Held gewinnt nach vielen Kämpfen und Gefahren die schöne Jungfrau Ehrenreich, d. i. Maria von Burgund. Die Kämpfe und Gefahren, die hier geschildert werden, hat Max wirklich in seiner Jugend bestanden in Gemsenjagden und Zweikämpfen ꝛc.; der Neid, die Kabalen, die er andrerseits schildert, hat er in späteren Jahren reichlich erfahren. Da kommt vor z. B., wie Max in einem Hohlweg einen gegen ihn anspringenden Hirsch erlegte, wie er einer wüthenden Bärin Meister wurde, wie er zu München einem Löwen den Rachen aufriß, um Simson nachzuahmen; wie er sich auf der Martinswand in Tirol verstieg; wie er mit Stiefeln und Sporn zwischen ein Rad gerieth und durch seine Stärke den Fuß zurückzog; wie er einmal in Flandern ins Eis versank; wie er auf dem Münster in Ulm auf dem äußersten Umgang stand und ein Bein in die Luft reckte; wie er vom Pferde steigend, noch mit

einem Fuß im Bügel, einem Wildschwein den Fang gab; wie er einen Ritter am Rhein, der Jedermann zum Zweikampf herausforderte, besiegte; wie er zwei Ritter, die ihn überfielen, zurückschlug; und so noch viele ähnliche Fälle. Die Gefahren sind unter drei Hauptfeinde rubricirt. Fürwittig bedeutet den jugendlichen Uebermuth, Unfalo die Gefahren, Neidelhart die Intriguen; sie werden am Schluß alle drei besiegt und hingerichtet. Die Verse sind die gewöhnlichen Knittelverse.

Es fällt nicht angenehm auf, daß der Kaiser des großen deutschen Reichs nicht wichtigere Dinge zu erzählen weiß, als solche Jäger- und Ritterstückchen. — Burkard Waldis fügte 1553 eine Menge Verse mit moralischen Sentenzen hinzu. Eine viel schönere Zugabe sind die Holzschnitte Hans Schäufelens.

Das zweite Werk, der Weißkunig (weiße König) ist nach Angabe Maximilians I. von Marx Treitzsauerwein, in Prosa, gedichtet, und enthält die Vorgeschichte zum Thewrdank, nämlich das Leben des alten Kaisers Friedrich III., worin die Anfänge seines Sohnes Max eingeflochten sind. Der weiße König ist der deutsche Kaiser Friedrich, der blaue ist der König von Frankreich, die braune Gesellschaft sind die unbotmäßigen Niederländer. Alles ist hier noch verkünsteltere Allegorie und noch verstecktere politische Moral, als im Thewrdank. Das Werk wurde durch Holzschnitte des berühmten Burgkmayer verschönt.

Diese gelehrten Arbeiten waren schon gedruckt und die Poesie schien wieder an die Geistlichkeit und an die Höfe zu kommen, als noch einmal ein bürgerlicher Meistersänger auftrat, größer als alle bisherigen.

Den Ruhm aller Meistersänger übertraf der Nürnberger Schuster, Hans Sachs (geb. 1494, † 1576)., mit dem aber die alte Meistersängerei auch zu Ende ging, da in Folge der Reformation, an der er selbst als Freund Luthers Antheil nahm, der Renaissancestyl alle älteren Formen verdrängte. Hans Sachs bildet eine sehr merkwürdige Wetterscheide der deutschen Poesie. Während er in seiner dumpfen Schusterwerkstatt nur handwerksmäßig reimen gelernt hatte und seine Knittelverse um nichts besser waren, als die der andern immer roher gewordenen Verfasser der Fastnachtsspiele, zog sein mächtiger Wissenstrieb nicht nur alle poetischen Erinnerungen der Kirche, des Kaiserthums und Ritterthums, der Volkssagen rc., sondern auch der antiken Welt zu sich herein, und was immer die Humanisten von alter Mythologie, Geschichte und

Poesie wiedererweckt hatten, das konnte dem Heißhunger seiner Empfängnißbegierde nicht entgehen. Indem er nun die engen Wände seines Zimmers zu einem Panorama aller Zeiten und Völker ausdehnte, übertraf er an Universalismus alle seine Vorgänger und war der Erste, der überhaupt der deutschen Poesie das Ziel anwies, Weltpoesie zu werden. In ihm concentriren sich daher nicht blos seine nächste Vergangenheit und Zukunft, das Mittelalter und die Renaissance, sondern er erscheint auch als Prophet der neuesten Zeit, in der alle Geschmäcke sich gemischt haben, die deutsche Dichtung das Erbe aller Zeiten und Räume in sich aufgenommen hat. Ich will nicht verhehlen, daß mir die Stoffsucht des Hans Sachs, die Habgier, die allen poetischen Stoff der Welt zusammenplünderte, besser gefällt, als die Formsucht des berühmten Opitz, der ein Jahrhundert später bei fast gänzlicher Vernachläßigung des Stoffs nur leichtere und gefälligere Sprachformen suchte. Denn man darf nie vergessen, daß in der Poesie der Stoff allezeit die Hauptsache, die Form nur Nebensache ist. Allein die Stoffbegierde des Hans Sachs war nicht minder krankhaft und unnatürlich, wie die leere Formkünstelei des Opitz, weil er ohne Wahl alles zusammenraffte und die deutsche Poesie zu einem bloßen Packhof voll Waarenballen und Fässer machte.

Als passiver Poet war Hans Sachs einer der größten auf Erden, als activer einer der kleinsten. Seine eigne Erfindungsgabe ist schwach, nur in den Schwänken zeichnet ihn eine originelle, überall naive und treuherzige Schalkhaftigkeit aus. Seine Sprache ist aber fast ohne Ausnahme ohrzerreißend, unerträglich hart. Gewiß verräth es den feinsten poetischen Sinn, wenn ein Nürnberger Schuster aus der homerischen Welt herüber fernen Sang der Sirenen vernimmt. Aber den Schuster bezeichnet dann gleich wieder die unglaubliche Rohheit und Gemeinheit, mit welcher er diesen Gesang wiederzugeben den Versuch macht. Man höre aus seinem „Ulisses mit den Meerwundern“ die Sirenen singen:

Ulisses stark, der Griechen Herr,
Dein Weg und Schiff her zu uns kehr,
Halt still und hör vorher unsern Sang,
Davon deine Heimfahrt Freude erlang'.
Wahrlich kein Herr zu keiner Frist
Vorher so geschwind fürgefahren ist,

Der nicht vernähme unsern Gesang,
Damit wir keinen halten lang.
Deine große That ist uns bewußt,
Dazu der Griechen groß Verlust ꝛc.

Hans Sachs hat, wie seine Zeitgenossen, den Werth schöner Sprachformen gar nie begriffen. Er trachtete immer nur, einen Reichthum von poetischem Stoff zusammenzuhäufen. Wenn er wieder eine alte Historie aus der Römerzeit, den Mythus einer griechischen Gottheit, eine Novelle des Boccaz ꝛc. gelesen hatte, gleich setzte er sie in Reime, gesprächsweise oder als bloße Erzählung, immer kurz. Diese einzelnen Stücke sind daher in ungeheurer Zahl vorhanden. Hans Sachs hatte seine Gedichte eigenhändig in 34 Bänden niedergeschrieben. Von dieser 6048 Stück umfassenden Masse ist kaum der vierte Theil gedruckt. Die erste dreibändige Fol. Ausgabe bei Heußler erschien 1558. Die zweite fünfbändige Fol. bei Lochner 1570. Die dritte zu Kempten 1612 in fünf Quartbänden. Ein Auszug aus dem ersten Theil von Häßlein erschien Nbg. 1781. Eine größere Auswahl in drei Bänden von Büsching, Nbg. 1816. Später noch einige ähnliche Auszüge, jedoch nur einer: Hans Sachs, von Götz, Nbg. 1824 in vier Bänden, worin auch einige neue, bisher ungedruckte Stücke vorkommen. (I. S. 80 Gespräch zwischen S. Peter und dem Herrn, 180 die zwei ungeschaffenen Reiter. II. 104 drei Schwänke, 106 Fabeln vom Frosch und Ochsen. III. 15 Cupido. IV. 70 die zwei Maler, 72 Antiochus, 75 ein Kaufmann betrügt den Teufel.) Götz gibt aber seine handschriftlichen Quellen nicht an. — Die noch existirenden Handschriften befinden sich in der k. Bibliothek zu Dresden, in der Stadtbibliothek zu Leipzig und in der Schulbibliothek zu Zwickau; alle drei beschrieben im Serapeum 1843 Nr. 10—12. Das neueste und beste Werk über ihn ist „Hans Sachs von J. L. Hoffmann, Nürnberg 1847“.

Puschmann, sein Schüler, beschreibt ihn uns an einem großen Tisch:

An selbem saß
Ein alt Mann, was
Grau und weiß, wie ein Taub dermaß,
Der hat einen großen Bart fürbas
In einem schönen großen Buch las
Mit Gold beschlagen schön.

Dieses freundliche Bild wird unvergessen bleiben. Hans Sachs hat etwas Ehrwürdiges in seinem bürgerlichen Fleiße, in seiner biedern Treuherzigkeit, in der Fülle von Poesie, mit der er sich zu umgeben wußte. Wie niedrig sein Stand war, empfing er doch die Besuche aller Götter, Kaiser, Könige und Heroen.

Seine Werke sind, wie gesagt, einzeln um so kürzer, je zahlreicher sie sind. Nur wenigen Tragödien und Comödien hat er etwas größeren Fleiß zugewendet. In der Regel enthalten sie, nachdem der Ehrenhold den Prolog gesprochen hat, nur in sehr kurzen gedrängten Scenen den dünnen Rahmen der traurigen oder lustigen Begebenheit, ohne tiefere Motivirung, schärfere Charakteristik und reichere Ausschmückung. Oft erzählt der Dichter eine Begebenheit nur ganz kurz. In den lehrhaften Sagen kehrt die Form des Gesprächs, des Wettstreits wieder.

Bei Hans Sachs stehen immer die biblischen Comödien oder Erzählungen voran. Er hat das ganze alte und neue Testament in Reime gebracht, aber immer stückweise, die Geschichte der Schöpfung, von Adam und Eva, Sodom und Gomorrha, Abraham, Jacob, Joseph, Moses, Josua, Gideon, Simson, Judith, der Tochter Jephtha, Eli, David, Salomo, die Propheten, Esther, Tobias, die Makkabäer ꝛc. Die Psalmen, die Sprüche Salomonis. Dann die Geburt, das Leben, die Leiden Christi, Herodes, Johannes der Täufer, eine Menge biblischer Parabeln, die Zerstörung Jerusalems, das jüngste Gericht. Dazu noch Zusammenstellungen der 12 Helden, 12 edlen Frauen, 12 Tyrannen des alten Testaments, auch eine gute Anzahl katholischer Legenden, endlich Allegorien, Vergleichungen der Christen mit einem Schafe, einer Rose ꝛc., Ermahnungen, Betrachtungen des Todes. Wie rührend auch die fromme Einfalt des Schusters scheint, so sind doch diese biblischen Sachen bei ihm die schwächsten, nur sehr weniges ist originell. — Eine eigenthümliche Dichtung, deren Quelle noch nicht gefunden ist, hat Hans Sachs in den ungleichen Kindern Eva's dreimal wiederholt, aber nicht selbst erfunden (vgl. J. Grimm in Haupts Zeitschr. 2, 257—267).

Gott sieht einmal nach den aus dem Paradiese Verstoßenen. Eva hat unterdeß eine Menge Kinder geboren und putzt dieselben vor dem Herrn heraus. Nur Cain und ein Theil der andern verweigert Gott jede Huldigung und sie werden dafür gestraft, die niederen Stände, Bettler und Räuber auf Erden

zu werden, indeß Abel, Seth ꝛc. Ehren und Glücksgüter erhalten. — Gott will einmal die Kinder Evä sehen. Da putzt Eva nur die schönen heraus und versteckt die häßlichen, aus mütterlicher Eitelkeit. Gott beschenkt nun jene und für diese bleibt nichts übrig, sie müssen arme Arbeiter und Bettler werden.

Die zahlreichen historischen Stoffe, an welche sich mythologische und sagenhafte anreihen, sind von Hans Sachs ebenfalls nur aus älteren und fremden Quellen geschöpft und meist nur sehr roh und kurz bearbeitet. Aus der classischen Mythologie, die er durch die Humanisten kennen lernte, entnahm er fast alle Gestalten des Homer und Ovid und führte sie zum erstenmal der erstaunten Nürnberger Bürgerwelt vor Augen. Man denke sich nun, wie neu ihnen die am Fels gefesselte Andromeda seyn mußte, welche Perseus vom Ungeheuer errettet, und Daphne, die, von Apollo verfolgt, zu einem Baum wird, Circe unter den zu Schweinen verwandelten Menschen ꝛc. Sachs wagte es, den ganzen trojanischen Krieg, wie auch die Odyssee, kurzgefaßt auf die Bühne zu bringen, dazu viele tragische Stoffe, das jammervolle Geschick des Oedipus, des Agamemnon, der Iphigenia, der Niobe, die Wiederbringung der Alkestis, die Thaten des Herkules, Theseus ꝛc. Dazu die ganze alte Geschichte, Leben und Thaten des Cyrus, Kambyses, Xerres, Alexander, fast aller griechischen Helden, Staatsmänner und Weisen aus dem Plutarch, desgleichen aller römischen Könige, Feldherrn, Kaiser von Romulus bis Aurelian, mit besonderer Rücksicht auf berühmte Heldenthaten wie die des Scävola, des Cocles ꝛc., oder berühmter Weiber wie Semiramis, Lucretia, Virginia, Kleopatra, Dido ꝛc. Nicht minder reimte Sachs vieles aus den Erinnerungen und Sprüchen alter Weltweisen zusammen, des Diogenes, Aesop, Epictet, Epimenides, Seneca, Boethius. Auch Lucians Charon, der goldne Esel, einiges aus Plautus und Terenz, der Spartaner Lob, der ägyptischen Könige Begräbniß, das Fest der bona dea, die sieben Wunderwerke der alten Welt. Dazu Wunderdinge aus der Natur nach alter Vorstellungsweise. Endlich auch viele Fabeln nach äsopischem Vorbilde.

Eben so sehr fühlte sich Sachs aber auch von den romantischen Stoffen des Mittelalters angezogen. Er brachte den Inhalt unserer schönen Volksbücher in schlechte Reime, Flos und Blancflos, Sifrit, Me-

lusine, Magellone, Wilhelm von Orlienz, Wilhelm von Oesterreich, Hug Schapler, Fortunatus, Griselbis, Galmi, Pontus und Sidonia, die unschuldige Königin von Frankreich; welsche Stoffe von König Artus, von Tristan und Ysolde, vom Hund des Aubri, eine gute Anzahl Novellen des Boccaccio. Manchen alten Sagenstoff von der nach dem Tode von ihrem Gatten als wildem Jäger verfolgten Ehebrecherin, von der Büßenden (die später Stolberg besang), von dem treulosen Statthalter (Shakespeares „Maaß für Maaß"). Viele nordische Stoffe aus Saxo, als Hagbart und Signe, Frotho, Heding, Magnus, Regner, Wermundus, Hasmund, Sueno, Birger. — Aus der deutschen Geschichte: Alboin und Rosamunde, Desiderius, Heinrich der Löwe, der Schweizer Ankunft und Freiheit. Dazu Geschichten von Päpsten, auch der Päpstin Johanna, Geschichte des treuen Bancbanus in Ungarn. Die Belagerung Wiens durch die Türken (1529), die Siege Karls V. in Afrika, dessen Einzug in Nürnberg und ein Lob dieser seiner Vaterstadt. — Alle diese historischen Stoffe bieten nur Bekanntes dar. Zu dem weniger Bekannten gehören Niklas, der verlorne Sohn und das rothe Kreuz.

In den lehrhaften Gesprächen und Sprüchen hält Hans Sachs überall einen gesunden Sinn und bürgerliche Ehrbarkeit fest, straft manchmal auch recht derb und läßt sich nie durch eine irdische Furcht oder Rücksicht binden. Nur selten aber ist Poesie in diesen Lehren. Mit der dürren predigtartigen Ermahnung und dem dialektischen Wettstreit wechselt nur selten eine feinere poetische Behandlung ab, z. B. in dem Gespräch vom Waldbruder, der einen Leichenzug vorbeigehen sieht und erfahren muß, da begrabe man die alte Treue, und in der Erzählung von der „unterdrückten Frau Wahrheit", die er ganz zerschlagen, blutrünstig und elend in einem ärmlichen Bette liegen findet, weil sie von der ganzen Welt mißhandelt worden sey. Geistreich ist auch der „Frau Venus Zwangnuß", weil hier die Wollüste als Martern in einem Gefängniß aufgefaßt werden. Aus dem Leben gestohlen ist der „Landsknechtspiegel", in dem der ganze Unfug der damaligen Soldateska geschildert wird. Sehr merkwürdig ist die „Klage der Frau Arbeit", daß das Handwerk unwerth werde, weil man den Arbeitern ihren verdienten Lohn abzudingen angefangen und das trauliche Verhältniß von Meister und Gesell übergehe in das gespannte und feindselige Verhältniß zwischen einem geizigen Arbeitgeber

und dem eben dadurch trotzig werdenden Arbeiter. Der Dichter wirft ihr ein, es seyen eben der Arbeiter zu viele jetzt. Sie aber erwiedert:

Den Ding verstehst du nicht,
Merk, weil man dinget und abbricht,
Den Arbeitern saugt aus das Blut,
Das macht verdrossen und verrucht.

Eben so verständig und geistreich ist des Wolfs Klage über die Menschen. Der grimmige räuberische Wolf erstaunt, wie die Menschen noch viel schlechter sind, als er. Desgleichen die Klage der wilden Holzleute (Elben) über die untreuen Menschen. Die Klage des Teufels, daß ihm die Hölle zu eng werde, weil zu viele Menschen hineinkommen. Die Klage der neun Musen über die Rohheit in Deutschland.

In Beispielen ist Hans Sachs sehr glücklich, wobei er jedoch schon ältere bekannte Stoffe benutzt. So das Beispiel von drei Söhnen, unter welchen der allein erben sollte, der den Vater mit einem Pfeil ins Herz treffen würde, aber nur der wirklich erbte, der aus Pietät gar nicht schießen wollte. So die Geschichte des verlornen Gulden, die schon Suchenwirt behandelte. Ferner die schöne Comödie „vom heiligen Gericht Gottes“.

Ein Waldbruder denkt: „wozu viel plagen durch Fasten und Einsamkeit, da Gott ja doch die Guten nicht belohnt und die Bösen nicht bestraft.“ Er geht also in die Welt hinaus. Da gesellt sich ein Engel zu ihm, der unterwegs ein Kind umbringt rc., zuletzt aber den Waldbruder belehrt, daß der Mord nothwendig gewesen, weil aus dem Kinde sonst ein arger Bösewicht erwachsen wäre rc., kurz daß die scheinbare Ungerechtigkeit der göttlichen Weltregierung sich zuletzt immer als eine gerechte erweise.

So die drei Lehren des alten Marschalks:

Der alte Marschalk lehrt seinen Sohn 1) er solle nie für einen bitten, den man henken wolle, 2) er solle nie einen Höheren zu Gaste laden, 3) er solle keiner Frau ein Geheimniß anvertrauen. Der Sohn erprobt alle drei Lehren, zuletzt mit seiner eignen Frau, der er anvertraut, er habe einen Mord begangen. Die Frau verräth ihn wirklich und er wäre verloren gewesen, wenn der angeblich Todte nicht noch gelebt hätte.

Ein Paar Schwänke vom h. Petrus:

Petrus möchte auch einmal die Welt regieren. Christus erlaubt es ihm auf einen Tag, er soll aber wohl regieren und nur Gutes thun. Das ver-

steht sich von selbst, denkt Petrus. Nun kommt ein armes altes Weib und klagt über ihre große Noth und bittet Petrum, er möge ihr doch wenigstens ihre Gais hüten. Petrus thut es, die Gais macht aber den ganzen Tag über so viele Capriolen und Unarten und ruht nie, daß Petrus ganz in Schweiß geräth und am Abend die Weltherrschaft vergnügt in Jesu Hände zurückgibt. Wie kann ich die Welt regieren, da ich nicht einmal eine Gais hüten kann? — Im folgenden Schwank wird Petrus abermals beschämt, indem der Herr ein sehr sauberes Mädchen einem faulen Knecht zutheilt. Petrus ist über diese Ungerechtigkeit ganz wild, aber der Herr sagt: du verstehst es nicht; sie wird dem Faulen schon zu schaffen machen und er wird sorgen, daß sie nicht stolz und übermüthig werde.

Ein vortrefflicher Schwank vom Ursprung der Affen:

Christus herbergt bei einem Schmiede. Da kommt ein alter Bettler, den setzt der Heiland ins Schmiedefeuer und brennt ihn jung, daß er als schöner frischer Jüngling davon geht. Nachher will das alte Weib des Schmiedes auch wieder jung werden. Der Schmied muß sie ins Feuer setzen, da schreit sie aber und er wirft sie ins Kühlwasser. Sie war aber schon ganz zusammengeschrumpft und schwarz. Da kamen zwei schwangere Nachbarinnen, versahen sich aus Schreck an ihr und gebaren — die ersten Affen.

Wie geistreich Hans Sachs allegorische Stoffe zu behandeln verstand, wenn er sich nur Zeit dazu nehmen wollte, beweist seine vortreffliche Comödie von der Göttin Pallas im Wettstreit mit der Venus.

Pallas, die personificirte Tugend, streitet mit Venus, der personificirten Wollust, um den Vorzug. Ein Kaiser sitzt als Richter hin. Der Venus Advocat ist Epicur, dem insbesondere noch Satanas assistirt. So oft Satanas über des Epicur Worte in Bewunderung ausbricht, streichelt sich Epicur vor Lust den Bauch. Auch steckt ihm Satanas Speck in den Mund, daß die Rede leichter fließe. Allein für Pallas tritt Herkules in die Schranken und besiegt alle höllischen Ungethüme, die ihm entgegengestellt werden, im Namen der Tugend, so daß der Kaiser zuletzt sagt: nur dir gebührt der Himmel, nur die Tugend kann den Himmel tragen! weshalb Herkules dem Atlas die Last abnehmen muß. Epicur aber wird bestraft. Cacus muß ihn auf die Pritsche legen und barbarisch auspeitschen. Mitten im Schmerzensgeheul ruft Epicur alle Wollüste und guten Sachen, Schüsseln und Flaschen vergebens zu seiner Hülfe herbei.

Das Stück ist roh, aber genial angelegt und durchgeführt. Nicht übel ist die Revue der Laster in „der Venus Hofgesind“ und „der Laster Arznei“. Im letzteren Stück bilden sich die Laster ein, sie seyen nur Krankheiten. Ungleich weniger geistreich sind die Wettgespräche zwischen

Jugend und Alter, Sommer und Winter, Leben und Tod, Tugend und Laster, Krankheit und Gesundheit, Armuth und Glück, Wollust und Ehre, Hoffahrt und Demuth, Zorn und Sanftmuth, Wasser und Wein ꝛc. und die Vergleichung der Altersstufen mit dem Jahreslauf und den sieben Planeten.

Unter den lehrhaften und allegorischen Gedichten des Sachs zeichnen sich aus „die gemarterte Theologie", die unter den Henkershänden der Sektirer leide, weil (zur Reformationszeit) Jeder sie allein besitzen wolle. Ferner „das klagende Evangelium", welches verzweifeln will, da es über Deutschland wie eine reiche goldne Saat ergossen, doch noch nirgends eine Frucht aufgehen, sondern überall nur Laster sehe. Im Uebrigen schließt sich Sachs an Luther, nennt ihn die Nachtigall, die in süßem Sange das Wort Gottes verkünde, und besingt auch noch seinen Tod.

Hans Sachs beschäftigt sich auch sehr viel mit der Ehe, mit den Weibern und Mägden. Hier tritt sein biederer Charakter ins hellste Licht. Er schildert den biedern Mann, das biedere Weib, wie sie seyn sollen, echte Altnürnberger Gestalten aus dem ehrbaren Bürgerthum. Eben so preist er den Wohlstand der Ehe. Höchst lieblich sind seine Schilderungen der ersten keuschen Liebe, des ersten Kusses, des Liebezwistes und der zärtlichen Versöhnung. Dann aber verbreitet er sich auch über alle Untugenden der Männer und Weiber, über die bösen Ehen, über alle kleinen feinen Tücken des Weibervolks, über schlechte Haushaltung, faule und untreue Dienstboten ꝛc. Ein überaus reiches und naives Sittengemälde seiner Zeit. Auch allegorische Wettkämpfe fehlen hier nicht. In einer eigenen Comödie läßt er den berühmten Streit zwischen Jupiter und Juno durch Tiresias entscheiden. Auch gibt er schon Machiavelli's berühmten Belfagor wieder, die Geschichte vom Teufel, der sich vor einem bösen Weibe verkriechen mußte, und eine andere von einem Teufel, welcher vergebens ein buhlerisches Weib hüten wollte. Desgleichen viele Novellen des Boccaccio und frivole Fabliaux, die freilich zu der bürgerlichen Ehrbarkeit Nürnbergs nicht mehr passen.

Die weiblichen Gestalten bei Sachs erinnern ganz an die Bilder von Lucas Cranach, züchtig ehrbar und doch oft ziemlich frei aufgefaßt, am naivsten im Nackten, wie es damals mit dem älteren Renaissancestyl aufkam. So die Schilderung der Venus nach der bekannten Vorstellung,

welche der Stadt Magdeburg den Namen gegeben haben soll, nackt auf einem Wagen mit Aepfeln in der Hand, hinter ihr die drei Grazien. Das hübscheste Genrebild ist das von König Karl und den zwei Rittерstöchtern (V. 315). Der Ritter hat den König zu sich eingeladen und läßt seine Töchter vor den Augen desselben die Fische fangen, die ihm auf die Tafel gesetzt werden sollen:

Indem eintraten in den Garten
Zwo Jungfrauen mit schneeweis zarten
Durchsichtig weißen Hemmetlein,
Dadurch ihr Leib sam bloß erschein,
Ganz adelig gelidmasiret,
Mit gelb fliegendem Haar gezieret,
Darauf hettens mit Reverenz
Von Perlein weiß zwen schmalen Kränz,
Trugen auf ihren Achseln zuletz
Von Seiden gestrickt ein Fischnetz,
Und ein Steuerruder in der Hand
Traten zu dem Weier beidsamt,
Darein traten sie alle beid,
Bis Wasser in an die Brüstlein schlug
Und thäten beide ein Fischzug
Und fingen etlich schöne Fisch,
Die trugen sie heraus zu Tisch
Dem König ꝛc.

Charakteristisch bei Hans Sachs sind die Narren. Schon vor Hans Sachs waren durch Brants Narrenschiff und des Erasmus Lob der Narrheit alle Thorheiten der Welt in Narren personificirt worden. Indeß stammt doch die Narrenmaske ursprünglich von den bürgerlichen Fastnachtsspäßen her. Am berühmtesten unter den Fastnachtspielen des Hans Sachs ist das Narrenschneiden:

Einem Kranken, unter dem man die ganze Gesellschaft verstehen muß, werden vom Arzt eine Unzahl von Narren ausgeschnitten. Wenn diese erst alle in die Pegnitz geworfen sind, wird der Kranke wieder gesund werden.

Ferner der Narrenfresser, der die Narrheiten wie Wildpret jagt und mit Genuß verzehrt, das Narrenbad, in das alle hinein müssen, um für ihre Thorheit zu büßen. Stultitia mit ihrem Hofgesind, nach Erasmus. Der Kram mit Narrenkappen, ein Narrenausbrüter ꝛc.

Zum Phantastischesten des Hans Sachs gehört sein Nasentanz.

Wer die größte Nase hat, soll König werden. Drei Kleinode sind ausgegesucht für die nach ihm die größte Nase haben. Da kamen zwei Pfeifer und bliesen auf zum Tanz und von allen Seiten strömten großnasige Bauern herbei.

Ohne Zahl mit also großen Nasen
Lang, dick und krumm, hencket und puckelt
Murret, munket, breit, pflüntscht, hukelt
Zinckt, hocket, knorret und knollet,
Dreieckigt, viereckigt und drollet
Gleissent und rot, kupfern und högret ꝛc.

Der Schwank hat kein Ende, denn der Dichter ruft den Zuschauern nun zu, kommt alle, ihr seyd alle eingeladen zum Mittanzen und noch jeder von euch kann Nasenkönig werden.

Hieher gehören auch die in Callots Manier entworfenen Bilder von Hexen, vom Hauptmann des großen faulen Haufen, von den Landsknechten, vor denen sich der Teufel selber fürchtet, Hans Unfleiß und Heinz Widerporst, die Karikaturen zweier Lumpen, eines einäugigen und großmauligen alten Bettlers und eines „gerade aus dem Lappenland" hergekommenen Halbwilden, dann der Kampf der blinden Bettler mit den Säuen. Zu des Dichters Capriccios gehört ferner das Wettlügen am Lügenberge. Grotesk ist die Operation eines Arztes, der einem kranken Bauern den Magen ausnimmt und um ihn zu reinigen an einem Zaun aufhängt, als aber ein Rabe den Magen frißt, geschwind einer Sau den ihrigen ausschneidet und dem Bauern wieder einstopft. Daher kommt es, daß die Bauern einen Saumagen haben. Einiges hat Sachs auch vom Eulenspiegel entnommen. Toll ist „der Roßdieb zu Funsing".

Der Roßdieb stiehlt den Bauern Rock und Bock, verkauft sie andern Bauern und sieht zu, wie die rechtmäßigen Eigenthümer und Käufer sich halbtodt schlagen. Die Rohheit der Bauern übertrifft hier noch die Schalkheit des Diebes.

Sehr ergötzlich ist der Weinkauf. Um diesen nämlich immer wieder trinken zu können, verkaufen ein Bauer und sein Weib einander täglich gegenseitig ihren Esel.

Derber, etwas unfläthiger Humor waltet in den Neujahrsgeschenken, womit H. Sachs die verschiedenen Handwerke beschenkt. Die Schneider

bekommen ihre obligate Gais, die Weber eine Maus, damit sie ihnen das Garn verwirre. In einem Schwank werden die groben Männer „abgehobelt". Am ärgsten ist „die Schifffahrt der wüsten vollen Säue", ein Parodie des Narrenschiffs.

Säue fahren zu Schiffe, fressend, saufend, spielend 2c., wozu ein Theil musicirt, ohne Ruder, völlig unbekümmert. Bei Nacht werfen sie sogar die Lichter ins Meer und säuen lustig fort, obgleich ein schweres Gewitter über ihnen blitzt und unter ihnen das Meer wild aufbraust. Sie gehen unter, ohne es zu merken.

Ueberaus ergötzlich sind diejenigen Schwänke des Hans Sachs, die uralten heidnischen Erinnerungen entnommen sind. So das Altweiberbad und die Altweibermühle, worin die Alten wieder jung werden, entlehnt aus der altheidnischen Vorstellung vom Jungbrunnen. So seine Schilderungen des lustigen Schlaraffenlandes, entlehnt aus den alten Vorstellungen vom Wunschlande. An das alte Thiermärchen erinnert die Klage des Hasen über sein elendes Leben. Moderner ist seine verkehrte Welt, in der die Hasen den Jäger fangen und am Spieße braten.

Unter den Schülern des Hans Sachs ist nur der schon genannte Puschmann, ein Lausitzer und Schuster, bemerkenswerth wegen der Schilderung, die er uns von Sachs hinterlassen hat. Derselbe schrieb eine nicht üble Comödie vom keuschen Joseph. Das Nähere bei Hoffmann, Spenden II. 1.

Als dramatischer Dichter steht noch Ayrer in den Fußstapfen des Hans Sachs, reicht aber mit seinem Haupte schon in eine neuere Zeit hinauf.

Den Ausgang der Meistersängerei charakterisirt am besten Johannes von Soest († 1504). Derselbe wurde nämlich aus einem Meistersänger ein Singemeister. In den Niederlanden von Engländern in der eigentlichen Musik unterrichtet, wurde er Kapellmeister des Pfalzgraf Friedrich in Heidelberg. Uebrigens verräth seine in Knittelversen geschriebene Selbstbiographie noch ganz den harten Meistersängerton. Vgl. Hoffmann in Prutz lit. hist. Taschenbuch 1846.

2.

Spruchdichtung.

Die Meistersänger waren vornehmlich Spruchdichter, d. h. sie weihten alle häuslichen und öffentlichen Feste mit lehrhaften, zum Theil witzigen Sprüchen ein. Aus solchen Sprüchen entstanden nach und nach Gespräche und endlich die dramatischen Fastnachtsspiele, wie aus den Kirchenliedern das geistliche Schauspiel.

Die Spruchdichtung ist ohne Zweifel viel älter, als die bürgerliche Meistersängerei. In unsern Rechtsgebräuchen, ja im gewöhnlichen Leben haben sich noch uralte Sprichwörter und lehrhafte Redensarten sogar noch mit der uralten Alliteration erhalten (s. Theil I. S. 6). Sie mußten später dem gereimten Spruche weichen. Bei Taufen, Hochzeiten, Begräbnissen, bei Einweihung eines neuen Hauses, bei feierlicher Eröffnung von Versammlungen, beim Beginn des Jahres, bei Einsetzungen ins Amt, bei Freisprechungen der Lehrlinge, beim Ritterschlage ꝛc. überall waren passende Denksprüche üblich und sind es zum Theil noch jetzt. Zur Zeit der städtischen Meistersängerei wurde diese Spruchdichtung mit großer Vorliebe gepflegt. Daher auch ganze Bücher von Sprüchen entstanden.

Die Priameln (von praeambulum, Vorspiel, Vordersatz) kamen im 14. Jahrhundert auf, ein Mittelding zwischen Spruch, Räthsel und Epigramm, sofern im Vordersatz eine Anzahl Beispiele aufgeführt werden, denen eine ganz kurze epigrammatische Nutzanwendung, gleichsam als Auflösung des Räthsels folgt. Sie heißen wegen des Abschnappens am Schluß auch Schnepper und der Meistersänger Rosenpluet soll danach der Schnepperer genannt worden seyn, der Name bedeutet aber auch schlechtweg einen Aderlasser oder Bader. Die meisten Priameln sind indeß mehr lehrhaft als witzig, der Schluß nur selten wirklich witzig und überraschend. Vgl. Eschenburg, Denkm. 385 f. Keller, alte gute Schwänke 1847. Die Priamel wurde auch in längere Spruchform ausgedehnt und ging in die Gesprächform der ersten kurzen Fastnachtsspiele über. Hier ein Paar Beispiele:

Ein alter Pelz ohne Läuse,
Eine alte Scheune ohne Mäuse,

Eine schöne Frau ohne Liebe,
Ein Jahrmarkt ohne Diebe rc.
Das sind gar seltsam Mären.

* * *

Wo der Sohn von dem Vater geht,
Der Lai ohne Priester am Altar steht,
Der Knecht sich über den Herrn setzt,
Der Bauer des Edeln Wildpret hetzt,
Wo die Henne kräht für den Hahn rc.
Da soll man mit Knütteln drunter schlagen.

* * *

Morde, raube, henke, stiehl,
Treib all Bosheit rc.
Hast du nur Geld und gute Wat,
Die Herren nehmen dich doch in Rath.

* * *

Ein Weib nach hübschheit, als ich sag,
Müßt haben eines Weibes Haupt von Prag,
Ein Büschlein von einer in Frankreich
Und zwei Brüstlein von Oesterreich,
Ein kehl und rücken von Brabant,
Von Köln Weiber ihre weiße Hand,
Zwei weiße füßlein dort her vom Rhein,
Von Bayern soll der sitten seyn,
Und die red dort her von Schwaben,
So thäten sie die Frauen begaben.

Eine ganze Aneinanderreihung von Priameln, Sentenzen und Sprüchen enthält der niederländische Koker, den Hackmann im Jahr 1711 mit dem Reinecke Fuchs zugleich drucken ließ. Der Sammler ist nicht bekannt, der Inhalt aber ohne Zweifel älter als das Druckjahr. Koker bedeutet einen Köcher voll Pfeile. Die Pfeile sind aber nicht sonderlich spitzig.

Ueber Sprichwörter vgl. Zacher, Sprichwörtersammlungen 1852. Nopitsch, Literatur der Sprichwörter 1852. Mone, Quellen und Forschungen I. 186. Gödeke, Grundriß S. 111. Die älteste Sammlung veranstaltete Bebelius in s. opusculis von 1507, dann Tunicius 1514, die berühmteste Agricola 1528 und Sebast. Franck 1541. In ihnen liegt ein Schatz von natürlichem Verstand und Erfahrung, wie von angebor-

nem Volkswitz, und insbesondere bezeichnen sie den Volkscharakter. Aber an die Poesie lehnen sie sich nur leise an. Nichts ist unpoetischer, als ein Buch voll Sprichwörter, die nichts als Lehren und Erfahrungen enthalten. Aber es gibt unter ihnen auch poetische, die in epigrammatischer Kürze wie mit einem kurzen Blitz gleichsam eine ganze Landschaft oder Begebenheit erhellen und die Einbildungkraft frappiren. In ihnen findet insbesondere der Witz seine schlagendste Form. Albert Höfer, der auf diese kürzesten aller Gedichte in Hagens Germania VI. 95 f. aufmerksam macht, theilt einige Proben mit, z. B.

Was die Gewohnheit nicht thut, sagt der Schneider und stiehlt Tuch von seinen eignen Hosen.

Alles mit Maaß, sagt der Schneider und schlägt sein Weib mit der Elle todt.

Viel Geschrei und wenig Wolle, sagt der Teufel und scheert die Sau.

Nix umsönst, secht de han und sat up de hen.

Albot helpt, saed de mügg un piss in de se.

Er ist so eigen, wie Hans Funk, der nicht am Pranger stehen wollte.

Dat is ken spass, saed de nachtwaechter, wen man int horn schit.

Von dieser Art sind ferner: Die Nürnberger henken keinen, sie hätten ihn denn erst. — O derentwegen, sagt die Bauernmagd, wir binden die Kuh an den Baum. (Ihr Liebhaber hatte besorgt, durch die Kuh, die das Mädchen zu führen hatte, würde er verhindert werden, etwas zu thun.) — Besser eine Laus aufs Kraut, als gar kein Fleisch, sagte der Knecht, dem man nicht genug zu essen gab, griff an den Kopf und warf eine Laus in die Schüssel.

Viele Sprichwörter beziehen sich auf eine lächerliche Begebenheit, z. B. es geht aus wie das Hornberger Schießen (wo man kein Pulver mehr hatte).

Auffallend phantastisch erscheint die Ansprache an die Lehrlinge des Schmiede- und des Böttcherhandwerks, wenn sie Gesellen werden, in Grimms altd. Wäldern I. 91 und 107. Man phantasirt ihnen abentheuerliche Reisen vor, in denen eine versteckte Allegorie liegt. Sonst sind alle diese Ansprachen weitläufig und bei aller Ehrbarkeit arg pedantisch. Vgl. Stock, Gesellenwesen, Magdeburg 1844.

Wie die Weihnachts-, Dreikönigs-, Oster- und Pfingstlieder an die kirchlichen Feste, so knüpften sich eine Menge Lieder und Sprüche auch an häusliche Feste: Hochzeitssprüche und Lieder, Polterabendspiele, Strohkranzreden, Neujahrswünsche, die s. g. Klopfan, Weingrüße und Sprüche,

Kinderlieder, Wiegenlieder. Dazu die Lieder und Sprüche verschiedener Berufsclassen, die Jägerschreie und Waidsprüche, die Kuhreigen, die Schnitterlieder (Schnaderhüpfeln).

Klopfan heißen die kurzen Liedchen und Sprüche, mit denen man beim Anklopfen allerlei Wünsche und Scherze ausdrückte. Keller, Fastnachtspiel S. 1241. 1355. Aehnlich den Schnaderhüpfeln.

Die **Segensprüche** zur Heilung oder Abwendung von Unheil, z. B. Wundsegen, Diebssegen, Reisesegen rc. haben nicht selten poetischen Werth, sofern sie durch etwas Feierliches und Geheimnißvolles die Seele zum Schauerlichen stimmen und dunkle Anklänge an uralte Göttermythen enthalten. Denn was Christliches in ihnen ist, scheint nur Uebertragung aus dem älteren Götterdienst zu seyn. Ein Waffensegen bei Haupt (altd. Blätter II. 266).

Ich beschwöre alle Waffen gut
Bei des heiligen Christus Blut,
Des heiligen Christus Odem rc.

Oft beginnt der Segen mit der mythischen Erinnerung an drei Brüder oder an drei Jungfrauen, die des Weges kommen und unter denen ohne Zweifel die alten wandernden Götter (Odin, Loki) und Nornen oder Heilgöttinnen gemeint sind.

Die **Waidsprüche** und **Jägerschreie**, deren Grimm, altd. Wälder III. 97 f. nicht weniger als 226 mittheilt, gehen in dieser Form nicht hinter das 16. Jahrhundert zurück und tragen schon die ganze Weitschweifigkeit dieser spätern Zeit an sich. Die älteren dürften viel kürzer gewesen seyn. Sie enthalten in Fragen und Antworten die ganze Lehre vom edlen Waidwerk und offenbaren eine eben so genaue Kenntniß des Wildes, seiner Natur und Weise, wie des Jagdhandwerks. Sie athmen Waldgeruch und haben zugleich etwas durch und durch Vornehmes in der Heilighaltung der Jagdsitte. Noch anziehender, jedenfalls älter und volksthümlicher sind die mehr lyrischen Aufrufe zur Jagd, echte Waldhornklänge:

woluf, woluf, Ritter und Knecht
und alle gute Gesellen,
Die mit mir gen Holz wellen!

und die Treiblieder, wenn der edle Hirsch verfolgt wird:

D' Holz! d' Holz do, ho, ho, ho!
Da ho, da ho ho ho!
Den da, ho ho ho!
Doz doz doz da ho ho ho, o o!
Da lauft der edel Hirsch einher, Geselle,
Da lauft er, Jäger, wehrts gut, da lauft er hieher.
Da lauft er noch aber, guter Hund,
Da lauft er noch als aber.
Da fleucht der edel Hirsch über den Weg rc.

Das drückt die rasche Bewegung trefflich und naturwahr aus. Ganz nach demselben Prinzip sind die Schweizer Kuhreigen gedichtet, nur daß hier der Hirt die Kühe langsam treibt.

Wön d' er iha, wön d' er iha, loba?
Alsama mit Nama, die alta, die junga, die alla
Alsama loba, loba, lo—ba!
Chönd alesama, alsama, alsama, loba, loba,
Wenn i em Bech ha gsessa, ha gsessa, ha gsessa,
So chönd allasam zuha schlicha, schlicha, wol zuha, da zuha.
Trib iha alsama, wol zuha, bas zuha.
Höpsch sönds und frei, holdselig dazue, loba, lo—ba!
Wäß wol, wenn ers singe vergod,
Wenn a Wiege in der Stube stod,
Wenn de Ma mit füsta dre schlod,
Ond der Luft zue ala Lächera inablost,
Lo—ba, loba, lo—ba.
Treib iha, iha alsama, malsama
Die Hinked, die Stinket,
Die Bletzet, die Gschegget, die Gflecket,
Die Schwarzert, Tarzert,
Glimperi, Blinzerie
D' Lehneri, d' Fehneri,
's Habböhli, 's Möhrli rc.

Aus Toblers Appenzeller Sprachschatz S. 124.

Die Weingrüße und Weinsegen mögen wohl ihren Ursprung in einer heidnischen Libation haben, wurden aber im Mittelalter in die Spruchdichtung hineingezogen und ziemlich langweilig. Vgl. die Beispiele in Haupts altd. Blättern I. 40 f. Der Wein wird begrüßt: nun grüß dich Gott, und dann werden seine löblichen Eigenschaften gepriesen.

3.

Volkslieder.

Die Volkslieder sind uralt. Sie wurden wegen ihres zum Theil noch heidnischen oder üppigen Inhalts (laicorum cantus obscoenus nach Otfried) von der Kirche untersagt und daher auch nicht aufgezeichnet. Die heidnischen Elemente darin mußten verschwinden oder konnten sich nur sehr verblümt erhalten. Dagegen ist kein Zweifel, daß sowohl Liebes-, als auch Spott- und Schelmenlieder (winileot, siswa, sisesanc, lotirspracha, posa, giposi, scofleot nach Hoffmanns deutschem Kirchenlied S. 8) überall verbreitet blieben, immer neu entstanden und bei Spiel und Tanz und frohen Gelagen nicht fehlen durften.

Sie sind entweder unmittelbar aus dem Volk hervorgegangen oder, wenn auch von Meistern des Gesangs gedichtet, ausnahmsweise so einfach und volksmäßig, daß sie in aller Mund kamen und zu Volksliedern wurden. Verbreitung im Volk zeichnet sie von den Kunstdichtungen der höfischen Sänger und der zünftigen Meister aus, zugleich aber auch immer Naivetät und Natürlichkeit, eben weil sie sonst jene Verbreitung nicht hätten finden können. In ihnen kehrt die durch die Minnesänger in eitle Subjectivität verrannte Poesie wieder zu anspruchsloser Objectivität zurück, auch wo sie nicht episch erzählen (Balladen, Romanzen), sondern nur das persönlichste Gefühl des Augenblicks ausdrücken. Das volksthümliche Liebeslied kramt nie die Eitelkeit des verzückten oder jammernden Dichters aus, sondern rührt durch die Situation allein, in die jeder Zuhörer sich hineindenken muß.

Das Volksmäßige bewährt sich auch darin, daß mit Ausnahme der epischen Balladen, die von Königskindern und Rittern oder auch von den alten Dämonen des Heidenthums handeln, die rein lyrischen Dichtungen sich nach den Berufsarten unterscheiden als Bauern-, Jäger-, Bergmanns-, Handwerksgesellen-, Soldaten- und Schelmenlieder (Graslieder, Reiterlieder, Gassenhauer rc.).

Die kleine Limburger Chronik, die an Sittenzügen so viel enthält, bringt auch eine Menge Anfangsverse von Volksliedern, die im 14. Jahrhundert allgemein in Deutschland gesungen wurden, aber leider eben nur

die Anfänge. Unter allen Volksdichtern der Zeit rühmt sie einen Barfüßermönch, welcher wegen Aussatz von aller Welt ausgeschieden die lieblichsten und rührendsten Lieder sang, die alle Meister ihm gern nachsangen und nachpfiffen. Der Anfang eines seiner Lieder lautet: Mai, Mai, Mai, die wonnigliche Zeit, die allen Freuden gibt ohne mir rc.

Der Hätzlerin Liederbuch, herausgegeben von Haltaus 1840, enthält neben kunstgerechten Minneliedern auch Volkslieder. Eben so die Ambraser Sammlung, die Volks- und Meisterlieder von Görres (nach einer Heidelberger Handschrift). Vieles ist in Flugblättern aus dem ersten Jahrhundert des Drucks erhalten. Eine vollständige Uebersicht der Quellen ist von Uhland zu erwarten, wenn er erst den Commentar zu seinen Volksliedern hinzufügen wird. Die ersten größeren Sammlungen aus den Zeiten des Drucks sind rar, die des Arnt von Aich 1520, des Wolfgang Schmelzel 1544, die vielfach erschienenen Bergreihen, die erste von 1547 rc. Vgl. Gödeke, Beitrag S. 123. Gräße, Geschichte der Poesie Europa's S. 521 f. — Aus alten Sammlungen fliegender Blätter und aus dem Volksmunde brachten Clemens Brentano und v. Arnim 1806 des Knaben Wunderhorn, drei Bände unsrer schönsten Volkslieder zusammen, freilich noch unkritisch ausgewählt und behandelt. Eine streng kritische Sammlung begann erst Uhland 1844.

Einfachheit, Natürlichkeit, Gemüthlichkeit, ein eigenthümlicher rührender Humor zeichnet die meisten Liebeslieder des Volks vortheilhaft vor den höfischen Minneliedern aus. Ich will einige Beispiele geben. Brunnenliedchen:

Die Brünnlein, die da fließen, die soll man trinken
Und wer ein lieben Buhlen hat, der soll ihm winken.
Ja winken mit den Augen und treten mit dem Fuß,
Es ist ein harter Orden, der seinen Buhlen meiden muß.

(Docen, Misc. I. 261.)

Es wollt ein Mägdlein Wasser holen
Ueber einem kühlen Brunnen,
Ein weißes Hemdlein hatt sie an,
Dadurch schien ihr die Sunnen.

Das. 262.

Jetzt gang ih ans Brünneli
Trink aber net,

Da such ih mein herztausige Schatz
Findn aber nit ꝛc.

Mone, Quellen I. 165. Sehr verbreitet in ganz Süddeutschland. Wunderhorn I. 190.

Ein Volkslied voll der zärtlichsten Sehnsucht ist in vielen Varianten vorhanden, der eigentliche Urtext, wenn es einen gab, noch nicht gefunden. Der Sehnende blickt in die Ferne und gedenkt seiner Geliebten. Sein Blick geht entweder nach oben: „Da droben auf jenem Berge, da steht ein schönes Schloß, da schauen alle Tage drei schöne Jungfern heraus,“ oder nach unten: „Da drunten im Thale, oder da nieden im Grunde steht eine Mühle, die mahlt Liebe“ ꝛc. Eine der schönsten und wohl auch ältesten Fassungen verbindet den Berg und die Mühle im Thal. Es steht im Ambraser Liederbuch Nr. 66.

Schein uns, du liebe Sonne,
Gib uns einen hellen Schein,
Schein uns zwei Lieb zusammen,
Ei, die gern bei einander wollen seyn.
Dort fern auf jenem Berge
Leit sich ein kalter Schnee ꝛc.
Dort nieden in jenem Holz
Leit sich ein Mülen stolz ꝛc.
Sie malet uns alle Morgen
Das Silber, das rothe Gold.
Dort nieden in jenem Grunde
Schlemmet sich ein Hirschlein fein.
Was führt es in seinem Munde,
Von Gold ein Ringelein.
Hätt ich des Goldes ein Stücke
Zu einem Ringelein,
Meinem Buhlen will ichs schicken
Zu einem Goldfingerlein.

Dasselbe Liederbuch enthält noch eine andre Fassung Nr. 111:

Jungfräulein, soll ich mit euch gehen
In euren Rosengarten? ꝛc.

Dann am Schluß:

Dort hoch auf jenem Berge
Da steht ein Mühlenrad,

Das mahlet nichts als Liebe
Die Nacht bis an den Tag.
Die Mühle ist zerbrochen,
Die Liebe hat ein End.

Dasselbe Lied wurde anders gefaßt im Wunderhorn I. 102.

Rührend ist die Klage eines Liedes. Büsching, wöchentl. Nachr. II. 154. Wunderhorn I. 210.

Wie kommts, daß du geweinet hast
Und ja so gar nicht lachst? rc.

Und im Wunderhorn III. 124:

Wenn mein Schatz Hochzeit macht
Hab ich einen traurigen Tag,
Geh ich in mein Kämmerlein
Weine um meinen Schatz rc.

Bei Docen, Misc. I. 262:

Es steht ein Silbersträuchlein
Gebogen aus der Erde
Der mir der allerliebste war,
Der ist nun leider ferne.

Unter dem Silbersträußlein scheint die Pulsatille (Teufelsbart) verstanden, ganz passend zu einer öden Herbstlandschaft.

Ich hörte eine Sichel rauschen
Wohl rauschen durch das Korn,
Ich hört' eine feine Magd klagen,
Sie hatte ihr Lieb' verloren rc.

Docen, Misc. I. 262.

Wenn ich ein Vöglein wär
Und auch zwei Flüglein hätt,
Flög ich zu dir,
Weils aber nicht kann seyn
Bleib ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir
Und red' mit dir.
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Herder, Volkslieder I. 67. Sehr alt ist wohl das folgende Reiterlied, in dem der Schmerz der Trennung in fester Brust verschlossen bleibt:

Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, Ade!
Feinsliebchen schaute zum Fenster heraus, Ade!
Ja, scheiden und meiden thut weh!

Wunderhorn I. 253.

Einen rührenden Gruß in die Ferne wird der Nachtigall zu bringen aufgegeben in dem berühmten Liede: Schwing dich auf, Frau Nachtigal! Wunderhorn III. 106. Eben so in dem Volksliede: „Es steht eine Linde in jenem Thal, ist oben breit und unten schmal“ bei Uhland Nr. 15.

Ach Elslein, liebes Elslein
Wie gern wär ich bei dir,
So seyn zwei tiefe Wasser
Wohl zwischen dir und mir.

Uhland Nr. 45.

Gedenk daran, du junger Knab,
Laß mich nicht lang alleine,
Kehr wieder bald, mein Aufenthalt,
Lös mich von schweren Träumen.

Das. Nr. 73.

Ein schönes Volkslied (Hoffmann, horae belg. II. 101) läßt drei Jungfrauen zusammen gehn. Sie sind barfuß, es kommt Hagel und Schnee, aber sie achten es nicht, denn jede denkt an ihre Liebe. Die eine aber ist traurig, denn ihr Geliebter ward erschlagen, und sie geht hin zur Linde, unter der er begraben liegt. — Ueberaus schön und wild ist der Schmerz eines Mädchens, der ihr Geliebter untreu wurde bei Uhland Nr. 88.

Wollt Gott, ich wär ein weißer Schwan,
Ich wollte mich schwingen über Berg und tiefe Thal,
Wohl über die wilde See,
So wüßten alle meine Freunde nicht,
Wo ich hingekommen wär!

Naives Liebesglück in Volksliedern:

Kein größer Freund auf Erden ist,
Als der bei seiner Allerliebsten ist,
Bei seiner Allerliebsten allein rc.

Ambraser Liederbuch N. 42.

In dem Böhmerwald
Geht der Wind so kalt,

Mädele, ruck an meine grüne Seite,
Bin dir gar zu gut, ich kann dich leiden.
Scheint der Mond so schön,
Soll schon heimen gehn,
Scheint so hell an meines Vaters Haus.
Bub, wo bleibst so lange mit im Mädel aus? 2c.

Walter, Volkslieder 1841 S. 38.

Mein Schatz ist ein Reiter,
Ein Reiter muß seyn.
Das Pferd ist dem König,
Der Reiter ist mein 2c.

Das. 276.

Keine Rose, keine Nelke
Kann blühen so schön
Als wenn ein Paar verliebte Herzen
Bei einander thun stehen.
Und kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen so heiß
Wie die heimliche Liebe,
Davon keiner nicht weiß.

Das. S. 281.

Rührend zugleich und voll süßer Gluth ist das Lied, das. III. 112.

Das Mägdlein stand auf und ließ ihn ein
Mit seinem schneeweißen Hemdelein,
Mit seinen schneeweißen Beinen,
Das Mädchen fing an zu weinen.

Ach weine nicht, du Liebste mein,
Aufs Jahr sollst du mein eigen seyn.
Mein eigen sollst du werden,
O Liebe auf grüner Erden.

Ich wollte, daß alle Federn wären Papier
Und alle Studenten schrieben hier,
Sie schrieben ja hier die liebe lange Nacht,
Sie schrieben uns beiden die Liebe doch nicht ab.

Der Glückliche wirft seinen Ring ins Wasser, er schwimmt ins Meer, ein Fisch fängt ihn auf. Der Fisch kommt auf des Königs Tafel, da findet ihn „sein Schätzel" und sagt: „der Ring ist mein," und läuf über Berg und Thal zu ihm. Wunderhorn II. 15.

Ein etwas frivoles, aber ungemein naives und volksthümliches altniederländisches Volkslied vom Fischer bei Uhland Nr. 283.

Der Fischer wird von einer verliebten Frau aufgenommen, während ihr Mann in der Kirche ist. Er kommt etwas zu früh zurück, der Fischer muß durchs Fenster springen. Nun wird er gefragt: ach Fischer, lieber Fischer, wohin steht nun dein Sinn? und er antwortet: mein Sinn steht nach dem Wasser, dem Wasser, wo ich gewesen bin.

In mehreren Liedern wird die Liebe mit den Jungbrunnen verglichen. Das ist sehr sinnig und wohl auch sehr alt, eine Erinnerung aus dem Heidenthum. So im Wunderhorn I. 212.

Bei meines Buhlen Füßen
Da fließt ein Brünnlein kalt,
Wer das Brünnlein thut trinken,
Der jüngt und wird nicht alt 2c.

Die Ständchen kommen verhältnißmäßig erst spät vor. Bei den Minnesängern finden wir sie nicht. Die zahlreichen Tagelieder schildern den Abschied der Liebenden, welche die Nacht beisammen waren, nirgends aber drückt ein Lied die Ansprache vor der Nacht aus. Wie es scheint, müssen die Ständchen auf die Sitte des Kiltganges bei den Bauern zurückgeführt werden. Die ältesten Ständchen scheinen Klage- oder Spottlieder zu seyn in Bezug auf Liebhaber, die nicht eingelassen wurden. Ständchen, welche empfindsame Bitten um Einlaß enthalten, sind ohne Zweifel später. Eines der ältesten und beliebtesten Volkslieder ist das vom Schreiber im Korbe (Wunderhorn I. 51, Uhland, Volkslieder 288). Ein verliebter Schreiber bittet um Einlaß. Das Mädchen verspricht ihn in einem Korbe zu sich ins Fenster zu ziehen, läßt ihn aber zwischen Himmel und Erde hängen, bis es Tag wird und Alles zusammenläuft, ihn zu verhöhnen.

Vom volksthümlichstem Humor ist das Lied:

Schwarzbraunes Babeli,
Steh auf und laß mich ein.
Ich bin allein
Und bring dir Wein 2c.

Er ist betrunken, sie öffnet natürlich nicht und antwortet nicht. Da fährt er fort: steh auf, steh auf, wir sind unser zwei, wir sind unser

drei rc., endlich sind es ihrer Zwölfe und machen einen Lermen wie eine Heerde Wölfe. Wunderhorn II. 56.

Naive Liebesbitten. Im Anhang zu Wackernagels Kirchenlied S. 859 steht ein Volkslied:

Von deinetwegen bin ich hier,
Herzlieb, vernimm mein Wort,
All mein Begier setz ich zu dir,
Zu dir trag ich keinen Haß.
Laß mich der Treue genießen,
Dein Diener will ich seyn,
Thu mir dein Herz aufschließen,
Schließ mich, Herzlieb, darein rc.

Ein Volkslied bei Mone, Quellen und Forschungen I. 160, das ich auch in Bonn singen hörte, läßt den Liebhaber durch die große Thür ins Haus, die Treppe hinauf, in die Kammer, bis zum Bett dringen, als er aber auch unter die Decke will, sagt die Dirne: mein Bett ist kein Mühlenstein, laß mich und geh wieder heim. Ein Lied bei Büsching, wöchentliche Nachrichten I. 354 ist eben so spöttisch. Der Liebhaber klagt, daß ihn draußen so friere, sie soll ihn einlassen. Sie aber antwortet: friert dich an die Fingerle, zieh Handschühle an.

Der liebenswürdigste Muthwille, lachende Sprödigkeit spricht sich in dem alten Liede aus:

Sah ein Knab ein Röslein stehen
Röslein auf der Heide.
Röslein sprach, ich steche dich rc.

Zuerst gedruckt in Herders Volksliedern. Nachgeahmt von Göthe. Ein anderes Lied mit demselben Refrain bei Uhland Nr. 56.

Eine gar hübsche Klage um den Jungfernkranz steht im Wunderhorn II. 12.

Ach, was weint die schöne Braut so sehr!
Mußt dein Härlein schließen ein
In dem weißen Häubelein.
Ach, was weinet rc.
Wenn die andern tanzen gehen,
Wirst du bei der Wiege stehen.

Warnung vor falschen Mädchen: „Ich weiß ein Mädchen hübsch und fein, hüt du dich! Vertrau ihr nit, sie narret dein" rc. Wunderhorn I. 207.

Ein gutes Volkslied, unvorsichtigen Mädchen zur Warnung, ist das sehr verbreitete vom Mädchen, das in die Brombeeren ging. Büsching, wöchentl. Nachrichten IV. 85. „Sie sind süße, ja süße, doch nimm dich vor ihnen in Acht". Desgleichen das von der Hasel bei Uhland Nr. 25.

Allerliebst ist die Abfertigung bei Uhland Nr. 110. Ein Mädchen wäscht, ein Buhler will sie verführen, sie läuft aber zur Mutter, kommt wieder heraus und sagt:

Ich bin bei meinem Mütterlein gewesen,
Die hat mir den Text gelesen etc.

Die Volkslieder sind auch da, wo sie derb und üppig werden, bei weitem nicht so raffinirt, wie die Kunstdichtungen derselben Gattung, die gereimten Schwänke. Man könnte gewisse obscöne Vergleichungen in den Volksliedern für raffinirt halten, wenn sie nicht ausdrücklich motivirt wären durch den Stand des Sängers. So hatte der Schuster, der Böttcher, der Schornsteinfeger, der Schneider etc. jeder eine aus seinem Handwerk oder Handwerkszeug entlehnte Zote zur Hand, die gleich den Tollheiten der Fastnacht und der kirchlichen Narrenfeste nur ausnahmsweise bei lustigen Festen ihre Berechtigung fanden. Auch die bäurischen Schelmenlieder hatten ihren landschaftlichen und wirthschaftlichen Hintergrund, z. B. das berüchtigte Lied vom Bauern, der ins Heu fahren muß, während sein Weib einen Buhlen bei sich hat, Wunderhorn I. 355 mit dem Refrain: Er sollte doch fahren ins Heu, hei, hei, er sollte doch fahren ins Heu. Eine ältere Form bei Uhland Nr. 282.

Eines der üppigsten Lieder im Anhang zu Wackernagels Kirchenlied S. 838. Eine lustige Fischerin fährt daher und ladet die Männer ein, mit ihr zu fischen, sie habe eine gar gute Fischreuse. Einer läßt sich mit ihr ein und rudert ihr Schifflein. Da zerbricht ihm das Ruder und sie sagt: rudere, rudere baß, es geht ein finsteres Wölklein, ich sorg, wir werden naß.

Zum Naivsten dieser Gattung gehört das Volkslied im Bragur I. 281; Büsching, Volkslieder 63; Erlach II. vom Trost einer unfröhlichen Braut. Das Liedchen von einer, die sich mit der Rose wehrt, bis der Stiel abbricht bei Uhland Nr. 111.

Einer träumt von einer schönen Maid, da erwacht er und vor ihm

steht ein altes Weib. So wollte ich doch, ruft er ärgerlich, sieben alte um eine junge geben und die meine (das war eben die vor ihm stehende Alte) um eine Bratwurst. Köstliches altes Volkslied bei Uhland, 290.

Nonnenklagen, Seufzer verliebter Mädchen im Kloster, kommen erst im späteren Mittelalter zum Vorschein in dem Maaße, in welchem theils wirklich der Nonnenstand nur aus Convenienz gewählt oder die Mädchen wider Willen dazu gezwungen wurden, theils die Achtung vor der Kirche zu sinken anfing und die buhlerischen Sänger nach den schönen Nonnen schielten. Die Limburger Chronik theilt folgendes Liedchen mit, welches durch ganz Deutschland gesungen wurde:

Gott geb ihm ein verdorben jar,
der mich macht zu einer nunnen
und mir den schwarzen mantel gab,
den weißen rock darunten!

Soll ich ein nunn gewerden
dann wider meinen willen,
so will ich auch einem knaben jung
seinen kummer stillen,
und stillt he mir den meinen nit
daran mag he verliesen.

Ganz eben so flucht die Nonne in einem Liede der Ambraser Sammlung Nr. 109 ihren Verwandten und beruft sich auf das Recht der Ehe, das Gott schon der Eva verliehen habe, indem er ihr den Adam gab. Eben so in einem Volksliede des Wunderhorn I. 30 und in einem dem Nithard zugeschriebenen Liede bei von der Hagen III. 292.

Eine verliebte Nonnenklage im Wunderhorn III. 33:

Den Orden ertrag ich mit Schmerz und mit Leid,
O Himmel, was hab ich gethan.
Die Liebe war schuldig daran.

Und bei Uhland Nr. 327:

O weh, meine jungen Tage,
Daß man mich will in ein Kloster bringen rc.

Desgl. Nr. 329:

Ich sollt eine Nonne werden
Ich hatte keine Lust dazu rc.

Dagegen ist in einem Liede des 14. Jahrhunderts bei Wackernagel Nr. 111 einer Nonne die glühendste Liebe zum Klosterleben in den Mund gelegt. Sie will nichts von der Welt wissen, sie will in den Frieden des Klosters, der für sie schon der Himmel ist,

Wo die weißen Engel fliegen
Und treten um mich
Und man reine Mägde krönet.

Zu den verliebten Nonnenliedern des Mittelalters gehört auch ein Minnelied in Laßbergs Liedersaal I. Nr. 9, worin der Minner die Nonne beschwört, von der Liebe nicht zu lassen, welche die höchste Tugend sey, und sie noch aus dem Kloster zu befreien hofft, weil der Liebe kein Thor zu fest sei.

Mehr von komischer Art sind andere verliebte Lieder. Am lächerlichsten das Gebet der alten Jungfern:

Ach Andreas, heiliger Schutzpatron,
Gib mir doch nur einen Mann ꝛc.

Wunderhorn I. 351. In einem andern Liede daselbst III. 40 zankt eine Mutter, daß die faule Tochter nicht spinnen will und verspricht ihr allerlei, aber erst, als sie ihr sagt, sie wolle ihr einen Mann geben, fängt die Tochter gleich mit allem Fleiße zu spinnen an. In noch einem das. II. 46 klagt ein adeliges Fräulein, daß ihr hoher Stand die Liebhaber vertreibe, und will ein Bauernmädchen werden, um einen Liebsten zu bekommen.

Verliebter Mädchen Dringen nach dem Mann begegnet uns öfter in Volksliedern. Gewöhnlich zankt die Tochter deshalb mit der Mutter. Das naivste steht bei Docen, Misc. II. 241. Sehr gelungen sind die Liebesklagen das. III. 1:

Nach meiner Lieb viel hundert Knaben trachten,
Allein der, den ich lieb, will mein nicht achten.
O weh mir armen Maid, vor Leid muß ich verschmachten.

Ebendaselbst:

Ich thu mich vielmals wäschen
Mit Wasser kalt und heiß,

Und kann doch nicht erlöschen
Ja mir kein Rath mehr weiß,
Kann nicht das Feuer kennen,
Das mir im Herzen thut brennen.

In Görres Volks- und Meisterlieder S. 140:

Mir träumte, wie mir wäre,
Wenn ein alter grauer Mann
In meinen Armen läge.
Wollt Gott, daß es wäre,
Daß man sieben alte Männer
Um einen jungen gäbe.

Einige Jägerlieder athmen den frischen Duft des Waldes und glühen vom wilden Blut des Jägers. So das in Görres Volksliedern S. 181:

Es wollt ein Jäger jagen,
Wollt jagen in einem Holz,
Da gingen auf der Haide
Drei Dirnlein, die waren stolz.

Das Ende ist, daß die schönste ihr Kränzlein verliert. Das glühendste aller Jägerlieder ist das im Wunderhorn I. 34:

Es blies ein Jäger wohl in sein Horn
Und alles was er blies, das war verlorn.
Schwarzbraunes Mädele, entspringe mir nicht;
Habe große Hunde, die holen dich.
Deine großen Hunde, die holen mich nicht,
Sie wissen meine hohen weiten Sprünge noch nicht.
Deine hohen Sprünge, die wissen sie wohl,
Sie wissen, daß du heute noch sterben sollst.
Es wuchsen drei Lilien auf ihrem Grab,
Die wollt ein Reiter brechen ab.
Ach Reiter, laß die Lilien stehen,
Es soll sie ein junger, frischer Jäger han.

Daselbst S. 141 noch ein Lied:

Es ist kein Jäger, er hat einen Schuß
Mit hundert Schrot auf einen Kuß,
Feins Lieb, dich ruhig stelle.

Feins Liebchen, sitz still im grünen Moos,
Der Vogel fällt in deinen Schooß
Wohl von des Baumes Spitzen.
In deinem Schooße stirbt sichs gut,
Feins Lieb, bleib ruhig sitzen.

Das Lied endet eben so tragisch. Das Mädchen bleibt nicht ruhig sitzen, flieht davon und er schießt sie todt aus Wuth. Das. 302 droht ein Jäger der Verfolgten nur mit dem Tode, da ergibt sie sich ihm in der Angst. — Roher ist das Lied das. III. 154. Ein Jäger jagt ein wildes Schwein, bringt aber statt dessen ein hübsches Mädchen zurück, verführt sie und schickt sie heim.

Ein sehr feuriges Jägerlied ist auch das im Wunderhorn I. 80. Der Jäger reitet aus, „er will und muß eine Buhle haben". Da begegnen ihm drei schöne Mädchen, das Elslein verlangt von ihm sein Roß, er gibt es; das Bärbelein verlangt seinen Falken, er gibt ihn. Die Dritte verlangt nur einen Kuß, er nennt sie nicht, aber das ist die Rechte. Ruhiger und behaglicher ist das Jägerlied des Ambraser Liederbuchs Nr. 13. Wunderhorn I. 313. 316, auch bei Uhland, Volkslieder Nr. 101: „Es jagt ein Jäger wohlgemuth" und setzt sich zu der Geliebten, die seiner geharrt hat.

Dem kecken altdeutschen Jägerlied in des Knaben Wunderhorn entspricht ein Tyroler Mädchenlied:

Husch, ein Jäger wär mir lieb,
Der mich unter die Decke trieb.
O Jäger, Jäger, komm einmal
Vom dunklen Berg, aus tiefem Thal.

Das singen die Mädchen, wenn sie zu Bette gehen. Weber, Thal Passeir S. 259.

Ein merkwürdiges altes Räuberlied ist das von Peter Unverdorben, der vor seiner Hinrichtung noch Erde, Gras und Laub, Sonne, Mond und sein schönes Lieb segnet. Aus dem 15. Jahrhundert. Uhlands Volkslieder I. 126.

Unter den zahlreichen Bergreihen (vgl. Masch, zur Geschichte des Bergbaus 1829 und Köhler, alte Bergmannslieder 1858) zeichnen sich nur wenige durch echt volksthümlichen Humor aus, z. B. das vielgesungene Lied:

Glück auf, Glück auf!
Der Steiger kommt
Und er hat sein Grubenlicht — bei der Nacht —
Schon angezündet.

Der eine haut das Silber,
Der andre das Gold
Und ein schwarzbraunes Mädchen — bei der Nacht —
Dem seyn sie hold ꝛc.

Desgleichen ein frommes Lied, worin Christus mit dem Bergmann verglichen wird.

Es ist ein Bergmann auserkoren,
Von königlichem Stamm geboren,
In tiefen Schacht gefahren,
Zu schlagen ein
In fest Gestein
In seinen besten Jahren ꝛc.

Neben der Liebe dürfte der Wein am häufigsten in deutschen Volksliedern gefeiert worden seyn. Die ältesten uns erhaltenen Weinlieder aber sind lateinische der Pfaffen.

Eines der wildesten Trinklieder der carm. Bur. steht p. 236.

Bibit hera, bibit herus,
bibit miles, bibit clerus,
bibit ille, bibit illa,
bibit servus cum ancilla etc.

Besonders am Martinsabend, welcher vor den langen Fasten der Schwelgerei gewidmet war, ertönten die üppigen Martinslieder, wovon Hoffmann, in dulci jubilo p. 89 f. mehrere abgedruckt hat.

Martinus, Christi famulus,
War gar ein milder Herre,
Ditari vult sedule,
Der folg nach seiner Lere.
Et transmittat hic stantibus
Den Pfennig aus der Taschen
et donet scientibus
Den Wein in großen Flaschen ꝛc.

Daselbst S. 100 ist auch „die trunkene Messe“ abgedruckt, eine freche Verhöhnung der Messe durch einen besoffenen Pfaffen. Unschuldiger ist

das lustige Studentenlied S. 113, die weltliche Parodie des berühmten Weihnachtsliedes:

In dulci jubilo
nun singet und seyd froh!
Unseres Herzens Wonne
latet in poculo etc.

Eins der berühmtesten Weinlieder ist:

Der liebste Buhle, den ich han,
Der liegt beim Wirth im Keller,
Er hat ein hölzin Röcklein an
Und heißt der Muscateller ꝛc.

Fischart, Geschichtsklitterung, Cap. 8. Wunderhorn II. 423. Eine liebenswürdige Betrunkenheit spricht aus dem Liede bei Uhland Nr. 212:

Wo soll ich mich hinkehren
Ich dummes Brüderlein ꝛc.

Am Martinsabend wurde eine gebratene Gans verzehrt, dazu trank man neuen Wein und war sehr lustig. Man weihte damit den Winter ein. Ein altes Martinslied bei Uhland, Volksl. Nr. 205 enthält ein kleines Märchen, vielleicht Rest eines heidnischen Mythus. Der Wolf (Winter, Tod) hat die noch lebende Gans (die Mutter Gans, Schwanenmutter, die mütterliche Göttin, die unter dem Schnee die Saaten des künftigen Jahres birgt) schon im Rachen. Sie bittet um ihr Leben und windet ihm aus ihren Federn ein Kränzlein. Dadurch wird er bestochen und läßt sie frei. Der Grundgedanke ist jedenfalls: laß den Winter toben, wir überwinden ihn doch und die Sonne kehrt wieder! — Ein Volkslied bei Uhland Nr. 233 vergleicht den Keller mit einem tiefen Bergwerk, aus dem der Sänger das Gold des Weines erhebt. Mehrere alte Martinslieder stehen in Hoffmanns Gesellschaftsliedern 175 f.

Ein nicht übles Weinlied in dem Hätzlerin Liederbuch Nr. 85 beginnt:

Wein, Wein von dem Rhein,
Lauter, klar und fein,
Dein Farb gibt gar lichten Schein
Als Krystall und Rubin.
Du bist Medicin

Für Trauer. Schenk du ein,
Trink, gut Katterlein,
Mach rothe Wängelein ꝛc.

Ein weitverbreitetes, übrigens unpoetisches Weinlied verzeichnet nach einander alle früher berühmten Weinorte:

Zu Klingenberg am Main,
Zu Würzburg auf dem Stein,
Zu Bacharach am Rheine
Sollen seyn die besten Weine ꝛc.

Wunderhorn II. 414.

Auch die Schelmenlieder dürften schon sehr alt seyn. Sehr plebejisch, gleichsam ein Vorbild der Chansons von Beranger, ist das Lied:

Zieh, Schimmel, zieh
Im Dreck bis an die Knie.

im Wunderhorn II. 90. Es schildert den alten Karrengaul in seinem Elend, wie er nach und nach aus einem stolzen Rosse so heruntergekommen sey. Das Gegenstück dazu ist ein Lied bei Docen, Misc. II. 251. Hier klagt Einer, daß er kein Geld habe, und wie übel er deshalb in dieser argen Welt fahren muß, jedoch wolle er ehrlich und mannhaft und allezeit der Frommheit und der Wahrheit treu bleiben. — Derber Humor waltet in dem alten Flohliede (Scheible, Schaltjahr V. 479) und in den tollen Rumpelkammerliedern. Eines vom Bienenkorb in der Ambraser Sammlung S. 176.

Der Bienenkorb macht Hochzeit in einer alten Scheuer. Alles mögliche alte Gerümpel, alte Karren, Wagen, Pflüge, Strohsäcke, Flegel, Sägen, Gabeln, Flaschen, Hecheln bis zu einem alten Kuhfladen hinab, der sich ebenfalls in Bewegung setzt, nehmen Theil und tanzen mit.

Der Pendant dazu ist ein Lied vom gebärenden Schlüsselkorbe, aus einem Basler fliegenden Blatt von 1612 in Haupts Zeitschr. II. 563. Die übrigen Hausgeräthe stehen dem Korb in der Geburt bei. Auch ein Lied von altem Hausrath in Kellers Fastnachtsspielen S. 1215.

Ich muß wenigstens einen Blick auf die reiche Poesie unserer Kinderlieder werfen. Kein Volk hat deren so viele und so naive. Es sind Wiegenlieder für die Kinder, und Spiel- und Tanzlieder, welche die Kinder selber singen, Räthsel, die sie sich aufgeben, und Anrufungen

beim ersten Anblick von Thieren, z. B. des Maikäfers, des Storchs, der Schnecke &c. Endlich auch kleine harmlose Spottverse. Man hat in neuerer Zeit in ihnen Spuren des alten Heidenglaubens, der alten Götter und Göttinnen entdeckt, woraus ihr hohes Alter erhellt. Vergl. die Schriften darüber von E. Meier, Stöber, die reiche Sammlung in Müllenhoffs Sagenwerk. Vor allem aber das große Werk Kinderlied, 1857, von Rochholz.

4.

Romanzen.

Ich behalte diesen einmal üblichen, wenn gleich nicht passenden Namen für diejenigen Volkslieder bei, welche eine Liebesgeschichte, eine Heldenthat, überhaupt eine interessante Begebenheit im Volksgesange verewigen sollten.

Sie gehören zu dem Schönsten, was unsere Poesie besitzt. Ich hebe nur eine kleine Anzahl von ihnen aus, um sie zu charakterisiren. Zuerst Liebesproben.

Eine der schönsten Liebesproben enthält das deutsche Volkslied: „Es stand eine Lind im tiefen Thal, war oben breit und unten schmal.“ Der Bräutigam kehrt nach langer Zeit zu der verlassenen Braut zurück, wird nicht von ihr erkannt und erzählt ihr, er sey bei ihres Liebsten Hochzeit gewesen. Sie wünscht ihm alles Gute und Segen. Da gibt er sich zu erkennen und sagt: hättest du mir geflucht, wäre ich gleich wieder davongeritten. Sie werden nun ein glückliches Paar. Schon erwähnt in Fischarts Gargantua. Wunderhorn I. 61. Hoffmann, schles. Volksl. Nr. 22, auch holländisch in dessen horae belg. II. 174.

Im reinen Gegensatz gegen dieses Lied steht ein anderes, ebenfalls sehr schönes mit dem Anfang: „Es stehen drei Sterne am Himmel, die geben der Lieb ihren Schein.“

Hier trägt der unerkannt Heimkehrende der Geliebten sich als neuen Liebhaber an und findet Gehör, ersticht sie aber, zieht ihr den Ring, den er ihr einst gegeben, vom Finger und wirft ihn in den Fluß, daß er bis in die tiefe See schwimme. Aus der Iris von Jacobi 1776 V. 134. Erlach I. 150.

Die Lazarie:

Ein Ritter ließ seinen Goldring in den Rhein fallen, eine Jungfrau sah es und ließ den Ring durch einen Spürhund heraufholen. Auf dem Ringe

stand geschrieben: glücklich, wer sieben Jahr Lazarus ist. Da verwundete sich die Jungfrau ihre weiße Brust und sagte ihrem Vater, sie habe die Lazarie (Miselsucht, Aussatz). Nun mußte sie nach der Sitte in einem abgesonderten Häuschen wohnen, da kam nach sieben Jahren der Ritter und heirathete sie mit Freuden. Altholländisches Volkslied, bei Hoffmann horae belg. II. 125.

Das Gegenstück dazu ist das Lied vom bettelnden Vater:

Ein Reiter entführte eines Grafen Tochter und ließ sie sitzen. Sie gebar ein uneheliches Kind. Nach sieben Jahren kam der Reiter mit der Lazarusklapper und bettelte im Hause. Da sagte die Mutter zum Kinde: gib deinem Vater Brod und gib ihm Wein, denn er war der Liebste mein. Aber ihr Vater, der Graf, hörte es und schlug dem Reiter den Kopf ab. Altholländisches Volkslied in Hoffmanns horae belg. II. 116. Auch dänisch und schwedisch bei Nyrup S. 72 und svenska Folkvisor III. 61.

Der Graf von Rom

wurde auf einem Kreuzzug gefangen. Der heidnische König wollte ihn nicht losgeben, er lasse denn seine schöne Frau kommen. Diese kam wirklich, aber verkleidet als ein Mönch und gewann des Königs Gunst durch herrlichen Gesang und Harfenspiel. Da bot er dem vermeintlichen Mönch ein Goldkorn zum Lohn, der Mönch aber verlangte nur einen Sklaven und wählte sich den gefangenen Grafen aus. Uhlands Volkslieder, 299. Bergmann, Ambraser Liederb. 282. Wunderhorn I. 340. Uhland Nr. 299.

Des Möringer Wallfahrt.

Ritter Möringer zog ins St. Thomasland. Unterdeß freite sein Weib den jungen Herrn von Neuffen. Da träumte dem Möringer, was daheim geschah, und St. Thomas brachte ihn in einer Nacht wieder heim. Als alter Pilger legte er seinen Trauring in den Becher, den man ihm bei der Hochzeit bot. Daran erkannte ihn sein Weib und bekannte ihre Schuld, er sollte sie einmauern lassen. Der junge von Neuffen aber bat, er solle ihn enthaupten lassen. Der Alte aber that nichts davon, sondern nahm sein Weib und gab dem jungen Neuffen seine Tochter. Altes Volkslied aus Thomanns Chronik von 1533 in Bragur III. 402. Uhland Nr. 298.

Treue bis in den Tod.

Ein junger Knabe bekam von seiner Geliebten eine goldne Kette. Man glaubte, er habe sie gestohlen, und verurtheilte ihn zum Tode, da er nicht sagen wollte, von wem er die Kette habe. So starb er schweigend. Da er aber von edlem Hause war, rächte ihn sein Vater und um seinetwillen mußten 300 Menschen sterben. Wunderhorn I. 220. Hoffmann von Fallersleben, Schlesische Volkslieder Nr. 8. Es kommt auch vor in Mohnikes altschwed. Balladen S. 162.

Die nackte Schwester.

Ein Bruder soll hängen, seine schöne Schwester bittet für ihn. Der Herr sagt, wenn sie dreimal nackt um den Galgen laufen wolle, so solle sie den Bruder frei haben. Sogleich wirft sie die Kleider von sich und läuft. Als sie das erstemal herum ist, weinen alle Frauen, das zweitemal weinen alle Herren, und das drittemal empfängt sie frei den Bruder. Hoffmann von Fallersleben, Schlesische Volkslieder Nr. 7. Meinert S. 40.

Die Nonne:

Ein Mädchen steht am Rhein, da fährt ein Schifflein mit drei Grafen vorüber, einer reicht ihr ein Glas mit Wein und schenkt ihr seinen Goldring, den solle sie nach seinem Tode ihm zum Andenken tragen. Nach einem Vierteljahr hat der Graf einen schweren Traum, als sey jenes Mädchen ins Kloster gegangen, läßt eilig sein Roß satteln und reitet zum Kloster, wo er ängstlich nach der jungen Nonne frägt. Man will nichts von ihr wissen, er droht das Kloster anzuzünden, da tritt sie heraus schneeweiß mit abgeschnittenem Haar als Nonne und reicht ihm einen Becher mit Gift, und wie er getrunken, zerspringt ihm das Glas und das Herz. Uhland, Volkslieder I. 96. Hoffmann, schlesische Volkslieder Nr. 15. Wunderhorn I. 70. II. 259 und in vielen andern Sammlungen, sehr weit verbreitet, auch in Holland. Hoffmann horae belg. II. 128.

Der Weinregen.

Ein verlassenes Mädchen harrte vergebens auf ihren Geliebten. Da schlief sie einmal unter den Rosen im Garten und träumte, es regne Wein auf sie. Nach einiger Zeit starb sie. Da kam ihr Geliebter zurück, wollte sie angenehm überraschen und trat in ihren Garten mit Rosen geschmückt und einen Becher Wein in der Hand, stieß aber unversehens an ihren Grabhügel, so daß der Wein verschüttete. Volkslied in des Knaben Wunderhorn II. 221.

In Liedern kommen schöne Königstöchter vor, die wie Bertha und Gudrun in fernen Ländern geraubt dort dienen müssen, bis sie von dem vornehmen Bruder wiedererkannt werden (Volkslieder im Wunderhorn II. 274. 277). Sehr alt scheinen auch die Volkslieder von den bösen Brüdern zu sein, die mit der ganzen Härte der alten Zeit die Ehre ihres Hauses wahren.

Ein rheinischer Pfalzgraf hieb seine Schwester mit Dornen todt, weil sie mit einem Fremden gebuhlt hatte. Sterbend sagte sie ihm, es sey der König von England gewesen. Dieser kam auch wirklich und erstach den Grafen. Volkslied, Wunderhorn II. 272. Hoffmann, schlesische Volkslieder Nr. 27. Schnezler, bad. Sagenbuch II. 480.

In einem andern Volksliede, bei Erlach II. 585, ist es ein fränkischer Ritter, der so grausam an seiner Schwester handelt, und der König ist Pharamund von Frankreich.

Annechristine, in einem alten Volksliede Schwester des Grafen Hans von Holstein, hat in heimlicher Liebe gelebt und ein Kind geboren. Es wird dem strengen Bruder verrathen. Er will es nicht glauben und ladet sie zum Tanze und läßt sie so lange tanzen, bis ihr die Milch aus den Brüsten springt und er ihre Schuld erkennend sie ermordet. In Müllenhoffs holst. Sagen S. 492. Vgl. Grimm, dänische Heldenlieder S. 88.

Hohes Alter verräth durch seinen Trotz das schöne Volkslied vom Haupt im Brunnen.

In Hoffmanns altholländ. Volksliedern (horae belg. II. 162) findet sich eines mit dem wohllautenden Anfang: Daar reed er en rieder al door het riet, es ritt ein Reiter wohl durch das Ried. Dieser Reiter entführt eine edle Jungfrau, indem er sie mit auf sein Roß nimmt. Nach langem Ritte nimmt sie ihm eine Aeußerung übel und meint, wenn sie daheim geblieben wäre, hätte sie wohl eine Kaiserin werden können. Er bittet sie, es sich nicht reuen zu lassen und sein geliebtes Weib zu werden. Aber sie trotzt und will nicht mehr. Da schlägt er ihr das Haupt ab, bewundert noch einmal den lachenden Mund und wirft es in den Brunnen.

Die drei Reiter

kehren bei einer Wirthin ein, streiten um den Besitz ihres schönen Töchterleins und hauen sie endlich in drei Stücke. Altes Volkslied. Vgl. Hoffmanns schles. Volkslieder Nr. 29 und 30. Wunderhorn II. 200.

Wie Untreue gerächt wird, zeigt ein wohl sehr altes, schönes Volkslied bei Herder I. 38 aus dem Elsaß.

Es stehen drei Stern am Himmel,
Die geben der Lieb ihren Schein ꝛc.

Das Mädchen wird dem Geliebten untreu, er kommt heim und ersticht sie:

So gehts, wenn ein Mädchen zwei Knaben lieb hat,
Thut wunderselten gut.

Alt ist sicher auch das Lied vom Grafen Friederich:

Dieser holte seine Braut ab, war aber so hastig, sie beim Wiedersehen zu umarmen, daß er nicht gewahrte, wie beim Herabbücken vom Pferde sein Schwert aus der Scheide glitt und seine Braut nahe am Herzen verwundete. Sie ließ sich nichts merken und folgte ihm, hielt auch noch bei der Tafel aus,

aber als sie ins Bett kam, war sie todt und er umarmte eine Leiche. Altdeutsches Volkslied bei Uhland I. 122. Meinert S. 23. Wunderhorn II. 289 und 294. Hoffmann, schles. Volksl. Nr. 19.

Einer der verbreitetsten Stoffe ist die Schandthat des Rhynsolt.

Dieser Statthalter Karls des Kühnen in Geldern verliebte sich in Saphira Danvelt, eine schöne Kaufmannsfrau, ließ ohne Weiteres ihren Mann fälschlich des Hochverraths anklagen und wollte sein Leben der Frau nur um einen gewissen Preis verkaufen. Die unglückliche Frau brachte das Opfer, als sie aber nachher ihren Gatten aus dem Kerker holen wollte, fand sie ihn — ohne Kopf. Als Karl der Kühne die Schandthat erfuhr, mußte Rhynsolt die Wittwe heirathen, um sie in den Besitz aller seiner Güter zu setzen und ihre Ehre herzustellen, worauf ihm selbst der Kopf abgeschlagen wurde.

Altvlämisches Volkslied, Gent bei van Paemel Nr. 23. Schon 1646 von Marrschal auf die Bühne gebracht. S. Bayle s. v. Burgund. Ein deutsches Schauspiel Rhynsolt und Sapphira erschien 1755. Dasselbe erzählt der italienische Novellist Cinthio (übers. in Ed. v. Bülows hundert Novellen IV. 20) von einem gewissen Juriste, Statthalter Kaiser Max I. in Tirol, den aber die Geschichte nicht kennt. Hieraus schöpfte Shakespeare sein berühmtes Drama: Maaß für Maaß. Er nennt den Statthalter Angelo, die Begebenheit aber spielt in Wien. Shakespeare läßt Angelo seine Absicht verfehlen, den Hinzurichtenden gerettet werden und nimmt willkührlich einen frohen Ausgang an.

Der untreue Ritter.

Ein Ritter verführt ein edles Mädchen und will sie nachher seinem Reitknecht vermählen. Sie stirbt aus Gram, da reut es ihn und er ersticht sich. Rührendes Volkslied in Hoffmanns schles. Volksl. Nr. 4. Noch schöner in Haupts wendischen Volksliedern I. 159, „bist du gestorben meinethalb, will deinethalb ich sterben.“

Der Schleier.

Eine junge Herzogin bat den Wächter, sie heimlich zu ihrem Buhlen hinauszulassen. Er duldete es. Da unter der Linde, als sie auf ihn wartete, kam ein wilder Zwerg und entführte sie. Zum Zeichen, daß sie da gewesen, warf sie den Schleier auf den Baum. Der Zwerg brachte sie zu seiner Mutter, die ihn ermahnte, sie schnell wieder zurückzuführen, weil Mord und groß Herzeleid daraus entstehen würde. Der Zwerg führte sie zurück, aber schon hatte ihr geliebter Ritter sich unter der Linde erstochen und sie stürzte sich nun in dasselbe Schwert. Der Wächter wurde grausam hingerichtet. Görres, altd. Volks- und Meisterlieder S. 191. Ambraser Liederb. 303. Wunderhorn II.

243. Auch altholländisch in Hoffmanns horae belg. II. 105. Diese deutsche Dichtung ist originell und nicht zu verwechseln mit einer Bearbeitung der antiken Sage von Pyramus und Thisbe in Wunderhorn I. 265. Erlach I. 116.

Das Lied beginnt schön: es wohnet Lieb bei Liebe, dazu groß Herzeleid.

Die Gräfin von Orlamünde:

Agnes von Orlamünde, eine junge Wittwe, liebte den schönen Landgrafen Albrecht von Nürnberg (1293), der aber sagte: „Wenn nur vier Augen nicht wären!" Sie bezog das auf ihre zwei Kinder und ließ ihnen durch die Augen ins Hirn stechen. Vergebens flehten sie den Mörder an: „Lieber Hager, laß mich leben, will dir Orlamünde geben". Als aber Albert die Schandthat erfuhr, sagte er zur Gräfin: ich meinte nicht der Kinder Augen, sondern unsre eignen, die nicht zusammen taugen. Volkslied in Wunderhorn II. 232 aus Wildenfels select. antiqu. II. 33.

Sie wurde gefangen gesetzt und soll als weiße Frau in den Häusern ihrer fürstlichen Nachkommen umgehen. Ihr Bildniß ist das Titelkupfer zu Jung-Stillings Geisterkunde. Vergl. Lucä, Grafensaal 373. Falkenstein, Nordgau. Alterth. III. 151. Grimm d. S. Nr. 579. Hormayr, Taschenbuch 1826, S. 311. Vergl. über die weiße Frau die Sage der Bertha von Neuhaus (Thl. I. S. 147). Kuhn, märkische Sagen Nr. 119 wagt nicht zu entscheiden, ob die berühmte weiße Frau des Berliner Schlosses diese Bertha oder die Orlamünderin sey.

Sehr merkwürdig sind auch die Volkslieder von der buhlerischen Königin, im Grundgedanken gewiß sehr alt.

Amalberga, die geschichtlich berühmte Königin von Thüringen, die stolze Gemahlin Hermanfrieds, dessen Untergang sie herbeiführte, lebt in der Volkssage noch fort als eine unterirdische Königin, die nichts mehr mit der historischen Person gemein hat, sondern auf die alle Züge der Frau Venus im Venusberge übertragen sind. Nach Bechsteins Sagenschatz des Frankenlandes I. 137 haust sie nämlich als wunderschöne Frau im Hammelberge. Ein junger Hirte gelangte zu ihr. Sie reichte ihm die Blume, aber er war so bescheiden, sich damit zu begnügen und nichts von den vor ihm ausgebreiteten Schätzen zu nehmen, worauf die Blume in seiner Hand sich in Gold verwandelte. Weiter erzählt man nach Bechstein, Amalberga hause in einem Thurme der Ruine Saaleck ganz wie Frau Venus, locke schöne Jünglinge hinein, verführe sie und gebe ihnen dann den Tod.

In Bergmanns Ambraser Liederbuch S. 322 wird ein altdeutsches Volkslied mitgetheilt, welches die Sage von der buhlerischen Königin mit den Sagen vom berühmten Albertus Magnus vermischt.

Eine ungenannte Königin lockte schöne Jünglinge zu sich, verführte sie und ließ sie dann ins Wasser werfen. Das wiederfuhr auch dem Albertus Magnus, allein vermittelst seiner Zauberkunst blieb er auf dem Wasser schwimmen. Die Königin ließ Pfeil auf Pfeil nach ihm schießen, die ihn aber nicht trafen. Endlich schwang er sich auf in die Luft, ließ sich auf einem Thurm mitten im Walde nieder, fing eine Menge Vögel und ließ sie mit Papieren, auf die er der Königin Frevel geschrieben hatte, wieder fliegen. Viele von den Vögeln wurden gefangen, wodurch die Ruchlosigkeit der Königin an den Tag kam. Da sie aber ihre Kleider zerriß und Buße that, verzieh er ihr. Nach einem andern alten Volksliede im Wunderhorn II. 237 und in den Meisterliedern von Görres S. 193 pflegte die von Albertus bekehrte Königin als Nonne in ihrer Zelle neun Vögel, die Seelen der von ihr ermordeten neun Buhler, bis sie sich in Engel verwandelten und sie zum Himmel führten. Ganz dasselbe erzählt eine böhmische Sage von der Herzogin Pietisylla. Hormayr Tasch. 1834. S. 332.

Auch von der Königin Johanna von Navarra, Gemahlin Philipps IV. von Frankreich, wird erzählt, sie habe ihre jungen Buhler in der Seine ertränkt, bis der Pariser Student Buridan es gemerkt und sich beim Sturz in's Wasser in einem Kahn voll Heu habe auffangen lassen. Am andern Tage habe er alle Vögel in Paris gekauft und ihnen Zettel angebunden, wie Albertus. Aus einer Leipziger Handschrift in Haupts Zeitschr. II. 362 mitgetheilt. Daselbst wird auch das lateinische Gedicht des Johannes Secundus (opp. 1651 S. 119 und 276) citirt, worin das Nämliche von der Königin Blanka von Castilien berichtet wird. In Noreja 1837 S. 117 liest man dasselbe von der schönen Salamanca, Burggräfin zu Spital. Und in Sartorius Reise zum Glokner I. 186 von der berüchtigten Margaretha Maultasch in Tirol.

In einem merkwürdigen Volksliede (Wunderhorn II. 271. Erl. IV. 28. Hoffmann, schles. Volkslieder Nr. 6) heißt es:

Ein Ritter steigt vom Roß auf einen Baum einer schönen Turteltaube nach, fällt und bricht das Herz. Sterbend bietet er seinem Schildknecht sein Weib, sein Roß, seine Hunde an, aber der Schildknecht nimmt nichts an als ein weißes Hemde, um ihm ins Paradies zu folgen. Das ist die Treue des Waffenknechts, der seinen Herrn auch im Tode nicht verläßt, uralt heidnisch.

Das hungernde Kind.

Mutter gib mir Brod, ruft das Kind und die Mutter antwortet stets mit dem Refrain: warte nur, mein liebes Kind, morgen wollen wir säen, morgen

wollen wir schneiden, dreschen, malen, backen. Als das Brod gebacken, war das Kind todt. Uhlands Volksl. I. 119.

Ich reihe hier noch eine kleine Anzahl von Dichtungen und Sagen an, die, wenn auch nicht mehr in der Form des Volksliedes vorkommend, doch ganz ähnlichen Stoff enthalten und zum Theil wohl auch aus verlorenen Volksliedern entlehnt und uns nur in Prosa erhalten sind.

Einer der berühmtesten Stoffe dieser Art ist der, welchen noch zuletzt Leopold Graf Stolberg unter dem Namen der „Büßenden" in einer Romanze behandelt hat. Er findet sich schon in den gestis rom. 56 und den Novellen der reine Margrithe 32. Hier heißt es:

Karl VIII. schickte den Herrn von Bernage nach Deutschland, der unterwegs verirrend bei einem deutschen Edelmann einsprach und eben mit ihm zu Nacht speiste, als eine bleiche Dame mit ganz kahlem Kopf hereintrat, stumm aß und aus einem Todtenschädel trank. Er erfuhr, es sey die Gemahlin des Edelmannes, die mit einem Jüngling gebuhlt habe. Diesen habe der beleidigte Gatte umgebracht, sein Gerippe im Zimmer des treulosen Weibes aufgehangen und sie gezwungen, täglich aus seinem Schädel zu trinken.

Denselben Stoff behandelt ein spanisches Drama. v. Schack, dramatische Lit. II. 485. Man sieht, die Sage hat sich bei den romanischen Nationen ausgebildet und enthält die Erinnerung an die deutsche Sittenstrenge, welche den Romanen befremdlich und allzugrausam erschien. Stolberg hätte diesen tiefen Sinn der Sage erfassen und den strengen Eheherrn nicht zum Schluß, wie den Hahnreih in Kotzebues Menschenhaß und Reue erweicht und versöhnt darstellen sollen. Indessen wird dieselbe Sage in Pauli Scherz und Ernst, Ausgabe 1535 Nr. 205 nach Spanien verlegt. Hier heißt es:

Ein Kaufmann in Spanien kam unterwegs zu einem Edelmann im Königreich Leon, der bei Tisch ein bärtiges Haupt in einer Schüssel auftragen ließ, in Gegenwart seiner Frau und Töchter. In der Schlafkammer, wo der Kaufmann schlief, fand er noch zwei aufgehenkte Leichen. Der Edelmann erklärte ihm dann, der Kopf sei der eines Ritters, der ihm seine Frau verführt habe, und die Leichen seien Verwandte von ihm, die des Ritters Freunde umgebracht hätten, und deren Anblick ihn täglich zur Rache reize.

In Mone's Anzeiger VI. 311 hat Frhr. v. Laßberg die romanischen Quellen der bekannten, von Zumsteg in Musik gesetzten Ballade des Grafen Stolberg „die Büßende" zusammengestellt, dazu Bandellos Novelle,

Markos Obregon (von Tieck übers. II. 33) ꝛc., aber den deutschen Pauli vergessen, und auch das ähnliche Gedicht in der altenglischen Ballade, Zürich 1780 II. 140. Vergl. Hans Sachs Werke I. 130.

Sehr alterthümlich und vielleicht noch einem heidnischen Mythus entlehnt ist das Märchen vom Drosselbart.

Eine übermüthige Königstochter wies alle Freier mit Spottreden ab, unter andern auch einen jungen König, dessen Kinn sie so lang wie einen Drosselschnabel fand, weshalb er den Spottnamen Drosselbart bekam. Da verkleidete sich D. als Spielmann und spielte so schön vor dem König, daß dieser ihm seine Tochter zur Ehe gab, sie mochte wollen oder nicht. Als sie nun mit dem Spielmann zu Fuß fortging, hörte sie überall, das schöne Feld, die schöne Wiese, der schöne Wald gehöre dem König Drosselbart. Wie bitter bereute sie nun, diesen reichen König verschmäht zu haben. Inzwischen mußte sie ihrem armen Mann Geld verdienen helfen und auf dem Markte Töpfe feil bieten. Da ritt ihr ein trunkener Husar in die Töpfe und sie hatte die größte Angst vor dem Zorn ihres heimkehrenden Mannes. Dieser aber meinte, sie tauge nicht zum Verkaufe, sie solle daher beim König Küchenmagd werden. Dies geschah. Da feierte König Drosselbart seine Hochzeit und betrübt sah auch die Magd von ferne zu, als plötzlich Drosselbart auf sie zuging, sie in ihren schlechten Kleidern in den Saal zog und als seine Braut proklamirte denn er und kein anderer war der Spielmann gewesen. Grimm, Märchen Nr. 52. Vgl. auch Pröhle, Märchen Nr. 2.

Echt deutsche Gemüthlichkeit waltet in der Sage vom armen Liebespaar.

Ritter Tuschl zu Vilshofen, wo die Vils in die Donau mündet, heirathete alt noch ein junges Weib, sie lief mit einem hübschen Edelknaben davon, und nachdem er sie lange gesucht hatte, fand er beide, ihn als Schuster, sie als Mutter eines Säuglings, arm aber glücklich beisammen wohnen. Da beschloß er, ihnen ihr Glück zu gönnen, zog heim, stiftete eine Kirche und ließ auf den Stiftsstein die Verse setzen:

Eine Gamsel auf dem Stein
Lockt mich in Wald hinein,
Zwei Hund an einem Bain
Ich Tuschel bleib allein.

Adalbert Müller, die Donau I. 103.

Die geschwinde Hochzeit.

Ein Fräulein von Schroffenstein sollte den reichen Herrn von Werdenfels heirathen, wartete ab, bis er einmal mit ihrem Vater den ganzen Tag hin-

durch auf der Jagd war, ritt auf die Burg ihres Bräutigams, ließ sogleich, weil sie dort schon als Herrin galt, eine Hochzeit anrichten und feierte sie mit ihrem Geliebten, dem Grafen von Eschenlohe. Als der Werdenfelser heimkam, war alles schon vorbei und er hielt es für gerathen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Auerbacher, Büchlein für die Jugend S. 120.

Trauriger ist die Sage von der Hochzeit zu Wieckenthal.

Ein Fräulein dieses Hauses heirathete den Junker von Schleinitz. Ihre Eltern veranstalteten ein großes Hochzeitsfest mit Masken. Einige Herrn in Bärenpelzen geriethen beim Fackeltanz in Brand, das Feuer griff um sich, auch der Bräutigam brannte schon lichterlohe, da warf sich die zärtliche Braut in seine Arme und verbrannte mit ihm. Männling, Traumtempel S. 296.

In Alfons von Flugis Volkssagen von Graubündten 1843 findet sich S. 94 die schöne Brautsage von Stürvis.

Ein Bräutigam wollte noch Gäste laden zur morgenden Hochzeit, ermüdete auf dem Gebirg, lehnte sich an einen Felsen im Schnee, entschlummerte unter süßen Hochzeitsträumen und wachte nicht mehr auf. Des andern Tages suchte ihn die Braut in fieberhafter Angst, verstieg sich hoch in den Gletschern und verschmachtete auf der andern Seite des nämlichen Felsens. Nur wenige Schritte von einander fand man beide Leichen.

Vom Liebenbach bei Spangenberg in Hessen meldet die Sage, er sey von zwei Liebenden gegraben, die einander nur unter der Bedingung sollten heirathen dürfen, daß sie eine gute Quelle vom Berge bis in die Stadt leiteten. Sie gruben 40 Jahre lang und als sie fertig waren, starben sie. Grimm, deutsche Sagen I. Nr. 105.

Eine mehrfach wiederholte Sage vom traurigen Wiedersehen lange getrennter Gatten.

Aus Laudeck, einem jetzt wüsten Schloß in Tirol, zog ein Ritter einst ins h. Land und kam glücklich wieder heim. Da sah er seine geliebte Frau ihm schon mit dem Tuch aus dem Fenster zuwinken und stürzte sich mit dem Roß in den Teich vor der Burg, aus Ungeduld, um schneller bei ihr zu sein. Aber er ertrank. Schaubach, die Alpen II. 15. — Ganz eben so wird von einem Ritter von Huntheim erzählt, der auf der Mosel heranfahrend seine geliebte Braut Gisela am Ufer erblickte und zu früh aus dem Schiff springend, ertrank, worauf sie das Kloster Stuben baute. Menk, des Moselthales Sagen S. 103.

Schöne und uralte Sagen im deutschen Volke erinnern an ganz ähnliche, die in Skandinavien noch in der Form des Volksliedes erhalten sind. So die vom singenden Knochen.

Ein grosses Wildschwein verheerte die Aecker, wer es erlegte, dem wollte der König seine Tochter geben. Zwei Brüder zogen gegen dasselbe aus, dem jüngern gab ein kleines Männlein einen Spieß, womit er das Schwein erlegte, aber der ältere Bruder stieß ihn aus Neid ins Wasser, gab sich für den Erleger des Schweins aus und bekam die Prinzessin. Da fand einmal ein Hirt im Wasser einen Knochen und machte sich eine Flöte daraus, aber die Flöte sang von selbst und erzählte die Mordthat des bösen Bruders. Dieser wurde nun entlarvt und bestraft. Grimm, Märchen Nr. 28. Aus Hessen, eben daher ein zweites Märchen, worin statt des Schweins ein Bär erlegt wird.

Eine Mutter schickt ihre beiden Kinder in den Wald, eine gewisse Blume zu suchen, wer sie finde, werde König werden. Das Mädchen fand die Blume, aber der Knabe erschlug sie deshalb, nahm die Blume für sich und wurde König. Nach langer Zeit fand einmal ein Hirtenknabe auf der Weide einen kleinen Knochen von jenem Mädchen, machte sich daraus eine Flöte und kaum blies er darauf, so sang die Flöte und erzählte alles, was geschehen war. Ein Ritter kaufte dem Knaben die Flöte ab und ließ sie einmal vor der alten Königin singen. Da stieß diese den bösen Sohn vom Thron und weinte, bis sie starb. Märchen aus dem Aargau, mitgetheilt von Wackernagel in Haupts Zeitschrift III. 35. Hat ganz die Abrundung eines Volksliedes.

Pauli Scherz und Ernst Nr. 535 der Ausg. von 1535 hat uns eine schöne Sage von der Freudenburg aufbewahrt, in welcher die Sage vom Venusberg mit der vom steinernen Gast (Don Juan) verbunden ist.

Zwei Ritter verabredeten, wenn einer Hochzeit feire, solle der andere sein Gast seyn und ihm bei Tische dienen. Einer starb. Als der andere Hochzeit machte, erschien der Geist des Verstorbenen und erfüllte seine Pflicht bei der Tafel. Nachher lud er aber den lebenden Freund auch bei sich zur Hochzeit ein auf einen bestimmten Tag und verschwand. An dem gedachten Tage nun erschien ein weißes Pferd mit zwei weißen Hunden. Der Ritter bestieg das Pferd und kam pfeilschnell durch einen Wald zu eines Priesters Haus. Nachdem er hier abgestiegen und gebeichtet, gelangte er zu einer Burg, in der „die hübschesten Menschen“ vereinigt waren und eine „Freude ohne Ende“ herrschte. Sein Freund empfing ihn aufs Beste und nachdem er sich ein Paar Stunden höchlich ergötzt, nahm er wieder Abschied. Als er aber aus der Burg trat, war das Priesterhaus, waren die Wälder verschwunden, war alles angebautes Feld und erhob sich hier eine prächtige Abtei. Als der Ritter sich nun hier erkundigte, erfuhr er, es seyen 200 Jahre vergangen, seit er in die Burg eingetreten.

Ich schließe mit einigen schönen Sagen vom Dank der Todten.

Hug von Heigerloch aus Schwaben, pilgert nach St. Jakob in Spanien,

trifft unterwegs mit einem andern Pilger, einem bayerischen Grafen, zusammen und pflegt ihn nicht nur in seiner Krankheit, sondern beladet sich auch noch, als er stirbt, mit seiner Leiche, um dieselbe an den Wallfahrtsort zu bringen, und setzt ihm wie einem Lebenden täglich Speise und Trank vor. Zu St. Jakob in Compostella angelangt lebt die Leiche wieder auf. Beide kehren heim. Der Graf erzählt alles seiner Mutter, vergißt aber darüber seinen schwäbischen Gefährten, der still weiter wandert. Der Graf heirathet und bekommt einen Sohn. Da hört er, Hugs Eltern seyen vom Aussatz befallen und könnten nur durch das Blut eines Kindes geheilt werden. Sogleich opfert er sein eigenes Kind für sie, das aber wieder lebendig wird. Handschrift in Wolfenbüttel. Hagens Germania VII. 323.

Ein junger Kaufmann, den sein Vater ausgeschickt, gibt all sein Geld aus, um einen todten Mohren ehrlich begraben zu lassen. Zum Dank rettet ihn der Geist des Mohren aus Todesgefahr. Als der Kaufmann heimkommt, findet er bei seiner Frau einen ihr aufgedrungenen fremden Bräutigam, gibt sich aber zu erkennen. Da verlangt der Geist des Mohren, daß er ihm sein einziges Kind opfere. Der Kaufmann will es thun, aber der Mohr erklärt, er habe ihn nur prüfen wollen, und macht ihn glücklich. Wolf, deutsche Hausmärchen 243.

5.

Geschichtliche Volkssagen.

Wann die vielen poetischen Sagen, von denen ich hier handeln will, entstanden sind, läßt sich nicht mehr ermitteln. Viele sind gewiß uralt und erst auf spätere historische Personen und Ereignisse übergetragen. Man kann nicht einmal behaupten, sie seyen aus der einheimischen Mythe entlehnt, denn, fassen wir zum Beispiel den Ursprung der Welfen in's Auge, so hat schon Leo in „des deutschen Volkes Ursprung und Werden“ S. 72 f. die Entdeckung gemacht, daß eine ganz ähnliche Sage schon in dem alten indischen Heldengedicht Mahabharata vorkommt. Dasselbe Motiv findet sich auch in der oben schon erwähnten alten longobardischen Sage vom Lamissio. Die Sage wanderte also durch die Jahrtausende von Volk zu Volk. Die Welfensage ist folgende:

Das edle Geschlecht der Welfen (noch jetzt regierend in England, Hannover und Braunschweig) hatte seinen Stammsitz zu Altorf bei Ravensburg, unfern vom Bodensee. Graf Isenbart, der Welfe, war vermählt mit Irmentraut. Diese schalt einst eine Bettlerin mit Drillingen, weil man vormals Zwillinge

und Drillinge als Beweise williger Untreue ansah. Die Gräfin aber wurde für diese Mißhandlung der unschuldigen Bettlerin bestraft, indem sie selbst auf einmal zwölf Knaben gebar. Sie übergab dieselben einer Dienerin, um sie ins Wasser zu tragen. Der begegnete der Graf und frug, was sie in dem Korbe habe? Welfe (junge Hunde) sagte sie. Er aber deckte den Korb auf, fand die Knaben, ließ sie heimlich erziehen und verzieh der Gräfin. Davon bekam sein Geschlecht den Namen. Bucelinus Monach. Weingart. in Germania sacra II. 363. Crusius, annales I. 337. Dieselbe Sage wiederholt sich in den adeligen Geschlechtern der Hund, der Rüdt ꝛc.

Am schönsten ist die Welfensage behandelt in einem Märchen der Leipziger Handschrift, gedruckt in Haupts altd. Blättern. I. 128 f.

Ein junger Edelmann findet auf der Jagd ein reizendes Wünschelweib, die sich eben nackt badet und eine goldene Kette in der Hand hält. Bei dieser faßt er sie, zieht sie zu sich und behält sie. Sie gebärt aber sieben Kinder auf einmal, sechs Söhne und eine Tochter; ihre böse Schwiegermutter legt ihr sechs junge Welfe unter und will die Kinder tödten lassen, aber mitleidige Knechte setzen sie im Walde aus. Die unschuldige junge Mutter wird nun der Untreue angeklagt und verurtheilt, in einem engen Raum eingesperrt zu bleiben, so daß nur ihr Kopf hervorragt, über dem alle im Hause sich die Hände waschen und an dessen schönen Haaren sie sich dann abtrocknen. Die Kinder unterdeß leben im Walde, und werden einmal von ihrem Vater gesehen. Seine böse Mutter erfährt es und schickt einen Knecht hinaus, der findet die sechs Brüder als Schwäne auf dem Wasser, nimmt ihre am Ufer liegenden goldnen Kettchen weg und bewirkt so, daß sie Schwäne bleiben mußten. Nur das Schwesterchen war ihnen entkommen und sie pflegt nun ihre Schwanenbrüder, bis der Vater sie wieder findet und sie wieder zu Menschen gemacht, auch der Mutter Unschuld erkannt wird. Die böse Schwiegermutter muß fortan den Platz einnehmen, den die Unschuldige verlassen.

Eine andere Welfensage scheint eben so alt und weitverbreitet.

Eticho der Wolf, mächtiger Dynast zu Altorf am Bodensee, wollte im schwäbischen Sinn allodialfrei bleiben und sich niemals dem fränkischen Lehenwesen fügen. Gegen seinen Willen nahm sein Sohn Heinrich reiches Lehen vom Kaiser Ludwig dem Deutschen, der ihm in Bayern so viel Land gab, als er in einem goldnen Wagen an einem Vormittag umfahren konnte; Heinrich fuhr aber im Galopp mit unterlegten Pferden. Eticho zog sich zornig in den Scherenzer Wald zurück mit 12 Edelleuten. Annalista saxo p. 660 Ludwig rel. VIII. 150. Bothos Sassenchronik zum Jahr 814. Nach einer anderen Nachricht im Reineccii expos. de Welforum prosapia p. 23 umfuhr Heinrich das Lehen mit einem goldenen Pfluge, während der Kaiser schlief. Die Sage hat einen rein historischen Charakter und drückt sehr glücklich den Gegensatz zwischen alemannischem Freieignen und fränkischem Dienstlohn aus.

Ganz ähnliche Sagen von Erwerbung eines Lehens durch Umreiten oder Umschreiten kehren noch oft in der deutschen Sage wieder. Vergl. Panzer, Beitrag 74. Schwab, Ritterburgen der Schweiz II. 45. Harrys, niedersächs. Sagen I. 46. Bechstein, fränkische Sagen I. 175. Delius, Harzburg, 287. Sie findet sich auch in Legendenform.

S. Lufthildis, ein frommes Mädchen, heilte eine Wunde Karls des Großen, die ihm auf der Jagd ein Hirsch gestoßen, durch bloße Berührung mit ihrer Spindel, da sie überdieß den Ertrag ihres Fleißes den Armen zu geben pflegte, gelobte ihr Karl so viel Land zu schenken, als sie, während er schlafe, mit ihrer Spindel würde umfurchen können. Sie setzte sich nun zu Roß, ließ die Spindel am Faden hinter sich schleifen und umringte ein weites Gebiet, das nach ihr Lüftelberg genannt wurde. Simrock, kerling. Heldenbuch 1848. S. 120.

Aehnlich die Legende vom h. Florentinus, Königshofen, elsäß. Chronik, 235, und vom h. Bernhard. Wolfs deutsche Märchen Nr. 286.

Eine sehr alte Erinnerung scheint sich auch in der seltsamen Sage vom Ursprung der Zähringer erhalten zu haben.

Ein Köhler schmolz zufällig aus der Erde, mit der er seinen Kohlenhaufen bedeckte, eine Menge Silber, wiederholte das Experiment, wurde unermeßlich reich und half dadurch einem auf dem Kaiserstuhl im Breisgau wohnenden vertriebenen König wieder zu seinem Reiche. Der König machte ihn aus Dankbarkeit zum Herzog von Zähringen und gab ihm seine Tochter zur Ehe. Da wurde der Köhler so übermüthig, daß er einmal, um bei seiner Mahlzeit auch Menschenbraten zu kosten, einen Knaben schlachten ließ. Nachher aber kam ihn so große Reue an, daß er zur Sühne die beiden Klöster St. Ruprecht und St. Peter im Schwarzwald baute. Chronik von Freiburg hinter Schilters Königshoven S. 44. Grimm, deutsche Sagen Nr. 521. Schreibers Sagen I. Nr. 55. Schnetzler, bad. Sagenbuch I. 351.

Eine Menge sogenannter Sagen sind aus bloßen Namenspielen entstanden, indem man später Orts- und Geschlechtsnamen zu deuten versuchte. Dahin gehören sehr alte Sagen, z. B. die von Antwerpen (Handwerf).

Ein Riese soll die Leute über die Schelde geführt, wenn sie aber nicht zahlen konnten, ihnen die Hand abgehauen haben, bis Held Braben ihm selbst die Hand abhieb und sie mitten in die Schelde warf, so weit der Fluß zu Brabant gehört. Wolf, niederl. Sagen Nr. 53.

Sehr eigenthümlich ist folgende Sage.

Lyderik wurde von einem Einsiedler erzogen, nachdem der Riese Finard seinen Vater erschlagen und seine Mutter gefangen hatte. Herangewachsen tödtete er den bösen Riesen und wurde erster Graf von Flandern. Einst traf er auf der Jagd die schöne Idoma, Tochter des fränkischen Königs Lothar, die entführt worden war, deren Entführer aber über einander selbst hergefallen waren. Lyderik heirathete sie. Sie trug goldene Königskleider, er nur einen grauen Kittel, die Kinder aber trugen halb Gold, halb grau. Da kam einmal der König auf der Jagd verirrt zu ihnen, wurde gut von ihnen bewirthet, erfuhr alles und bestätigte ihre Ehe. Lyderik verwaltete Flandern mit solcher Gerechtigkeit, daß er seinen eigenen Sohn Jogeram, als er einigen Mädchen Obst wegnahm, ohne es zu bezahlen, hinrichten ließ. Nach der excellenten Chronik von Flandern in Wolfs niederl. Sagen Nr. 65–67.

Von Heinrich von Kempten erzählt ein Gedicht des Konrad von Würzburg, herausgegeben von Hahn 1838:

Kaiser Otto der Große feierte das Osterfest in Babenberg, da nahm der junge Herzog von Schwaben vor Tisch ein Stück Brod von der Tafel. Der Truchseß schlug ihn dafür mit seinem Stabe, sein Hofmeister, Ritter Heinrich von Kempten aber schlug dafür den Truchseß todt. Der Kaiser kam dazu und befahl, den Mörder hinzurichten. Aber Heinrich sprang auf den Kaiser zu, packte ihn beim Barte und drohte ihn umzubringen, wenn er den Befehl nicht widerrufe. Otto that es. Zehn Jahre später erfuhr Heinrich, als er gerade im Bade saß, der Kaiser sey in Gefahr vor Feinden. Da sprang er nackt aus dem Bade, ergriff sein Schwert und rettete den Kaiser, der ihn reich belohnte. „Darum soll jeglicher Ritter keck von Gemüthe seyn."

Dieselbe Sage wird auch in den Chroniken von Gottfried von Viterbo, Königshoven und Crusius erzählt. Vergl. Grimm, deutsche S. Nr. 466. Eine der lieblichsten Sagen ist die vom Schloß Eberstein im Murgthal.

Kaiser Otto der Große belagerte im lothringischen Kriege unter anderm die Burg Eberstein (bei Baden), deren Graf es mit dem Feinde hielt. Da sich der Graf tapfer wehrte, dauerte die Belagerung lange. Der Kaiser schrieb mittlerweile zu Speier ein Turnier aus, wohin auch der Graf sich begab. Da beim Tanz flüsterte ihm die schöne Kaisertochter zu: hüte dich, deine Burg soll erstiegen werden, während du abwesend bist. Sogleich sprengte der Graf heim und kam noch gerade zurecht, den Angriff abzuschlagen. Darauf täuschte der Graf die Kaiserlichen, indem er ihren Boten noch volle Kornböden und Keller zeigte, aber unter der Oberfläche des Korns lagen Lumpen und die Fässer hatten doppelte Boden und waren unten voll Wasser. Da gab der Kaiser dem Grafen Frieden und seine schöne Tochter. Crusius annales suev. II. 108. Schreiber, Sagen I. Nr. 50. Grimm, deutsche Sagen

Nr. 470. Gar schön und naiv als Romanze behandelt von Uhland, der am Schluß den Grafen seiner Braut zuflüstern läßt: hüte dich fein, heut wird noch ein Schlößchen gefährdet seyn.

Hatto, Erzbischof von Mainz in dem Zeitpunkt, in welchem die Karolinger ausstarben, wurde Reichsverweser, durch das Ansehen der Kirche die Einheit des Reichs erhaltend und den weltlichen Reichsvasallen, die nach Unabhängigkeit und Auflösung des Reichs strebten, trotzend. Durch ihn kam das neue salische Königshaus auf den Thron. Der Haß seiner Gegner hat ihn ungerecht verleumdet.

Daher die Sage, er habe die Bauern mißhandelt und zur Strafe dafür hätten ihn die Mäuse gefressen, obgleich er sich vor ihnen in den mitten im Rhein stehenden Thurm bei Bingen geflüchtet habe. Der Thurm heißt bis auf den heutigen Tag Mäusethurm, es ist aber darunter nur Musethurm, d. h. Waffenthurm von altdeutscher Muse (Musquete, Musterung) zu verstehen, sofern man ehemals die Waffengeräthe an besonders sicheren Orten barg. Den Namen hat nur die Sage willkührlich umgedeutet.

Aus noch älterer Zeit wird dieselbe Mäusesage vom Polenkönig Popiel erzählt. Desgleichen von Bischöfen von Köln, Straßburg, Osnabrück, von Königen von Wales und Dänemark. Vgl. Wolf, Zeitschr. II. 405.

Die berühmte Sage von den Weinsberger Weibern knüpft sich an den ersten Hohenstauffischen Kaiser Conrad III.

Als derselbe die kleine schwäbische Stadt Weinsberg belagerte, in welcher Herzog Welf befehligte, bewilligte er der ausgehungerten Besatzung nur den freien Abzug der Weiber mit so viel, als jede tragen könne. Aber die Herzogin trug ihren Gemahl auf dem Rücken heraus und eben so alle Weiber ihre Männer. Der Kaiser aber sagte: „was ich gesprochen, will ich halten," und gab alle frei. Chron. reg. I. Pantaleonis ad ann. 1040. Crusius, schwäb. Chronik I. 568. Dieselbe Sage wiederholt sich aber auf deutschem Boden noch überaus oft. Am Kappelmontag tragen in Brüssel die Weiber ihre Männer ins Bett zur Erinnerung an eine ganz ähnliche Treue. Wolf, niederl. Sagen Nr. 543. Gleiche Treue bewiesen die Weiber bei der Belagerung von Harlem, das. Nr. 35. Schwanau in Elsaß, Alsabilder von Stöber S. 19. Von Ottenstein, Montanus, Vorzeit von Cleve II. 253. Von Entersburg, Hocker, Mosellland 205. Von Randenburg und Algenau, Herrlein, Spessart 76. 77. Von der Glauburg, Dieffenbach, Urgeschichte der Wetterau 286. Von der Ebersburg, Schwarz, Buchenblätter 92. Von Windelburg, Wolf, hessische Sagen Nr. 237. Vom Raffenberg, Freiligrath, das malerische West-

phalen 214. Von Blumenfeld im Hegau, Schnezler, bad. Sagen I. 108. Vom Karpfenstein und St. Georgenberg in Graubündten, Schwarz, Wanderbilder 1843 S. 91. 93, v. Flugi 24. Von Hochgalsaun in Tirol, Steub, drei Sommer 288. Von Ahrens bei Minden, Steinau, Volksf. 249. Von Hohenstein, Pröhle, Unterharzsagen 173. Von Geroldseck, Stöber Nr. 123. Von Giebelstadt, Schöppner Nr. 659. Von Frauenruhe, Kuhn, nordd. Sagen Nr. 255. Von Kribenstein, Gottschalk, Ritterburgen II. 118. Von Cantrek, Temme, Sagen aus Pommern Nr. 158. Von Neuhaus, Gräve, schles. Sagen 316. Von Gleiwitz, Kern, schles. Sagen 227.

In die Zeit der Hohenstauffen gehört auch noch die Sage der Grafen von Arco.

Einst liebte Ludwig, Herzog von Bayern, des ersten Otto von Wittelsbach Sohn und Nachfolger, die schöne Ludmilla, Wittwe des unbändigen Raubritters Albrecht von Bogen, und gelobte ihr auf ihr Verlangen vor dem Bilde dreier Ritter die Ehe, einen Schwur, den er zu brechen im Sinne hatte; plötzlich aber traten hinter dem Bilde drei lebendige Ritter hervor und nun mußte er den Schwur halten. Haupt, Aehrenlese aus der Vorzeit S. 198, besungen in Müllers Sagen der Bayern S. 139. Von Bogen an der Donau wurde nachher das Schloß Arco am Gardasee benannt, wo die Nachkommen des Hauses sich niederließen.

Von den Grafen von Henneberg hat man eine hübsche Wappensage:

1) Der welsche Ritter Poppo weilte lange in Welschland in den Banden einer schönen Frau. Endlich riß er sich los und entfloh nach Deutschland. Da sah er drei Hennen auffliegen und baute an der Stelle seine Burg. Die welsche Dame reiste ihm nach und als sie in die Gegend kam, hörte sie Glocken läuten. Poppo war als erster Graf von Henneberg eben gestorben. Da riß sich die Welsche aus Schmerz ihren schönen Haarzopf aus, der seitdem das Helmkleinod des Henneberger Wappens wurde, während in demselben die Henne ihren Platz hat. Büsching, wöchentliche Nachrichten II. 382. 2) Der deutsche Graf von Henneberg zog nach dem h. Lande, gerieth in die Banden einer schönen Araberin, entfloh und nahm daheim ein deutsches Weib. Seine arabische Geliebte aber kam am Hochzeitstage an und riß sich aus Gram den Zopf aus. Bechstein, Sagenschatz des Thüringerlands III. 230.

Weltberühmt ist die Sage vom Grafen von Gleichen. Einer dieses Geschlechts, Sigmund, liegt zu Erfurt zwischen seinen beiden Frauen, Agnes von Querfurt und Katharina von Schwarzburg begraben, 1494. Der Anblick der beiden Frauen veranlaßte den Glauben, er habe beide

zugleich besessen. Sagittarius, Gleichische Historie I. 5 zc. Aventuren des Grafen von Gleichen. Bamberg 1730.

Graf Ernst von Gleichen kam mit Ludwig dem Heiligen von Thüringen zu Kaiser Friedrich II. nach Sicilien und begleitete nach dem Tode seines Herrn den Kaiser ins h. Land, wo er gefangen wurde, als Gärtner bei einem Sultan diente und von der schönen Melechsala, Tochter des Sultans, befreit wurde, indem sie mit vielen Schätzen sich von ihm entführen und taufen ließ. Unterwegs warf sich das Pärchen dem Papst zu Füßen, der dem Grafen erlaubte, neben seiner rechtmäßigen Frau, die daheim auf der Burg Gleichen saß, noch diese zweite zu ehelichen. Dann zogen sie heim und die erste Frau willigte ein, die zweite neben sich zu dulden. Die Gegend, wo beide Frauen sich zuerst begrüßten, heißt noch das Freudenthal.

Dieselbe Sage wird von dem Herrn von Rodenstein (Wolf, hessische Sagen Nr. 235), Montfort (Steub, drei Sommer, 154), von dem von Jagow (Temme, Sagen der Altmark) und nach einem altfranzösischen Gedicht von dem Herrn Gilion de Trasignyes erzählt.

Eine der schönsten und jedenfalls merkwürdigsten historischen Sagen des deutschen Volkes hat zur ältesten Quelle den schon oben mitgetheilten Mythus von Wieland, dessen Bruder Eigill auf Befehl des bösen König Nidung einen Apfel vom Kopfe seines Vaters schießt. In die geschichtliche Zeit wird dieser Mythus zuerst verlegt in Dänemark. Saxo Grammaticus hist. Dan. X. 166 erzählt von einem gewissen Toko, der den Dänenkönig Harald Blaatand (Blauzahn) erschoß.

Harald hatte ihn schwer beleidigt und seinen Trotz gereizt. Im Uebermuth befahl er ihm, den Apfel vom Kopf seines Sohnes zu schießen. Als Toko dies gethan, frug ihn der König, warum er noch einen zweiten Pfeil zu sich gesteckt habe? Toko antwortete: mit diesem hätte ich dich getroffen, wenn ich meinen Sohn verletzt haben würde. Dafür wurde er gefangen in des Königs Schiff geschleppt, mußte im Sturm rudern helfen, befreite sich durch einen Sprung, lauerte dem König nachher auf und erschoß ihn.

Daß diese dänische Erzählung nur Sage und keine wahre Geschichte ist, hat Dahlmann in seiner dänischen Geschichte nachgewiesen. König Harald ist auf ganz andere Art gestorben. — Die Sage wiederholt sich auf dänischem Boden selbst. Im Kriege des Dänenkönigs Christian I. mit dem empörten Landvolk der Marschen wurde ein Anführer der letzteren, Henning Wulf, vom König gefangen, mußte auf dessen Befehl einen Apfel vom Kopf seines Sohnes schießen und drohte dem Tyrannen mit

dem zweiten Pfeile. Müllenhoff Nr. 66. Ebenso heißt es in einer rheinischen Sage von einem gewissen Puncker, einem berühmten Bogenschützen, Fürsten und Adel hätten ihn einmal gezwungen, einen Apfel vom Kopf seines Sohnes zu schießen, und als er es gethan, habe er ihnen erklärt, wenn er gefehlt hätte, würde er mit dem zweiten Pfeil unter die Herren geschossen haben. Malleus maleficarum II. 16. — Die Sage findet sich auch in England wieder, hier heißt der Held William of Cloudesles und schießt den Apfel vom Kopf des Sohnes auf Befehl des Königs.

Berühmter aber als alle diese nördlichen Sagen ist die südliche von Wilhelm Tell. Sie wurde erst am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts bekannt und lautet nach der Chronik des Tschudy:

> Kaiser Albrecht I. wollte den freien Schweizern in den Alpen ihre angestammte Freiheit rauben und setzte den grausamen Landvogt Geßler über sie. Dieser, um sie gründlich zu knechten, baute die feste Burg Zwing-Uri und befahl, das Landvolk solle vor seinem auf einer Stange befestigten Hute sich so tief beugen als vor ihm selbst. Da ging Wilhelm Tell mit seinem kleinen Sohne vorbei, ohne den Hut zu grüßen, und ward ergriffen. Der Landvogt wollte ihm das Leben lassen, wenn er, als ein berühmter Armbrustschütz, einen Apfel vom Kopf seines Sohnes herabschösse. Tell that es und traf den Apfel. Da frug ihn Geßler, warum er noch einen Pfeil zu sich gesteckt habe? Um dich, war die Antwort, zu erschießen, wenn ich mein Kind getroffen hätte. Geßler ließ den Tell fesseln und nahm ihn mit über den Vierwaldstädtersee. Ein heftiger Sturm auf dem See aber nöthigte ihn, dem Tell die Ketten abnehmen zu lassen, damit er, als der stärkste Mann im Schiffe, rudern helfe. Da ersah Tell die Gelegenheit, faßte seine Armbrust und sprang auf einen Felsen, welcher der Axen hieß, indem er das Schiff mit gewaltigem Fußstoß hinter sich in's Wasser zurück schleuderte. Dann lauerte er dem Geßler in der hohlen Gasse bei Küßnacht unter dem Rigi auf und erschoß ihn mit seinem letzten Pfeil.

Die Schweizer Sage hat sich ohne Zweifel ganz unabhängig von der dänischen ausgebildet. Saxo Gr. lebte und schrieb zwar im 12. Jahrhundert und Tell soll erst im Beginn des 14. Jahrhunderts gelebt haben, Saxo's Buch wurde aber erst 1514 gedruckt. Wahrscheinlich schöpfte die Sage im Süden wie im Norden gemeinschaftlich aus einer älteren mythischen Quelle. Es gibt sehr ausführliche Schriften über die Tellsage, die beste von Ideler 1836, dann die von Häuser 1840. Tell kann wirklich existirt haben, so daß nur die Züge der alten Sage, zunächst in

Volksliedern, auf ihn übertragen wurden. Bemerkenswerth ist, daß der dänische Toko (schweizerische Töckeli, der Schmetterling) und der Tell (der Tolle, Unbesonnene) gleichbedeutende Beinamen sind.

Ich reihe hier noch die schöne Sage von einem blinden Schützen an, nach Schreibers Sagen II. 33.

Oswald von Fürsteneck, der beste Schütz im Rheingau, wurde von seinem Feinde Wilhelm von Salnack gefangen und geblendet, aber einmal, als der Ritter Gäste hatte, aus seinem tiefen Keller herausgeholt, um auch noch blind seine Geschicklichkeit als Schütz zu erproben. Er sollte ein Glas, das ihm der Salnacker durch den Klang bezeichnen wollte, mit dem Pfeil treffen, aber Oswald lauschte der Stimme und erschoß den Ritter selbst.

Eine merkwürdige Rolle in der deutschen Sage spielt Margaretha Maultasch, die berühmte Erbin von Tirol im 14. Jahrhundert. Der Beiname ist noch im Schloß Maultasch erhalten, die Sage leitet ihn aber von ihrem großen Mund und vielleicht von ihrer großen Wollust her. Vgl. Beda Weber, Tirol II. 400. Grimm, deutsche Sagen Nr. 502. Steub, drei Sommer S. 303.

Lieblich ist die Sage von Otto dem Schützen. Spangenberg, Adelsspiegel II. 9. 3. Grimm, deutsche Sagen Nr. 562.

Otto, Sohn des Landgrafen Heinrich von Hessen, sollte Geistlicher werden, entfloh aber und diente dem Grafen Adolf von Cleve unbekannt als Jäger, dessen schöne Tochter Elisabeth ihn heimlich schon liebte, als die Entdeckung seiner edeln Geburt durch einen zufällig ankommenden Ritter aus Hessen unverhofft ihre Ehe möglich machte. Er kehrte mit ihr nach Hessen zurück, beerbte seinen Vater und hauste mit seiner schönen Frau lange auf dem Schloß Spangenberg, im 14. Jahrhundert.

Kaiser Max auf der Martinswand ist auch eine unserer beliebtesten Sagen:

Maximilian I. verstieg sich einmal auf der Gemsenjagd in dem schroffen Abhang der s. g. Martinswand am Inn, gegenüber von Inspruck. Ein Landmann rettete ihn. Nach der Sage aber war es ein Engel, der ihn herabführte. Vgl. Hormayr, Taschenbuch 1820 S. 208 f.

Ich schließe hier noch eine Reihe Sagen von unbestimmtem Datum an, oder die sich über viele Jahrhunderte und Oertlichkeiten verbreiten.

Wohl am weitesten verbreitet sind die Sagen von der List der Belagerten. Damit es scheine, sie hätten noch reichliche Vorräthe, warfen

sie zu Girlanden ihre letzte Kuh mit dem letzten Waizen gefüllt über die Mauer, die Belagerer ließen sich täuschen und zogen ab. Stöber, Elsäß. Sagenbuch. Zu Neustadt an der Aisch steckten sie den letzten Schinken auf das Horn der letzten Kuh. V. Herrlein, Spessart, 198. Vom Schloß Greifenstein wurde die letzte Sau mit Waizen gefüllt herabgeworfen. Weber, Tirol, II. 402. Von Neuffen der letzte Scheffel Gerste. Schwab, rauhe Alb, 131. Und so noch an vielen Orten.

In einigen Sagen wiederholt sich der Zug, daß die Belagerer ein Pferd drei Tage dürsten und hungern lassen, worauf es die verborgene Wasserleitung entdeckt, durch welche die Belagerten ihr Wasser beziehen. Diese zerstört man und die Burg oder Stadt muß sich ergeben. So die Burgen Birg, Grünewald, Walburg, Osterburg und Lichtenberg, Panzer Beitrag S. 37. 39. 162. 186. 201. Osterburg, Bechstein, Franken I. 100. Schneider, Rhön 167.

Zu den beliebteren Sagen gehört auch die von der Rettung einer Stadt durch Zurückstellung der Uhren. Der Feind wollte Basel um 12 Uhr angreifen, man stellte aber die Uhr auf 11 Uhr zurück und hatte Zeit, sich gegen den Feind in Verfassung zu setzen. Dasselbe wird von Gunzenheim erzählt in Stöbers Kochersberg S. 61.

Wettbauten sind auch ein beliebter deutscher Sagenstoff. Ein Meister baut mit dem andern unter Beistand des Teufels, oder auch mit dem Teufel selbst um die Wette.

Die merkwürdigste Sage dieser Art ist die vom Kölner Dom.

> Derselbe blieb unvollendet, weil sein Meister Gerhard, als er einst das schön gediehene Werk selbstgefällig betrachtete, von einem fremden Meister, welches der Satan war, herausgefordert wurde. Der Fremde erbot sich, eine unterirdische Wasserleitung von Trier bis Köln zu führen und Gerhard gelobte ihm seine Seele, sobald er eine Ente auf dem vollendeten Graben werde nach Köln schwimmen sehen. Nun war der Teufel bald fertig, die Ente schwamm und Meister Gerhard stürzte sich vom Kranz des Thurmes herab. Weyden, Kölns Vorzeit I. 181.

In dieser Sage ist nicht nur die Nichtvollendung des Dombaues sinnig erklärt, sondern auch der Contrast der gothischen Baukunst mit der altrömischen, denn unter dem Teufelsgraben ist eine altrömische Wasserleitung gemeint, deren Spuren man aufgefunden hat. Uebrigens geht von derselben Wasserleitung auch dieselbe Sage zu Trier um. Ihr

Erbauer soll mit dem Erbauer des römischen Amphitheaters zu Trier um die Wette gebaut und durch eine List den Sieg errungen haben, worauf sich sein Gegner vom Amphitheater herabstürzte. v. Steinau, Volkssagen S. 36.

In mehreren deutschen Sagen wiederholt sich eine Bluttaufe der Glocken, indem ihr Guß mit einem Morde zusammenhängt.

Schon vom Mönche Tancho in St. Gallen, der unter Karl dem Großen die erste Glocke in Deutschland gegossen haben soll, wird erzählt, er habe Silber, was zum Glockenguß gebraucht werden sollte, veruntreut, da habe Niemand die Glocke läuten können; als aber Tancho selbst den Glockenstrick gezogen, sey der Klöpfel herabgefallen und habe ihn erschlagen. Monachus S. Gallensis de vita Car. M. bei Hahn, monum. II. 560. Als Romanze behandelt von Wolfg. Müller in Simrocks Kerling. Heldenbuch S. 127.

Die Glocke der M. Magdalenenkirche zu Breslau wurde von einem Lehrling, der aus Neugier den Zapfen zog, in Abwesenheit des Meisters gegossen und gerieth vollkommen, der Meister erschlug aber den Lehrling aus Zorn, weshalb das erste Geläute der Glocke ihm zur Hinrichtung läutete. Seitdem ist sie als Armensünderglocke beibehalten worden. Grimm, D. S. Nr. 125. Kern, schles. Sagenschatz 145.

Diese Glockensage wiederholt sich zu Lunow (Kuhn, nordd. Sagen Nr. 45), zu Stolberg (Thüringen und der Harz II. 214), Groß-Möhringen (Kuhn, märkische Sagen Nr. 11). Aehnlich die Sage von der Glocke zu Atterdam, Grimm, D. S. Nr. 126. — Noch schöner sind die Sagen vom wunderbaren Ton der Glocken.

In einer kleinen Kapelle auf dem Berge Tschriett bei Praßberg klang einmal die Glocke so süß und in so weite Ferne, daß ein Türke in Constantinopel sie hörte und unwiderstehlich von den Tönen angezogen denselben nachging, bis er hieher kam und die Glocke zum letztenmal hörte, indem sie vor aller Augen plötzlich verschwand. Nur fromme Hirten hören noch zuweilen ihren süßen Klang im Walde. Seidl, Tirol und Steyermark S. 259.

Ein Wirth aus Meinungen hatte Geschäfte in Rohr. Auf dem Heimwege an einem Walde hört er ein schönes Glockengeläute und frägt ein vorübergehendes Weib. Die meint, es werde zu Rohr einer begraben. Es sey sehr schön, meint der Wirth. Aber wie er noch hundert Schritte weiter geht, sinkt er um und ist todt. Es war sein eigenes Grabgeläut gewesen. Bechstein, Sagenschatz d. Thüringerlands III. 200.

Das Glöckchen in der kleinen Kirche St. Barbara bei Linz an der Donau hörte man einst auf dem Berge zur ungewöhnlichen Stunde läuten und sah nach, da hörte man sie wieder wo anders und ging dem Tone nach, bis man

im Wald die Leiche eines Erschlagenen fand, da hörte sie auf. Sie hatte dem Todten nur eine christliche Beerdigung gewähren wollen. Seidl, Tirol und Steyermark S. 285.

Sagen von wunderbaren Rettungen eines jungen Kindes, des einzigen noch übrigen Sprößlings eines berühmten Geschlechts. So die von Bodmann. Schwab, Bodensee 83. Die Amme ließ das Kind in einen Kessel den hohen Berg hinabrollen. So die von Manteuffel. Temme, Sagen aus Pommern. Auch hier rettet die Amme. — Merkwürdig oft wiederholt sich die Sage von einem Kinde, das bei einer großen Ueberschwemmung in seiner Wiege fortgeschwommen und gerettet worden sey durch eine Katze, die mit auf der Wiege war und das Gleichgewicht hielt. Sage von der Ueberschwemmung des Suggenthals. Baader Nr. 72, von einer andern der Werra, Thüringen und der Harz VIII. 29, des Zuger See's, Meyer von Knonau, Erdkunde der Eidg. I. 409, im Dithmar'schen Lande, Müllenhoff Nr. 175.

Wo man zwei alte Burgruinen bei einander findet, knüpfen sich daran gerne Sagen von feindlichen Brüdern.

Zwei Herren von Reichenburg in Steyermark, Brüder, wohnten auf zwei Schlössern nahe bei einander und legten einst, von gleicher Mordlust getrieben, aus den Fenstern die Gewehre auf einander an und tödteten sich beide. Im Grabe rückten noch ihre Todtenköpfe dicht zusammen, und so oft man sie auch trennte, immer kamen sie unter der Erde wieder zusammen. Valvasor, Krain I. 575.

In Müllenhoffs holst. Sagen Nr. 44—46 werden vier Sagen erzählt von zwei Brüdern, die sich beide in dasselbe Mädchen verliebten, worauf einer den andern todt schlug, selbst aber nachher getödtet wurde oder fliehen mußte. Die Sagen beziehen sich örtlich auf die Häuser Schalkholz, Philippsburg, Pellworm und Borsfleth. Eine ganz ähnliche Sage vom Wolfstein bei Harrys I. 28, und vom Biberstein, Schreiber, Sagen I. 10. Zwei Brüder von Franchimont in Flandern, ermordeten sich, als die letzten ihres Geschlechts, Wolf, niederl. Sagen Nr. 322. — Zwei Zwillingsbrüder von Boost waren einander so feindlich, daß sie schon unmittelbar nach der Geburt mit einander rangen. Steub, Tirol S. 338. Vergl. noch Müllenhoff Nr. 257, Kuhn, nordd. Sagen S. 42. — Reginald von Falkenberg hat seinen Bruder ermordet, dessen Geist ihm aber erscheint und mit der Hand ins Gesicht greift, daß die Spuren nie mehr weggehen. Wolf, niederl. Sagen, 210.

Oefter wiederholen sich die Sagen von einem übermüthigen Fräulein.

Auf dem Kynast im schlesischen Gebirge hauste einst die reiche Erbin Kunigunde, die keinen Mann heirathen wollte, er wäre denn zuvor auf der schmalen Mauer rings um die Burg geritten. Jeder, der es versuchte, stürzte in den Abgrund. Endlich kam der schöne Landgraf Adelbert oder Albrecht von Thüringen unerkannt auf die Burg, das Fräulein verliebte sich in ihn und er allein machte glücklich den Ritt, erklärte ihr aber dann, indem er ihr ihre Grausamkeit vorwarf, er sey schon verheirathet, worauf sie sich in Verzweiflung von der Mauer stürzte. Büsching, Volkssage I. 26.

Aehnliche Sagen vgl. bei Schreiber, Sagen Nr. 68. Pröhles Märchen Nr. 30. v. Hormayr, Taschenbuch 1833. S. 222.

Wo irgend in deutschen Gebirgen zwei parallele Felsen, zwischen sich einen Abgrund, einander gegenüberstehen, hört man gewiß auch eine Sage, daß hier einmal eine von Räubern verfolgte Jungfrau, oder ein fliehender Ritter, oder ein Hirsch in einem ungeheuren Satz hinübergesprungen sey.

Unter den Jungfernsprüngen ist am berühmtesten der von der sog. Roßtrapp. So heißt ein Felsen im Harz über einem Abgrund mit einer Vertiefung, die einem großen Pferdehufe ähnlich ist. Davon gibt es viele Sagen.

1) Eines Hühnenkönigs Tochter wettete, mit ihrem Roß dreimal über den Abgrund zu setzen und that es zweimal, zum drittenmal aber stürzte sie in die Bode hinab. Ein Taucher wollte ihre goldene Krone holen, tauchte dreimal unter, das drittemal aber kam er nicht wieder und es quoll nun Blut auf. Man sagt, die Königstochter habe ihn unter dem Wasser umgebracht, indem sie selbst noch fortlebe. Behrens, kur. Harzwald S. 121. 2) Die Prinzessin wurde von einem Prinzen auf einem Zauberpferde über den Abgrund entführt. 3) Sie hatte einen heimlichen Liebhaber, wurde von ihrem erzürnten Vater verfolgt, setzte über den Abgrund, verlor aber im Sprunge ihre Krone. 4) Sie hieß Emma und wurde von dem Riesen Bodo verfolgt. Sie kam glücklich mit ihrem Roß hinüber und verlor nur die Krone. Er aber stürzte in den Abgrund und gab dem Fluß den Namen. In der Tiefe des Wassers bewacht er seitdem als schwarzer Hund die goldene Krone. 5) Sie setzte sich mit ihrem Geliebten auf das hohe Roß des Riesen, auf das sie mittelst einer Leiter hinaufsteigen mußte und floh, während der Riese schlief. Dieser erwachte und verfolgte sie. Die Liebenden kamen glücklich hinüber, der Riese aber stürzte. Grimm, Deutsche Sagen I. Nr. 318. 6) Ein Roß sollte geopfert werden, riß sich aber los und sprang über die Bode. Kuhn, norddeutsche Sagen Nr. 193.

Unzählige andere Sagen von Jungfernsprüngen in Deutschland melden

von ganz ähnlichen Verfolgungen und Rettungen, oder Entführungen. Es würde zu weit führen, sie alle zu verzeichnen.

Unter den Rittersprüngen ist besonders berühmt der des Landgrafen Ludwig, aus seinem Gefängniß in Gibichenstein über die Saale hinüber, wovon er der Springer zubenannt wurde. Grimm, Deutsche S. Nr. 548. Und der des Raubritter Ezzelin von Geilingen, den sein Zauberroß durch einen Sprung über den Stadtgraben von Nürnberg rettete. Das. Nr. 129. Gleiche Sprünge werden von vielen andern berühmten Räubern erzählt. Zuweilen läßt der Fliehende seinem Rosse die Hufe verkehrt aufschlagen, damit man, wenn man auch seine Spur finde, ihm nicht folge, oder schleudert sein Roß ein Hufeisen so gewaltig, daß es in der Wand stecken bleibt.

Mehrfach wiederholen sich Volkssagen von kühnen Mägden, die um Mitternacht zum Galgen oder zu andern von Geisterschauern umgebenen Orten hingegangen seyen, um einer Rettung oder einer Wette willen. Die älteste Spur dieser Volkssage finde ich in der Leipziger Märchenhandschrift, Haupt, altd. Blätter II. 167 f.

Hier erkauft eine Tochter ihrem gefangenen Vater das Leben durch eine kühne That, indem sie allein um Mitternacht in eine verfallene Kirche geht, der Geisterspuckes wegen bisher Niemand nahen wollte. Hier sagt ihr ein Verdammter, die hier irrenden armen Sünder, vormalige Mönche, könnten nur erlöst werden, wenn die Kirche wiederhergestellt werde. Der König läßt sie wiederherstellen und so hat die muthige Tochter die Geister und auch den Vater erlöst.

Andere Sagen dieser Gattung sind:

Zu Königsberg in Franken lief eine Magd um Mitternacht zu einer einsamen Kapelle, sah ein Pferd davor stehen und hörte darin ein Gewinsel, schnitt schnell einen Bündel vom Pferde ab und lief zurück. In dem Bündel war kostbare Beute, welche der Besitzer des Pferdes, ein Räuber, zusammengebracht hatte. Bechstein, Sagenschatz des Frankenlandes I. 188.

Aehnlich eine Sage in der Geschichte der Gotteshäuser Oesterreichs I. 192, die unter dem Titel „die Räuber von Maria Kulm“ in Wien auf die Bühne gebracht wurde.

Am Gollenberge bei Cöslin in Pommern hörte ein Reisender Nachts im Ungewitter Räuber. Die kühne Magd des nächsten Wirthshauses, wo der Reisende einkehrte, wagte sich auf den Berg, sah die Räuber und

entfloh ihnen auf einem ihrer Rosse. In allzu großer Hitze die Magd verfolgend, geriethen die Räuber in die Gewalt der Cösliner. Temme, Volkssagen von Pommern Nr. 157. Auch bei Lübeck findet eine kühne Dirne am Rabenstein um Mitternacht ein weißes Pferd, entflieht damit und wird dadurch Entdeckerin eines Mordes. Asmus, Volkss. von Lübeck S. 51. Desgleichen bei Bremen, Wagenfeld, Bremer Volkss. I. 9. Eine ganz ähnliche Sage von Entdeckung und Gefangennehmung von Räubern am Galgen durch die kühne Magd in Brieg in Schlesien. Curiositäten V. 466.

Eine andere Wendung nimmt die Sage, wenn ein Mädchen muthwillig Gott versucht, indem sie um Mitternacht auf den Kirchhof geht, auf einem Grab ein Wahrzeichen einstecken will, sich aber im Dunkel selber mit dem Rock an das Grab annagelt und nun nicht fortkommend vor Angst fast stirbt. So ging es einer Magd bei Malterdingen im Breisgau, Schnezler, bad. Sagenbuch I. 317. Aehnliches in Müllenhoffs holst. Sagen Nr. 235. Panzer, Beitrag, 177. Stöber, Elsäß. Sagenbuch, 571.

Von einer tapfern Müllerin erzählen Grimms deutsche Sagen I. Nr. 127:

Sie war schwanger und allein in ihrer Mühle bei Wels in Oesterreich, als die Hebamme kam und ihr mit einem Messer den Tod drohte, wenn sie ihr nicht alles Geld gäbe. Da führte sie das böse Weib in eine Kammer, zeigte ihr das Geld und schloß sie geschwind ein. Darauf schickte sie ihr siebenjähriges Söhnlein nach dem Vater. Der Mann der Hebamme aber, der draußen lauerte, fing den Knaben auf, wollte ins Haus, fand es verschlossen, drohte der Müllerin, und stach, als diese nicht aufmachte, den Knaben wirklich todt. Nun wollte er auf dem Mühlrade ins Haus steigen, aber die Müllerin setzte die Mühle in Bewegung und das Rad zermalmte ihn.

Echt deutsch und wohl sehr alt ist die Sage von Walthers Schlag und Hieb.

Herr Walther, ein alter Held, gedachte seiner Sünden und wurde ein Mönch. Da fielen Räuber über die Klostergüter her und plünderten auch den alten Walther selber aus, als er kam, ihnen Vorstellungen zu machen. Geduldig ließ er sich von ihnen alles nehmen, bis sie ihm auch die Hosen nehmen wollten, das litt er nicht, und plötzlich ballte er die Faust und schlug sie alle nieder. Grimm und Schmeller, lat. Gedichte des 10. Jahrhunderts, 109. Chron. novaliciense II. 7. Später öfter variirt und noch aus jüngster Zeit

vom starken Bedienten eines in Italien reisenden Herrn erzählt, der echte deutsche Michel.

Eine uralte Sittenlehre enthält die Volkssage von der Roßdecke.

Ein alter König in Frankreich überließ das Reich seinem Sohne, wofür ihn dieser unterhielt. Bald aber mißfiel sein Alter, die Husten 2c. der jungen Königin, so daß sie nicht ruhte, bis er vom Tische entfernt wurde und sein Bett unter der Treppe bekam. Nachher bekam die Königin einen Sohn, der sich des alten Großvaters annahm und ihm täglich zu essen brachte. Einst verlangte der Alte eine Decke, weil ihn so friere. Da nahm der Knabe eine Roßdecke, zerriß sie aber in der Mitte. Sein Vater frug, warum er sie zerreiße? Die andere Hälfte, sagte der Knabe, behalte ich für dich übrig, wenn du auch einmal unter der Treppe liegen wirst. Altes Volkslied in des Knaben Wunderhorn II. 269 und bei Erlach I. 434. Kommt auch schon im Coloczaer Kodex vor S. 143, in Laßbergs Liedersaal I. Nr. 78, Hagen Gesammtabentheuer Nr. 48, Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 412, bei Hans Sachs II. 2. 106.

Aehnlich die Volkssage von der Keule oder dem Schlegel.

Ein alter Mann vertheilt sein Erbe bei Lebzeiten an die Kinder, die ihn nun hungern lassen. Er stellt sich, als habe er noch einen Geldkasten vor ihnen verborgen. Da werden sie wieder freundlich und pflegen ihn gut bis an seinen Tod. Als sie aber die Kiste öffnen, liegt ein schwerer Schlegel darin mit der Beischrift:

Wer den Kindern gibt das Brod
Und selber dabei leidet Noth,
Den soll man schlagen mit diesem Schlegel todt.

Coloczaer Codex, 157 f. Pauli Schimpf und Ernst Nr. 411. Hans Sachs II. 2. 105.

Grimm in Haupts Zeitschrift V. 72 und Büsching in Fr. Schlegels deutschem Museum IV. 77 f. gedenken solcher Keulen vor den Thoren vieler norddeutschen Städte.

Ich schließe mit der merkwürdigen Sage vom Tanz zu Kolbeck.

Nach Pauli, Schimpf und Ernst von 1535 Nr. 368 und Banges, Thür. Chron. 39 hielt in einem sächsischen Dorf zur Zeit Kaiser Heinrichs II. der Priester Rupertus zu Weihnachten eine Messe um Mitternacht, da fingen achtzehn Personen zu tanzen an. Der Priester erzürnte sich darüber so, daß er rief, nun wollte ich, ihr müßtet ein ganzes Jahr tanzen. So geschah es auch. Des Priesters Tochter tanzte mit, ihr Bruder wollte sie wegzerren und riß ihr den Arm aus.

Die Weihnachtszeit und der Name Ruprecht lassen hinter diesem

Tanz einen altheidnischen Neujahrstanz vermuthen. Dieselbe Sage meldet Kuhn in seinen märk. Sagen Nr. 187 von Donstadt bei Halberstadt; hier ist sogar der Ort von Zwergen benannt (Zwergstätte), die Sage also wohl sehr alt. Bei Grimm, Deutsche S. Nr. 231, dessen Quellen noch Berckenmeyers Kur. Antiqu. S. 698 hinzuzufügen wäre, sind beide Sagen verbunden. Die Zeit ist die Christnacht, der Priester heißt Ruprecht, das Dorf liegt bei Halberstadt und heißt Kolbeck. Sie tanzten einen tiefen Ring in die Erde, entsprechend den Elfenringen. Vgl. auch Büschings Volkssagen S. 383, der das Dorf bei Magdeburg liegen läßt. Gottschalk, Sagen S. 337, der behauptet, es gebe bei Magdeburg gar kein so genanntes Dorf und es sey das Vorwerk Kölbik bei Köthen gemeint. Vgl. Beckmann, anhalt. Chronik III. 4. 4. Auch Stahl, westphäl. Sagen S. 103, der den Ort Körbeke nennt.

6.

Schwänke von einfältigen Bauern und Schildbürgern.

Im Ausgang des Mittelalters tritt in der Poesie der alte heilige Ernst, wie der ritterliche Seelenadel immer mehr zurück und gewinnt die Lust an Schwänken und Possen die Oberhand. Der kirchliche Verfall steht damit in nahem Zusammenhang, denn ungeheuer viele und gerade die boshaftesten Schwänke sind gegen die Pfaffen gerichtet und man merkt, daß die Kirche, allzubegierig, ihre äußere Macht zu behaupten, der Verwilderung der Sitten und weltlichen Ueppigkeit nicht mehr ausreichend vorbeugte. Auch der Verfall des alten Reichs hängt damit zusammen, die beginnende Kleinstaaterei und Kleinstädterei, die Verdumpfung des Bauernstandes unter dem Druck der höheren Stände.

Eine gute Anzahl vortrefflicher Schwänke sind für sich bestehende Dichtungen, wie das Lalenbuch, Eulenspiegel, der Pfaff vom Kalenberg rc. Sehr viele sind zu Fastnachtsspielen verarbeitet. Andere sind erst später in besonders ihnen gewidmeten lateinischen und deutschen Sammlungen zusammengetragen worden. Solche Sammlungen sind: die facetiae des Prof. Bebel in Tübingen 1506; Pauli, Schimpf und Ernst 1522; Luthers Tischreden; Nachtigall (Lycinius), joci 1524; Gast Tischreden, Melan=

der jocoseria 1604; Schumann, Nachtbüchlein 1559; Kirchhoff, Wendunmuth 1563; Claus Narrenhistorie 1572; Wickram, Rollwagen 1557; (Frei, Gartengesellschaft und Montanus, Wegkürzer, sind der 2. und 3. Theil des Rollwagen); Fatzbüchlein; Katziporus; Rastbüchlein von Lindner 1558; Maynhinkler Sack 1612 (das gröbste von allen). In allen diesen Sammlungen findet man neben Späßen und Satiren, die erst im giftigen Hader der Reformationszeit entstanden sind, doch eine große Menge viel älterer, noch harmloser echter Volksschwänke, die bisher im Volksmunde lebten und erst jetzt niedergeschrieben wurden. Dazu haben sich in neuerer Zeit die fleißigen Aufzeichnungen unserer Volkssagensammler gesellt, die mit den Sagen vermischt auch noch zahlreiche gute alte Schwänke mittheilen.

Dem Plane des vorliegenden Werkes getreu will ich den reichen Stoff auch hier wieder möglichst klar und natürlich eintheilen und gehe daher von dem älteren, noch unbefangenen Volkshumor aus.

Der Humor ist allen germanischen Stämmen angeboren. Er ist nicht Witz und Spottlust, noch Freude am Lächerlichen allein, sondern auch Selbstironisirung, eine ursprünglich unschuldige und gemüthliche Lächerlichmachung seiner selbst, das Hervorheben der schwachen Seiten und der eigenen Volksthümlichkeit, Natur und Leistung. Er wurzelt also in einer gewissen Demuth und in einem tiefen Gefühl für Wahrheit. Wir haben diesen Humor schon in den Volksmärchen hervorbrechen sehen, die vom ältesten Datum sind. Er übt überall eine poetische Gerechtigkeit, er läßt in der armseligen Kröte eine verwünschte schöne Prinzessin und im dummen Hans einen göttlichen Heros erkennen, während er jede Anmaßung, das allzusichere Ehr- und Glücksgefühl beschämt und bestraft. Auch in den Schwänken, zu deren Betrachtung wir übergehen, bleibt noch der gemüthliche Humor vorherrschend und tritt die Satire, der boshafte Spott, noch zurück.

Die gegenseitige Verspottung der Volksstämme, von denen gerne einer den andern für dumm hält, ist uralt in Deutschland und nicht böse gemeint, sondern sogar Selbstironisirung. Der vortrefflichste aller Schwänke dieser Gattung, das Märchen von den sieben Schwaben ist ohne Zweifel in Schwaben selbst ersonnen oder vielmehr aus vielen einzelnen Zügen sinnig zusammengetragen worden. Die ältere Auffassung nennt

neun statt sieben, die Siebenzahl ist aber die sprüchwörtlich gewordene. In Kirchhoffs Wendunmuth I. Nr. 274 heißt es:

Neun Schwaben machten eine Wallfahrt zum heil. Rock nach Trier und trugen gemeinschaftlich einen langen Spieß, um sich zu vertheidigen. Da in der Dämmerung eines Juniabends hörte einer einen Roßkäfer summen, schrie auf: Gott, ich höre trommeln! und ließ aus Angst einen streichen. Ja wohl, rief ein Anderer, ich rieche schon das Pulver. Sie flohen. Einer trat auf einen Rechen, womit man den Tag über Heu gemacht, schlug sich damit vor die Stirne und schrie: ich gib mich gefangen. Wir auch, wir auch! riefen die andern. Nachher erst merkten sie, daß gar kein Feind da sey. Nach etlichen Tagen sahen sie einen Hasen in der Sonne sitzen, der sich hinter dem Ohr kaute, und sie erschraken sehr. Indem sie aber aus großer Furcht Gott um Hülfe anschrien, lief der Hase davon. Endlich kamen sie an die Mosel. Der Fährmann rief ihnen vom andern Ufer zu, sie sollten warten, sie verstanden aber „waten" und gingen ins Wasser, einer nach dem andern und alle ertranken, weil jeder den Hut des Vorgängers noch auf dem Wasser sah und im Quacken eines Frosches dessen aufmunternde Rede zu vernehmen glaubte.

Die ausführlichere neuere, vielleicht aber in ihrem Kern ältere Auffassung ist die in Auerbachers Volksbüchlein, besonders edirt Stuttgart 1832.

Sieben Schwaben lassen sich in Augsburg einen langen Spieß machen, um das Ungeheuer am Bodensee zu bestehen. Voran der starke lange Allgäuer, dann der Seehaas (vom Bodensee), der Nestelschwab (von den vielen Nesteln an seinem Kleid), der Knöpflenschwab (vom Knöpfleneffen), der Spiegelschwab (weil er die Nase am Ermel putzt), der Blitzschwab (weil er immer Potz Blitz sagt) und der Gelbfüßler (weil er einmal die Eier, damit ihrer mehr in denselben Wagen gingen, zusammengetreten hatte). Sie ziehen zum Bodensee und bestehen unterwegs allerlei kleine Abentheuer, in die moderner Witz hinspielt. Uralt aber ist das schon von den Herulern (Th. I. S. 4) auf sie übertragene Abentheuer vom blaublühenden Flachsfelde, durch das sie schwimmen wollen, weil sie es für einen See halten. Endlich kommen sie an den wirklichen Bodensee und sehen den Hasen, auf den sie als das vermeintliche Seeungeheuer mit vereintem Muth, jedoch mehr hinter sich als für sich, losgehen, bis der Hase selbst davonläuft. Da begleiten sie den Seehas in seine Vaterstadt Ueberlingen, legen hier zu ewigem Andenken den Spieß nieder und stiften eine Kapelle zum „schwäbischen Heiland", weil der Heiland ihnen geholfen habe.

Ich schließe hier noch einige kürzere Schwänke von einfältigen Bauern an.

Einem Bauern legte seine Henne zu langsam Eier, alle Tage nur eins

Da wollte er die Eier auf einmal haben und schlachtete die Henne. Kurzweilige und lächerliche Geschichten, Frankf. Feierabend 1583 S. 22. Luther, Tischreden, S. 54. Ein Bauer sah das Bild des Teufels in der Kirche und zündete vor ihm, wie vor einem Heiligen, eine Kerze an, zu ihm betend, er möge ihm doch nichts thun. Das. S. 34. Pauli, Schimpf und Ernst, 87.

Einen plagten die Flöhe so arg, daß er sich nicht mehr zu lassen wußte und da er sie auf keine andere Art zu vertreiben wußte, sein Haus anzündete und es so mit den Flöhen verbrannte. Kurzweilige und lächerliche Geschichten, Frankf. Feierabend 1583 S. 16. — In späteren Anecdotensammlungen heißt es, ein Geiger habe seine Hütte der Wanzen wegen verbrannt und geigend dem Brande zugesehen, indem sein Weib dazu sang: wenn das nicht gut für die Wanzen ist, so weiß ich nicht, was besser ist.

Ein reicher junger Bauer freite ein armes adeliges Fräulein. Sie schenkte ihm ein Paar feine Handschuhe, die zog er an, aber es regnete und sie verdarben. Du hättest sie in den Busen stecken sollen, sagte seine Mutter. Das anderemal schenkte ihm das Fräulein einen Falken, den steckte er in den Busen und erdrückte ihn. Du hättest ihn auf der Hand tragen sollen, sagte seine Mutter. Das drittemal empfing er ein Sieb und trug es auf der Hand. Du hättest es an deines Rosses Schweif binden sollen, sagte die Mutter. Zum viertenmal bekam er ein Stück Speck, das hing er dem Roß an den Schwanz. Nun ging die Mutter statt des dummen Sohnes selber zum Fräulein. Der Sohn aber wollte ein Mahl bereiten, ließ den Wein aus dem Faß in den Keller laufen und schüttete, um aufzutrocknen, alles vorhandene Mehl hinein. Da schrie die Gans. Er glaubte, sie werde ihn verrathen und erwürgte sie, zog sich dann nackt aus, beschmierte sich mit Honig, wälzte sich in den Federn der Gans und setzte sich selbst als Gans brütend über ihre Eier. So fand ihn die heimkehrende Mutter. Bald nachher kam das Fräulein und die Mutter unterwies ihn, wie er seine Aeuglein lieblich auf sie werfen solle. Da stach er den Schafen im Stalle die Augen aus und warf sie auf sie. Dennoch aber nahm ihn das Fräulein zum Mann, denn er hatte — Geld. Bebel, facetiae I. 40. Kirchhoff, Wendunmuth I. 81.

Die kluge Else, ein Bauernmädchen, sollte heirathen. Ihr Vater sagte, sie sey gar zu dumm. Ja, meinte Hans, wenn sie nicht gescheidt wäre, möge er sie nicht. Einstweilen solle sie auf des Vaters Befehl Bier aus dem Keller holen, kam aber nicht zurück. Man fand sie weinend, im tiefsten Kummer darüber, daß, wenn sie heirathe und ein Kind bekomme, das Kind vielleicht einmal in den Keller kommen und eine Hacke, die an der Wand hing, auf seinen Kopf fallen könnte. Als Hans das hörte, meinte er, Else sey gescheidt genug und heirathete sie. — Einmal fand er sie in der Erndte auf dem Felde eingeschlafen, denn sie hatte lieber geschlafen als gearbeitet. Da hing er ihr Schellen an. Als sie erwachte und die Schellen hörte, frug sie: bin ichs oder bin ichs nicht? lief heim und frug den Hans: ob die Else drinnen

sey? Hans sagte Ja! da schrie Else: ach Gott, da bin ichs nicht! und lief zum Dorfe hinaus. Grimm, Märchen Nr. 34. Eine ähnliche Geschichte steht in Schuppius lehrreichen Schriften, Hanau 1663 S. 813, noch witziger dadurch, daß die Mutter von der Angst der Tochter angesteckt mit ihr weint und heult.

Unter den vielen ähnlichen Geschichten will ich nur auf die vom Bauer Lorenz (aus Frey's Gartengesellschaft und den kurzw. Geschichten, Frankfurt 1583 S. 538), vom Bauern Krebs (Grimm, Märchen Nr. 98, Bebel, facet. S. 62), vom Kätherlieschen (Grimm, Märchen Nr. 59), von der dummen Frau (Müllenhoff, holst. Sagen 413) aufmerksam machen.

Aerger noch als die einfältigen Bauern wurden die sogenannten Schildbürger oder Kleinstädter verspottet. Es gibt kein Land und Ländchen in Deutschland, wo nicht irgend eine kleine Stadt sprüchwörtlich wäre wegen der Einfalt seiner Einwohner. Die wirklich vorhandene Einfalt erklärt dies nicht allein. Man muß auch erwägen, daß in Deutschland die nächsten Nachbarn seit uralter Zeit immer geneigt waren zu gegenseitigem Hader, zu gegenseitiger Verspottung. Fiel da nun einmal etwas recht Einfältiges vor, da wurde es bald und für immer dem Ursprungsort zur Last gelegt und der Spott darüber verewigt. Ferner ist nicht zu vergessen, daß die Deutschen ursprünglich keine Städte hatten und daß die kleinen Bürgerschaften in den ersten Städten als gemeine Freie, wenn auch der Waffenehre theilhaftig, doch dem vornehmen Landadel nicht gleich kamen und demselben linkisch oder als das, was wir noch jetzt Spießbürger nennen, erschienen sind. Der ältere Spottname war Schildbürger, das sind bewaffnete Bürger, Stadtsoldaten.

Es gibt ein eigenes altes Volksbuch von den Schildbürgern, ohne Zweifel aus vielen Schwänken nach und nach zusammengetragen und geordnet. Der Name ist wohl nicht von Schilda entlehnt, sondern nur erfunden, um die Gattung zu bezeichnen. Die älteste Ausgabe dieses Buchs ist von 1597. Es führt den Titel: Geschichte der Schildbürger und das Lalenbuch oder Geschichte der Lallen von Lallburg. Endlich erschien es auch unter dem Titel: Grillenvertreiber oder Geschichte der Witzenburger, 1623. Ueberall dasselbe nur mit verändertem Namen. Der Grillenvertreiber erhielt noch zwei weitere Theile oder Fortsetzungen von anderer Hand. Vergl. Görres Volksbücher 183. Hagens Narrenbuch,

welches das alte Buch selbst und S. 425 die lit. Nachweisungen enthält. Eine Ausgabe erschien auch in Stuttgart bei Scheible 1839.

Die Schildbürger stammten von einem der sieben weisen Meister ab, daher sie ihrer Weisheit wegen überall hin berufen wurden, um zu rathen und zu helfen. Da sie nun so lange ausblieben, wurden ihre Weiber böse und schrieben ihnen, sie sollten heimkommen. Als dies geschehen war, gab ihnen ein alter Schildbürger den Rath, sie sollten sich fortan der Thorheit statt der Weisheit befleißigen, dann werde ihrer Niemand mehr begehren und sie könnten ruhig daheim bei ihren Weibern bleiben. Also thaten sie nun. Da begannen sie ein neues Rathhaus zu bauen und fällten Holz auf einem Berge. Als sie dasselbe mühsam den Berg hinabgeschleppt, fiel ihnen ein, sie hätten es bequemer gehabt, das Holz nur den Berg hinabrollen zu lassen. Da schleppten sie es wieder den Berg hinauf und ließen es rollen. Als das Rathhaus fertig war, hatten sie die Fenster vergessen und wußten nicht, warum es so finster sey? Sie rathschlagten, das Licht draußen aufzufangen und hineinzutragen, bis sie endlich einsahen, wo es fehlte. — Um wohlfeileres Salz zu haben, säeten sie es. Da verrichtete einmal ein Schildbürger auf dem Salzacker seine Nothdurft und wurde von Nesseln tüchtig gebrannt. Nun lief er voller Freude in die Stadt und verkündete, das Salz sey gewachsen. — Der Kaiser wollte nach Schildburg kommen und sollte ihm vom Schultheißen reimweise geantwortet werden. Daher sollte der beste Reimer Schultheiß werden. Man wetteiferte (in witziger Versuchung der leichtesten Reime z. B. ich bin der Nachtwächter Hildebrand und stell meinen Spieß an die Mauer), bis der Schweinhirt den Preis davontrug. Dieser gab seinem Weib einen schönen Pelz und als sie mit demselben zum erstenmal in die Kirche kam und zufällig gerade die ganze Gemeinde sich erhob, glaubte sie es geschehe ihr und ihrem Pelz zu Ehren und dankte. Der Kaiser ließ den Schildbürgern sagen, sie sollten ihm entgegenkommen halb geritten, halb gegangen. Das thaten sie, indem sie auf Steckenpferden ritten. Als der Kaiser kam, kauerte der Schultheiß gerade und verrichtete seine Nothdurft, hielt sich aber mit der einen Hand die Hosen und reichte die andere dem Kaiser. Man brachte diesem einen großen Topf voll Senf als Ehrengeschenk, der Topf zerbrach, nun reichte man dem Kaiser wenigstens eine Hand voll hin, damit er rieche, wie gut der Senf gewesen sey. Beim Mahle wurden gereimte Räthsel aufgegeben (alle scheinbar die obscönsten Dinge verrathend, bei der Auflösung aber ganz unschuldig). Dann zeigten sie ihm die Bürgerlust, einen Hund, dem eine Blase mit rasselnden Erbsen angehängt ist. Der Kaiser gab ihnen nun zum Entgelt ebenfalls einen Schmauß, wobei ihre Beine so unter einander geriethen, daß sie sie verwechselten und keiner das seine wiedererkannte, bis sie Prügel bekamen.

Des Schultheißen Sohn nahm eine Braut. Die wurde von ihrer Mutter belehrt, bei der Hochzeit fein manierlich zu essen und die Beine säuberlich auf

den Tisch zu legen. Als sie nun gegessen, hob sie ihre eigene Beine auf und legte sie auf den Tisch. — Auf der Stadtmauer wuchs Gras, da zog man eine Kuh am Strick hinauf, das Gras zu fressen. Als sie nun unterwegs erstickend die Zunge herausstreckte, meinten sie, es geschehe aus Leckerei nach dem Grase. — Eine Schildbürgerin trug Eier zu Markte, phantasirte sich vor, was sie alles mit dem Gewinn daraus anfangen und wie sie immer reicher werden wolle, hüpfte vor Freude und ließ die Eier fallen (uralter Stoff, der schon bei den Indern vorkommt). — Die Schildbürger machten eine lange Wurst, die jedem einmal ums Maul geschlagen wurde, worauf er sein Stück abbiß. — Einer wollte einen Mühlstein den Berg hinabbringen, steckte den Kopf hinein und rollte in den Fluß. — Aus Mitleid wollten sie einen dürren Nußbaum ins Wasser ziehen, damit er trinken könne, wobei einer von ihnen durch Zurückschnellen des Baumes umkam. — Der Müller ritt einmal durch den Wald, da hörte er einen fremden Gauch (Kukuk) lauter und besser singen, als den einheimischen von Schildburg, stieg vom Pferde, kletterte auf einen Baum und half seinem Landsmann guguken. Unterdeß stahl ihm ein Dieb sein Roß. — Zur Kriegszeit verbargen sie ihre Glocken im See und machten, um die Stelle wieder zu finden, einen Schnitt in den Kahn. — Einer wurde von einem Krebs gebissen, da verurtheilten sie das unbekannte Thier zum Wassertode und warfen es in den Fluß. — Im Kriege ließ sich einer einen Panzerfleck vor das Herz nähen, der Schneider nähte es aber an den Hintern; als der Schildbürger nun auf der Flucht von hinten gestochen wurde, schützte ihn der Panzerfleck. Da entdeckte er erst die Verwechslung und sagte: der Schneider hat wohl gewußt, wo mir das Herz sitzt. — Als sich die Mäuse allzusehr in der Stadt häuften, kauften sie eine Katze, als diese aber alle Mäuse gefressen, fürchteten sie, nun werde das grimmige Thier auch Vieh und Menschen fressen und trachteten es zu verderben. Da sie es aber nicht habhaft wurden, entschlossen sie sich, das Haus, auf dem sie saß, anzuzünden. Alsbald sprang die Katze in ein anderes Haus. Auch das wurde angezündet und so fort, bis die ganze Stadt in Asche lag.

Görres und Hagen haben dieser gut erfundenen Geschichte Gerechtigkeit widerfahren lassen, nur Gervinus hat in blasirter Weise sie bekrittelt. Da sie eine Satire gegen den klugen Aberwitz reichsstädtischer Pedanterei ist, so versteht es sich von selbst, daß die Erfindung erst dem späteren Mittelalter angehört. Doch ist sie originell deutsch und nicht aus antiken Reminiscenzen der Humanisten entlehnt. Die Erzählung scheint erst für den Druck von einer neuen Hand überarbeitet worden zu seyn und ist deßhalb, besonders im Anfang, weitschweifig. Ludwig Tieck hat die Geschichte der Schildbürger geistvoll, aber zu frei behandelt und

Anspielungen auf die Revolution eingetragen, die dem guten altdeutschen Volksbuch hätten fremd bleiben sollen.

Viele komische Motive der Schildbürger finden sich in der mündlichen Volksüberlieferung vieler andern deutschen Städte wieder. Ich habe sie zu hunderten aus allen Theilen deutscher Erde gesammelt, will aber hier nur noch einige der besten Preis geben.

Die Bürger einer kleinen Stadt sahen zum erstenmal einen von Kindern verfertigten Papierdrachen über der Stadt schweben und riefen Gottes Barmherzigkeit an. Als sie ihren Irrthum inne wurden, verspottete man sie. Daher sie ihrem Pfarrer befahlen, in der Predigt nie mehr das Wort Barmherzigkeit zu gebrauchen, auch es jedem übel vergalten, der in ihrer Gegenwart das spottende Wort zu gebrauchen wagte. Francisci, lustige Schaubühne I. 982.

Zu Büsum in Friesland badeten und schwammen neun Einwohner ins Meer hinaus. Um zu wissen, ob keiner ertrunken sey, zählten sie sich, jeder aber zählte nur die acht andern und vergaß sich selbst. Nun jammerten sie über den armen Ertrunkenen, konnten aber durchaus nicht herausbringen, welcher von ihnen es sey? Kohl, die Marschen II. 346.

Zu Hardenberg im Großherzogthum Berg, wählte man den Bürgermeister auf folgende Art. Die Rathsherren legten alle ihre Bärte auf einen runden Tisch und setzten eine Laus mitten hinein. In wessen Bart sie kroch, der wurde Bürgermeister. Antihypochondriacus V. 129.

Die „blinden Hessen" sind sprüchwörtlich seit folgender Begebenheit. Die Hessen zogen vor Mühlhausen ab, weil sie die über die Mauer hervorragenden Holzpflöcke für Bewaffnete ansahen und sich vor der Menge derselben fürchteten. Thüringen und der Harz VI. S. 35.

Die Einwohner des Dorfes Jagel bei Schleswig konnten einmal einen Balken trotz aller Mühe nicht durchs Thor bringen, bis sie einen Sperling sahen, der einen Strohhalm der Länge nach durchs Thor nach sich zog. Da machten sie es auch so. Müllenhoff, holst. Sagen Nr. 107. Die Kisdorfer hielten eine Sense für ein böses grasfressendes Thier und umzäunten sie, Nr. 113. Die Fockbeker hatten einen Aal gefangen, hielten ihn für ein böses Thier und beschlossen, ihn zu ersäufen, Nr. 114.

Der Schultheiß von Kandersvil war abgesetzt worden, da begegnete ihm am Fluß ein Bauer, der von seiner Entsetzung noch nichts wußte, und erbot sich höflich, ihn über das Wasser zu tragen. Mitten im Wasser sagte der Schulz: wenn mir Gott wieder zu meinem Amte hilft, will ich dir's lohnen. Was? rief der Bauer, seyd ihr nicht mehr Schultheiß? Nein, sagte dieser. Nun so wollt ich, daß ich so einen Lump trüge! rief der Bauer und warf ihn ins Wasser. Eiselein, Sprüchw. 557.

Es regnete so lange, daß die Mistelgauer das Ausbleiben des Frühlings besorgten und nach Nürnberg schickten, um den Frühling zu holen. Man gab ihnen einen Hummel in einem Schächtelchen. Unterwegs waren die Boten neugierig zu wissen, wie der Frühling aussähe, machten die Schachtel auf und das Thierchen flog davon. Nun schrien sie ihm nach: nach Mistelgau, nach Mistelgau! Panzer, Beitrag II. 173.

Ein Esel soff Nachts am Ufer und den Bauern schien es, als saufe er das Spiegelbild des Mondes im Wasser mit hinein. Da nun gleich darauf der Himmel sich verfinsterte, glaubten sie, der Esel habe den Mond gefressen. Philo, magiologia p. 699.

Zu dieser Gattung gehören noch die Ausreden der Schützen, auf 17 Blättern mit einem Holzschnitt, verfaßt von Hans Heinrich Grob zu Zürich 1602, abgedruckt in Haupts Zeitschrift III. 240, ein Loblied auf die löbliche Schützengesellschaft, worin aber auf humoristische Weise alle Ausreden der schlechten Schützen zusammengetragen sind.

Unter den Handwerkern wurden die handfesten Schmiede am meisten geachtet, die schwächlichen Schneider am meisten verspottet.*) Man hielt die Schneiderei für weibisch, weil in alten Zeiten nur die Weiber allein Kleider gemacht hatten. Einer der harmlosesten Schwänke ist folgender vom Schneider im Himmel.

Ein Schneider bat den h. Petrus um Einlaß in den Himmel und sagte, er könne allerlei gute Dienste leisten, auskehren, Kleider flicken ꝛc. Aus Mitleid ließ ihn Petrus ein. Gott und alle Heiligen waren im Paradiesgarten spazieren und der Saal leer. Da setzte sich der Schneider auf Gottes Stuhl und sah hinunter in die böse Welt, und wie er ein altes Weib erblickte, die gerade zwei Schleier stahl, warf er voller Zorn den Schemel auf sie. Als Gott aus dem Garten zurückkam und den Schemel vermißte, bekannte der Schneider, was er gethan. Da sagte Gott: wenn ich jede Sünde so strafen wollte, hätte ich längst keine Geräthe mehr im Himmel übrig. Hier soll niemand strafen, als ich. So mußte der Schneider wieder auswandern nach Warteinweile, wo die frommen Soldaten sitzen. Grimm, Märchen Nr. 35.

Warum die Schneider immer mit dem Geisbock geneckt werden, ist

*) Im Schmiede lag noch immer die Erinnerung an den alten Donnergott mit seinem Hammer. Wenn mehrere Volksmärchen auch ein kluges Schneiderlein kennen, das sich in Noth und Gefahr listig zu helfen weiß, den Wolf betrügt ꝛc., so liegt darin eine elbische Erinnerung. Wie das Spinnen und Weben des Lebens der großen Naturgöttin, so kam das Zuschneiden des Laubes und der Blumen, überhaupt des Naturkleides den Elben der Pflanzenwelt, vielleicht auch dem Gott „Freyr“ zu, der in der nordischen Mythe als schwertlos, entwaffnet und ein wenig weibisch erscheint.

nicht genügend erklärt und dürfte wohl aus einer uralten mythischen Erinnerung stammen. Neuere Erklärungen s. zuerst bei Hans Sachs in einem Schwank (II. 4. 64):

Ein Schneider, der einem Edelmann ein Kleid machen sollte, behielt nach Schneiderart einen guten Theil des Tuches für sich, wurde dafür aber verurtheilt, dem Edelmann eine Gais ein Jahr lang unentgeldlich zu ernähren. Natürlich ließ er nun das arme Thier fasten und plagte es so lange, bis es verreckte. Dann wollte er das todte Thier in den Schloßgarten werfen, es war ihm aber zu schwer, er verwickelte sich in die Hörner desselben, fiel mit ihm in den Graben und brach den Hals. Seitdem werden die Schneider mit der Gais verspottet. — In einer belagerten Stadt meckert ein patriotischer Schneider wie ein Bock, um den Feind glauben zu machen, es sey noch Schlachtvieh in der Stadt. Rottmann, lustige Historien I. 68. Eine verwandte Erklärung auch in Hagecks böhmischer Chronik zum Jahr 1422.

Auf dem Schloß Krempelstein an der Donau bei Passau wohnte in einem Thurme ein Schneider und hatte keine Gesellschaft außer einer Ziege, die ihn mit ihrer Milch versorgte. Als sie verreckte, wollte er sie in die Donau hinabstürzen, verwickelte sich aber in ihre Hörner und fiel mit hinab. Adelbert Müller, die Donau I. 116. Vogt, Balladen 1846 S. 109. In Hoffmanns schles. Volksliedern Nr. 215 wird eine Schneiderhochzeit verspottet, eine ausgestopfte Ziege stellt die Braut vor. Schon im Jahr 1469 kamen die Schneider in Regensburg klagbar ein wegen eines sie mit der Gais verspottenden Liedes. Gameiner, Chronik III. 447.

In Kirchhoffs Wendunmuth I. 278 heißt es von den Schneidern zu Basel: Sie hielten einen Tanz, da brachte einer als Schalkheit eine geputzte Gais unter sie. Voller Zorn wollten sie dieselbe aus dem Fenster werfen, besannen sich aber, daß sie dadurch zum Gespött werden könnten und hielten es für besser, lustig fortzutanzen und die Gais mittanzen zu lassen. In Justinus Kerners Reiseschatten, S. 378 findet sich ein Schneider durch das Meckern eines Bockes beleidigt und bindet mit ihm an. In einem Volkslied im Wunderhorn II. 360 jagt der Schneider zu Günzburg einen Bock aus der Kirche, leistet ihm aber nachher Abbitte, indem er sich einbildet, der Bock habe ihn verklagt. — Im Wunderhorn II. 374 heißt es in einem Volksliede, 70 Schneider wollten ins Niederland fahren, machten sich einen papiernen Wagen und spannten die Gais vor. Da kam ein Bock und stellte sich vor die Gais, ein Schneiderlein stach den Bock, der wurde böse, die Gais floh über Stock und Stein, der Bock nach und die Schneider alle, bis auf einen, ertranken im Bach. Nach einem Liede bei Erlach I. 478 ersäuft sich ein Schneider, der vor einer Gais ins Wirthshaus geflohen, freiwillig im Wein. Zu Backnang

essen die Schneider einen abgezogenen Hund für einen Rehbock und rühmen „das zarte Wesen“. Wunderhorn II. 370.

Einige Schneidersagen verrathen Zusammenhang mit der Sage von den sieben Schwaben.

Wie die sieben Schwaben mit dem langen Spieß gegen das Häslein am Bodensee, so zieht nach einer Sage, die uns Tragus in s. Kräuterbuch S. 684 aufbewahrt hat, ein tapferes Schneiderlein mit langem Spieß ins Feld. Da treibt der Wind einen dürren Distelkopf ihm entgegen, dessen unheimliches Daherrauschen ihn so erschreckt, daß er den Spieß fallen läßt und flieht. In einem Volksliede des Wunderhorns I. 335 sind es drei Schneider, die eine Schnecke für einen Bären ansehen und sich verstecken. Da heißt es ganz so, wie in der Sage von den sieben Schwaben: der erste sprach, geh du voran rc. Keiner will voran, doch noch' sprechen sie sich Muth zu, da streckt die Schnecke ihre Hörner heraus und entsetzt lassen sie die Waffen fallen und fliehen.

An die Pygmäen der Alten erinnern die Schneider, wenn sie in Masse beisammen sind.

Ich weiß nicht, wie alt das Volkslied von den 9 mal 99 Schneidern ist, das in Kölns Vorzeit von Weyden S. 264 steht. Besagte Schneider essen von einer gebratenen Maus und trinken dazu aus einem Fingerhut, tanzen dann auf einem Kartenblatt und schlafen auf einem Strohhalm. Da knispel eine Maus und vor Schreck fahren sie alle zum Schlüsselloch hinaus. Im Wunderhorn II. 376 und bei Erlach I. 480 sind moderne Zusätze angebracht. Die Schneider fahren zu Schlitten auf einem Gaisbock, reiten auf einem Haselstock, betrinken sich, schlafen in einer Lichtscheere und werden mit ihr zum Fenster hinausgeworfen, um in der Gosse zu ersaufen. In einem Volksliede bei Büsching, wöchentl. Nachrichten III. 204, verfertigen 300 Schneider die Juppe eines Bauern, tragen sie dann mit einander fort, lassen sie aber, weil sie ihnen zu schwer ist, in den Koth fallen. Im possierlichen Marculfus 1741 Nr. 66 werden die Schneider von einer Magd mit dem Auskehricht weggefegt, weil sie sie gar nicht merkt, und nachher schlafen ihrer 7000 in der Degenscheide des Kaiser Ruperam.

Ein viel grausamerer Spott traf die Juden. Hier mischte sich National- und Glaubenshaß ein. Wie die Schneider mit dem Bock, so wurden die Juden mit dem Schwein verhöhnt. Die deutsche Sage, einmal gewohnt, das feindliche Winterschwein dem in der Christnacht geborenen neuen Licht entgegenzusetzen, brachte das Schwein auch in Verbindung mit dem Judenthum und identificirte es mit demselben um so mehr, als die Juden selbst sich gegen die Vergleichung sträubten. Die

Abneigung der Juden gegen das Schweinefleisch wird in der Sage ausdrücklich aus einer Verwandtschaft des Schwein- und Judenfleisches erklärt.

Eine Jüdin versteckte sich mit ihren Kindern hinter eine Wand, der Jude frug höhnisch den vorbeiwandelnden Christus, was hinter der Wand stecke? Ein altes Weib, sagte Christus, mit einigen Kindern. Da grunzten die hinter der Wand wie Schweine und der Jude lachte Christus aus. Nun denn, sagte Christus, so sollen es Schweine seyn, und siehe da, hinter der Wand spazierte eine Sau mit ihren Ferkeln hervor. Seitdem essen die Juden kein Schweinefleisch aus Furcht, einen Verwandten zu verspeisen. Prätorius, Weihnachtsfrazzen S. 137. Aehnlich eine flandrische Sage in Wolfs niederl. Sagen Nr. 579.

Zum Schwein gehört der Koth. Die Wahlverwandtschaft zwischen Judenthum und Koth ist kaum je unflätiger gedacht worden als in einem Fastnachtsspiel bei Keller I. 20.

Weil sich ein falscher Messias unter ihnen aufgethan, sollen die Juden bestraft werden. Alle möglichen Martern und Schändungen werden ersonnen. Man soll jedem in den Mund hofiren, jeden auf seine eigene Mutter binden, oder unter ein Abtrittloch stellen ꝛc. Endlich wird beschlossen, die größte Muttersau herbeizubringen und sämmtliche Juden an deren Zitzen zu legen, den falschen Messias aber unter das Schwänzlein.

Dieser Schwank scheint sehr populär geworden zu seyn, denn die Juden unter der Sau wurden in Stein gehauen und dieses berüchtigte Bild auf der Mainbrücke zwischen Frankfurt am Main und Sachsenhausen zur Verhöhnung der Juden aufgestellt, wo es noch bis zu Anfang unseres Jahrhunderts zu sehen war. Auf demselben erblickte man die Sau in der Mitte, unter ihr an den Zitzen saugte ein Jude, hinten fing ein anderer, was die Sau von sich gab, mit dem Munde auf. Daneben stand eine Jüdin, die einen Bock hielt.

Sehr verbreitet war auch der Schwank vom neuen Messias in Worms.

Eine schöne Judentochter in Worms wurde von einem jungen Pfaffen verführt und geschwängert. Um ihre Eltern zu beruhigen, verkündigte er ihnen des Nachts mit verstellter Stimme, ihre Tochter sey vom Herrn ausersehen, den Messias zu gebären. Von Stund an ward nun im Hause Alles voller Freude und wurde die ganze Judenschaft mit der frohen Nachricht beglückt. Als aber die Tochter niederkam, gebar sie — ein Mädchen. Eisenmenger, entd. Judenthum II. 664 f. Dasselbe wird in einem alten Volksliede von einer

Jüdin zu Planiz erzählt. Mone, Anzeiger VIII. 365. Und aus Böhmen, Bebel, facet. II. 203.

Zu den beliebtesten Judenverspottungen gehörte „der Jude im Dorn“.

Ein armer Knecht, der seinem geizigen Herrn treu und fleißig drei Jahre lang gedient, bekam doch nur drei Heller Lohn. Da begegnete ihm ein Männlein, das gab ihm für seine drei Heller drei Wünsche frei, die waren ein Vogelrohr, das Alles trifft, eine Geige, nach der alles tanzen muß, und die Gabe, daß ihm Niemand eine Bitte abschlagen könne. Nun traf er einen alten Juden, der einen Vogel singen hörte und ihn gar zu gerne gehabt hätte. Da legte der Knecht sein Vogelrohr an und schoß den Vogel, daß er in die Dornen fiel. Der Jude wollte ihn aus den Dornen holen, wie er aber mitten drin war, fing der Knecht zu geigen an und der Jude mußte tanzen, daß er sich den ganzen Leib in den Dornen zerkratzte. Endlich kaufte er sich mit einem Beutel Geld los, klagte den Knecht aber nachher bei Gericht an, er habe ihn beraubt. Der Knecht sollte gehenkt werden, erbat sich aber am Galgen, noch einmal geigen zu dürfen, da tanzte alles, Richter, Henker, Jude und Publikum, so lange, bis der Jude gestand, daß er gelogen und noch dazu das Geld selbst gestohlen habe. Da ward er an des Knechts Stelle gehenkt. Grimm, Märchen Nr. 110. Als Fastnachtsspiel behandelt von Ayrer, opus theatr. Bl. 97, und von Dietrich, 1618. Beide machen aber aus dem Juden einen Mönch in reformatorischer Polemik.

7.

Schalksnarren.

Aus den ältern Bauernschwänken des Mittelalters führt uns Nithart unmittelbar in die spätere Zeit hinüber, sofern auf einen zweiten Nithart, angeblichen Hofnarren in Wien, der ganze Charakter des ersten übertragen wurde. Unter den Schwänken des späteren Nithart, als der mythischen Person seines Namens, wo er als Hofnarr, aber immer noch als Bauernfeind erscheint, kommen schon Späße vor, die sich öfter bei späteren Hofnarren wiederholen.

Einer der beliebtesten Schwänke des Mittelalters war „Nithart mit dem Veiel“, als erzählendes Gedicht aus einem alten Druck bei Hagen, Minnesänger III. 299. Dramatisch behandelt in Kellers Fastnachtsspielen aus dem 15. Jahrhundert Nr. 21 und 53. Von Hans Sachs IV. 3. 49.

Nithart sieht im Garten das erste Veilchen, deckt seinen Hut darüber und

eilt, es dem Herzog zu sagen, damit er selbst das glückverkündende Blümchen breche. Unterdeß kommen Bauern, die ihn schon lange wegen seiner Späße hassen, pflücken das Veilchen und setzen etwas viel Uebelriechenderes dafür hin, den Hut wieder darüber. Als der Herzog mit der Herzogin kommt, findet er die Bescheerung. Nithart ist voller Wuth, merkt gleich, daß ihm die Bauern den Streich gespielt haben müssen und überfällt sie, indem sie eben das Veilchen auf eine Stange gebunden haben und um dasselbe tanzen und singen. Er erobert die Blume und bringt sie dem Herzog. Die Bauern aber wollen sich rächen und sagen dem Herzog, Nithart habe eine sehr hübsche Frau. Sogleich stellt er ihr nach, Nithart aber hat es gemerkt und seiner Frau gesagt, der Herzog sey etwas taub, wenn er käme müsse sie sehr laut schreien. Eben so sagt er dem Herzog, seine Frau sei taub. Nun schreien sie einander an und finden sich beiderseits nichts weniger als liebenswürdig. — Vergl. Berckenmeyer kur. Antiqu. I. 613 und die Taubmanniana. — Nach Görres Volks- und Meisterliedern, Vorrede XXXVIII. traf Nithart einst als Pilger verkleidet auf Bauern, die ihn nicht erkannten und ihm eine Büchse mit Koth gaben, damit den bösen Nithart zu salben. Nun machte er sie aber trunken und salbte sie selber.

Eulenspiegel, der niederdeutsche Bauer, dessen lustige Schwänke eines der beliebtesten und charakteristischesten Volksbücher der Deutschen geworden sind, vertritt den gesunden und derben Bauernverstand gegenüber der Eitelkeit und Hoffahrt der höhern Stände, wie schon früher Markulfus; aber weniger in Sprüchen, als praktisch in Beispielen. Er ist eine viel poetischere Figur als jener ältere Markulfus, viel concreter und persönlicher. Auch diabolischer und boshafter, weil in der späteren Zeit des Mittelalters, in welcher Eulenspiegel entstand, der Bauernstand sich schon gedrückter fühlte. Es ist etwas von der alten Bosheit kluger Zwerge aus dem deutschen Heldenthum auf ihn übergegangen.

Die Schwänke Eulenspiegels sind in Prosa geschrieben, ohne Zweifel zuerst niederdeutsch, weil alles bei ihm auf Niederdeutschland hinweist. Der älteste bekannte Druck ist ein Straßburger von 1519. Er ist aber ohne Zweifel auch schon früher gedruckt gewesen. In der Hettlingischen Sassenchronik (Abel, Sammlung aller Chroniken S. 185) heißt es: Während einer Pest im Jahr 1350 starb Ulenspeygel to Möllen. Möllen liegt nicht weit von Ratzeburg. Hier sah man ehemals wirklich an der Kirchenmauer einen Grabstein, auf dem eine Eule und ein Spiegel eingehauen waren. Berckenmeyer, kur. Antiquarius I. 666. Flögel, Geschichte der Hofnarren S. 460. Doch ist die wirkliche Existenz eines

Eulenspiegel gleichgültig, da er offenbar nur Träger einer gewissen Gattung des Volkswitzes werden mußte und in seine Schwänke eine gute Anzahl von andern bekannten Schwänken des Pfaffen Amis, des Pfarrer vom Kalenberg, des Nithart &c. übergegangen sind. Thomas Murner soll zu Luthers Zeit den Eulenspiegel zuerst ins Hochdeutsche übertragen haben. Auch ging er in die meisten europäischen Sprachen über. Vgl. Gräße, allg. Literaturgeschichte II. 2. 1020. Görres, Volksbücher S. 159. Flögel a. a. O. Ueber die polnische Bearbeitung siehe das Ausland 1841. Nr. 230. Gödeke, Beitrag S. 117. Vgl. auch Lessings Werke XI. 492.

Fischart brachte den Eulenspiegel in Reime, Ayrer und Hans Sachs einzelne Schwänke desselben auf die Bühne. Geistlose Fortsetzungen und Nachahmungen erschienen bis auf unsere Tage in Menge. — Ein berühmter und äußerst seltener Kupferstich des Eulenspiegel von Lucas von Leyden siehe Flögel S. 475. Nagler VII. 494. Schon im Jahr 1644 zahlte man 50 Dukaten für diesen Stich. Er stellt den E. dar, hinter dem Weib und Kinder gehen. Ein Stich von Rembrandt von 1641 zeigt den E. zu den Füßen einer Schäferin, frech unter deren Röckchen blickend. Huber VI. 18. Neuere Illustrationen zu E. fünfundfünfzig radirte Blätter von Ramberg, Kunstblatt 1827 S. 291. Scenen aus seinem Leben malte Schröter zu Düsseldorf. Füßli II. 623.

Eulenspiegel gehört zu den fahrenden Leuten des Mittelalters, die sich überall herumtrieben, verläßt aber nie den niedrigen Standpunkt seiner Geburt und schwingt sich in höhere Regionen nur, um sie mit seinem witzigen Unflath zu besudeln und zu verhöhnen. Auch übt er alle seine Bosheiten aus reiner Lust, ohne Interesse, selten aus Rache. Was seinen Namen betrifft, so hat man in seinem Charakter etwas Eulenartiges gesucht, allein besser ist Vilmars Auslegung (Nat. Lit. 2. Aufl. S. 466), welcher auf das Sprüchwort hinweist: Wenn sich die Eule auch im Spiegel besieht, merkt sie doch nicht, wie häßlich sie ist.

Das deutsche Volksbuch läßt Eulenspiegel zu Gnetlingen in Sachsen geboren werden. Man taufte ihn Tyll und zwar dreimal, einmal mit dem Taufwasser, dann in dem Graben, in den seine Wärterin mit ihm fiel, und drittens in dem warmen Wasser, womit man ihn wusch. Als er heranwuchs setzte ihn der Vater hinter sich aufs Pferd, da hob der Kleine den Hintern auf. Der Vater setzte ihn vor sich, da streckte er die Zunge heraus und neckte die Leute, ohne daß es der Vater sah. Dann lernte er auf dem Seile gehen

und fiel. Aus Rache betrat er das Seil wieder, wollte den Leuten ein Wunder zeigen, ließ sich von allen ihre Schuhe geben, band sie zusammen und ließ sie dann wieder durch einander herunterfallen, so daß sich die Leute um die Schuhe bald herumschlugen.

Seine Mutter that ihn nun zu einem Becker, das Handwerk zu lernen, wo er aber nur Possen trieb. Einst des Nachts kroch er in einen leeren Bienenkorb. Da kamen Diebe und trugen ihn fort, meinend, der Stock sey schwer voll Honig. Er aber griff im Dunkeln heraus und zupfte bald den Dieb vorne, bald den hinten, bis sie in Streit geriethen und einander blutig schlugen. Dann folgen unflätige Späße, die er als Arzt trieb. Einmal heilte er alle Kranken in einem Spital plötzlich, indem er sagte, er wolle sie sämmtlich mit der Asche dessen kuriren, welcher der kränkeste wäre und den er verbrennen wollte. Da waren alle gesund. Wiederum bei einem Becker siebte er das Mehl in den Hof, weil ihm der Meister befohlen, es im Mondschein zu sieben. Den Schalksnarren des Königs von Polen überwand er, indem er seinen eigenen Koth fraß und jenen aufforderte, es nachzuthun. Als ihm der Herzog von Lüneburg das Land verbot, kam er doch wieder, als ihm aber der Herzog begegnete, schnitt er seinem Pferde den Bauch auf, stellte sich darein und sagte, er stehe auf dem Pferde und nicht auf des Herzogs Boden. Dem Landgrafen von Hessen sollte er ein Bild malen, da ließ er die Tafel leer und vollbrachte die Zeit mit Essen und Trinken. Als der Herzog endlich das Bild sehen wollte, zeigte es ihm Eulenspiegel und bemerkte, nur unehelich Geborne vermöchten es nicht zu sehen. Der Herzog schwieg, ebenso die Herzogin und das ganze Gefolge, bis auf eine Närrin, die gestand, sie sähe nichts. In Prag auf der hohen Schule beantwortete er alle ihm gemachte Fragen und siegte im Räthselwitz über alle. In Erfurt nahm er einen Esel in die Schule und lehrte ihn wirklich zwei Vocale, I und A.

Zu Nugenstetten in Thüringen wusch er den Bäuerinnen ihre alten Pelze in Milch, um sie wieder neu zu machen und als sie in der Milch tüchtig gesotten hatten, verschwand er. In Nürnberg nahm er einige Bohlen aus der Brücke, daß die Scharwächter, die ihn verfolgten, zu Fall kamen. In Bamberg hörte er, man könne um 24 Pfennige essen und bat sich dann das Geld von der Wirthin aus, weil er verstand, man bekomme so viel, wenn man esse. In Ulm verschaffte er für 100 Dukaten seiner Wirthin die Ehre, mit dem Papst zu reden. In Quedlinburg kaufte er einem Bauernweib ihre Hühner ab, bezahlte sie nicht, ließ ihr aber den Hahn zum Pfande. Folgen wieder Unflätereien. Dann diente er einem Schmiede, der ihm sagte, er solle eins für das andere schmieden, was er habe. Da schmiedete er alles bunt durcheinander, das ganze Schmiedgeräth. Eben so zerschnitt er einem Schuster alles Leder; sott bei einem Brauer statt Hopfen den Hund, weil er Hopf hieß; machte drei Schneidergesellen vom Laden fallen; versprach den Schneidern eine höchst wichtige Entdeckung mitzutheilen (daß man, ehe man den

Faden einfädle, hinten einen Knopf machen müsse). Einmal wurde er, weil er in Lübeck einen Weinzapfer betrogen, zum Galgen verurtheilt, kam aber los, weil er sich vor dem Tode noch eine letzte Bitte gewähren ließ, die Niemand erfüllen wollte (nämlich ihn, wenn er todt sey, im Hintern zu küssen). Als Taschenmacher machte er einem, der eine große Tasche bestellt hatte, eine ungeheure Tasche von ganzen Kuhhäuten. Als Schreiner bohrte er nichts als Löcher in den Tisch. Als Brillenhändler fand er keine Nahrung, weil die Leute alle durch die Finger sehen. Als Hausknecht schmierte er einen Wagen aus- und inwendig. Einmal ward er selbst betrogen, als er eine lederne Tasche verloren hatte. Ein altes Weib setzte sich drauf und sagte, sie sitze darauf. E. aber verstand es anders, glaubte, sie wolle ihn verspotten und sagte: die kannst du behalten. — Einem Bauern gewann er sein grünes Tuch ab, indem er ihn überzeugte, es sey blau. Den Bäuerinnen schüttete er alle ihre Milch zusammen und ließ dann wieder jede die ihrige herausschöpfen. Fünf Blinden machte er weiß, er habe einem von ihnen einen Gulden gegeben. Folgen wieder Unflätereien. Einmal frug ihn, als er gerade auf einem Rade lehnte, eine Frau, die ihn nicht von Person, wohl aber seine bösen Streiche kannte, ob er nichts von Eulenspiegel wisse. O, antwortete er, der liegt auf dem Rade. Eine andere Frau, bei der er auf seiner Reise nach Rom einkehrte, hob er nackt aus dem Bette und setzte sie in die heiße Asche des Heerdes, damit sie ein Stückchen von dem berühmten Eulenspiegel erlebe. — Endlich kam er zum Sterben, setzte aber dem Beichtvater, der ihn tröstete, ein Gefäß mit Koth hin, das oben mit Gold leicht bedeckt war, und verlockte ihn, einen tiefen Griff hineinzuthun. Als er todt war, warfen die Schweine ihn auf der Bahre um. Als sein Sarg eingesenkt wurde, rissen die Stricke und er kam auf die Füße zu stehen.

Hans Clauert, der märkische Eulenspiegel, der als Gesell, Knecht, Bräutigam, Landwirth ꝛc. in und um Trebbin allerlei lustige Possen übt und die Leute foppt, ist meistens weniger boshaft, aber auch weniger pikant, als Eulenspiegel. Volksbücher von Wolff Nr. 39.

Eine platte Nachahmung des Eulenspiegel ist „der lustige Kirmeßbruder“, dessen Herausgabe in den Volksbüchern von Wolff Nr. 45 wohl sehr überflüssig war.

Der Kirmeßbruder, Hans Schonemann, betrügt die Zollwache, indem er in einen Topf oben etwas Butter, unten Kuhmist thut und sie hineingreifen läßt. Er malt den Weibern einen weißen Hahn hinten auf die Röcke. Er sprengt eine Gesellschaft auseinander durch einen Müller, dem er vorher eine Purganz eingegeben. Er legt heimlich Eier in die Betten, die unter den Schlafengehenden zerbrechen. Er hängt sich an einen Baum, um vorübergehende Bauern zu erschrecken, springt dann geschwind auf einem Umweg vor-

aus und hängt sich wieder hin, so daß die Bauern sich entsetzen, immer wieder denselben Erhenkten zu sehen. Das ist etwa noch der beste Witz. Nachher kommen noch Obscönitäten. Ein Räthsel, welcher König die meisten Unterthanen habe? Der rothe. Mittelst Pferdestaub, den er in einen Tanzsaal streut, macht er den Tänzerinnen unerträgliches Jucken 2c.

Ein Seitenstück zu Eulenspiegel ist ferner der schelmische Bauer Dosch, von dem in des Montanus Wegkürzer mehrere Spitzbübereien und lustige Schwänke stehen.

Die fahrenden Schüler, welche selber Volkslieder erfanden und sangen, wurden auch nicht selten Gegenstand derselben. Sie priesen ihr fahrendes Leben, die Poesie ihrer Armuth, die lustigen Abentheuer, die sie erlebten, die Schelmenstreiche, die sie begingen. Maßgebend ist dafür das längere Lied vom fahrenden Schüler in Grimms altd. Wäldern II. 49 f.

Darin beschreibt er sein hartes Lager, sein Frieren im Winter, seinen Hunger und Durst und rühmt doch sein freies Leben und beschreibt, wie er die Bauern, und sonderlich die dummen Weiber betrüge, was er ihnen alles für Zauberei und Hexerei vormache, um ihnen von ihren Schäden und Klagen zu helfen, und sich von ihnen beschenken zu lassen, wie er ihnen Wachsbilder zum Zaubern mache, wie man den alten Weibern die Runzeln vertreibe, wie er sie lehrt „Kohlen waschen, brunzen in die Aschen, Nachts nacket stehen, erlingen von der Thüre gehen" 2c. Das sind die bekannten Hexereien der Andreasnacht, in der alte Jungfern ihren Künftigen herbeizaubern wollen.

Grimm führt das Seitenstück im Volkslied aus Fischarts Gargantua Cap. 8 an, worin ein armer Knecht mit viel Humor seinen Haushalt beschreibt, sein Haus sey so leer, daß man des Nachts nicht anstoße, daß nicht einmal eine Maus darin zu finden sey 2c. Vgl. das Lied vom armen Schwartenhals im Wunderhorn I. 23. — Ein altdeutsches Gedicht von Johann von Nürnberg aus dem 14. Jahrhundert schildert mit guter Laune das Vagabundenleben eines damaligen fahrenden Schülers, wie er bettelt, stiehlt, betrügt, einfältigen Weibern Zauberstücke vormacht 2c. um nur das Leben zu fristen. Vgl. Grimm, altd. Wälder II. 49.

Eine Anzahl Schwänke erzählt von schlauen Dieben.

Ein Gauner stahl einem Bauern bei Köln die Kuh aus dem Stall und verkaufte sie demselben Bauern auf dem Markt, der sich freute, nun zwei so schöne und ganz gleiche Kühe zu haben. Kurzweilige und lächerliche Gesch. Frankf. Feierabend 1583. S. 111.

Ein Dieb will dem Pfarrer sein Pferd stehlen, verkleidet sich als Bettler,

wirft seine Krücken auf einen Baum an der Straße, setzt sich daneben und weint, als der Pfarrer vorbeireitet, klagend, ein böser Bube habe ihm die Krücken auf den Baum gethan, daß er nicht weiter könne. Der menschenfreundliche Pfarrer steigt nun vom Pferde, klettert auf den Baum und holt die Krücken. Unterdeß reitet der Dieb mit seinem Pferde davon. Hans Sachs IV. 3. 58. Prätorius, Weltbeschreibung I. 286. Grünau, Chronik 19. 6. Tettau und Temme, ostpr. Sagen Nr. 131.

Von einem Meisterdieb erzählt auch ein Märchen aus Thüringen in Haupts Zeitschrift III. 292. Das Pathenkind eines Grafen war ein Räuber geworden und stellte sich einmal dreist beim Grafen ein; da bot ihm dieser Verzeihung an, wenn er ihm sein gut bewachtes Leibpferd aus dem Stalle, ihm selbst das Betttuch unter dem Leibe, der Gräfin den Ring vom Finger und den Pfarrer und Schulmeister aus der Kirche stehle, was er wirklich alles mit List ausführte. Das Märchen steht auch bei Grimm in der fünften Auflage seiner Märchen Nr. 192.

Auch Meisterlügner waren beliebt. Das Buch Montevilla und vielleicht schon die Lügenmärchen Lucians mochten darauf Einfluß üben.

Wilhelm Wackernagel hat in Haupts Zeitschrift II. 560 das Bruchstück eines ziemlich alten Lügenmärchens aus einer Wiener Handschrift abdrucken lassen. Es ist von der reinen Lust am Lügen und an frappanten Contrasten eingegeben. Der Lügner erzählt, wie er habe eine Mücke seichen sehen, daß ihr Wasser vier Mühlen getrieben habe; wie er eine Ameise habe das Meer austrinken sehen; wie er ferner die Berge habe wie Falken fliegen sehen; wie er aus Eis Feuer machen könne 2c. Vgl. Uhlands Volkslieder Nr. 240. — Vom Schlaraffenland und Lügenberg war bei Hans Sachs schon die Rede. Zu den viel späteren Jagdlügen des Herrn von Münchhausen finden wir schon frühe Quellen in Kirchhoffs Wendunmuth, wo (Ausgabe von 1563) I. 254—261 folgendes steht. Dasselbe auch in Bebels facet. III. 49. 51. 231. 233.

1) Ein Schlosser zu Kannstadt, der entsetzlich log, erzählte einmal, als er im Kriege gewesen, habe er einmal die Feinde in eine Stadt hinein verfolgt; da habe das Fallgitter die hintere Hälfte seines Pferdes abgeschnitten, er aber sey auf der vorderen Hälfte fortgeritten, ohne es zu merken. 2) Derselbe sah einmal auf der Jagd ein altes blindes Schwein, das den Schwanz eines jungen im Maul hielt und sich so führen ließ. Da schoß er dem jungen das Schwänzchen ab und führte die blinde Sau, die nichts merkte, in die Stadt. 3) Einmal versteckte er sich, von einem Wildeber verfolgt, hinter einem Baume und der Eber rannte sich mit seinen Zähnen im Baume fest,

so daß er ihn leicht tödten konnte. 4) Einst kam ein Wolf auf ihn zu, da griff er ihm in den offenen Rachen, griff ihn durch und durch, packte seinen Schwanz und kehrte ihn um, daß alles Inwendige auswendig wurde. 5) Einst fror er auf dem Sattel so an, daß er mit dem Gaul hinter den Ofen reiten mußte, um aufzuthauen. 6) Im Eise eingebrochen, suchte er lange unter demselben einen Ausweg, auf dem Grund umherspazierend, endlich aber entschloß er sich, von unten auf die Eisdecke aufzustoßen und kam wohlbehalten heraus. 7) Wieder einmal unter das Eis gerathen fiel er in ein Fischnetz. Zum Glück hatte sich aber schon vorher ein großer Fisch darin gefangen, der ihn verschlang. Als dieser Fisch nachher geschlachtet wurde, kam der Schlosser wohlbehalten heraus. — Von einem andern Lügner heißt es 8) er habe gesehen, wie ein Henker dem Verbrecher den Kopf so unmerklich abhieb, daß der Getroffene es erst merkte, als er sich schneuzte, und der Kopf ihm dabei abfiel.

Aehnliche Jagdlügen siehe bei Bebel, facet. III. 235 und Rottmann, lustige Historien I. Nr. 34.

Hier schießt der Jäger mit einem Schusse einen Hirsch durch beide Augen, einen eben aus dem Wasser aufsteigenden Fisch und einen am Ufer fliegenden Vogel.

Die Schwänke, welche von Claus Narr, dem bäurischen Narren am Hofe Kurfürst Friedrichs des Weisen von Sachsen, erzählt werden, sind meist nur die rohesten Unflätereien. Doch sind die 1572 und 1616 gedruckten Schwänke dieses Claus Narr verfälscht und eine gemeine Buchhändlerspeculation gewesen. Ayrer hat in einem Fastnachtsspiel mehrere Possen dieses Claus zusammengestellt.

Viel besser sind die Schwänke, die vom schlesischen Berggeist Rübezahl erzählt und stets vermehrt wurden. In ihnen liegt eine gewisse poetische Gerechtigkeit, der Geist neckt und straft hier und lohnt dort immer nach Verdienst. In des Joh. Prätorii daemonologia Rubinzalii Silesii, d. i. Bericht von Rübezahl, Leipzig 1662, ist das Meiste gesammelt. Ich wähle nur die besseren Stücke aus:

Rübezahl neckt einen böhmischen Glaser, der mit Glaswaaren beschwert über das Gebirge geht, bringt ihn zum Fallen, daß alle seine Gläser zerbrechen, läßt sich aber nachher von ihm als Esel um gutes Geld an einen Müller verkaufen. — Er begegnet Studenten, nimmt dem Einen seine Laute, schwingt sich auf den Gipfel eines Baumes und singt die tollsten Schelmenlieder, bis er mit einem ungeheuren Knall aufhört. — Er hört, ein übermüthiger Edelmann habe einem armen Bauern befohlen, eine große Eiche ganz auf den Schloßhof zu fahren. Da holt Rübezahl die Eiche und macht sie

so hart, daß kein Ast abgehauen werden kann, und so liegt sie nun dem Edelmann zur großen Last im Hofe. — Er besucht bei Nacht ein Kaufmannsweib in der Gestalt ihres Buhlers, verwandelt sich aber am Morgen in eine Elster und spottet sie aus. — Er verkauft Schweine, die im Wasser als Strohwisch fortschwimmen. — Er ladet vornehme Herrn und Damen zu Gaste, zaubert ihnen die köstlichsten Weine aus dem trockenen Holze und macht dann den Herren Ochsen-, den Damen Kuhköpfe. — Er lockt in der Gestalt eines adeligen Fräuleins einen Edelmann immer tiefer ins Gebirge, bis er auf einem Felsen sitzen bleibt und nicht mehr vor, noch rückwärts kann. — Er mischt sich unter Soldaten, zieht mit ihnen gegen ein feindliches Corps aus, das er ihnen nur gespenstisch vorspiegelt und läßt sie alles zusammenhauen und große Beute machen, die sich aber nachher in Heu und Lumpen verwandelt. — Er geht mit einem Müller und erschreckt ihn tödtlich, indem er sich plötzlich seine Nase eine Elle lang wachsen läßt. — Er verwandelt sich in einen Dreschflegel und prügelt grobe Bauern durch, verkauft Perücken, die sich auf den Köpfen der Herren alsbald in wunderliche Strohnester, Eselsschwänze &c. verwandeln, läßt sich als riesenhafter Hecht auf einer vornehmen Tafel auftragen, begrüßt die Gesellschaft und verschwindet. Er schlüpft in eine Schreibfeder und schreibt ganz andere Dinge, als der Herr der Feder will; er verwandelt sich in den langen Spieß eines Boten und neckt denselben auf alle mögliche Weise, indem er ihm in der Hand zuckt, ihn schlägt, ihm aus der Hand fährt &c.

Die Sammlung des Prätorius, vermehrt durch noch anderes von Schwenck und mehreren Ungenannten, in der Historie von Rübezahl, Hirschberg 1738. 4°, enthält noch Folgendes:

Rübezahl nimmt drei Frauenzimmern, die ihn necken, jeder einen Schuh und läßt sie so im Sumpf tappen. Er verwandelt sich in ein Rad und neckt den Fuhrmann, indem er ihm davonläuft. Er kutschirt einen Reisenden, der nach Prag will, blitzschnell nach Rom. Er haut als Kutscher mit der Peitsche ein Pferd mitten entzwei. Er läßt sich als vornehmer Herr von Spielleuten aufspielen, wendet dann das Pferd, welches drei Aepfel fallen läßt und jagt davon. Sie schimpfen, einer aber behält seinen Apfel, der zu Golde wird. Er bezahlt einen Bierbrauer, um sich satt zu trinken und trinkt ihm dann das ganze Bräuhaus aus.

8.

Schwänke von Weibern.

Der deutsche Humor war unerschöpflich in Schwänken von Weibern. Die alte volksthümliche Kraft gibt sich noch in den vielen Erzählungen

von der an bösen Weibern geübten Zucht zu erkennen, aber auch die neue Sittenverschlimmerung wird nicht vermißt. Die Rohheit und Unfläterei der Fastnachtsschwänke geht mehr und mehr in das Raisonnement von weiblicher Untreue und lustigen Hochzeitsgeschichten über.

Die reichste Auswahl von Portraits böser Weiber findet man bei Hans Sachs.

So sagt er in seinem Schwank von den „neunerlei Häuten der bösen Weiber", sie hätten neun Häute und jede müsse besonders durchgeklopft werden, wenn das Weib Frieden geben soll. Der Ehemann prügelt nun an seinem Weibe neunmal erst die Stockfisch-, dann die Bären-, Gänse-, Hunde-, Hasen-, Roß-, Katzen-, Sau- und Menschenhaut. In einem andern Schwank verzeichnet er 12 Eigenschaften der bösen Weiber. In der „geschwätzigen Rockenstube" verspottet er das Weibergewäsch und Geklatsch. Den Ursprung der Kahlköpfe erklärt er daraus, daß einmal ein Mann zwei Weiber gehabt, eine junge und eine alte, die junge habe ihm nun sorgsam alle weißen, die alte alle schwarzen Haare ausgerissen. — Sachs erzählt ferner von einem Wittwer, der kam nach seinem Tode ans Himmelsthor. Da erfuhr er von St. Peter, seine Frau sey bereits im Himmel. Auf der Stelle wandte nun der arme Mann um und wollte lieber in die Hölle gehen. — Ein böses Weib gewinnt ihrem Manne seine Hosen, Messer und Tasche und somit die ganze Herrschaft im Hause ab. — Ein Ehemann beweist, daß sein Weib sein schlimmster Feind, sein Hund aber sein treuster Freund sey, indem er beide schlägt. Das Weib wehrt sich wie der tapferste Feind, der Hund liebkost ihn. — Ein geplagter Ehemann jammert, daß ihm überall, wo er geht und steht, Kifferbeskraut wachse. Im Sommer verdorrt, im Winter erfriert es nicht, es wuchert ihm in allen Zimmern, rankt wie Hopfen an den Wänden hinauf und erstickt ihn fast. Auch muß er es in jeder Suppe, aus jeder Schüssel essen, aus jedem Becher trinken, und es sticht so schmerzlich und schmeckt so bitter: das ist das Keifen seines bösen Weibes. — Ein anderer kommt weinend aus der Küche, sein böses Weib hat ihn geschlagen. Er sagt aber, es komme nur vom Rauch her, der ihn in die Augen gebissen habe.

In der Hätzlerin Liederbuch II. Nr. 52 steht ein tolles Lied von einem bösen Weibe, das immer mit ihrem Manne zankt.

Will er sunst, sie will so.
Ist er traurig, sie ist froh.
Will er schlagen, sie will raufen.
Will er kratzen, sie will reisten.
Will er fartzen, sie will sch — rc.

Bei Mone, Forschungen I. 158 das alte Volkslied von der Frau,

der man beim Tanze sagt, ihr Mann sey krank, die aber lustig forttanzt, bis er gestorben ist, mit dem Refrain: ist er krank, Gott Lob und Dank — will er sterben, dann kann ich erben — ist er todt, da gibts eine Braut. Vom allerbesten Humor ist das Lied im Wunderhorn II. 420 von einer Säuferin, die ins Wirthshaus geht und, wenn sie betrunken heimkommt, ihren Mann durchprügelt.

Einer der besten Schwänke ist folgender vom Körbel.

In einer gewissen Stadt pflegte ein frommer Korbmacher, wenn er mit einem Korbe fertig war, zu sagen: Gott sey Dank, das Körbel ist gemacht. Er verlangte, seine Frau solle das auch sagen, da sie aber nicht wollte, zerschlug er ihr den Korb auf dem Kopf und ruhte nicht, bis sie unter Heulen und Schreien rief: Gott sey Dank, das Körbel ist gemacht! Ihr Geschrei wurde gehört, die Nachbarweiber gaben ihr Recht, aber die Männer nicht. Der Bürgermeister, bei dem die Frau klagte, bekam darüber mit der eigenen Frau Streit und am Ende wurden alle Weiber in der ganzen Stadt von ihren Männern geprügelt, bis eine wie die andere rufen mußte: Gott sey Dank, das Körbel ist gemacht. Montanus, Wegkürzer 1557. Schreger, Zeitvertreib 1753, S. 626.

Aehnlich, aber nicht so gut, ein Schwank bei Hans Sachs (IV. 3. 42).

Hier zankt sich ein armes Ehepaar, wer den Korb tragen soll. Andere mischen sich darein und so entsteht eine allgemeine Schlägerei.

Sehr alt und weit verbreitet ist folgender Schwank.

Ein böses Weib nannte ihren Mann immer Läuseknicker, bis er selber böse wurde und sie ersäufte. Da schrie sie ihm jenes Wort immer noch aus dem Wasser zu, und selbst als sie untersank, machte sie noch mit den Händen über dem Kopf die Bewegung des Läuseknickens. Alte Anecdote, schon in Sebastian Brandts Beispielen, 29. In Poggis und Frischlins facetiis. Auch in Legrand, fabliaux, deutsch III. 166.

Hieher gehört noch der Schwank vom Halseisen.

Ein gutmüthiger Mann ließ sich für ein Verbrechen, das sein Weib begangen hatte, stellvertretend strafen und ins Halseisen sperren. Nachher hatte er einmal Zank mit seinem Weibe und sie warf ihm höhnisch vor: schäme dich, du hast müssen im Halseisen stehen. Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 28.

Vieles findet man auch in den Volksmärchen und Sagen, z. B.

Peter, der Fischer, hörte, daß ein anderer Fischer, Andreas, durch Geister auf den Meeresboden geführt worden war und einen großen Schatz von da mitgebracht hatte, frug nun aus Neid und Habgier auch seinerseits die Geister,

wurde gleichfalls auf den Meeresboden geführt und sollte unter den daselbst befindlichen Töpfen einen wählen, nahm einen und wurde auf die Oberwelt zurückversetzt, fand aber in dem Topfe statt eines Schatzes sein böses Weib wieder, das längst ersoffen war und deren Seele (nach altem Volksglauben) unter einem Topf auf dem Meeresboden hätte bis zum jüngsten Tage gefangen bleiben müssen, wenn ihr Mann sie nicht ins Leben zurückgeführt hätte. Wolf, deutsche Märchen Nr. 12.

Deßwegen läßt in einem Volksliede bei Uhland Nr. 292 der Wittwer 40 Fuder Steine auf das Grab seiner Alten führen, damit sie ja nicht mehr aufstehe.

Eine sehr alte und echt volksthümliche Vorstellung ist die Verjüngung alter Weiber im Jungbrunnen, nach einer uralten heidnischen Vorstellung. Die schöne Idee einer allgemeinen Verjüngung nach dem Weltuntergange war zunächst hergenommen von der jährlichen Verjüngung der Natur im Frühling. Daran aber knüpfte der Humor die Vorstellung von Wieder- jung- und Schönwerden alter häßlicher Weiber. Hans Sachs beschreibt die Scene. Lucas Cranach hat sie gemalt in einem in der Berliner Galerie befindlichen Bilde. Auch Beham gestochen und in unzähligen Nürnberger Bilderbögen ist sie unter das Volk gekommen.

Ein guter Schwank bei Hans Sachs ist der „vom Kaufmann“.

Ein Kaufmann ergibt sich dem Teufel unter der Bedingung, daß der Teufel ihm guten Absatz aller seiner Waaren binnen sieben Jahren zusichere. Der Teufel thut es, der Kaufmann verkauft alles mit großem Gewinn. Als aber die sieben Jahre um sind, stellt er zwei alte häßliche Weiber zum Verkauf aus. Die will ihm Niemand abkaufen. Der Teufel kommt und will ihn holen. Der Kaufmann aber sagt: halt, guter Freund! erst mußt du den Vertrag erfüllen und bewirken, daß ich meine Waare mit Vortheil verkaufe. Der Teufel besieht die Waare und verzweifelt. Spöttisch bietet der Kaufmann ihm nun die beiden alten Weiber an, sie statt seiner mitzunehmen, aber der Teufel dankt und gibt ihm lieber seine Verschreibung zurück.

Das ist eine der schalkhaftesten Dichtungen unseres Nürnbergers. Aber die alten Weiber wurden auch in eine viel schlimmere Verbindung mit dem Teufel gebracht, nur zu tragisch im Hexenwesen, komisch aber in der gangbaren Vorstellung, der Teufel selber fürchte sich vor alten Weibern.

Der Teufel sah einmal mit großem Kummer zu, wie glücklich ein paar jung brave Eheleute mit einander lebten, denen er lediglich nichts anhaben konnte.

Da entschloß er sich, ein altes Weib zu Hülfe zu nehmen und versprach ihr ein Paar neue Schuhe, wenn sie das Ehepaar uneins machen könne. Das Weib fing nun an, bald dem Mann, bald der Frau ins Ohr zu raunen, eines sey dem andern nicht treu, und fachte ihre Eifersucht dermaßen an, daß sie sich von einander schieden. Nun verlangte das Weib ihren Lohn und der Teufel reichte ihr auch wirklich ein Paar neue Schuhe an einer Stange über einen Fluß hinüber, denn er wagte nicht, ihr näher zu kommen. Daher das Sprüchwort, was der Teufel nicht kann, das kann ein altes Weib. Kirchhoff, Wendunmuth I. 366. Luthers Tischreden I. 310. Schwank von Hans Sachs, II. 4. 9. Illustrirt in den fliegenden Blättern von 1849. Keller, Fastnachtspiele Nr. 57.

In Kellers Fastnachtsspielen I. Nr. 56 kommen drei böse Weiber vor, die erst ihre Männer prügeln und dann die Teufel selber, von denen sie geholt werden sollen, in die Flucht schlagen.

Unter den Satiren auf die Weiber war auch ein Flohlied beliebt. Man verspottete die Weiber, weil sie immer Flöhe haben. Das Flohlied des Ambraser Liederbuchs Nr. 213 beginnt:

Die Weiber mit den Flöhen
Die haben einen steten Krieg.

Sehr ausführlich behandelt denselben Gegenstand später Fischarts Flöhhaz in einem eigenen kleinen Buche. Auch ein Lied „der Flohjammer" in Widmanns musikalischer Kurzweil 1618 (bei Hoffmann, Gesellschaftslieder S. 263). Auch das größere lateinische Gedicht Floia in den facetiis facetiarum.

Die Erzählungen von der Weiber List und von betrogenen Hahnreihs stammen großentheils aus fremder, namentlich italienischer und französischer Quelle. Schon die im frühen Mittelalter umgehenden Schwänke dieser Art stimmen mit italienischen Novellen und altfranzösischen Fabliaux überein. Adalb. von Keller hat in seinen sept sages eine Menge Quellen nachgewiesen, darunter auch morgenländische. Auch Hans Sachs hat viele solche fremde Stoffe in seinen Schwänken verarbeitet. So sein Schwank vom Brunnen.

Ein lüderliches Weib kam des Nachts immer spät heim. Da verschloß einmal der sonst geduldige Mann das Haus und ließ sie nicht ein. Sie that wie verzweifelt und warf einen großen Stein in den Brunnen. Der arme Mann glaubte, sie habe sich ersäuft, lief schnell heraus und ließ die Thür

offen. Während er aber im Brunnen suchte, lief die Frau ins Haus, schloß zu und zankte zum Fenster hinaus, wie lüderlich er sey, daß er so spät heimkomme.

Ein Volkslied bei Uhland (289), das auch Rosenpluet als Schwank behandelte (Bragur IV. 78) vom Schreiber im Garten.

Der Schreiber lag bei der Frau seines Herrn, da kam der Herr zurück. Geschwind schickte die Frau den Schreiber in den Garten und nahm den Herrn freundlich auf. Als dieser aber nach dem Schreiber frug, sagte sie, der sey im Garten und wache, daß ihr in seiner Abwesenheit nichts geschehe. Er solle sich einmal ihre Kleider anziehen und selber prüfen. Da zog der Herr die Kleider der Frau an und ging in den Garten. Der Schreiber aber, indem er sich stellte, als hielte er ihn für die Frau, gab ihm einen derben Backenstreich und hieß ihn Zucht und Ehre besser wahren und des Nachts nicht aus dem Hause gehen.

Das Loch im Thurm oder der Schwank von einer schönen Fürstin, die ihr eifersüchtiger Gemahl in einen Thurm einsperren ließ, die aber durch ein Loch in der Mauer mit einem Ritter verkehrte und sich zuletzt von ihm entführen ließ, ist nur eine burleske Anwendung der alten babylonischen Sage von Pyramus und Thisbe und war im Mittelalter weit verbreitet, deutsch ein Schwank „vom Ritter und Kaiser", französisch bei Legrand noch später bearbeitet von Arnim, Kotzebue und Graf Platen.

Ebenso verbreitet war der Schwank von dem Ringe, den von drei Frauen diejenige bekommt, die in Weiberlist die andern übertrifft. Keller, Fastnachtsspiele III. 1300.

Der hölzerne Johannes ist nur eine Umbildung des weltberühmten Schwanks von der Wittwe von Ephesus.

Eine Wittwe konnte sich von ihrem geliebten Gatten Johannes nicht trennen, ließ sich also einen aus Holz machen und behielt ihn alle Nacht im Bette, bis die kluge Magd ihren lebendigen Bruder, der ein hübscher Bursche war, einmal statt des Holzbildes zu ihr legte. Die Frau war es auch wohl zufrieden, und als sie am Morgen das Frühstück nicht kochen lassen konnte, weil die Magd sagte, es sey kein Holz mehr da, befahl sie, den hölzernen Johannes in den Ofen zu werfen. Kirchhoff, Wendunmuth I. 348. Ayrers Fastnachtspiele S. 50.

Auch die Wiedervergeltung ist oft varirt zu lesen.

Ein Bauer merkt, daß seine Frau den Nachbar in der Kammer habe, läuft geschwind in des Nachbars Haus, holt dessen Frau herüber und thut

mit ihr dasselbe, was das andere Paar in der Kammer. Altdeutscher Schwank in Kellers Fachsnachtsspielen S. 1444.

Desgleichen der Schwank von der Beichte.

Ein Edelmann verkleidete sich als Beichtvater und hörte seiner eigenen Frau Beichte. Da sagte sie, sie habe bei einem jungen Edelmann, bei einem Krieger, bei einem Narren und bei einem Pfaffen geschlafen. Nachher aber erklärte sie ihm, er selber sey der junge Edelmann, der Krieger, der Narr, weil er ihr nicht getraut, und der Pfaffe, weil sie ihm gebeichtet. Wahrscheinlich aus einer welschen Quelle, in den kurzweiligen und lächerlichen Geschichten. Frankfurt bei Feierabend 1583 S. 195.

Eine listige Frau klagte dem Beichtvater, ein junger Mann stelle ihr nach und bat ihn, er möge denselben von seinem bösen Vorsatz abbringen. Der Beichtvater stellte sogleich väterlich den jungen Mann zur Rede, der ganz unschuldig war, jetzt erst erfuhr, wie sehr die Dame sich für ihn interessire und sie sogleich besuchte. So wurde der Beichtvater Kuppler, ohne es zu wissen. Bebel, facet. III. 127.

Das Urtheil, welches bei Cervantes Sancho Pansa fällt, kommt auch als deutscher Schwank vor.

Eine Dirne klagte einen Gesellen an, er habe ihr die Ehre genommen. Der Geselle entschuldigt sich, sie habe es gerne geduldet. Der Richter befahl ihm, ihr eine Summe Geldes zu geben, schickt ihn aber dann ihr nach, er solle ihr den Beutel wieder nehmen. Es gelang ihm nicht, weil sie laut aufschrie und Leute zusammenrief. So, sagte dann der Richter zu ihr, hättest du es auch machen sollen, als der Geselle dir deine Ehre nehmen wollte, und gab dem Gesellen sein Geld zurück. Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 15.

Ich will mich mit diesen wenigen, aber die ganze Gattung charakterisirenden Schwänken begnügen und nur noch einige hinzufügen, in denen die deutsche Einfalt und unser ursprünglicher Humor treuer hervortritt. Der Schwank vom ehrlichen Teufel.

Der Teufel sah ein hübsches Mädchen zum Schloß hinaufgehen und warnte sie. Sie lachte, als sie aber nach mehreren Monaten schweren Leibes vom Schloß zurückkam, frug er sie, warum sie so traurig sey? Sie erwiederte: ich bin droben verführt worden, der Teufel hat mirs gerathen, daß ich da hinaufgegangen bin. Da schlug sie der Teufel und rief: es ist nicht wahr, ich habe dich gewarnt. Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 78.

Der Schwank vom Händetrocknen.

Ein Vater prüfte, welche von seinen drei Töchtern zuerst einen Mann brauche, indem er ihnen befahl, sich die Hände zu waschen. Welcher Hände

dann zuerst trocken seyn würden, die müsse nothwendig die hitzigste seyn. Die jüngste Tochter hatte kaum den Zweck des Waschens erfahren, als sie mit den nassen Händen abwehrend um sich schlug, sie wolle keinen Mann, sie wolle durchaus keinen Mann. Da wurden aber ihre Hände zuerst trocken. Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 14.

Die Apfelprobe.

Ein junger Mann will erproben, welches Mädchen sich am besten zu seiner Frau, und welcher Jüngling am besten zu seinem Freunde eignen werde. Er gibt also drei Mädchen jeder einen Apfel und sieht, wie sie ihn essen. Eine ißt ihn ungeschält, die zweite schneidet dicke Schalen davon ab, die dritte aber schält ihn fein. Diese wählt er. Dann bittet er drei Jünglinge jeden um ein Stück Apfel; der eine gibt ihm fast alles, der andre nur ein wenig, der dritte theilt mit ihm. Diesen wählt er.

Der Schwank von der Hundreiterin.

Eines Edelmanns Frau war der Gefahr ausgesetzt, von einem galanten Caplan verführt zu werden, wenn der Mann nicht zu Hause blieb. Der Edelmann mußte aber eine Reise machen, da rieth ihm sein schlauer Knecht, der Frau zu verbieten, daß sie auf dem großen Hunde reite. Als es nun also geschah, bekam die Frau, die sonst nicht daran gedacht hätte, die größte Lust, auf dem Hunde zu reiten, versuchte es endlich, wurde aber von dem Hunde gebissen und lag krank im Bett, so daß sie den Caplan gar nicht empfangen konnte. Als es der Edelmann nach seiner Heimkehr so fand, lachte er und konnte abmerken, wie es ihm ergangen wäre, wenn er der Frau verboten hätte, den Caplan zu sehen. Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 298.

Der Schwank vom Liebeszauber.

Ein junger Geselle vermaß sich, er könne jedes Mädchen in sich verliebt machen. Ein fürwitziges Mädchen wollte es darauf ankommen lassen. Da er aber gar nicht zaubern konnte und nur gescherzt hatte, gab er ihr ein Stück ganz gewöhnlichen Kuchen. Sie aber war gleich außer sich, liebkoste ihn närrisch und rief aus: ach, mein Freund, wie hab ich dich jetzt so lieb! Bräuner, Curiositäten S. 102.

Der Schwank vom Bader.

Eine Magd wollte gerne wissen, wen sie zum Manne bekommen würde, kleidete sich deßhalb in der Andreasnacht nackend aus und griff im Dunkeln zur Thür hinaus, um irgend ein Zeichen ihres Zukünftigen zu erhalten. Der Hausknecht aber lauerte ihr auf mit einem Eimer kalten Wassers und schüttete ihn über das arme nackte Mädchen her. Sie aber, weit entfernt, zu erschrecken, rief ganz vergnügt: ein Bader also, ein Bader! Minsicht, Albertäten S. 199.

Der Schwank vom hungrigen Liebhaber.

Ein Cavalier verliebte sich in ein tugendhaftes Fräulein und wollte sie verführen. Sie nahm ihn an, sperrte ihn aber ein und ließ ihn zwei Tage lang hungern. Dann führte sie ihn in ein Zimmer, auf dessen einer Seite ein Bett stand, in das sie ihn zur Befriedigung seiner Leidenschaft einlud, auf dessen anderer Seite aber ein Tisch voll Speisen stand. Der Cavalier stürzte auf den Tisch zu und ließ Bett und Dame stehen. Seitdem hatte sie Ruhe vor ihm. Rottmann, lustige Historien III. 80.

9.

Pfaffenschwänke.

Der angeborene Humor der Deutschen schloß auch die Geistlichkeit von den Schwänken nicht aus, weder activ noch passiv. Dabei soll nicht bestritten werden, daß es schon ein starkes Herabsinken des Klerus ins Gemeine bezeichnet, wenn Pfaffen als Spaßmacher populär werden konnten. Immerhin aber nahm das Volk dergleichen noch Jahrhunderte lang äußerst harmlos auf und erst gegen das Ende des 15. Jahrhunderts forderte der Uebermuth unwissender und roher Pfaffen die Satire eines unversöhnlichen Hasses heraus.

Des ältesten Spaßmachers unter den Pfaffen ist schon im ersten Bande gedacht, des Pfaffen Amis (I. 421). An ihn schloß sich später der berühmte Pfaff von Kalenberge (bei Wien), Wigand von Theben, der Liebling und geistliche Hoffnarr Herzog Ottos des Fröhlichen in Steyermark, welcher 1339 starb. Seine Schwänke wurden von Philipp Frankfurter gesammelt und 1550 erstmals gedruckt. Vgl. Flögel, Hofnarren S. 252. Abgedruckt in Hagens Narrenbuch. In Knittelversen.

Wigand war Student in Wien, als er einmal einen sehr großen Fisch sah und kaufte, um ihn dem Herzog Otto zu bringen. Der Thürhüter ließ ihn nicht ein, ehe er ihm versprach, den Lohn mit ihm zu theilen. Otto nahm den Fisch gnädig auf und ließ Wigand den Preis selber fordern. Da verlangte Wigand geprügelt zu werden, und als es geschehen war, sagte er dem Herzog, nun solle er dem Thürhüter denselben Lohn geben. Der Schwank gefiel dem Herzog und er machte den jungen Studenten zum Pfarrer von Kalenberg. — Als solcher trieb er bald Spott mit seinen Bauern, platte, sogar eckelhaft rohe Späße. Er ließ ihnen die Wahl, ob sie das Dach zum

Chor oder zur Kirche bauen wollten? Sie wählten den Chor, weil er kleiner war. Nachher aber baute er ihnen das Dach zur Kirche nicht und wenn sie nicht beregnet werden wollten, mußten sie es selber bauen. Als sie ihm einmal arbeiteten, liefen sie beim Geschrei eines Raben vor der Zeit nach Hause „das sey der Zeitvogel, der habe ihnen gerufen". Nachher ließ er sie aber bis in die Nacht hinein arbeiten, weil der Zeitvogel nicht kam. Einmal war er zu faul, lange Gottesdienst zu halten und hofirte unter der Messe auf den Altar, um die Bauern zu vertreiben. Ein andermal hing er seine Hosen als Kirchenfahne bei einer Procession aus, damit seine Bauern eine neue Fahne kauften. Einmal hatte er sauer gewordenen Wein und wollte ihn den Bauern verkaufen. Damit sie aber Lust bekämen, ihn zu trinken, kündigte er an, er werde vom Thurme auffliegen, besteckte sich ringsum mit Pfauenfedern und blieb auf dem Thurm, während die Bauern unten, immer wartend, seinen Wein austranken. Endlich sagte er ihnen, sie würden doch keine solche Narren seyn, zu glauben, daß ein Mensch fliegen könne. Seinen Wein aber mußten sie ihm bezahlen — Auch seinen Bischof überredete er, er könne Wunder thun und in den Fasten Fische in Vögel und Wildpret verwandeln, die er ihm untergeschoben hatte. Der Weihbischof befahl ihm, zu jeder Kirchzeit zu kommen. Das war ihm lästig, weshalb er mit der Schaffnerin, mit welcher der Weihbischof zuhielt, eine Schalkheit ersann. Unter dem Bette derselben versteckt sah er, wie Nachts der Weihbischof kam. Die Schaffnerin aber wollte ihn diesmal nicht eher zulassen, als bis er ihre kleine Capelle eingesegnet hatte, zu welchem Behuf schon brennende Kerzen bereit waren. Wohl oder übel mußte der Weihbischof die unanständige Ceremonie verrichten, als plötzlich der Pfaff unter dem Bett ihn mit geistlichem Gesange begleitete und sich nachher entschuldigte, er selbst habe ja befohlen, bei jeder seiner Kirchzeiten anwesend zu seyn. — Einer Fürstin heizte der Pfaff einmal mit den hölzernen Heiligen ein, wofür sie ihm neue mußte machen lassen. Indem er einen Heiligen nach dem andern in den Ofen warf, höhnte er jeden aus.

Man sieht, wie diese ganze Dichtung schon auf Entweihung des Heiligen ausging.

Peter Leu, der andere Kalenberger, ist ein Gedicht von Widmann zu Schwäbisch Hall, gedruckt Nürnberg 1560, abgedruckt in Hagens Narrenbuch.

Peter Leu lebt in Schwäbisch Hall und trägt Blöcke. Von seiner großen Körperstärke heißt er Leu. Sein anderer Name Peter mahnt an die vielen starken und dummen Peter des deutschen Volksmärchens, in denen eine Erinnerung an den altheidnischen Donnergott Thor erhalten scheint. Aber der hallische Peter Leu enthält diese Züge nur in blasser Abschwächung und ist ein Träger von durchaus schon modernen Schwänken.

Sein Herr schickt ihn in eine Lohmühle, statt dessen geht er ins Wirthshaus und verspielt alles. Die Nacht bringt er in der leeren Mühle zu, da kommen Gesellen mit einem schönen Weibe und wollen sich gütlich thun mit Speise und Trank. Indem einer die schöne Frau besichtigen will, streckt Peter neugierig gleichfalls seinen Kopf aus dem Versteck auf dem Boden hervor und fällt hinunter zwischen sie. Die Erschreckten entfliehen und lassen ihm alles zurück. Dann geht er in den Krieg und endlich dient er einem Pfaffen. Einmal läßt er zwei Bauernmädchen in weißen Hemden ins Ofenloch schlüpfen und hört ihre Beichte, bis sie ganz schwarz wieder herauskriechen. Er stiehlt dem Pfarrer die Fische aus dem Teich, sägt dann Kirschbäume am Ufer an und bewirkt dadurch, daß Bauern, die Kirschen pflücken, ins Wasser fallen, die er dann als die Kirschendiebe angibt. Unter der Messe ißt er am Altar einen Kuchen, angeblich Himmelsbrod, das ihm durch ein Wunder gespendet werde. Ein andermal hat er eine Wurst und Schinken unter dem Meßgewand, und als ihm der Meßner das Gewand aufhob, glaubt er es sey ein Hund, der nach seiner Wurst stelle, und gibt ihm von hinten einen Tritt. In einen Pelz als Bär verkleidet stiehlt er bei Nacht Birnen. Als ein stark nach Schwefel riechender Höhenrauch einfällt, predigt er, das komme von einem Loch in der Hölle her, das man nur mit geweihter Leinwand zustopfen könne, und läßt sich von allen frommen Weibern Leinwand geben. Später zog er wieder nach Hall.

Wie neben solchem Wohlgefallen an Pfaffenschwänken im deutschen Volke dennoch eine heilige Scheu vor dem Ansehen der Kirche in den Gemüthern wurzelte, beweist die Auffassung der berüchtigten Sage von der Päpstin Johanna. Sie ist ohne Zweifel deutschen Ursprungs, wie denn die ältesten Quellen derselben die Päpstin auch als eine Deutsche in Mainz geboren seyn lassen.

Papst Leo IV. starb 855. Die Sage gibt ihm ein Weib zur Nachfolgerin, die authentische Geschichte weiß nichts davon. Da sich die Protestanten aus Haß gegen die Katholiken Mühe gaben, die historische Wahrheit nachzuweisen, und die Katholiken die Gegenbeweise führten, so ist viel über die Sache geschrieben worden. Man folgt den Erörterungen am besten, wenn man Spanhemius, de papa foemina, Lugd. 1691, den Artikel bei Bayle, Schrökh, Kirchengesch. XXII. 83 f. und die kurze und treffliche Uebersicht in Gfrörers Kirchengeschichte III. 2. 975 f. nachliest. Das Resultat ist, daß nie eine Päpstin existirt hat, daß alles nur eine witzige Erfindung und allmählig ausgebildete Sage ist, deren Spuren bis ins 11. Jahrhundert hinaufreichen, während ihre wirkliche Ausbildung erst bei einem Schriftsteller am Ende des 13. Jahrhunderts, nämlich

in der Chronik des Martinus Polonus vorkommt. Dieser sagt (bei Spanhem. p. 59 ist die Stelle abgedruckt): Ein Mädchen aus Mainz wurde von ihrem Liebhaber nach Athen entführt, wo sie männliche Tracht anlegend, in den Schulen studirte, sich sehr auszeichnete, in Rom unter dem Namen Johannes der Engländer auftrat und nach Leos IV. Tode selber Papst wurde. Allein nach zwei Jahren befand sie sich von ihrem Liebhaber schwanger und hatte das Unglück, das Kind gerade während einer Procession zu gebären, wobei sie aus Scham starb. Boccaccio sagt in seinem Werke von berühmten Frauen, sie sey aus Mainz gewesen und mit ihrem Buhler zuerst nach England gegangen. Die Kölner Chronik, gedruckt 1499 führt an, die Einen lassen sie eine Engländerin, die Andern eine Deutsche seyn. Wieder Andere schicken sie nach Paris statt nach Athen. Auch hat sie in den verschiedenen Berichten gar verschiedene Namen, meist Johanna, aber auch Agnes, Guta, Gilberta, Margaretha rc. — Ein schon alter Spottvers auf sie lautet:

Papa pater patrum peperit papissa papellum.

Man hat früher schon und mit Recht in der ganzen Erfindung eine Satire gesehen, nur täuschte man sich im Gegenstande derselben. Man glaubte, unter der Päpstin sey die Ueppigkeit der Päpste zu verstehen gewesen, insbesondere zu den Zeiten der lüderlichen Römerin Marozia, als sie Päpste ab- und einsetzte, also gleichsam selbst Päpstin war. Allein was hätte dann Deutschland und was die gelehrte Schule mit der Sage zu thun? Offenbar hat Gfrörer Recht, wenn er a. a. O. in dem listigen Mädchen aus Mainz eine Hinweisung auf die von Mainz ausgegangenen falschen Decretalen, und in dem Studium zu Athen eine auf das Bündniß Leos IV. mit den Byzantinern findet. Die Satire will sagen, die päpstliche Gewalt sey damals durch Mainz mißbraucht, gleichsam zur Hure gemacht worden.

Im Jahr 1480 schrieb Theodorich Scharnberg oder Scharnbek ein „Spiel von Frau Jutten", welches 1565 zu Eisleben von Tilesius herausgegeben und auch in Godscheds nöthigem Vorrath II. 81, sowie in v. Kellers Fastnachtsspielen Nr. 111 abgedruckt ist. Es ist wohl zu beachten, daß es keine Spur von Satire mehr enthält, sondern den Stoff legendenartig mit größtem Ernst behandelt und dabei die Jungfrau Maria

verherrlicht, denn am Schluß wird durch ihre Fürbitte der Päpstin — verziehen. Uebrigens hat das Spiel viel dramatische Effekte, wie Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst I. 79 f. bereits nachgewiesen hat.

Lucifer ruft seine Teufel zusammen, auch Lilis, seine Großmutter, nimmt an dem höllischen Tanze derselben Theil. Dann legt Lucifer seinen Plan vor, die kluge Jutta zu bethören. Solhoras erscheint ihr und verleitet sie, sich in männlicher Tracht zu geistlichen Würden emporzuschwingen. Die Entwicklung des Dramas ist rasch. Bald sehen wir das schlaue Mädchen mit der Tiare geschmückt. Da bringt man vor sie einen besessenen Knaben, und sie soll den Teufel aus ihm treiben. Da fühlt sie zum erstenmal Furcht. Sie rafft sich zusammen und beginnt den Exorcismus, aber der Teufel verkündet höhnisch aus des Knaben Munde, sie sey ein Weib und trage ein Kind. — Die Scene ist im Himmel, Christus beschwert sich gegen seine Mutter über die Päpstin, sie bittet aber für sie und erhält Gnade. Da wird der Engel Gabriel zur Päpstin abgeschickt, um ihr ihren baldigen Tod anzukündigen. Sie büßt und betet, darauf gebärt sie auf offener Straße das Kind unter dem Zulauf des Volks und stirbt. Zwei Teufel schleppen ihre Seele zu Lucifer, aber durch die h. Jungfrau wird sie befreit, indem diese den h. Michael schickt, der das Schwert ziehend auf Lucifer einhaut und ihm die Beute entreißt. — Der höllische Tanz, die päpstliche Krönung, das himmlische Gespräch, die erschütternde Scene der Teufelsbeschwörung, die Reue und Buße, die öffentliche Geburt, dann der Jubel und die Angst in der Hölle, der Kampf Michaels und daneben die Angst der für Roms Schicksal zitternden Cardinäle, endlich der allversöhnende Schluß beweisen, daß dieses Schauspiel, gut aufgeführt, von ungeheurem Erfolge gewesen seyn muß.

Auch Hans Sachs hat die Päpstin bearbeitet II. 3. 167. — Im Jahr 1794 erschien in Paris ein Drama von Flins, sehr unzüchtig, aber nicht ohne Geist. Schirges, französisches Theater 106. Ein überaus phantastisch-romantisches Drama ist das von Arnim in seinen Werken Band 19. Siehe meine Beurtheilung im Literaturblatt 1847. Nr. 50.

Nicht minder eigenthümlich ist die Sage vom Bruder Rausch, behandelt als Volksbuch in mehreren alten Drucken, auch niederdeutsch in einem einzigen Druck (der Meusebach'schen Bibliothek), auch dänisch in Versen und englisch in Prosa. Vgl. die ausführlichen Untersuchungen von Wolf und Endlicher in Scheibles Kloster XI. 1070 f.

Der Teufel Rausch sieht, wie fromm die Mönche des Klosters Esrom in Seeland zusammenwohnen. Das ärgert ihn und er beschließt, sie zu verderben. Indem er in die Dienste des Klosters tritt und als Knecht zu arbei-

ten anfängt, frägt ihn der Abt: Kannst du auch Hunde koppeln? o mehr als Hunde, antwortete Rausch, ich kann auch Männer mit Frauen koppeln und z. B. euch, Herr Abt, ganz heimlich bei Nacht eine schöne Frau in eure Zelle bringen. Der Abt muß lachen, er läßt sich verlocken und vom Teufel wirklich ein Weib zuführen. Die andern Mönche desgleichen. Als er aber den Küchendienst versäumt und der Koch ihm deshalb grollt, wirft er diesen in den siedenden Kessel. Die Mönche glauben, er sey hineingefallen und ernennen Rausch zu seinem Nachfolger. Nun nährt der Teufel die Mönche mit den besten Bissen, macht sie immer fauler und geiler, schnitzt aber Prügelstöcke, was die Mönche anfangs nicht begreifen, bis sie, unter sich Händel bekommend, alle seine Prügel abholen und einander gräulich schlagen. Darauf ersinnt Rausch eine neue Schalkheit, schneidet einer Kuh auf der Waide ein Viertel ab und macht einen Braten daraus. Der Bauer aber, dem die Kuh gehört, ist der Meinung, wer ein Viertel von ihr geholt, werde auch das übrige holen und versteckt sich auf einen Baum in der Nähe. Da versammeln sich über Nacht die Teufel und rühmen gegen einander, was sie Böses gethan haben (wie die Hexen in Shakespeare's Macbeth). Der Bauer hört alles und sagt es am andern Morgen dem Abt. Dieser bereut seine Vergehen, waffnet sich aber mit der ganzen Stärke seines Priesterthums, bannt den Teufel Rausch, verwandelt ihn in ein Pferd und entläßt ihn endlich. Nun geht Rausch nach England und fährt dort in die schöne Königstochter. Kein Mittel kann sie von ihm befreien, bis der Abt davon hört, sich auf den Weg macht und alsbald den Teufel aus der Prinzessin austreibt, ihn zwingend, wieder Pferdegestalt anzunehmen. Der König will den Abt reichlich lohnen, er nimmt aber nur eine Last Blei, um sein Kloster damit zu decken und Rausch muß das Blei übers Meer zum Kloster heimtragen, alsdann auch den Abt selber, und zuletzt wird er in die Tiefe eines Berges gebannt.

Hier, wie im Spiel von Frau Jutten, ist keine Satire auf die Geistlichkeit beabsichtigt, sondern deren Ehre gewahrt und wird nur ein Exempel zur Warnung aufgestellt.

In Pauli Schimpf und Ernst, Nr. 377 wird ein harmloser Schwank von den Weibern erzählt, die unter einander Beichte hören wollten.

Es waren Beguinen, geistliche Schwestern, die es für eine Schande hielten, daß sie nicht auch Beichte hören sollten, da sie doch so gut wie Männer wären. Sie kamen zum Papst, der ihnen ein Büchslein gab und sagte, sie sollten es aufbewahren und beileibe nicht aufmachen, bis er zu ihnen käme und ihnen Bescheid gäbe. Unterwegs aber wollten sie gerne wissen, was in dem Büchslein wäre, thaten es auf und — der Vogel, der drinn war, flog auf und davon. Sie gingen nun zum Papst zurück und baten, er möge ihnen einen andern Vogel geben. Er aber lachte und sagte: wie, wenn ihr einander Beichte

hörtet und wüßtet, was die Andere gethan hat, und erzürntet euch nachher wider einander, würdet ihr die Büchse nicht auch aufthun und den Vogel herauslassen? Die Geschichte wird von Spätern dem Papst Innocenz II. oder Johann XXIII. zugeschrieben. Vgl. Pater Abraham, Judas IV. 11. Hagedorns Fabeln und Webers Päpste II. 16. — Nach einer andern Sage beichtete ein Priester bei der ersten Nonne, die dazu Erlaubniß erhalten und sagte, er habe ein Ei gelegt. Nach einer halben Stunde wußte das ganze Kloster um das Geheimniß.

Den Uebergang zu der fast unübersehlich reichen Schwank- und Satirenliteratur des Reformationszeitalters, worin alles erdenkliche Böse von den Pfaffen erzählt wird, bilden die schon in den altdeutschen Erzählungen des Laßberg'schen Liedersaals und in den von Keller gesammelten Erzählungen und Fastnachtsspielen enthaltenen Anecdoten von den Lastern, besonders von der Buhlerei der Pfaffen. Hier einige Proben aus der ersten Quelle.

Ein Pfaffe buhlte mit einer Fischerin, fiel aber, als er vor dem heimgekehrten Fischer sich verstecken wollte, in dessen Reusse und wurde gefangen. In den andern Reussen hatten sich ein Hase, sieben Rebhühner und viele Fische gefangen. All diesen Fang führte der Fischer auf einem Wagen öffentlich auf die Burg. Der Pfaff mußte das Land meiden, der Frau wurde verziehen. Laßberg, Liedersaal Nr. 202.

Ein schönes Weib in Kolmar beichtete bei einem Predigermönch, der ihr Liebesanträge machte; entrüstet ging sie zu einem Barfüßermönch, um ihre Beichte zu erneuern, aber auch dieser bestürmte sie mit Liebe; sie kam nun zu einem Augustinermönch, der es nicht besser machte. Da sagte sie ihrem Mann, was ihr geschehen sey, und dieser rieth ihr, alle drei Mönche zu einem Stelldichein zu laden. Als nun der erste kam, machte der Mann ein Geräusch, und der erschrockene Mönch flüchtete in einen dazu bereit gestellten Badezuber, der aber voll siedenden Wassers war, so daß er sogleich sterben mußte. Dem zweiten und dritten Mönch ging es nicht besser. Laßberg I. 305. Hagen, Gesammtabentheuer Nr. 62.

In Kellers Erzählungen aus altdeutschen Handschriften finden sich viele grobe Pfaffenschwänke aus dem Beginn der Reformation und der kurz vorhergehenden Periode.

Ein Pfaff läßt sich zu Roß seine Stiefel flicken, der Schuster sticht ihm eine Pulsader am Fuße an und der Pfaffe verblutet und stirbt. Der Schuster bindet die Leiche auf dem Rosse fest und treibt das letztere in ein Haberfeld. Der Bauer, dem der Haber gehört, ruft den Pfaffen zornig an und schlägt ihn, da er keine Antwort bekommt. Der Pfaff fällt vom Pferd und der

Bauer meint, er habe ihn erschlagen, packt ihn auf und legt ihn in des Nachbars Haus in einen Backtrog, nachdem er den Teig herausgenommen. Der Nachbar findet den Pfaffen und bildet sich ein, derselbe habe sich von dem Teige todt gefressen, trägt aber die Leiche zum Meßner und lehnt sie an die Thür. Der Meßner findet den Pfaffen, heißt ihn weggehen und stößt endlich die Thür ein. Wie der Pfaffe fällt, meint er Schuld an seinem Tode zu seyn, zieht ihm Meßgewande an und stellt ihn in die Kirche. Da kommt ein altes Weib, ihm die Hand zu küssen, und zieht ihn bei der Hand. Er fällt um und schlägt das alte Weib todt.

Aehnliche Erzählungen vom Leichenverbergen kommen auch in französischer und italienischer Sprache vor und sogar in den arabischen 1001 Nacht. Aber nicht von Pfaffen. Die deutsche Erzählung ist ausdrücklich auf die Pfaffen gemünzt und drückt die tiefste Herabwürdigung derselben aus.

Aehnlich ist bei Keller, Erzählungen S. 345 die Geschichte von den drei Schülern.

Drei Schüler (junge Pfaffen) schleichen sich bei einer schönen Fischerin ein und werden von ihr in einer trockenen Grube versteckt. Der heimkehrende Fischer läßt, um seine Fische aufzubewahren, Wasser in die Grube. Die Schüler ertrinken, ein Knecht soll die Leichen wegbringen. Er meint aber, es sey nur einer, und wird sehr böse als er den zweiten und dritten sieht, in der Meinung, es sey immer der nämliche. Als er den dritten in die Donau geworfen hat, begegnet ihm ein lebendiger Pfaffe. Da glaubt er, das sey wieder der nämliche, und wirft ihn ebenfalls ins Wasser.

In einem Volksliede bei Uhland Nr. 286 lockt ein kluges Fräulein elf Mönche, die ihr alle unerlaubte Anträge gemacht haben, in den Keller und läßt sie hier schmachten, bis sie sich mit Geld lösen müssen. Hans Sachs hat einen Schwank vom blinden Meßner.

Eine Meßnerin, die mit einem Pfaffen buhlt, betet zum h. Stolprian, er möge doch ihren Mann blind machen. Der Mann hört es aus seinem Versteck und räth ihr, als ob er der Heilige wäre, ihren Mann gut zu füttern und zu pflegen, dann werde er binnen drei Tagen blind seyn. Sie folgt dem Rath, er stellt sich, als ob er allmählig erblinde, als aber das Weib und der Pfaff seiner nicht mehr achten, ergreift er einen Stock und prügelt sie beide jämmerlich.

Ein überaus frivoler Schwank steht in Kellers Erzählungen S. 443. Die Nonnen in einem Kloster raufen sich um einen „Zagel". Nicht

besser ist der Schwank von „Bertha mit der langen Nase" in Haupts altdeutschen Blättern I. 105.

Die Hebamme sagte einer Wöchnerin, ihr neugebornes Kind sehe dem Vater sprechend ähnlich. Hat es auch eine Tonsur? frug die Mutter. Kirchhoff, Wendunmuth I. 338. Bebel, facet. I. 78.

Das Frechste, was die deutsche Lyrik in der Zeit des sinkenden Glaubens hervorgebracht hat, ist eine s. g. Abendvesper (Keller, Erzählungen S. 390). Hier sind die lateinischen Verse aus echten kirchlichen Hymnen gemischt mit den obscönsten deutschen Versen, durch welche der Sinn jener parodirt wird. Ein Vorspiel zu dem, was in der französischen Revolution geschah, gleichsam eine Verunreinigung der heiligen Kirchengefäße mit dem ekelhaftesten Unflath. Damals aber ging die Unsauberkeit von den verdorbenen Pfaffen selbst aus. Jenes ruchlose Lied hat wahrscheinlich einen solchen zum Verfasser und das Lied wurde bei pfäffischen Orgien gesungen. Ein gleichfalls freches Lied, in welchem der Papst selbst alle Weiber und Maiden die Buhlerei lehrt und empfiehlt, aus einer Gothaer Handschrift in Grimms altd. Wäldern III. 164. — Ein höchst freches und üppiges Lied von einem Pfaffen, der bei des Bauern Frau lag, in Körners hist. Volksliedern Nr. 28. — Ein tolles Lied aus dem 15. Jahrhundert, halb lateinisch, halb deutsch (Hoffmann, in dulci jubilo p. 85) führt einen Esel ein, der aus der Mühle lauft, Pfaff wird und die erste Messe lesen will, als sein Treiber kommt, ihn schlägt und wieder in die Mühle jagt.

Sehr verbreitet war der Schwank vom fahrenden Schüler.

Ein fahrender Schüler kommt in ein Bauernhaus, wo die Frau in Abwesenheit des Mannes eben den Pfaffen bewirthet. Plötzlich kommt der Bauer zurück, Braten und Wein werden sammt dem Pfaffen versteckt. Der Schüler aber gibt sich für einen Zauberer aus, zaubert das verborgene Essen hervor und verspricht, den Bauer auch den Teufel sehen zu lassen. Während nun der Bauer in einem Zauberkreise stehen muß, aus dem er bei Leibe nicht heraustreten darf, geht der nackt ausgezogene und schwarz mit Ruß bemalte Pfaff bei ihm vorbei und entkommt. Altdeutscher Schwank in Kellers Fastnachtspielen S. 1172 und bei Hans Sachs. Oft variirt. Einen viel schlimmeren Ausgang nimmt die Sache in einem Gedicht in von der Hagen Gesammtabentheuern Nr. 61, indem hier, nachdem das verborgene Essen und Getränk verzehrt ist, der Pfaff hervorgeholt und erst gegen ein Lösegeld entlassen wird.

In diesem Fastnachtsspiele, wie in den spätern facetiis von Bebel, in Schimpf und Ernst von Pauli, im Rollwagen rc. wimmelt es von ähnlichen Schwänken, die bis ins Unglaubliche zotenhaft werden. Wie viel Wahrheit auch darin liegen mag, wie oft gottlose Pfaffen ihren heiligen Beruf wirklich schändeten, so war es doch auch ein sündiges Gelüsten, dergleichen mit Behagen und Uebertreibung wieder zu erzählen. Die Laster der Pfaffheit dienten oft nur zum Vorwand, um auch die Laster der Laien zu entschuldigen und um den Altar selbst besudeln zu können.

Von der Völlerei der Pfaffen ein guter Schwank bei Hans Sachs (V. 339).

Ein Abt hat sich so vollgefressen, daß er nicht mehr kann, und will ins Wildbad, um wieder Appetit zu bekommen. Unterwegs kehrt er bei einem bekannten Edelmann ein. Der verspricht ihn um billigeres Geld und in kürzerer Frist zu heilen, daß er des theuren Wildbades nicht nöthig habe, sperrt ihn ein, läßt ihn drei Tage lang hungern und hat ihn wirklich vollständig curirt.

Der berühmteste Schwank vom Ablaßkram vor der Reformation ist der von einem umherreisenden Ablaßkrämer, welcher eine Feder des Engel Gabriel zur Anbetung vorzuzeigen pflegte, als sie ihm aber einmal zum Spott verbrannt wurde, und man ihm eine Kohle beilegte, diese sogleich für eine Reliquie vom Rost des h. Laurentius ausgab. Von Hans Sachs und vielen Andern erzählt. — Ungleich harmloser ist der Schwank bei Bebel von St. Otmars Flasche.

Zwei fahrende Schüler kommen zu einem reichen Bauer. Der eine zapft heimlich das Weinfaß an und verbirgt sich hinter dem andern, um ihm von Zeit zu Zeit seine ihm hinterrücks gereichte Flasche unvermerkt wieder zu füllen, bis der Bauer sich überreden läßt, das sey St. Otmars Flasche, die sich immer von selber fülle, und für die er dem fahrenden Schüler eine große Summe Geldes bezahlt.

Sechstes Buch.

Verwilderung im Reformationszeitalter.

Eine große und schreckliche Katastrophe zerstörte im Beginn des 16. Jahrhunderts den Bestand der alten Kirche und zerriß unser Vaterland in zwei Religionsparteien, die einander über ein Jahrhundert lang zerfleischten. Natürlicherweise mußte sich in dieser beklagenswürdigen Zeit auch die Poesie verfinstern und verbittern. Sie wurde die Magd der Parteien, von ihnen auf alle Art geschändet und mißbraucht.

Niemals, weder vor- noch nachher, fühlte, dachte, redete und schrieb der deutsche Mensch roher, ungeschliffener, unflätiger, als im Zeitalter der Reformation und des ihr nachfolgenden Jahrhunderts. Wie zart waren die Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts gegen die des fünfzehnten und sechzehnten. In die Atmosphäre der Reformation eingetaucht, vergröberten sich die Geister auf eine ganz merkwürdige Weise, man kann es fast eine Besessenheit nennen.

Das Ueberhandnehmen der Teufelsgespenster, der Hexenprozesse, der magischen Künste rc. hängt genau damit zusammen. Nie weder vor- noch nachher hatte der Teufel größere Macht in Deutschland, was selbst die zugeben müssen, welche das wirkliche Daseyn des Teufels leugnen und ihn nur in der Einbildung existiren lassen. In die schauerlichen Nachtstücke dieses Zauber- und Gespensterwesens, dieser Scenen in Folterkammern und am Rabenstein pfiffen sodann die lustigen Piccoloflöten der Humanisten hinein, von denen jeder ein kleiner Lucian seyn wollte und die alte wie die neue Kirche zugleich verhöhnte, lachende lustige Teufel

neben den grimmig grinsenden, wie in den gleichzeitigen Gemälden von Callot und Höllenbreughel.

Das Gesammtbild der deutschen Dichtung im Reformationszeitalter ist ein Zerrbild, halb mit dem Ausdruck menschlichen Irrsinns, halb mit dem teuflischen Triumphes. Das wenige Gute und Gesunde, zuweilen sogar noch eine Spur des verlornen Heiligen, nimmt sich doch nur dürftig aus im Vergleich mit der breiten Masse des Schlechten und Gemeinen. Das fromme Vaterlandsgefühl äußert sich nur noch klagend unter der Tyrannei ausländischer und dämonischer Gewalten.

Die gebundene Rede wich je mehr und mehr der ungebundnen. Die Prosa wurde in jeder Beziehung Meister über die Poesie und hauptsächlich durch die große Verbreitung der unübertrefflichen Luther'schen Bibelübersetzung wurde die Schriftsprache festgestellt. Indessen war diese letztere schon lange vor Luther im s. g. Mitteldeutsch vorgebildet, welches naturgemäß zwischen der ober- und niederdeutschen Mundart, als eine Mischung aus beiden, immer breiteren Boden gewonnen hatte. Zur Einführung einer gleichförmigen deutschen Schriftsprache half am meisten der zunftmäßige Bücherdruck. Man pflegt diese Veränderungen in Sprache und Schrift zu preisen und als segensreiche Frucht der Reformation anzusehen. Aber sehr mit Unrecht. Die deutsche Sprache hat dadurch an ihrem ursprünglichen Reichthum und an der Fähigkeit, aus dem innern Organismus heraus sich fortzubilden, so wie an Wohllaut wesentlich verloren. Sie ist viel ärmer und viel steifer geworden, als sie früher war. Mit Mühe und Noth hat man sie, und zwar erst im vorigen Jahrhundert, wieder geschmeidiger gemacht. In Luthers Zeit selbst und noch länger als ein Jahrhundert nach ihm, war sie ganz unnatürlich hart, ungelenk, knorrig, borstig, so daß Kaiser Karl V. Recht hatte, wenn er sie mit einer Pferdesprache verglich und nur an der weichen niederländischen Mundart Gefallen fand.

1.

Die kirchliche Satire.

Die Verderbniß der Kirche hatte längst zur Satire aufgefordert. Schon seit einigen Jahrhunderten hatte man sich an den Pfaffenschwänken

ergötzt. Aber die Harmlosigkeit dieses Spottes wurde nach und nach vergiftet durch lauernden ingrimmigen Haß, der bald in juvenalischer Entrüstung, bald in lucianischer Frivolität der Kirche einen unversöhnlichen Krieg ankündigte. Die ärgsten Spötter, die den Ton angaben, traten in Italien, gleichsam unter den Augen Roms selber auf. Die frommen Deutschen folgten erst langsam nach.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts schrieb der Zürcher Felix Hemmerlin, der sich lateinisch Malleolus nannte, mehrere starke Satiren gegen die verderbte Pfaffheit, die Sebastian Brant erst 1497, lange nach Hemmerlins Tode, herausgab, contra validos medicantes (gegen die Bettelmönche), de negotio monachorum, eine epistola contra superbum clericum, doctoratus in stultitia und ähnliche beißende Verspottungen des damaligen Unfuges in Klöstern und auf Universitäten.

Der berühmte Aeneas Sylvius, der als Legat im 15. Jahrhundert in Deutschland wirkte und nachher Papst wurde, liebte die Deutschen, verherrlichte ihren Ruhm in seinem Roman Euryalus und Lucretia, verbreitete aber auch unter den Deutschen die Liebe zur italienischen Literatur, die schon eine Neugier nach den altrömischen und griechischen Classikern einschloß. In Boccaccio war der erste eigentlich moderne Geist aufgetreten, der das ganze Mittelalter überfliegend die letzten Classiker mit den ersten Humanisten verknüpfte, gewissermaßen unter Vermittlung der arabischen Bildung. Denn Boccaccio schrieb im Styl des 1001 Nacht mit dem freien Geist des Lucian. Der Ulmer Steinhövel übersetzte 1471 die berühmten Frauen des Boccaccio zum erstenmal ins Deutsche. Gleichzeitig unternahm Niclas von Wyle, Stadtschreiber in Eßlingen, zuletzt Kanzler in Stuttgart, eine Menge Uebersetzungen aus den Alten.

Auf den Universitäten aber kam die classische Philologie, das Studium der altrömischen und altgriechischen Dichter, Philosophen, Redner und Geschichtsschreiber unter dem Namen des Humanismus auf. In diesem Namen lag schon der Anspruch, durch den Unterricht nicht mehr Christen, sondern Menschen zu bilden. Der Humanismus nahm von Anfang an eine Stellung der Kirche gegenüber. Die ganz vom Geist der alten Heiden trunkenen Gelehrten haßten heimlich die Kirche. Um aber die ganze Bedeutung des Humanismus zu verstehen, muß man erwägen, daß er zunächst eine Reaction des romanischen Geistes gegen den germa-

nischen war und als Mittel allen den Mächten und Parteien diente, welche das bisherige Uebergewicht des deutschen Kaisers und Reichs in Europa brechen wollten.

In den romanischen Ländern, hauptsächlich in Italien und Frankreich, waren die antik heidnischen Erinnerungen unter dem mächtigen Einfluß des Christenthums, der germanischen Eroberer und der mittelalterlichen Romantik längst verschwunden oder hatten sich nur Spuren davon in romantischer Umkleidung erhalten. Aber in dem Maaße, in welchem Italien und Frankreich sich in nationalem und politischem Interesse der Uebermacht des deutschen Reichs erwehrten, nahm diese welsche Opposition gegen Deutschland auch antike Elemente in sich auf und verstärkte sich durch den Geist der wiedererweckten alten Classiker. In dem Maaße ferner, wie in den romanischen Ländern und zunächst in Rom selbst bei der übermüthigen und siegesstolzen Geistlichkeit die weltliche Ueppigkeit überhand nahm, mißfiel dort die keusche Strenge der s. g. altfränkischen Zeit oder der Gothik, und wandte man sich der schönen Sinnlichkeit der antiken Vorbilder zu. Ja selbst der sittliche Ernst gefiel sich darin, auf die immer steigende Entartung der Kirche den Spott anzuwenden, mit dem Lucian einst die Entartung des Heidenthums seiner Zeit gegeißelt hatte. Die classische Sprachform, der klare antike Verstand, das Schönheitsgefühl des Alten mußte in je mehr verwildernden Zeiten nothwendig imponiren. Dem von Deutschland her schwer gedrückten Italiener mußte die Fiction, er sey der direkte Nachkomme der großen Römer, außerordentlich schmeicheln.

So nahm zunächst die italienische Poesie einen immer stärker hervortretenden antiken Charakter an, bald auch die bildende Kunst und Architektur, während auf den Universitäten eifrig die alten Classiker hervorgesucht und neu herausgegeben wurden. Italienische Fürsten nahmen sich dieser Renaissance oder Wiedergeburt des antiken Geistes aus politischen Gründen an, z. B. die mediceischen. Die weltliche Fürstenmacht in Italien konnte sich nur ausbreiten auf Kosten der beiden veralteten Institute des Kaiserreiches und der Kirche. Gegen beide war die Renaissance ihr natürlicher Bundesgenosse. Wunder muß es nehmen, daß die Päpste selbst der Renaissance so großen Vorschub leisteten. Wenn unter Leo X. die Auffindung der berühmten Gruppe des Laokoon wie das Erscheinungsfest

des höchsten, welterlösenden Geistes mit einer Pracht und einem nationalen Jubel gefeiert wurde, wie nie zuvor ein christliches Fest, so hätte der Papst überlegen sollen, daß der hier geweckte Geist ihm nicht blos in seinem Kampfe wider den deutschen Kaiser dienen, sondern den Stuhl Petri selbst erschüttern würde.

In Deutschland war der gute Kaiser Max am Ende des 15. Jahrhunderts eben so unbesonnen, sich zum Beschützer des Humanismus aufzuwerfen und den ganz in die Classicität vernarrten Conrad Celtis, einen Mann sehr zweideutigen Charakters, seine Schule in Wien ausbreiten zu lassen. Der deutsche Kaiser hätte niemals den Geist pflegen sollen, der das deutsche Wesen principiell verleugnete. Wenn gleichzeitig oder kurz vor- und nachher viele deutsche Fürsten das nämliche thaten, neue Universitäten gründeten und auf denselben Humanisten als erste Leuchten anstellten, so lag das in ihrer Sonderpolitik, wie in derjenigen des französischen Königs und der italienischen Fürsten. Der neue classische Geist war den Souverainetätsbestrebungen aller derer günstig, die bisher vom alten Kaiser abhängig gewesen. Die gelehrten Humanisten waren fast alle eifrige Höflinge und Schmeichler der Fürsten. Fast in jedem steckte ein kleiner Horaz. Die fürstliche Gunst diente ihnen aber nur als Mittel, ihr eigentliches Augenmerk war, Eroberungen auf Kosten der Kirche für die Schule zu machen. Sie ergriffen in ihrer ungeheuren Mehrheit Partei gegen die alte Kirche.

Als Patriarchen des deutschen Humanismus stehen zwei große und weltberühmte Männer, Erasmus und Reuchlin, an der Schwelle der Reformation.

Erasmus, geboren 1467 zu Rotterdam, der berühmteste und einflußreichste Humanist seiner Zeit, wirkte in England, später an der Universität Basel für die classische Philologie und schrieb nebenbei nur einige Satiren im Geiste Lucians. Selbst die große Bewegung der Reformation konnte ihm keinen Ernst abgewinnen. Er spöttelte nur über alles mit feiner Ironie und der Streit unter Christen war ihm, dem Heiden, wirklich gleichgültig. Seine geistvollste Satire ist das **Lob der Narrheit** (encomium moriae oder stultitiae laus).

Die Narrheit rühmt sich, die Mutter des menschlichen Geschlechts zu seyn, denn nicht nur sey das Fortpflanzungsorgan selbst etwas sehr Lächerliches,

sondern auch und fast noch mehr, daß sich die Menschen desselben bedienen, denn die Hauptnarrheit der Welt sey das Heirathen und Kinderzeugen, weil jeder nur Sorge und Noth daraus schöpfe. Die Narrheit beherrscht ferner die ganze Kinderwelt, denn offenbar sind alle Kinder nur eine Art von Narren. Wäre die Narrheit nicht in der Welt, durch die Weisheit würden die Menschen längst umgekommen seyn. Das Lernen, die Erfindungen, die Leidenschaft des Besserwissens ruiniren das Geschlecht, durch die Narrheit allein werde es conservirt. Die ganze Hälfte der Menschheit, die weibliche, sey zum Glück närrisch und werde nie weise. Auch die Nationen würden nur erhalten durch die närrische Einbildung ihrer Vorzüge, die Staaten nur durch das närrische Vorurtheil der Gewohnheitsrechte. Jeder Sterbliche spiele nur, so lange er lebe, die ihm zugewiesene Narrenrolle, die ganze Welt sey nur eine Comödie. Ein Fürst ohne Charakter und Moral, durch und durch unwürdig, spiele nur die Fürstenrolle; ein Gelehrter ohne Geist, der nur mit ungeheurer Ostentation lehrt, der Blutegel habe zwei Zungen, oder eine dialectische Minutiosität auskramt, spiele nur die Gelehrtenrolle. Aber auch die Kirche, sey sie nicht ein bloßes Theater? Die Katholiken seyen Narren, weil sie, in die Maria mehr als in Christum verliebt, zugleich Hülfe von den Heiligen erwarten, weil sich ihre Mönche, die faulen Bäuche, nur um Allotria, die Form der Kutten, und um Wohlleben bekümmern; aber auch die Protestanten seyen Narren, weil sie theologische Haarspalterei treiben und um Geheimnisse der Gottheit zanken, die sich nie werden begreifen lassen. In Summa, die ganze Welt sey närrisch und werde es wohl immer bleiben.

Des Erasmus colloquia, vormals ein Lieblingsbuch aller Gebildeten und in sehr vielen Auflagen gedruckt, jetzt aber vergessen, enthalten im elegantesten Latein eine bunte Menge von Gesprächen, zum Theil lehrhaft, zum Theil burlesk von ganz ähnlichem Geiste.

Darin wird nicht blos die äußere Verderbniß der Kirche verspottet, sondern auch das Heilige selbst mit Ironie behandelt. Wir lesen darin von einem Ehemann, der nur einen Honigmonat im Leben habe, während sie der Pfaff das ganze Leben durch genieße; vom Ablaß, den man kaufen und erhalten könne, wenn man Christum selbst bestehlen wolle; von den Pfaffen, die, wenn sie auch als Knaben Engel wären, im Alter Teufel werden; von der Messe, durch die man sich zu Wollust, Jagd, selbst zu Verbrechen stärke; von Beichtvätern, welche das Ohr der Unschuld durch die schmutzigsten und schändlichsten Fragen entweihen; von falschen Reliquien, die doppelt und dreifach vorhanden seyen, vom h. Kreuz allein eine ganze Schiffsladung Holz &c.; von Mönchen, die Höllenangst vor dem Teufel haben, wenn sie ohne Kutte sind, aber in der Kutte die scheußlichsten Laster zu begehen nicht scheuen. Erasmus spöttelt aber auch über die Maria, die so viele Anbeter, und über Christus selbst, der so

viele Bräute habe, über die Heiligen, die er als eine Heerschaar mit verschiedenartigen Waffen wie Falstaff seine Rekruten mustert ꝛc. Er wendet sich zur Philosophie, man empfiehlt ihm die Stoa, aber er will nicht glauben, daß es einen echten Stoiker gebe, und entschuldigt dafür den Epikur. Das letzte Gespräch ist ausschließlich ihm gewidmet, so daß man Wieland zu lesen glaubt. Auch liebt Erasmus sehr das Schlüpfrige. In einem Gespräch reden zwei, der eine von einer Brautnacht, der andere von einem Schiffbruch, äußerst burlesk. In einem andern beredet Pamphilus die Maria zur Ehe und entwickelt auf die cynischeste Weise die Bedürfnisse der menschlichen Natur nunc incidit, ut vitium sit non coire, coire virtus). Er verspricht ihr Töchter (pro una virgine multas dabimus). Ebenso cynisch ist das Gespräch mit einer Mutter, worin die Vereinbarung der Seele mit dem Leibe im Phötus abgehandelt wird. Ein öfter wiederkehrender Lieblingsgedanke des Erasmus ist, die Menschen seyen nur höhere Thiere, oft nicht viel besser als Thiere, wer Ochsenfleisch esse, selber ein Ochse ꝛc. Am besten sind die reinen Humoresken, z. B. die Weiberrepublik, in der die Weiber rathschlagen, das bacchische Gelag der Mönche, eines niederländischen Meisters würdig. Auch bloße Wortspiele kommen vor, z. B. das Gespräch mit dem Echo. Im Einzelnen begegnen uns höchst geistreiche Gedanken, z. B. als man ihm wünscht, er möge Papst und Kaiser zugleich werden, erwiedert Erasmus: ihm wäre lieber, wenn er deutscher Kaiser und König von Frankreich zugleich wäre.

So nahm Erasmus denn bereits einen von der Kirche unabhängigen Standpunkt ein und hielt sich übrigens von der Hitze und dem Schrecken des Reformationskampfes möglichst fern. Ein anderer Humanist, der berühmte Reuchlin, sollte desto tiefer in ihn hineinführen, indem es sich aus Anlaß seines Wirkens darum handelte, wie sich das Studium der alten Sprachen überhaupt zur Kirche zu verhalten habe. Die Eroberung Constantinopels durch die Türken (1453) und die Zerstreuung der von dort geflüchteten gelehrten Griechen trug wesentlich dazu bei, neben dem bisher fast ausschließlich gepflegten Studium des Lateinischen, auch die alten Griechen zu lesen, zu verbreiten, zu übersetzen. Endlich hatten die Niederländer, insbesondere in der Schule von Deventer, und einige andre fromme deutsche Gelehrte Werth zu legen angefangen auf die Kunde der alten Sprachen, sofern daraus ein tieferes Verständniß der theils hebräisch, theils griechisch gefaßten h. Schrift hervorgehen mußte. Es war begreiflich, daß, wenn sich die Philologen der h. Schrift bemächtigten, um etwas Anderes darin zu suchen, als bisher die Kirche darin gefunden hatte,

dadurch das Ansehen der Kirche gefährdet wurde. Auf der andern Seite konnten hinwiederum Päpste, welche die Renaissanceschwärmerei in Rom selbst gutheißen und förderten, gegen die Classiker nicht barbarisch verfahren. Daraus erklärt sich, warum es nur rohe Eiferer und Plänkler waren, die von Kölln aus im Namen der Kirche gegen den Vater des hebräischen Sprachstudiums in Deutschland, dem berühmten Schwaben Reuchlin, Professor in Tübingen, in brutaler Weise losbrachen, ohne von der Kirche legitimirt zu werden, denn der Papst behielt sich das Endurtheil vor und Reuchlin und seine Freunde hatten Zeit, mit allen Mitteln ihrer Gelehrsamkeit und ihres Witzes die Köllner Eiferer zurückzuschlagen. Der Streit wurde auf dem Felde der Satire geführt. Reuchlin selbst, durch die fanatischen Mönche aus Heidelberg vertrieben, schrieb gegen sie eine lateinische Comödie unter dem Titel Sergius vel Capitis caput, ohne Jahr und Ort gedruckt, aber 1507 zu Pforzheim nachgedruckt, also jedenfalls früher erschienen. Vgl. Flögel, Geschichte der com. Literatur III. 149.

Die Satire ist hauptsächlich gegen den Augustinermönch Holzinger in Heidelberg gerichtet, den er Sergius nennt und dessen Todtenschädel als Reliquie mit allerlei Opfern gefüllt wird, was dem Dichter Anlaß gibt, alle schlechten Seiten seines Gegners zu besprechen. Obgleich alles in die muhamedanische Welt versetzt und nur auf die Person des Sergius bezogen wird, meint Reuchlin unter dem todten Kopfe, dem alles huldigt, der alles besitzt und erwirbt, doch eigentlich das Papstthum und den geistlichen Stand.

Diese Comödie wurde sogleich auf den Universitäten verbreitet, es wurden sogar Vorlesungen darüber gehalten, deren einer Luther noch als Student anwohnte. Simler schrieb einen gelehrten Commentar zum Sergius. Ein Beweis, wie weit die der alten Kirche feindselige Stimmung schon verbreitet war.

Eine fast gleichzeitige Satire auf die Pfaffen war Pauli Olearii (Oehlschlägels) de fide concubinarum in sacerdotes, Heidelberg 1504. (Später noch einmal hintangedruckt dem Buche Jacob Hartliebs de fide meretricum in suos amatores ohne Jahrzahl und Ort). Das Buch enthält abwechselnd in Küchenlatein und grobem Deutsch Schwänke von Pfaffen, die von ihren Zuhalterinnen betrogen werden, voll der rohesten Zoten. Nie vorher war die Buchdruckerkunst zu solchen Schändlichkeiten

mißbraucht worden.*) Hartliebs Buch hat denselben Styl, die deutsche Construction im Mönchslatein noch ausgeprägter.**)

Des Olearius Buch ist als der Vater des noch weit berühmtern epistolae obsc. virorum zu betrachten. Es ist wenigstens sehr wahrscheinlich, daß Crotus, als er jene Briefe zu schreiben unternahm, sich dabei den Styl des de fide zum Muster nahm. Johann Jäger aus Dornheim in der Gegend von Arnstadt in Thüringen, nannte sich Venator, Rubianus (von rubus, Brombeerstrauch, der, weil er dornig ist, auf seinen Geburtsort hinweist), endlich Crotus (von κροτέω, Garaus machen oder κέρας Horn), lehrte in Erfurt, innig verbunden mit Eoban Hessus und Mutianus, alte Sprachen und schrieb in dem Reuchlin'schen Streithandel die berühmten lat. Briefe der Dunkelmänner.

Die epistolae obscurorum virorum sind nach Strauß (Ulrich von Hutten I, 256 f.) von Crotus allein ausgedacht, angelegt und im ersten Theil (1515) vollendet worden, am zweiten Theil hat dagegen Ulrich von Hutten und haben einige andere Freunde mitgearbeitet. Der erste Theil ist weitaus der beste. Der gute Humor, die behagliche Selbstbespiegelung der Dummheit, wodurch die erste Arbeit des Crotus sich auszeichnet, ist von den Fortsetzern nicht mehr erreicht worden. Sie sind entweder plumper oder wiederholen nur. — Das berühmte Buch hatte den Zweck, Reuchlin gegen Hochstraten und Pfefferkorn, die damaligen Kölner Ketzerriecher, zu vertheidigen. Die epistolae waren erdichtete Briefe, welche sich die Kölner und ihre Freunde unter einander im geistlosesten Mönchslatein schrieben und worin sie die ganze Unwissenheit, Völlerei und grobe Sinnlichkeit eines großen Theils der damaligen Klerisei offen zur Schau legten.

Das Buch erregte ungeheures Aufsehen und bekam die Lacher auf seine Seite. Unter allem, was für und wider geschrieben wurde, ragte Capnionis thriumphus (Reuchlins Triumph) hervor, erst 1519 edirt, aber schon 1517 dem Erasmus bekannt, gewiß unter Mitwirkung des Ulrich von Hutten geschrieben, vielleicht auch von Hermann von dem Busche. Die Untersuchungen bei Strauß, Hutten I. 217 f.

---

*) Eine Probe. Die Pfaffen unterhalten sich von ihren Concubinen. Ipse autem continuam concubinam secum non habebat, denn er behalf sich mit des Glöckners Tochter. Fuit autem idem sacerdos pluralis, quia pastor in Locheim, lector in Leymingen, canonicus in Beißmirsloch, *vicarius in* Darßbach *2c. 2c. Cum tot habeas beneficia, posses vel nobilem educare,* puta aut unam de Rotzenhausen, aut unam de Ofenloch, aut unam vom Rotenschlitz 2c.

**) Dilecte socie carissime, ego mitto te scire, quod ego nuper insteti pro uno Guvernamine et ex Dei gratiam factus sum scholirega et bene sto, quia habeo multum scholares et parvus et magnus, pauperes cum divitis, ego vellem quod tu veneris apud nos etc.

Reuchlin kehrt als Triumphator nach Pforzheim zurück. Vor ihm werden die Attribute der von ihm besiegten Superstition, Barbarei, Dummheit und Bosheit zur Schau getragen, hinter ihm die gefangenen Gegner in Ketten nachgeschleppt, so der feuerspeiende Hochstraten, der stinkende Tungarus (Arnold von Tungern), der besoffene Ortuin, vor allen ausgezeichnet aber der Jude Pfefferkorn, der (wie damals alle Juden, die ein todeswürdiges Verbrechen begangen hatten) bei den Beinen aufgehängt wird, dem man Zunge, Nase und Ohren ausschneidet, die Zähne und Nägel auszieht unter lautem Gelächter der Knaben und der Männer.

Strauß sieht in diesem Machwerk einen Sieg des Lichtes über die Finsterniß, er hätte doch aber auf die schauderhafte Grausamkeit und Malice aufmerksam machen sollen, die hier allen guten Witz ausschließt.

Erst bei der Fortsetzung der epistolae betheiligte sich der berühmte fränkische Ritter und abentheuernde Humanist, Ulrich von Hutten. Keiner in jener Zeit ist von seiner Partei und von der Nachwelt mehr überschätzt worden, als Hutten, indem man alle seine sittlichen Flecken geflissentlich übersehen und seine Aufschneiderei für wahres Heldenthum genommen hat. Hutten war von Jugend auf grundlüderlich, aus dem Kloster entsprungen, sein ganzes Leben hindurch venerisch, von seiner eigenen Familie ausgestoßen. Nur bei den Humanisten, zuerst in Erfurt, fand er Schutz, indem er anstatt dem Dienste des Heilandes lediglich dem der Venus ergeben war.

Sein Gönner Mutianus in Erfurt schwärmte so sehr für das classische Heidenthum, daß er ohne Anstand einer mystischen Obergottheit in zwei Geschlechtern als Untergötter Jupiter, Sol, Christus, Ceres, Tellus, Maria ꝛc. neben einander unterstellte. Hutten hatte für das Christliche gar keinen Sinn, so wenig, daß er noch Jahre lang nach Luthers erstem Auftreten über denselben, als über einen abergläubischen Mönch spottete. Alle seine Schriften athmeten nur heidnische Luft der Classiker. Durch den weltberühmten Humanisten Conrad Celtis, auch ein lüderliches Genie, nach Wien berufen und vom alten Kaiser Max zum Poeten gekrönt, schrieb Hutten für diesen Kaiser seine erste Satire gegen den (eben verstorbenen) kriegerischen Papst Julius II. im Jahr 1513.

Papst Julius, der Bullenhändler, ist selbst zur Bulle (bulla, Wasserblase) geworden, indem sein irdisches Daseyn ein Ende nahm. Er will den Himmel aufschließen, sein Schlüssel paßt aber nur zu irdischen Schätzen. Petrus kommt

und weist ihn ab. Vergebens zählt Julius seine Verdienste her, sie stehen sämmtlich im gröbsten Widerspruch mit dem, was die wahre Nachfolge Christi verlangt. Da wird Julius grimmig und will gehen, alle die Armeen, die er schon auf Erden aufgestellt hat, gegen den Himmel zu führen.

Auch gegen Venedig, welches den Kaiser befehdete, schrieb Hutten eine Satire, worin er aus dem Löwen von St. Marco einen sich aufblasenden Frosch machte, den der Adler in seinen Sumpf zurückjagen soll. In einer andern Satire „Phalarismus“ macht er aus dem Herzog Ulrich von Württemberg, der einen seiner Vettern ermordet hatte, einen Tyrannen Phalaris. Seine Betrübniß über den Mord des Vetters ist affectirt, er liebte keinen seiner Verwandten und wurde von keinem geliebt. Der Mordfall diente ihm nur, von sich selber reden zu machen. In seiner Aula schildert Hutten das Hofleben, das er einem trügerischen Meere vergleicht. In seiner Fortuna zürnt er der Glücksgöttin, die aus ihrem Füllhorn das Köstlichste nur denen zuwerfe, die es nicht verdienen. Unterdeß war Luther in Wittenberg aufgestanden und Hutten, ihm anfangs abgeneigt, wurde bald neidisch auf ihn, weil Luther unermeßlich viel mehr Popularität erlangte, als er. Fortan liebte er sich immer wetteifernd neben Luther zu stellen und den Haß gegen Rom zu übertreiben. Immer hat er sich forcirt. Im Jahr 1520 schrieb er den Vadiscus mit dem Motto jacta est alea (als ob er damals noch etwas gewagt hätte, nachdem die Fürsten sich Luthers schon so kräftig angenommen hatten!) voll wüthender Schmähungen auf Rom, und die Inspicientes, welches seine beste Satire ist.

Apollo und sein Sohn Phaeton überschauen vom Sonnenwagen aus die Welt, loben die Deutschen, äußern sich aber höchst ungnädig über die Kaufleute und über die Pfaffen. Da findet der päpstliche Legat Cajetan, es sey in Deutschland zu kühle und trübe Luft und schilt die Sonne. Apollo und Phaeton entschuldigen sich, aber der Legat schilt immer heftiger und thut endlich die Sonne in den Bann. Da verhöhnt ihn Phaeton und stolz schwebt die Sonne davon. Dieser zu aristophanischer Höhe sich erhebende Schluß ist in der That geistreich.

Es war indessen kein großes Wagniß, dergleichen zu schreiben. Schon seit drei Jahren waren Luthers Thesen in Wittenberg angeschlagen und hatte Zwingli in Zürich sich gegen die Curie erhoben, hatten sich die Fürsten und der Kaiser selbst den antirömischen Bestrebungen hold er-

wiesen. Luther hatte bereits so gewaltigen Anhang, daß Hutten seinem Impulse folgte und jetzt erst (denn bisher hatte er immer nur lateinisch geschrieben) deutsch zu schreiben anfing, ja sogar die classischen Citate auf einmal mit biblischen vertauschte. Das war bei ihm, dem eingefleischten Humanisten und Libertin, in dem keine christgläubige Ader war, unnatürlich und lediglich gemacht. Luther hatte eben die päpstliche Bulle verbrannt. Da schrieb Hutten eine bulla vel bullicida.

Darin balgen sich die päpstliche Bulle und die deutsche Freiheit herum. Die letztere wird unterdrückt und ruft um Hülfe. Da kommt Hutten: „Was gibt es hier? wer ist da? wer ruft?“ — „Die Freiheit,“ antwortet diese, „die Freiheit wird unterdrückt, Hutten. Ich selbst bin es, ich rufe. Diese dort ist es, die mich unterdrückt, des zehnten Leo Bulle.“ Jetzt bekommt es die Bulle mit dem heißblütigen Ritter zu thun. Zu ihrem nicht geringen Schrecken nennt er sich den Bullentödter, der, wenn auch kein Lutheraner, doch gegen die Bullen und gegen Rom überhaupt noch feindseliger als selbst Luther gestimmt sey. Zuletzt platzt die Bulle, denn sie ist eine hohle Blase.

Aus diesem Gedicht blickt eine nicht sehr rühmliche Eifersucht auf Luther heraus. Hutten will sich ihm vordrängen, den Ruhm des Bullentödters, der ohne Zweifel dem Wittenberger allein gebührt, sich vindiciren.

Dann schrieb Hutten den „Warner“, worin er Luther selbst auftreten läßt, um ihn zu belehren, er solle revolutionärer vorgehen. Auch Sickingen tritt auf und ihm wird von Hutten zugemuthet, die Rolle des Ziska zu spielen. In dem Gespräch „die Räuber“ sucht Hutten, was er früher gegen die Kaufleute und Bürger geschrieben, wieder gut zu machen und schlägt eine innige Verbindung derselben mit dem Adel vor, um die Revolution Deutschlands durchzuführen. Endlich erließ Hutten auch ein aufdringliches Mahnschreiben an den Kaiser. Begreiflicherweise wurde er von allen Seiten desavouirt. Auf dem Reichstage zu Worms entschieden ganz andre Männer als er, und wurde alles ohne ihn abgemacht.

Der bald darauf erschienene „neue Karsthans“, worin die Bauern ins Interesse der deutschen Revolution gezogen werden, entspricht zwar ganz der Gesinnung und Situation Huttens, es ist aber wahrscheinlicher, daß er von einem andern ausgegangen ist.

Sickingen hatte nach dem Wormser Reichstag kurze Zeit dem Kaiser gedient, dann seinen berüchtigten Zug gegen Trier unternommen, in dem er unterlag. Von Hutten fehlen alle Nachrichten aus dieser Zeit. Daß

ihm Sickingen, so lange bis er selbst auf der Feste Landstuhl belagert wurde und umkam, Schutz auf seinen Burgen zugesichert, ist beurkundet. Wie es scheint, wollte Hutten ihn nicht compromittiren oder fürchtete zu viel für sich selbst. Kurz, er flüchtete nach Basel. Hier aber fing er, ganz seinem Charakter gemäß, mit dem alten Erasmus Händel an und ließ eine maßlose Schmähschrift (expostulatio) gegen ihn drucken, als gegen einen Verräther, der die große Zeitbewegung mit habe veranlassen helfen und ihr jetzt hemmend entgegentrete, oder sich wenigstens passiv verhalte. Doch würzte Hutten, wie immer, diese Polemik mit den gehässigsten Persönlichkeiten. Erasmus antwortete mit überlegenem Verstande in einer kleinen Schrift unter dem Titel „Schwämme, um die Beschmutzungen Huttens abzuwaschen". Hutten ging nun nach Mühlhausen, von wo er floh, da er erfuhr, man stelle ihm nach. Zürich nahm ihn auf, im Bade Pfäffers versuchte er noch einmal vergebens eine Heilung und bald darauf starb er auf der kleinen Insel Ufnau im Zürichersee, erst 35 Jahre alt. In seinem Nachlaß fand man noch einen Dialog „Arminius", worin er diesen deutschen Helden in der Unterwelt klagen läßt, daß die Deutschen, die unter ihm die alten kraftvollen Römer geschlagen, sich jetzt von den verweichlichten Welschen überwältigen und beherrschen lassen.

Man muß das große Talent Huttens gelten lassen und ihn wegen seines Mißgeschicks bemitleiden. Man darf auch seine krankhafte Erhitzung und maßlose Leidenschaft mit seinem körperlichen Zustand entschuldigen. Allein seine Affectationen können uns nicht gefallen und uns auch keine Achtung vor ihm einflößen. Die Eitelkeit und der Drang, sich um jeden Preis vor andern geltend zu machen, haben ihn doch viel mehr beherrscht, als echte Begeisterung. In seiner patriotischen Erzürnung vermissen wir das sittliche Moment, und in seinem Reformationseifer den Glauben.

Ein Volksbuch vom K a i s e r F r i e d r i c h dem R o t h b a r t, 1519 gedruckt, enthält die sagenhafte Geschichte unseres großen Kaisers.

Der wahren Geschichte zuwider erobert er hier Jerusalem, bleibt im Bade nicht todt, sondern wird von den Türken gefangen, durch Verrath des Papstes, wird aber wieder frei und zieht gegen den Papst zu Felde. Zuletzt wird er in einen hohlen Berg entrückt, in dem er noch leben soll, um dereinst wieder zu kommen. Dann wird er seinen Schild an einen dürren Baum hängen, der wird davon blühen und er wird die Geistlichen strafen.

Vgl. Maßmann zur Kaiserchronik III. 1121. Man erkennt leicht, daß dieses Volksbuch unter dem ersten lebhaften Eindruck der Reformation verfaßt ist. Es drückt im Sinn Huttens, der aber keinen Antheil daran hatte, den grimmigen Haß des weltlichen Staates gegen die Kirche aus und ist, obwohl einseitig und gehässig gedacht, doch unendlich geistreicher, als die meisten Satiren der Zeit. Vgl. Haupt, Zeitschrift V. 250. 268.

Dr. Martin Luther auf der neu errichteten kursächsischen Universität Wittenberg faßte die Kirchenreformfrage viel tiefer und mit einem altdeutschen, an den alten Donnergott Thor und an die Nibelungennoth erinnernden Zornfeuer auf, sehr weit entfernt von der witzigen Frivolität und Eitelkeit Huttens und der Humanisten. Seine weltberühmten Streitschriften berühren das Gebiet der Satire nur oberflächlich. Er wurde oft witzig, aber sein Witz war selten von der feinern Art. Man muß ihm Schuld geben, durch sein Beispiel die Grobheit und Rohheit Anderer entschuldigt und bestärkt zu haben. Wenn Luther selber „die Lügend (Legende) von St. Chrysostomus", und „wider Hans Worst", d. h. den Herzog Heinrich von Braunschweig, schreiben konnte, so darf man sich nicht wundern, daß auch gegen ihn, „wider das wild geifernde Eberschwein Luther" von Amnicola (Rivander) und „wider den Hurenwirth von Sachsen", d. h. den Kurfürsten konnte geschrieben werden. Die Kirche wurde ein Tummelplatz des wildesten Zankens, Scheltens und Schreiens. Es schien, anstatt des Heilandes und der Heiligen, führe der Teufel und Hanswurst das große Wort. Auf die Gegenpartei wurde rücksichtslos jede ersinnliche Beschimpfung und Verleumdung gehäuft. Wie es in der damaligen Kriegführung üblich war, in die festen Städte und Burgen Fässer voll Koth zu schleudern, ganz so verfuhr die kirchliche Polemik. Unter anderm ließ Luther (nach dem Bericht des Sleidanus) Karikaturen verbreiten, die den Papst darstellten reitend auf einer Sau und einen rauchenden Koth in der Hand, zu dem die Sau den Kopf aufhob, oder mit Eselsohren versehen und von vielen Teufeln gekrönt ꝛc. Ein stehender Witz in Bayern wurde umgekehrt der mit einer Wurst in der Hand auf einer Sau eilends davonreitende Luther nach einer Volkssage bei Schöppner I. 472.

Luther war in München, mußte schnell fliehen und vergaß in der Send-

linger Gasse, wo er gewohnt hatte, in der Eile die Wurst zu bezahlen, mit der er auf einer Sau davonritt.

Die geistvollste Satire, die wir aus Luthers Feder besitzen, ist die Fabel vom Löwen und Esel, die er den wenigen für seinen Sohn Johann übersetzten Fabeln Aesops hinten angehängt hat als „eine neue Fabel Aesopi, neulich verdeutscht gefunden“.

Der alte Löwe stirbt. Sein Sohn kann aber das Reich der Thiere nicht antreten, weil sich eine mächtige Opposition erhebt, die unter Leitung des Fuchses den Esel zum König vorschlägt. Wettkämpfe sollen entscheiden. Zuerst: wer über einen breiten Graben springt, soll König werden. Der Löwe springt leicht hinüber, der Esel fällt hinein, da man aber einen Fisch in seinem Ohr findet, legt der Fuchs es aus, als habe der Esel ein erstaunliches Kunststück vollbracht und zwar aus Kraft des Kreuzes auf seinem Rücken. Zweitens soll gewinnen, wer das schnellste Thier fängt. Der junge Löwe fängt einen Hasen, aber der Esel, der ruhig eingeschlafen, fängt mit dem Maul einen Raben, der sich auf ihn gesetzt hatte, in der Meinung, er sey todt. Da graut dem Löwen schon vor der Wunderkraft des Kreuzes. Drittens soll gewinnen, wer zuerst in die Mühle kommt. Der Löwe rennt über den Berg, findet in der Mühle einen Esel, glaubt es sey sein Mitbewerber und will den Wettlauf in umgekehrter Richtung noch einmal machen, findet aber seinen Mitbewerber, der keinen Schritt gethan hat, nun auch am zweiten Ziele vor sich, erkennt die Allgewalt des Kreuzes und überläßt das Reich dem Esel, der es immer noch regiert.

Unter dem bekreuzigten Esel ist ohne Zweifel die Kirche, unter dem Löwen der Staat zu verstehen.

Masenius, speculum imag. Col. 1664 p. 162 erzählt, auf dem Reichstag zu Augsburg sey vor Karl V. und Ferdinand I. ein stummes Schauspiel aufgeführt worden.

Zuerst erschien Reuchlin und streute Holzscheiter aus, dann kam Erasmus und sammelte sie wieder auf einen Haufen, ferner Luther, der den Haufen anzündete. Nun erschien der Kaiser zornig und schlug mit dem Schwert das Feuer auseinander. Dieses verbreitete sich aber um so weiter und nun kam der Papst voll Angst und wollte löschen, ergriff aber statt Wasser Oelkrüge und machte das Feuer noch ärger.

Michael Stysel schrieb 1521 ein Gedicht zu Ehren Luthers:

Er laßt sich nit erschrecken
Die schuhen Fledermyß.

Dazu 1532 eine Vergleichung des allerheiligsten Papstes mit „dem

fremden Gast" Jesus, der „bei uns veracht" ist. Vgl. Meister, Beiträge I. 295 f.

Im höchsten Grade abgeschmackt war 1522 „der neu deutsch Bileams Esel", worin berichtet wurde, wie die schöne Germania durch Zauberei zur Papsteselin verwandelt, aber durch einen Heiltrunk erlöst worden. Seb. Maier schrieb 1535 „des Papstes und seiner Gaistlichen Jahrmarkt". Schon 1521 erschien ein Buch „von dem Pfründt Markt der Courtisanen".

Im „Abgott zu Meißen" 1539 schildert Günther Strauß in groben Knittelversen die durch die Reformation abgeschaffte Andacht zum schwarzen Herrgott, ein Crucifix in Dresden, und zum h. Benno, Bischof von Meißen.

Der schwarze Hergot, dem aldo
Die alten Weiber gar geno
Die fues vor lauter Innikeit
Abfressen han.
— Als nun der schwarze Hergot sach,
Das es wollt werden ungemach,
Auch mit ihm, daß er räumen mußt
Sein Nest ꝛc.

Man erkennt aus dieser Probe die ungeheure Gemeinheit der Zeit.

Eine der wüthendsten Schmähschriften war „das Wolfgesang", ohne Ort und Jahr im Anfang des 16. Jahrhunderts gedruckt.

Auf dem Titelholzschnitt thront der Wolf als Papst, umgeben von Wölfen als Cardinälen. Affen als Kapuziner spielen den Gänsen auf, welche Rosenkränze im Schnabel tragen. Hinter den Gänsen aber kommen Füchse in geistlicher Tracht, Bischofshut ꝛc. und werfen ein großes Netz über die Gänse. — Im Text werden erst alle bösen Eigenschaften der Wölfe beschrieben und dann wird ihre Vergleichung mit der römischen Geistlichkeit durchgeführt.

Eine der boshaftesten und zugleich populärsten Satiren auf Rom dichtete Hans Sachs (II. 4. 90) zur Erklärung des bekannten Hundegrüßens.

Die Hunde schicken einen Gesandten nach Rom und lassen den Papst bitten, er möge ihnen erlauben, auch Freitags Fleisch zu essen. Die Bittschrift wurde dem Gesandten unter den Schwanz gesteckt, er kam aber gar nicht wieder und seitdem beriecht jeder Hund den andern, ob er vielleicht den Dispens aus Rom bringe?

Der berühmte Nürnberger, Willibald Pirkheimer schrieb eine lat.

Satire wider Eck, den ebenso berühmten Gegner Luthers, Eckius dedolatus.

Eck sauft sich im Weine beinah zu Tode und liegt erbärmlich da. Der Arzt glaubt ihm nicht anders helfen zu können, als indem er ihm die alte sündhafte Haut abhobelt. Der Chor aber singt hiezu, hier sey alle Müh umsonst. Daran knüpfen sich dann noch allerlei zeitgemäße, lehrhafte oder blos witzige Bemerkungen.

Derselbe schrieb auch ein laus podagrae.

Zwingli schrieb ein Labyrinth (vgl. Meister, Beiträge II. 285), eine christliche Allegorie, fast einem spanischen Auto ähnlich.

Theseus durchirrt das Labyrinth und läßt sich durch an den Wänden gemalte Thierbilder erschrecken, indem er sie für lebendig hält. Der Faden Ariadnes leitet ihn indeß glücklich, er wirft dem Minotaur den Garnknäuel in den Rachen und tödtet ihn, worauf er Ariadnes Hand empfängt. Das ist der Sieg der Tugend über das Laster und ihr Lohn.

Die realistische Grobheit war hervorgerufen durch die Uebertreibung und den mystischen Schwulst, in den die katholische Poesie ausgeartet war. Wenn die letztere das berüchtigte Buch des Albizzi (liber conformitatum) schaffen konnte, in welchem der h. Franciscus von Assisi in allen Stücken mit Christo selbst verglichen wird und als ein neuer zweiter Christus in der That den alten einigermaßen in den Schatten stellt, so war das eine so gewissen- und geschmacklose Uebertreibung der Heiligenverehrung, daß dadurch das ursprüngliche Bild des in seiner kindlichen Demuth so liebenswürdigen Franciscus verloren gehen, das Uebermaaß von Respect, welchen man ihm erwies, zum andern Extrem des Eckels führen mußte. Auf einen Albizzi mußte ein Alberus folgen, das war natürlich, wie auf eine Ueberladung die Purganz, aber einer, wie der andere, gehört eben nicht gesunden Zuständen der Poesie an.

Erasmus Alberus schrieb „der Barfüßer Mönch Eulenspiegel und Alcoran", mit einer Vorrede von Luther (wahrscheinlich 1531), worin er des Albizzi Buch durch den Koth zieht. Noch schrieb er gegen einen, der von Luther wieder zur alten Kirche abfiel: „widder Jörg Witzeln Mammeluken und Ischariothen", einen sehr groben Dialog vom Interim, ein Weibergespräch über die Ehe, und Fabeln, meist äsopische, aber gepfeffert mit Satiren gegen Papst und Klerus. Es ist derselbe, der auch viele Kirchenlieder gedichtet hat. In seinen Satiren aber brach die

Galle des die Reformationszeit beherrschenden Hasses in der schwärzesten Bitterkeit aus.

Der bei weitem witzigste Satiriker unter den Katholiken, der gegen Luther schrieb, war Thomas Murner, Franciskaner in Straßburg. Zuerst schrieb er 1508 seine Narrenbeschwörung, die keineswegs eine bloße Nachahmung des Narrenschiffs von Brant ist. Murner hatte bei weitem mehr Feuer und Geist als Brant, mehr erfinderische Phantasie und mehr ausschlagende Derbheit.

Er classificirt seine Narren nicht so langweilig, wie Brant, sondern faßt viel lebendiger die einzelnen Narrheiten der Welt je unter Sprüchwörtern zusammen, die den einzelnen Abtheilungen seines Gedichts als Ueberschriften dienen, z. B. eine wächserne Nase machen, Narren säen, Narren schneiden, Narren brüten, mit Gott die Gais hüten, Löffel schneiden, Esel gürten, Strohbart flechten, Affen scheeren 2c.

Auch genirt er sich nicht, die Wahrheit auf die unverschämteste Weise zu sagen, und ergötzt wenn nicht durch den Witz, so doch durch die Naivetät seiner Sprache. — In der etwas später herausgegebenen Schelmenzunft verfolgt er dieselbe Methode. In kurzen Knittelversen werden die Schelme, wie vorhin die Narren, abgehandelt in Capiteln, die je wieder ein Sprüchwort oder eine übliche Redensart voranstehen haben, z. B. von blauen Enten predigen, ein Loch durch einen Brief reden, der Eisenbeißer, den Schulsack fressen, Ohren melken, Läuse in den Pelz setzen 2c.

Im Jahr 1514 schrieb Murner die „geistliche Badenfahrt", vorn ein Holzschnitt, der einen Mönch und ein nacktes Weib in einer Badewanne sitzend zeigt. Ein unanständiges Buch, wieder in Versen mit Capitelüberschriften, die alle vom Baden entlehnt sind und worin die schlechten Sitten, insbesondere der Geistlichen, verhöhnt werden. Auch die Geschichte der Päpstin Johanna findet sich hier. — 1515 edirte Murner die „Mülle von Schwündelsheim", worin ein Müllereſel die Hauptrolle spielt. Er ist davongelaufen, sein Herr sucht ihn und hört die seltsamsten Dinge von ihm, wie er bald reich, bald geadelt, bald ein Doctor, bald ein Prior geworden sey. Kurz man erfährt hier, was aus einem Esel alles werden kann. Der Grundgedanke ist witzig.

Im Jahr 1519 schrieb Murner die „Gäuchmatt zur Straf allen weiblichen Mannen“.

Der Gauch oder Kukuk erscheint hier als Vogel der Venus. Die Gäuche sind Venusdiener, die sich von den Weibern auf alle Art herumholen, locken, betrügen lassen. Der Name Matte ist schweizerisch und bedeutet eine Wiese, in der Matte unterhalb Bern war von jeher ein berühmtes Bordell. Dieses Gedicht in denselben Versen und in derselben Eintheilung, wie das vorige, enthält nicht blos allgemeine Schilderungen und Betrachtungen, sondern mischt eine Menge Liebesgeschichten ein, größtentheils aus den Klassikern gewählt. Nicht ohne Geist ist der Kukuk mit seinen Eiern, Flügeln, Federn, seiner Stimme ꝛc. auf die mannigfachste Weise dem Ganzen eingeflochten von Anfang bis zu Ende.

Murners berühmtestes Werk ist das „vom großen lutherischen Narren“, 1522, eine grobe, aber witzige Satire auf unsern großen Reformator.

Luther erscheint hier, ungefähr wie Gargantua bei Rabelais, als ein durch seine Größe und Dicke unbehülflicher, also in jeder Situation lächerlicher Narr. Als der ihn plagende schadenfrohe Teufel ist auf den Holzschnitten dazu allezeit eine Katze in Franciskanertracht um ihn, das ist Murner selbst. Da fährt der große dicke Riesennarr zu Schlitten, da liegt er in seinen Nöthen da und kann sich vor Dicke und Geschwulst kaum mehr rühren, weil alles in ihm voll junger Narren (die Lutheraner) steckt. Der Kater geigt ihm vor und unter der Musik gehen die Narren von Luther ab. Zur Erholung frißt er dann wieder fürchterlich, läßt sich mit einem weiblichen Teufel von scheußlichem Ansehen nach evangelischem Ritus trauen, befreit die Nonnen aus den Klöstern, zündet die Marienbilder an, wirbt Landsknechte, verführt das dumme Bauernvolk, pflanzt die Fahne des Bundschuhs auf, schmiert den Bundschuh ꝛc. Dabei gebärt er immerfort Narren, aus allen Taschen, aus den Stiefeln, aus den Ohren, und kommt unter die Presse, damit ihm auch noch die letzten Narren abgezapft werden, worunter die verschiedenen Anhänger der Reformation verstanden werden, die nach und nach, zum Theil aus weltlichen und sehr unheiligen Interessen, ihm beifielen. Mittlerweile buhlt der satyrische Kater selbst um Luthers schöne Tochter, Adelheit mit der Lauten (darunter ist Luthers Ruhm gemeint), bekommt sie auch zur Frau, prügelt sie aber bald aus dem Hause, weil er findet, daß sie den Erbgrind habe. Schließlich fällt der große Narr in den Abtritt, wozu ihm Murner mit andern Katzen eine Katzenmusik bringt. Luther wird begraben, aber über das Erbe seiner großen Narrenmütze entsteht blutiger Krieg.

Was Murner sonst noch schrieb, meist Streitschriften in der lutherischen Sache, eine barocke Prosodie ꝛc. findet sich in Waldaus Nachrichten

von Murners Schriften, Nürnberg 1775, wieder nachgedruckt in Scheibles Kloster IV. 506 ff. Bemerkenswerth ist der Küchendieb- und Katzenkalender, eine kurze Zusammenstellung aller Vorwürfe, welche man katholischerseits den Reformatoren machte. Schon Flögel, Geschichte der com. Lit. III. 211 bezeichnet dieses Buch als ein verlorenes.

Cochläus (Wendelstein), ein sehr bekannter Gegner Luthers, schrieb unter anderm adversus cucullatum Minotaurum Wittenbergensem, 1523. Und zwar aus Anlaß eines damals eben in einem sächsischen Dorfe zur Welt gekommenen mißgeborenen Kalbes mit einem Anwachs am Halse ähnlich einer Mönchskutte. Dieses Mönchskalb und zugleich der Minotaurus im Labyrinth der Meinungen sollte nun Luther seyn. — Cochläus schrieb auch einen „siebenköpfigen Luther“ (1529), worin er ihn mit dem Drachen vergleicht, und ein „Bockspiel Martini Luthers“, dessen Autor jedoch zweifelhaft geblieben ist. Unter dem Bockspiel ist ein Kartenspiel verstanden.

Unter allen Satiren über Luther ist Lutii Pisaei Juvenalis Monachopornomachia (Mönchshurenkrieg) von 1530 die unflätigste. Sie ist verfaßt von Lemnius, einem Graubündtner, der sich daher auch Rhetus canus nannte, und eigentlich Lemmchen hieß.

Luther hat die Nonne Käthe schon im Kloster verführt, ist ihrer aber satt und will eine andere heirathen. Da kommt Käthe und macht ihm die Hölle heiß. Er sieht sich, um öffentlichen Scandal zu vermeiden, genöthigt, sie zu heirathen. Dasselbe thun seine Freunde Spalatinus und Jonas, indem auch sie Nonnen, die mit der Käthe aus dem Kloster gelaufen sind, heirathen. Alle drei Männer zeigen sich nun aber als bereits blasirt und impotent, weshalb die jungen Weiblein sich gleich Liebhaber halten. Ein gewisser Valens von Bibra ist der Curtisan Käthchens und setzt Luther Hörner auf. Das ganze Schandgedicht ist mit Zoten der unflätigsten Art gespickt.

Derselbe Lemnius, dessen Leben Strobel 1792 beschrieben, dichtete auch bissige Epigramme, amores und bucolica; in den letztern preist er die Stadt Basel und besonders ihre vielen schönen Mädchen.

Ein Jahr später (1531) erschien zu Landshut des Böhmen Johann Hasenbergs ludus ludentem Luderum ludens, ein sehr seltenes Buch.

Im ersten Act singt, lacht, scherzt und trinkt und treibt Schalkheit M. Luderus mit seiner Katharina von Bora. Im zweiten kommt die religio christiana, einzig noch von der honestas begleitet, einst die Königin von ganz

Europa, jetzt verfolgt und auf der Flucht und wird vom orator christianus getauft. Im dritten stolzirt die haeresis (Ketzerei) einher, die jetzt anstatt der wahren Religion Königin geworden ist, mit ihren Hofdamen seditio und corruptio scripturae. Im vierten treffen Luderus und orator zusammen und disputiren auf Leben und Tod, der höchste Richter aber, Philochristus, entscheidet für den orator und verdammt Luderum zum Feuertode.

Paulus, Abt zu Alden Zellen, schrieb 1532 ein „Schnoptüchlein auf Luthers Geifer".

Nasus, ein Franziscaner in Ingolstadt, schrieb wüthende Bücher gegen Luther, z. B. ein Urtheil, daß alle lutherischen Weiber Huren seyen (1569), ein Buch, worin er als zweiter Simson die Schwänze aller lutherischen Philister zusammenschweißt (1581). — C. Andreas schrieb „200 Proben, wie der Luther an der Verwüstung deutscher Nation Schuld sey" (Ingolstadt 1607) meist in Versen.

Der Kampf des Theaters gegen die Kirche begann in den Fastnachtsspielen, in denen vor der Reformation schon die Laster der Pfaffen, während und nach der Reformation aber auch die römische Kirche überhaupt, in ihren Dogmen und in ihrem Cultus verhöhnt wurden. Geschah das anfangs noch unter dem Vorwand eines heiligen Eifers für den neuen Glauben, so währte es doch nicht lange, bis auch der neue Glaube von dem ganz verweltlichten Theater ausgespottet wurde.

Einige Dichter der Reformation, wie Nic. Manuel in Bern (gest. 1530), legten es eigentlich darauf an, das Fastnachtsspiel im antirömischen Sinn auszubeuten. Vgl. dessen Leben und Werke von Grüneisen 1837. Manuel war ein nicht unberühmter Maler. In Prosa beschrieb er die berüchtigte Betrügerei der vier Predigermönche in Bern, und einen „letzten Willen der Messe" als ob die Messe in dem letzten Zügen läge.

In gereimten Versen sind seine Unterschriften des Todtentanzes, ein Lied von der Schlacht bei Pigogga (im langweiligen Landsknechtston), Satiren auf die päpstliche Partei im Geschmack Ulrich von Huttens. Unter andrem eine Klagered der Götzen, d. h. der Heiligenbilder, die er verbrennen läßt. Weit am besten ist der Spruch „der alte und der neue Eidgenoß", eine satirische Vergleichung der Vatertugenden mit den Lastern der Söhne.

Dazu noch einige Fastnachtsspiele.

1) Die Wahrheit in Schimpfweise vom Papst gemeldet. — Der Papst Entchristello sieht einem Leichenbegängniß zu und bemerkt, vom Tode zöge er doch den größten Profit, der Tod ängstige die Menschen, der Kirche alles zu gewähren. Nun zieht eine ganze Reihe Pfaffen, Pfaffendiener und Pfaffenhuren auf und sagt dem Pfaffenthum alle erdenkliche Schande, bis endlich ganz hinten der Apostel Petrus kommt und sich nicht genug verwundern kann. Am feinsten ist der satirische Zug, daß dem Sultan eine Entrüstung über das tolle Unwesen in der Christenheit in den Mund gelegt wird. 2) Wie auf einer Seite der Heiland auf einer armen Eselin geritten, auf der andern reit der Papst im Harnisch mit großem Kriegszug. Nur kurz, ohne Zweifel der berühmten Vorstellung nachgebildet, die schon zur Hussitenzeit in Prag das größte Aufsehen erregte. 3) Von einem Hadern und Fechten. Elsli spricht den Uli um die Ehe an, weil er sie verführt. Sie wird abgewiesen als eine große Hure. Ihre Mutter gibt seiner Mutter den Vorwurf zurück. Nun sagen sie einander alle Schande von Hurerei, wobei auch die Pfaffen übel wegkommen. Am Ende aber versöhnen sie sich und die Heirath kommt zu Stande. Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.

Eine höhere Bedeutung kommt dem Pamphilus Gengenbach zu, dem Gödeke 1856 eine ausgezeichnete Monographie gewidmet hat. Gengenbach war Buchdrucker und Bürger in Basel in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In seinen kleinen, meist gereimten Schriften beurkundet er einen ausgezeichneten Geist und einen unerschöpflichen Humor, so daß er auf der reformirten Seite dem geist- und erfindungsreichen Murner auf der katholischen ungefähr die Wage hält. Die meisten andern Satiriker auf beiden Seiten sind rohe, leidenschaftliche Grobiane ohne feinen Geist und Witz. Nur Murner und Gengenbach haben etwas, was an Rabelais und Aristophanes erinnert.

Die einzelnen Dichtungen sind:

1) Der welsche Fluß, eine satirische Schilderung von Karls VIII. Feldzug in Italien unter dem Bilde eines Kartenspiels. Ein damals beliebtes Kartenspiel hieß nämlich der Fluß. 2) Der alte Eidgenoß, eine patriotische Abmahnung an die Schweizer, sie sollten fremden Königen nicht dienen. 3) Der Bundschuh, eine Schilderung der mißlungenen Bauernverschwörung des Bundschuh und armen Konrad. 4) Tod, Teufel und Engel, die Geschichte dreier Gauner, die in der Verkleidung des Todes, des Teufels und eines Engels einen Wirth erschrecken und ausplündern wollen, aber von der wachsamen Tochter entdeckt, verhaftet und in ihren Verkleidungen an den Galgen gehenkt werden. 5) Fünf Juden, eine Criminalgeschichte von Juden, die we-

gen Mißhandlung eines Marienbilds hingerichtet werden. 6) Die zehn Alter, lehrhaft von dem Charakter der menschlichen Lebensalter handelnd. An dieses Gedicht knüpft der gelehrte Verfasser eine äußerst umfangreiche und erschöpfende Abhandlung über die Vorstellungen von den Lebensaltern und ihrer Eintheilung von den frühesten Zeiten her an. 7) Der Nollhart.. Ich gebe hier Gödekes Auszug wieder. Die politischen Mächte fragen der Reihe nach den Bruder Methodius, Birgitta und die Sibylla von Cumä um ihre Zukunft. Es treten auf der Papst, der Kaiser, der König von Frankreich, der Bischof von Mainz, der Pfalzgraf, der Venediger, der Türke (dürkest = türkisch 49), der Eidgenoß, der Landsknecht (Bruder Veit) und endlich der Jude. Jedem Stande werden seine Fehler gesagt; beim Eidgenossen wird der Dichter warm in patriotischem Eifer, beim Venediger in Groll und Haß. Der Landsknecht weckt seinen Humor. Unverkennbar ist in diesem Stücke des Dichters Vorliebe für das Kaiserhaus und eine feindselige Erbitterung gegen Frankreich.

8) Die Gouchmat. Gengenbach schildert in der Gouchmat, die er gegen ein kürzlich ausgegangenes Gedicht, daß Unkeuschheit keine Sünde sey, gerichtet hat, wie verschiedene Alter und Stände auf die Gouchmat laufen, d. h. sich an lüderliche Weiber hängen und darüber arm und krank werden. Der Narr, der an der Fürsten Höfe nicht mehr gedeihet, weil alle Welt in sein Gewerbe greift, hütet die Gouchmat der Frau Venus und warnt die Herandringenden: den Jüngling, den Ehemann, den Kriegsmann, dessen Etter Heiny Winkelried Frau Venus erst kürzlich betrogen und ihm Hof und Haus und all sein Vieh aufgerieben hat; ferner den Doctor, den alten Gouch von neunzig Jahren, endlich den Bauern, dem die Bäurin nachlauft und in die Haare fällt, worauf der Narr ihnen die Britsche schlägt und der Hofmeister zum Beschluß anzeigt, daß sich Frau Venus mit ihren Töchtern jung und alt zu Basel in der Malenzgasse, d. i. im Siechenhause niedergelassen habe. Wen es verdrieße, daß Jung und Alt, Mönch und Pfaff zu ihr laufe, der möge vom Ehebruch abstehen und nicht wie die Sau im Kothe liegen. Das Spiel zerlegt sich in sechs Abschnitte, in jedem wiederholt sich die Bitte um Einlaß; die Warnung des Narren, die bald geradezu ausgesprochen, bald spöttisch eingekleidet ist; die Liebesbewerbung der Gäuche um Venus oder ihre Frauen Circes (aus der Odyssee, vgl. 489) oder Palästra (aus Lukians Lukios, vgl. 948). Sie machen einen Tanz, werden ausgezogen und in Lumpen oder weibischer Kleidung entlassen und mit dem Spott des Narren abgeführt. Gengenbach hat versucht, die Charaktere zu individualisiren: der Kriegsmann pocht und prahlt; der Alte, der am Stabe einherschleicht, fühlt sich auf der Gouchwiese vom Anblick der schönen Frauen entzündet, sein Herz gumpelt und rumpelt im Leibe, er will nichts mehr vom Stecken wissen, seine Füße werden ihm leicht und sein ganzer Leib geht empor. Als ihm der Seckel leer geworden, schleicht er mit hängenden Backen wie der Tod einher. Bauer und Bäuerin spielen die Prügelscene der alten Faßnachtspiele, die im ganzen Jahrhundert wiederkehrt. In den

Reden des Narren und der Weiber tritt wieder jene Sucht hervor, Beispiele und gute Lehren aus heiliger und profaner Literatur aufzukramen. An lokalen Anspielungen scheint das Stück sehr reich zu seyn. — Dieses Gedicht Gengenbachs ist mit dem gleichnamigen von Murner oft fälschlich verwechselt oder doch nur als eine Bearbeitung oder Nachahmung desselben genommen worden.

9) Die Todtenfresser. Das sind die Geistlichen und ihr Anhang, die von den Todtenmessen Unterhalt gewinnen. Der Papst verwirft des blinden Luthers Tand und fordert die Seinen auf, sich nicht daran zu kehren, denn Christus habe für unsere Sünden genug gethan, so daß wir es nicht mehr zu thun brauchten. Der Bischof, der weltliche Priester, der Bernhardiner, der Bettelmönch, die Klosterfrau und die Pfaffenmagd loben das gute Leben, das sie von den Todtenmessen haben, das aber leider in Abgang zu kommen drohe, da kein Bauer mehr opfern wolle. Der Teufel freut sich seiner auserwählten Kinder, aber die Seelen und Bettler, der Pfarrer, Edelmann und Bauer klagen über die Todtenfresser, die ihnen das Ihre nehmen.

10) Practica. Eine Satire auf die Kalendermacher, die alles vorher zu wissen vorgeben.

11) 12) 13) 14) enthalten einen Pfaffen- und Laienspiegel, den evangelischen Bürger und von den drei Christen. Im Parteiinteresse der Reformation, doch ist die Autorschaft Gengenbachs zweifelhaft.

15) Die Jacobsbrüder, eine wunderschöne Legende, von Gengenbach nach Kunz Kistener behandelt. In Bayern lebt ein Graf Adam mit seiner Frau zwölf Jahr in kinderloser Ehe, bis ihnen durch Gebet zum heil. Jacob das Glück geschieht, daß die Frau schwanger wird. Der Herr gelobt, falls ihm ein Knabe geboren werde, ihn, wenn er leben bleibe, die Fahrt gen Compostella zum heiligen Jacob machen zu lassen. Eines Tages, als er eben auf der Jagd ist, gebiert die Frau einen schönen Knaben. Ein Knecht eilt alsbald in den Wald, wo er den Grafen findet, begehrt das Botenbrod und meldet ihm die frohe Kunde von der Geburt des Knaben. Freudig beschenkte ihn der Herr mit 10 Gulden, die er anlegt und ein biderber Mann wird. Der Herr reitet eilends heim und überläßt den Dienern, die ihm im Burghofe das Botenbrod abverlangen, was er hat und den Mantel dazu. Bei dem Eintritt des Herrn ins Zimmer ruft er den Knaben gleich Jacob, sitzt zum Bett, in dem die Frau wie eine Rose ruht. Die Taufe wird beredet. Eine herrliche Schaar zieht in die angelweit geöffneten Thore. Der Knabe, der Jacob genannt ist, erwächst zur Freude der Eltern und aller bis ins zwölfte Jahr. Der Vater wünscht oft mit bekümmertem Herzen, wenn er die schwere Reise nur erst überstanden hätte. Der Sohn forscht dem Grunde nach, und ist, als er das Gelübde vernimmt, sofort bereit, die Jacobsfahrt anzutreten. — Der junge Graf findet einen Gefährten, einen Schwaben aus Haigerloch, den er bittet, wenn ihm ein Unfall zustieße, seinen Eltern Nachricht von ihm zu geben. Der junge Graf wird darauf krank und stirbt, aber der Schwabe nimmt seine

Leiche in einem ledernen Sack mit nach St. Jacob, wo er wieder lebendig wird. Glücklich heimgekehrt freuen sich die gräflichen Eltern unendlich und setzen den treuen Schwaben zum Pfleger über das Land. Der Schwabe will nun aber nach Jahr und Tag einmal seine armen Eltern wiedersehen und reist nach Haigerloch. Dort wird er vom Aussatz befallen und nichts soll ihn heilen können, als das Blut eines jungen Kindes. Nach Bayern zurückgekehrt wird er durch den jungen Grafen geheilt, der kürzlich geheirathet hat und sein erstgebornes Kind opfert, um mit dessen Blute dem Retter seines Lebens zu lohnen. Nach dieser blutigen That will der junge Graf das Land meiden, zuvor aber noch einmal seine Eltern und sein Weib sehen. Die Eltern wollen ihn, der einen Grund für seine Reise erfindet, nicht fort lassen und während sie noch reden, bringt die Amme das Kind, das Gott auf Fürbitte des heil. Jacob wieder lebend und gesund gemacht hatte. Er springt in Freuden auf, wie einer, dem noch nie weh gewesen, ruft den Bruder herbei, den sie erstaunt seiner Krankheit entladen sehen. Der junge Graf erzählt den Hergang und der rothe Faden um den Hals des Kindes, die blutnassen Kissen der Wiege und der geheilte Bruder bewähren die wunderbare Kunde. Da weinen Frauen und Männer und beten zu Gott. Zur Ehre des Wunders bauen sie ein Kloster Gnadau für Frauen und Männer, wo man Gott noch dient.

16) Novella. Der lahme, podagraische Pfarrer, der sich auf seine Bibliothek auf dem Brett und im Kasten beruft, vor 30 Jahren auch wohl noch der priesterliche Held gewesen wäre und jetzt noch so lebhaft sich aufregen kann, daß er selbst nach Wittenberg laufen möchte, um mit Luther zu disputiren und ihn mit Allegaten in die Enge zu treiben, daß er weder aus noch ein wissen sollte, — wenn nur leider das verfluchte Podagra nicht wäre; diese Figur ist vorzüglich angelegt und meisterhaft durchgeführt. Nach einem Zwiegespräch mit dem Meßner geht der Pfarrer auf den eigentlichen Stoff über. In seiner Pfarre, erzählt er seinen Gästen, ist ein Bauer Karsthans gestorben, der größte Narr, der sich von Luthers Glauben durch nichts wollte abbringen lassen. Der Pfarrer möchte gern wissen, wie es jetzt um ihn stehe, ob ihn der Teufel hin habe, oder ob er in den Himmel gekommen. Vierzehn Tage darauf erscheint Karsthans dem Pfarrer als Gespenst. Auf Rath des Doctors des Prediger-Ordens wird Murner geholt, um den Geist zu beschwören. Murner kommt und geht zur bestimmten Zeit mit dem Meyer, dem Doctor, Pfarrer und Meßner auf den Kirchhof, wo der Geist sich eingestellt hat. Die Beschwörung des Doctors hilft nichts. Da kriegt ihn der Murner dran und setzt ihm hart zu. Der Geist bekennt, daß er zwar nicht Karsthans, aber der große Narr sey, dem Karsthans, als Murner ihm den Harn besehen, im Hintern gesessen. Er habe keine Ruhe, weil er auf seinem Todtenbette eine Begine begehrt habe, und werde nicht eher gestillt werden, bis er wieder einen Narren verschlucke. Für den nächsten Morgen seine Wiederkunft verheißend, verschwindet er. Die übrigen haben keine Lust, wieder dabei zu seyn, aber Mur-

ner überredet sie. Auch finden sie sich wieder ein. Der Geist hält dem Murner eine Rede, er habe Narren beschworen, Schelmen die Ohren gemolken und manchem einen strohen Bart geflochten, nun sey er alt geworden, habe kein Glück mehr auf Erden und gefalle mit seiner Weise Niemand mehr. Obwohl Murner sich sträubt, wird er vom Narren verschluckt. Der Meßner frohlockt und schlägt vor, ihm das Requiem zu singen: Requiescat in pice! Verständlich wird das Ganze erst, wenn man Murners Gedicht kennt, wie er den großen lutherischen Narren beschworen hat. Der Dichter der Novella hat Recht, die große Bewegung der Welt ging über Murner hinweg und verschlang ihn.

17) Combißt. Eine Verspottung des Papstes, dem die weltlichen Mächte, der Kaiser, Frankreich ꝛc. nicht helfen wollen, die Ketzer zu vertilgen, weil es nicht in ihrem Interesse liegt.

18) Der neuere deutsche Bileamsesel. Germania ist des Papstes Esel geworden. Bitter klagt der Esel, wie schwer der Papst drücke, wie er ihn hungern lasse, plage und schlage ꝛc. Petrus und Paulus geben dem armen Esel heimlich zu fressen. Unterdeß mißlingt der Ablaßkram, der hier sehr lebendig geschildert wird. Der Papst geräth in Zorn. Aber Christus will den Unfug nicht länger mit ansehen und beauftragt den Apostel Paulus, gegen den Papst zu Felde zu ziehen. Paulus wirbt die „erbarn leut herum“. Die Soldaten Christi werfen den alten Menschen ab und laufen zum neuen. Paulus stellt sie an die Brücke, wo er (der Papst) beim Wasser über den Felsen herab muß; er gebietet, des Esels zu schonen; selbst übernimmt er den ersten Angriff. Der Papst empfindet des Esels Widerstand. Der Esel weigert sich, weiter zu gehen, da vorn komme sein Erlöser. Im Getümmel werden alle über den Felsen hinabgestürzt, daß man weder „Stüp noch Stap“ mehr sieht. Der Esel wird gebracht. Petrus verbietet das Beuten. Die Soldaten betheuern, daß nichts der Art geschehen sey. Petrus muß, auf Paulus Geheiß, den Esel zu sich nehmen, dem Urlaub gegeben wird. Christus verzeiht die Sünden und gibt der Eselin Menschengestalt und Sinn wieder. Germania sagt Gott Dank für die Erledigung von dem hellschen Cerberus. „Jetzt bin ich wider ausbereit und sehe eim freien Deutschen gleich!“

19) Liber vagatorum, eine Schilderung der damaligen Vagabunden.

20) Rebhänslein, der Segen eines dämonischen Weinbergkobolds (oder eines nach ihm benannten Säufers) gegen die schädlichen Wirkungen des Weins.

Naogeorgus, auf deutsch Thomas Kirchmaier, ein lutherischer Pfarrer in Kahla, arger Stänker und Zänker, der wegen seiner bissigen Angriffe auf den sanften Melanchthon vertrieben wurde und dann in Süddeutschland umherirrte, bis er in Wiesloch starb (1563), schrieb ein regnum

papisticum voll Schmähungen, sodann fünf s. g. tragoediae Pammachius, mercator, incendia, Haman, Jeremias, wozu später noch Judas kam, ferner Satiren (1550) und einen Liederwald (1553) nebst vielen Uebertragungen aus Sophokles, Plutarch ꝛc. Vgl. Strobels Misc. III. 109 f.

Das regnum papisticum ist ein Lehrgedicht in lat. Hexametern.

Darin wird die ganze römische Hierarchie beschrieben, das Mönchthum, der katholische Kultus, die Ceremonien, die Reliquien und Bilder ꝛc. und wird aller und jeder Scherz darüber ausgegossen. Seitenlang geht die Verhöhnung der Messe fort. Der Cölibat wird den Priestern als eitel Hurerei und Sodomiterei ausgelegt ꝛc.

Am berühmtesten ist sein Pammachius von 1538.

Petrus und Paulus erschrecken über den üblen Zustand der Christenheit und bitten Christum, er möge helfen. Eben so besorgt ist Kaiser Julianus, während der Papst Pammachius seine Ansprüche und seinen weltlichen Uebermuth immer höher steigert. Dessen freut sich Satanas und hält hohen Rath; da kommt auch der Papst, ihm zu huldigen, und empfangt von ihm die dreifache Krone, eine Scene, welche sicher ihre Wirkung nicht verfehlt hat. Die Lehre von der Allmacht des Papstes auf Erden wird nun unter dämonischem Einfluß mit brennendem Fanatismus ausgebreitet und Satanas gibt ein colossales Zweckessen zur Feier seines Siegs. Das ist eine großartige Abspiegelung des Mahles Belsazars. Denn jetzt erscheint Christus und indem er dem Lauf des Elbestroms aus Böhmen heraus bis nach Wittenberg nachblickt, weckt er in Luther den Retter und Befreier von der Tyrannei Satanas und des Papstes. Die beim Mahl Schmausenden erfahren nur noch, ein Aufstand wider sie sey in Sachsen ausgebrochen, und rüsten sich gewaltig. Aber der Vorhang fällt. Den Ausgang, sagt Naogeorg, werdet ihr am jüngsten Tag erfahren.

Incendia, deutsch „der Mörtbrandt, 1541“ stellt den Papst als Mordbrenner dar, welcher das Evangelium vernichten will. Mercator handelt von einem Kaufmann, der sich von der falschen zur wahren Religion bekehrt, wieder voll Schmähungen auf die alte Kirche.

Der Kaufmann liegt krank da und bereut seine Sünden, aber durch alle Mittel der alten Kirche vermag er den auf seine Seele lauernden Teufel nicht zu vertreiben. Die letzte Oelung wird verhöhnt ꝛc. Endlich kommt Paulus mit dem Arzte Cosmar und purgirt dem Patienten alles Katholische, was noch in ihm ist, ab, so daß, was den Katholiken heilig und werth ist, im Stuhlgang von ihm abgeht. Das allein hilft nun. Ein schändliches Machwerk, welches gleichwohl an Gervinus einen Bewunderer gefunden hat.

In den Satiren verfolgt N. abermals das seiner Meinung nach

prostratum pene extinctumque papatum, gibt aber auch Lehren z. B. einem angehenden Geistlichen, einem rauhen Nimrod ꝛc. — Im Jeremias spielt Satan die erste Person und jauchzt über den Untergang Jerusalems ungefähr wie Naogeorg selbst über den Untergang Roms gejauchzt haben würde.

In neuester Zeit ist unter den Satirikern jener Periode keiner so hoch gepriesen worden als Fischart, genannt Mentzer, der 1581 als Stadtschreiber in Straßburg starb. Gervinus hat ihn „als einen der weit Vorgerücktesten in seinen Begriffen religiöser Freiheit" in dem Sinn gepriesen, wie Lichtfreunde und Deutschkatholiken. Nur deshalb findet er in Fischart einen großen Geist, eine erhabene Gesinnung. Aber auch Vilmar gesteht ihm einen hohen Patriotismus und eine Weisheit zu, die sich der Narrheit nur als Maske bedient habe. Zwei Zeugnisse aus so entgegengesetzten Lagern sprechen für Fischart. Ich kann aber nicht zustimmen. Ich finde in Fischart nur die Kraft des Hasses mit unreinem Geschmack und rohen Liebhabereien verbunden. Seine Grobheit war nicht Satirmaske eines feinen Sokrates, sondern angeboren. Die Wortmacherei, die Erfindung von seltsamen neuen Ausdrücken, die man ihm zum Ruhm anzurechnen pflegt, ist eine bloße Bizarrerie und Sache persönlicher Eitelkeit, etwas nicht Natürliches, sondern Gemachtes. Seine größte Wonne war, auf Andere zu schimpfen, Andere zu verspotten, und da der Spott über die römische Kirche fast schon erschöpft war, ergriff er mit Freuden jede Gelegenheit, um als Calvinist, oder überhaupt als „Vorgerückter" auch die frommen Lutheraner zu verhöhnen.

Sein berühmtestes Werk ist eine freie Uebersetzung des Rabelais, zuerst 1575 erschienen unter dem affectirten Titel „affenteurliche und ungeheurliche Geschichtschrift vom Leben ꝛc.", der in den spätern Ausgaben noch affectirter lautet: „Affentheurliche Naupengeheurliche Geschichtsklitterung von Thaten und Rhaten ꝛc." Wie man dieser plump erfundenen, völlig unnatürlichen Sprachweise irgend hat Geschmack abgewinnen können, ist mir nicht begreiflich. Sie ist mir von Anfang bis zu Ende ekelhaft erschienen. Außer dieser Sprachverderbniß aber und mehreren für die Sittengeschichte interessanten Notizen enthält das berühmte Buch nichts Eigenes. Ferner bearbeitete F. des Rabelais prognostication und die 1508 von Heinrichmann lat. herausgegebene prognostica in dem Büchlein:

„Aller Practic Großmutter. Die Dickgeprockte Pantagruelinische Betrugdicke Procdic oder Pruchnastikatz Lastafel, Bauernregel und Wetterbüchlein ꝛc. durch den wohlbeschreiten Mausstörer Winhold Alcofribas Wüstblutus von Aristephans Nebelstatt ꝛc." 1574. Spott über die Kalendermacher und Wetterpropheten. Ich enthalte mich von Fischarts Wortmacherei mehr als diese Titel anzuführen. Sie werden genügen, das Willkührliche und Abgeschmackte darin zu charakterisiren. — Eines der berühmtesten Bücher Fischarts, der römische Bienenkorb, ist wieder nur Uebersetzung aus dem Niederländischen. Hier wird die römische Hierarchie mit einem Bienenkorb verglichen, eine durch ein ganzes Buch durchgeführte höchst langweilige Allegorie. Von einem sehr schlechten Geschmack zeugt ferner Fischarts Flohhatz, worin er grobe Späße über die Weiber macht, über die sich die Flöhe und die sich über die Flöhe beklagen. Auch dieses Thema ist nicht einmal originell, denn es kehrt bei den Humanisten in größeren lat. Gedichten, wie namentlich auch in Epigrammen immer wieder. — Das Ehzuchtbüchlein Fischarts ist auch nicht originell, sondern geschöpft aus Plutarch und Guevara. Im Podagrammisch Trostbüchlein hat F. nur ein lat. Gedicht Pirkheimers übersetzt und spaßhafte Betrachtungen hinzugefügt. Nicht zu vergessen ist, daß Fischart des Bodinus de magorum daemonomania, eine wüthende für die Hexenverfolgung gegen den menschenfreundlichen Wierus gerichtete Schrift übersetzt, empfohlen und vermehrt hat.

Unter Fischarts Satiren auf die römische Kirche begegnen uns zuerst seine Auslegungen der von wilden Thieren abgehaltenen Messe auf alten Steinbildern am Straßburger Münster. Hier verräth sich die ganze Perfidie seines Hasses. In jenen Steinbildern zu Straßburg wie in ähnlichen vielen andern alten Kirchen, hatten die frommen Stifter der Kirchen nicht den Klerus und Gottesdienst verspotten, sondern nur warnende Exempel, Spottbilder solcher Kleriker aufstellen wollen, die ihres heiligen Amtes nicht würdig seyen. Aus dieser arglosen Warnung echt Gläubiger zu einer Zeit, in welcher die Kirche noch allmächtig war, macht nun hinterdrein der ungläubige Dichter eine boshafte Verhöhnung des gesammten Klerus, des Gottesdienstes, der Kirche überhaupt. — Nur zu geistlos ist Fischarts „geistlose Mühle". Hier schüttet der Tod einen Sack voll Pfaffen auf die Mühle und unten kommen Schlangen und

Kröten heraus. — Eben so grob ist „der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit“.

Eine um etwas bessere Erfindung verräth sich in Fischarts „Jesuitenhütlein“, so daß man versucht wird, nach einem unbekannten Originale zu fragen.

Christus hat Lucifers Horn der Macht und Stärke gebrochen. Lucifer beschließt, es wieder aufzurichten, aber versteckt und ohne Anstoß zu erregen. Zuerst stutzt er es als Mönchskappe zu, dann macht er daraus die zweigehörnte Mitra der Bischöfe, ferner die dreifache päpstliche Tiare und endlich das viergehörnte Jesuitenkäppchen, ohne welches die Tiare verloren wäre. Um dieses Käppchen zu nähen, hat des Teufels Großmutter mit den Teufelinnen vollauf zu thun, denn es werden alle erdenklichen Listen, Pfiffe und Laster hineingenäht.

Noch weniger Werth haben Fischarts Schmähschriften gegen Personen, z. B. in seiner ersten Schrift, der Nachtrabe, gerichtet gegen einen gewissen Rabe, der schon Protestant gewesen war und wieder katholisch wurde, in der Polemik gegen den Katholiken Naß in Ingolstadt, gegen die Lutheraner Nigrinus, Spangenberg, Osiander 2c.

Fischarts glückhaftes Schiff 1576 beschreibt einfach die lustige Fahrt der Zürcher mit dem Hirsebrei, den sie auf dem Rhein noch warm nach Straßburg brachten, zu einem dortigen Freischießen.

Die beste Uebersicht über seine erhaltenen und verlornen oder ihm auch wohl fälschlich zugeschriebenen Bücher s. bei Flögel, Geschichte der com. Lit. III. 390 und Gödeke.

Cyriacus Spangenberg schrieb 1562 „wider die bösen Sieben ins Teufels Karnöffelspiel“. Auf dem Titelholzschnitt sitzt der Papst da, mit Fuchsschwänzen decorirt. Im Buche selbst spielt der Teufel als Sechs, der Papst als Sieben 2c. mit dem Kaiser, der als Taus (Aß) die schlechteste Karte ist, also immer gestochen wird.

Rauscher, Hofprediger zu Neuburg an der Donau, schrieb 1565 „hundert papistische Lügen“ oder Wundergeschichten, aus denen er die katholische Superstition nachweisen wollte.

Georg Nigrinus bekämpfte den Ingolstadter Naß in groben Satiren: „vom Bruder J. Nasen“, 1570 und „Affenspiel J. Nasen“ 1571, worin alle schlimmen Eigenschaften erst des Esels, dann des Affen auf den armen Gegner angewandt werden. Dieses elende Zeug glaubte Ger-

vinus preisen zu müssen, nur weil es gegen die Katholiken gerichtet war. — In Eisleben erschien 1577 anonym die „Wundergeburt einer Jesuitensau“, satirische Anwendung einer seltsamen Mißgeburt.

Ein fliegendes Blatt vom Jahr 1580 schildert „der Maulesel Aufruhr zu Rom“, dedicirt dem P. Canisius.

Ein feierlicher Umzug des Papstes in Rom wird beschrieben, dabei kommt eine Eselin in Koller und steckt die Esel, dann die Maulthiere an, so daß die tollgewordenen Thiere ihre heiligen Reiter abwerfen, in die Reihe der zu Fuße schreitenden Mönche eindringen und eine lächerliche Verwirrung verursachen. Abgedr. in Scheible's Schaltjahr V. 307 f.

Friedrich Dedekind, Pastor in Lüneburg (gest. 1598) nicht zu verwechseln mit dem spätern Christian D., schrieb einen papista conversus, in welchem der Papist, und zwar nur weil und nachdem er sich zum Lutherthum bekehrt hat, aus großer Noth gerettet wird. Derselbe Dichter verherrlichte auch die lutherische sola fides. In seinem „christlichen Ritter“ wird ein Ausbund von Lüderlichkeit, weil er das Gesetz nicht erfüllt, durch Moses verdammt, aber durch Paulus, der ihm den lutherischen Glaubensweg zeigt, gerettet. Ueberhaupt wird Paulus, im Gegensatz gegen den römischen Petrus, von den protestantischen Dichtern gern als der Ihrige in Anspruch genommen. Auch Wittels Zelotypia (das Eiferopfer) von 1571 stellt dem Strafeifer die Rechtfertigung durch den Glauben entgegen. Stricer in seinem „Schlemmer“ (1588) läßt diesen gleichfalls den Sündenstrafen entgehen durch den Glauben. Die Poeten folgten hier häufig der Gleißnerei der Theologen, die es den fürstlichen Personen, sowie auch den souveränen Räthen der Reichsstädte bequem machen wollten, zu sündigen. In der, jetzt vergessenen aber zu ihrer Zeit sehr berühmten Polemik der Dillinger Jesuiten contra den großen Kanzler Pfaff in Tübingen im Anfang des 18. Jahrhunderts wetteifert jesuitischer und lutherischer Servilismus, den weltlichen Großen das Sündigen zu erleichtern durch die laxeste Observanz der Vergebung.

In des Friedrich Mosellani Reuterischer Strigel wider die Scharteken der Jesuiten, Neustadt an der Hardt 1608, ist in sehr groben Knittelversen die ungeheuerste Wuth über die Jesuiten ergossen. Sie sind vom Anfang an des Teufels, der Papst selber der Antichrist, alles was zur Hierarchie, zum katholischen Dogma und Cultus gehört, durch und durch

teuflisch. Das Ganze ist witzlos, nur Ausbruch des blindesten Hasses. Aehnlich des Palaeus jesuitisch Eulengeschrei 1609.

Dachtler schrieb 1613 ein „Affenspiel der Bettelmönche“, ein Buch „wider die Janitscharen des Papstes“ (die Jesuiten), einen „jesuitischen Schlangenbalg“ ꝛc.

Rinckhart, Diaconus in Eisleben, schrieb 1613 den Eislebischen christlichen Ritter zu Ehren Luthers, eine der geistvollsten, wenn auch partheiischesten Dichtungen dieser Gattung.

König Immanuel (der Friedefürst) hat drei Söhne, Petrus, Martin und Johannes. Er empfiehlt ihnen Frieden, als er aber todt ist, maßt sich der älteste Sohn allein das Erbe an. Die beiden andern streiten deshalb mit ihm. Da hat der jüngste, der aus der Schweiz kommende Johann (Calvinismus) den rohen Einfall, des Vaters Leiche aus dem Grabe zu holen und vorzuschlagen, sie sollen alle nach des Vaters Herzen schießen und wer es träfe, solle der Erbe seyn. Petrus (Katholicismus) stimmt zu, nur Martin (Lutherthum) hat zu viele Ehrfurcht vor dem Vater. Darauf erscheint dieser Vater selbst, schilt die beiden andern Söhne und lobt allein Martin.

Desselben Verfassers „Münzerischer Bauernkrieg“ behandelt den Gegenstand zu frivol.

Friedrich Rappolt, Professor in Leipzig, feierte 1617 das Jubiläum der Reformation mit heroischen Gedichten in lateinischen Hexametern, (poemata heroica, Leipzig 1670), indem er nicht nur Luthers Thesenanschlagung, sondern auch den schmalkaldischen Krieg und den standhaften Kurfürsten besang. Diese Dichtungen wimmeln von den wüthendsten Schmähungen gegen Rom und „die geschorne Rotte“ (rasa cohors).

Zum ersten Jubelfest der Reformation 1617 wurde, wahrscheinlich zu Stettin, die Comödie Tetzelocramia aufgeführt (gedruckt zu Stettin, und nochmals zu Wittenberg 1618). Sie bringt nicht etwa blos spaßhafte Scenen aus dem alten Ablaßkram, sondern faßt den Kampf mit der alten Kirche summarisch auf.

Der Papst, den seine Träger, während er seinen Triumph feiert, absichtlich fallen lassen, kann nicht wieder aufstehen und bedroht voller Wuth die treulosen Träger mit dem Bann, aber vergebens, eine Menge Kinder kommen herbei und spotten ihn aus:

Der Papst hat sich zu Tode gefallen
Von seinem hohen Stuhle ꝛc.

Der Papst hat seine Schlüssel verloren,
Was will er nun beginnen? ꝛc.

Tragicomödia vom Visitator venereus Curd. 1617. Abgedruckt in Scheibles Schaltjahr V. 564 f. Der Verfasser nennt sich Pamphilus Münningsfeind.

Curd, der Mönch, längst schon in allen bösen Tücken geübt, verführt die Grete, ein Bauernweib, ihr Mann aber legt ihm in der Nacht eine Schlinge, daß er beim Einsteigen ins Fenster sich selber darin fängt und erwürgt.

Dräus schrieb 1620 einen „reformirten Spiegel des Papstes und wahren Antichrist“, worin er die Weissagungen auf den letztern als dem ersten geltend nachzuweisen suchte, ganz ernsthaft und mystisch. In demselben Jahr erschienen des Ambrosius „Gleichnisse mit dem Jesuiter und Floh“, worin gezeigt wird, wie sich der Orden überall einniste; 1634 erschien ein „Mönchsgott“ von Kuttenberg.

Jacob Gretser in Markdorf unweit vom Bodensee (gest. 1625) wurde der Ketzerhammer genannt, weil er so harte Schläge auf sie fallen ließ in seinen Satiren: Bavius et Maevius, Ingolst. 1605. Lutherus academicus 1610. Vespertilio haeretico-politicus etc. — Von Forer in Dillingen erschien 1629 ein „lutherischer Katzenkrieg“, worin die Zänkereien der Lutheraner über die Ubiquität mit den nächtlichen Raufereien miauender Katzen verglichen werden.

Die Streitschriften zwischen Lutheranern und Calvinisten oder Kryptocalvinisten, dann wieder der einzelnen Schulen gehen gleichfalls ins Gebiet der Satire über, aber einen sehr groben, weil blinde Leidenschaft vorherrschte. Zu den calvinistischen Schändern des Lutherthums gehört namentlich der oben schon erwähnte sehr überschätzte Fischart. Eine feinere Ausnahme macht Wenzel Schilling mit seinen Satiren gegen die in der protestantischen Theologie wiedergeborne Scholastik: ecclesiae metaphysicae visitatio, 1616, de notitiis naturalibus etc. 1616, worin enormis metaphysicae doctrinae abusus perstringitur. Er wagte die Behauptung, es sey am Wort Gottes genug, die philosophirende Theologie werde nur davon abführen. In seinem Haß und Spott gegen die Scholastik erinnert er sehr an Rabelais. Daß er überall verfolgt wurde, versteht sich von selbst. Als er kaum eine Zuflucht in Magdeburg gefunden, wurde diese Stadt von den Kaiserlichen erobert und zerstört, bei welchem Anlaß er

unter der stürmenden Soldateska den Tod fand. — Der „calvinische Postreuter“ wurde 1592 für Luther gegen die Calvinisten geschrieben, ebenso ein Lutherus redivivus durch Rivander 1593.

Bernhard Herxheimer gab im Beginn der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein „Fastnachtsküchlin oder Warnungsbüchlin“ heraus, worin er in noch sehr an Hans Sachs erinnernden Reimereien über die orthodoxe Verfolgung klagt, allgemeine Duldung in Anspruch nimmt und das Recht der Privatmeinung oder ecclesiola in Glaubenssachen verficht, wie Seb. Frank und Schwenkfeld dasselbe thaten.

Johann Major, Professor in Wittenberg (gest. 1600) als Kryptocalvinist schwer verfolgt, schrieb lat. Gedichte vom Kreuz, vom Grabe Christi, von der Auferstehung, von Adams Garten, von Simson, ein hist. Gedicht vom Kurfürsten Moritz von Sachsen, eine Klage über die kirchliche Verfolgung unter dem Bild einer Synode der Vögel.

Ein „verdecktes und entdecktes Carneval“ ohne Ort und Jahr gedruckt, hatte den Mansfelder Adjuncten Zeidler (gest. 1711) zum Verfasser und ist eine Satire auf die lutherische Geistlichkeit, die sich zu ihrem Amte wie zu einem Carneval maskire, heuchlerische Frömmler voll Schalkheit und Sinnlichkeit im Herzen. Diese merkwürdige Schrift ist schon ganz lichtfreundlich, will alle Rechtgläubigkeit, alles Priesterthum verbannt wissen und den Laien allein überlassen, was sie glauben wollen oder nicht. In einer andern Schrift „neun Priester Teufel“, angeblich 1540 gedruckt, desgleichen in den „sieben bösen Geistern“, in der „metaphysica als Kammerjungfer der theologia“, in der „gnostologia oder Allwisserei“ und noch vielen anderen Schriften, die man bei Flögel (Geschichte der com. Lit. III. 452 f.) aufgezeichnet findet, wiederholt er dasselbe.

Im Beginn des dreißigjährigen Krieges wimmelte Deutschland von fliegenden Blättern, welche Spottverse und Karikaturen enthielten. Ich besitze deren nebst politischen Flugschriften jener Zeit über 400. Am zahlreichsten sind die Satiren auf die Jesuiten und auf den Winterkönig Friedrich, dessen Hoffart so schnell bestraft wurde. Sehr beliebt war die Satire in Allegorien, oft sinnreich, meist aber zu gesucht. Im Ganzen fehlt dieser schon mehr politischen Satire die Energie des Religionshasses, der die älteren Spottschriften der Reformation auszeichnet. Im Verlauf des schrecklichen Krieges verstummt der Spott und bricht erst wieder auf

protestantischer Seite hervor nach Gustavs Siegen. So in dem Volkslied „Fleuch, Tilly, fleuch!“ rc.

Ein nicht unmerkwürdiges Denkmal aus dem dreißigjährigen Kriege ist die lat. Comödie Stargaris des Rector Prätorius.

Darin wird der Zustand der Stadt Stargard zur Zeit des großen Krieges während der abwechselnden schwedischen und kaiserlichen Garnisonen und die colossale Verwilderung der Sitten, die daraus erfolgte, anschaulich gemacht. Ehre tragen allein die Frauen davon, die zuletzt mit ihren Spinnrocken und allerlei andern Waffen kommen und ihre verführten Männer den von den Soldaten zurückgelassenen Dirnen wieder abjagen.

Die „schwedische Comödia“ gedruckt 1632 stellt die Augsburgische Confession als eine Jungfrau dar, welche von der babylonischen Hure (dem Papstthum) unterdrückt und durch Tilly grausam gefangen gehalten wird, während ihre Schwestern Fides und Veritas glücklich nach Schweden entkommen, von wo sie den Helden Gustav Adolph mitbringen, welcher sodann die gefangene Confessio befreit. In rohen Knittelversen. — Der „Held aus Mitternacht“ von Joh. Sebast. Wieland (Heilbronn 1633) ist abermals Gustav Adolph, anposaunt als Befreier der Protestanten in Süddeutschland. Hiezu die „Siegesfahne Gustavi Adolphi“ von Adam Olearius.

Barth. Anhorn faßte die Siege und Niederlagen der katholischen Partei in Norddeutschland allegorisch auf, 1613 in der lat. Pomeris, unter welcher Nymphe er das von Wallensteins wilden Horden befreite Pommern versteht, und 1632 in dem deutschen Schauspiel „die blutige Hochzeit der schönen Parthenia“.

Die schwesterlichen Nymphen Pomeris, Megalinnis und Prussilla (Pommern, Mecklenburg und Preußen) sind bereits gefangen, geschändet, eben so die ihnen dienenden Nymphen (die Städte und Festungen). Nur die schöne Parthenia (Magdeburg) wiedersteht noch unter Leitung ihres klugen Vormunds Falcomontius (Falkenberg) dem um sie werbenden alten Contilius (Tilly). Aber auch sie unterliegt der Gewalt und muß sich von dem Alten schänden lassen. Deß freut sich der arglistige *Jolola* (*Loyola*, der *personificirte Jesuitismus*). Jämmerliche Klage erheben im Chor die geschändeten Jungfrauen, die Noth ist am größten, da erscheint Agathander, der Held (Gustav Adolf), schmettert den alten Contill und die Seinen nieder und befreit alle Leidenden.

Die Verse sind überaus hart und roh, keine kunstreichen Alexandriner, sondern noch Knittelverse. Auch gegen die Auffassung ließe sich viel ein-

wenden, aber das Ganze ist ein wahrer Ausdruck der Zeitstimmung. Diese Arbeiten Anhorns scheinen beliebt gewesen zu seyn, denn der berühmte Geschichtschreiber Pommerns, Mikrälius, schrieb noch eine schwache Fortsetzung „vom siegreichen Helden Agathander" 1633, wie er die Sebasta, jüngste Tochter der Teutonia, d. h. die Evangelischen auch im südlichen Deutschland befreit.

Laurenburg († 1659), ein Mecklenburger, schrieb zwei Comödien vom Raube der Orithyia und von der Bedrängung des Phineus durch die Harpyen (1635), nicht ohne Beziehung auf die schreckliche Zeit des 30jährigen Krieges. Unter Orithyiä ist Deutschland, unter ihrem Entführer Aquilo Gustav Adolph zu verstehen, aber unter dem hungernden Phineus wiederum Deutschland und unter den Harpyen die darin übel hausenden Armeen.

Grefflingers (Celadon's von der Donau) „der Deutschen 30jähriger Krieg" (1657) erzählt in Alexandrinern den ganzen Verlauf des Kriegs so nüchtern wie in Prosa. Auf dem Titelkupfer reitet eine Furie über die niedergestreckte Germania hinweg. Der Dichter ruft in jedem Buch die Muse Calliope an. Er hält sich auf der protestantischen Seite und vergleicht den sterbenden Gustav Adolph mit einem Pelikan, dessen Blut die Jungen genährt, die Feinde des Kaisers gemehrt habe. Am Schluß fällt ihm auf, daß ein Pfalzgraf in Prag den Krieg begonnen und wieder ein Pfalzgraf in Prag ihn geendet habe. Aber kleine Metaphern und Antithesen dieser Art unterbrechen nur selten die trockene Erzählung. — Celadon schrieb noch schwache Epigramme (Rosen und Dörner, Hülsen und Körner), geistliche Lieder, ein Leben Davids, eine Beschreibung der türkischen Kaiser und der Könige aus dem Hause Stuart, ein geistloser Vielschreiber.

Freinsheims teutscher Tugendspiegel, gedruckt in Folio zu Straßburg 1639, enthält in harten Alexandrinern ein bewunderndes Lob des Herzog Bernhard von Weimar und seiner damaligen Schlachten. Dabei wird zurückerinnert an den großen Sachsenhelden Wittekind. Uebel angebrachter Patriotismus ohne irgend ein Verständniß der bernhardinisch-französischen Politik. —

In der 1645 anonym erschienenen „Japeta" wird allegorisch die große Politik der Zeit erörtert.

Japeta d. i. die Jungfrau Europa hat den begehrlichen Spanier zum Freier, den aber der wachsame Franzose an Ausführung seiner Pläne hindert, während der deutsche Michel (hier Adelmann genannt), anstatt sich selbst geltend zu machen, nur den andern dient.

In dem „friedewünschenden Deutschland" Rists von 1647 wird das „alamodische Deutschland" noch bitterer getadelt.

Arminius, Ariovist, Civilis und Wittekind, die vier alten deutschen Helden treten auf, hören, wie entartet die Deutschen seyen und wenden sich entrüstet ab. Darauf erblicken wir Deutschland als ein üppiges Weib, wie sie von vier ausländischen Courtisanen verführt wird und sich eckelhaft in französischen und spanischen Weinen berauscht. In diesem Taumel jagt sie ihre treue Dienerin, den Frieden, fort. Nun aber kommt Mars, der Kriegsgott, feuert die vier Courtisane an, die Trunkne und Ohnmächtige zu berauben und mißhandelt sie aufs schrecklichste, um ihr durch Qualen das Geständniß abzupressen, wo sie noch verborgene Schätze habe. Herr Sausewind, ein lüderlicher Student, welcher Soldat geworden, tritt nur in einem lustigen Zwischenspiel auf. Das zertretene, zerlumpte, an vielen Wunden blutende Deutschland ist zur elenden Bettlerin herabgesunken und bekennt ihre Sünden in tiefster Zerknirschung, da erbarmt sich ihrer Gott und die Hoffnung wirft ihr vom Himmel einen Mantel herab, um ihre Blöße zu decken.

Daran reiht sich noch ein friedejauchzendes Deutschland, ein Perseus (1634) und ein Wallenstein (1647), welch letzterer verloren ist. Vgl. Moller, Cimbr. lit. 546. — In der Dianea des Dietrich von Werder (1644) sind berühmte Personen des 30jährigen Krieges unter Schäfernamen versteckt. — Johann Angelius von Werdenberg schrieb 1641 eine Germania supplex in lat. Hexametern, worin er Kaiser Ferdinand III. dringend anflehte, bald Frieden zu machen.

Charakteristisch für die Zeit ist ein Huldigungsgedicht für den Herzog Friedrich Wilhelm von Coburg, 1642 mitten im 30jährigen Kriege verfaßt vom Pfarrer Seifried, worin es heißt:

Wir leben jetzt im Bettlerorden
Und sind fast alle Barfüßer worden,
Unsre Kleidung ist Lappen Art,
Die Nahrung gering, die Armuth hart,
Wie man sieht an unseren Leibern,
An Kindern und ehlichen Weibern.

2.

Das Hereinragen der Hölle in die deutsche Dichtung.

Es war kein Zufall, daß seit dem 15. Jahrhundert der vorher viel mehr versteckte Teufel bald hier, bald da und endlich überall zum Vorschein kam. Die heilige Lampe brannte trüb im Hause Gottes, und die Dämmerung begünstigte das Hereinragen jenes Wesens aus der tiefsten Finsterniß. Natürlicherweise war es nur eine Kinderfurcht, eine Vorspiegelung der Angst, wie sie der böse Knabe empfindet, wenn er sich im Dunkeln allein gelassen sieht von der erzürnten Mutter. Das ganze Hexenwesen war natürlicherweise nur ein böser Traum, wie viel tausend Menschenleben es auch kostete. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts bewährte natürlicherweise ihren Gegenzauber und heilte die besessene Menschheit ganz einfach dadurch, daß sie nicht mehr an den Teufel glaubte. Aber der Teufel ist, wie man zu sagen pflegt, ein Schelm. Er geht, wenn er mißfällt, und kommt in gefälligerer Gestalt wieder. Faust entsetzte sich an dem nilpferdartigen Ungeheuer, hieß es aber nur in etwas eleganterem Costüm wiederkommen. Hat es die aufgeklärte Menschheit anders gemacht als Faust?

Wir kommen mit der bequemen Art, wie man heute bei Nennung des Teufels lächelt, nicht über die geschichtliche Thatsache hinüber, daß er vom 16. bis 18. Jahrhundert die Phantasie der Menschen beherrscht hat. Sei es auch nur die Phantasie gewesen, warum konnte sie sich von seinem entsetzlichen Bilde nicht losreißen? Ich glaube, es läßt sich nur auf eine Art erklären. Die Gottentfrembung war noch neu; das Band, das die Kirche um die Seelen geschlungen, war zu innig, als daß sein plötzliches Abreißen nicht mächtige Störungen in der Seele hätte herbeiführen müssen. War es Scheu, war es Trotz, war es Angst, war es Muthwille — da wo Gottes Bild erloschen, rief die Seele mit einer Art von Nothwendigkeit sich jenes Gegenbild hervor. Die Möglichkeit, dem Bösen anheimzufallen, stellte sich plötzlich in gräßlicher Nähe denen vor Augen, die bisher im Mutterschooß der Kirche sicher geschlummert hatten. Kaum hatte Luther die schöne Maria und alle Heiligen aus der Kirche hinausgetrieben, so spie ihm die Hölle alle ihre Mißgestalten entgegen, daß er Teufel

sah auf allen Dächern, daß er auf der Wartburg das Dintenfaß nach ihnen warf, und er ein zweijähriges Kind in die Mulde zu werfen befahl, weil er es für ein Teufelskind hielt. Luthers Werke, Halle 1743. XXII. 1171.

Schon vor Luther hatte sich in der schuldbeladenen katholischen Welt das böse Gewissen in einer neuen, nie vorher so arg grassirenden Teufelsangst geregt und zu Verfolgung der Hexen angetrieben. In der Leidenschaft derer, welche die alte Kirche zerstörten, lag auch etwas von bösem Gewissen. In dem gallenbittern Hasse beider Parteien nistete sich immer behaglicher das böse Princip ein und beide wetteiferten im Herumschlagen mit Teufelsgespenstern und in immer gräßlicheren, immer zahlreicheren Hexenprozessen.

Der reichen poetischen Flora, die auf dem Grunde des Glaubens gedieh, wie wir sie im dritten Buche kennen gelernt haben, trat daher am Ausgang des Mittelalters und im Reformationszeitalter eine vom Teufel besessene Dichtung entgegen. Die alte Gottesminne verwandelte sich in Teufelsminne, denn die in ihrem Glauben gestörte und geirrte Welt wurde nicht bloß von einer entsetzlichen Furcht vor dem Teufel angesteckt, sondern entbrannte auch im wahnsinnigen Gelüste, mit des Teufels Hülfe alle Arten irdischen Glücks zu gewinnen.

Die uralten, noch im Volke lebenden Erinnerungen aus dem deutschen Heidenthum mischten sich in dieses Teufels- und Zauberwesen ein, aber in entsetzlicher Verzerrung. Von der Milde und Klarheit, von der Herzensgüte und Gemüthlichkeit der Riesen- und Elbenmärchen blieb keine Spur mehr übrig. Alles verfinsterte und verbitterte sich zur Teufelei. Dazu gesellte sich der ganze, durch die Humanisten wieder aufgewärmte, Aberglaube der späteren Römerzeit und der gelehrten Muhamedaner, deren magische Künste von Spanien und Süditalien aus in unsere Universitätsgelehrsamkeit eindrangen.

Die Literarhistoriker haben bisher versäumt, die betreffenden Dichtungen in ein Gesammtbild unter dem richtigen Gesichtspunkt zusammenzufassen, als poetische Spiegelung des vom Dämon besessenen Zeitalters überhaupt. Sie bilden eine Masse, die nothwendig zusammengehört. Der in ihnen ausgeprägte Geist übte zwei Jahrhunderte hindurch den größten Einfluß im gesammten Volke. Auch ist, der rohen Form ungeachtet, mehr

Poesie in ihnen, als in den Ausläufern des Meistergesangs und den Anfängen der Renaissance, zwischen welchen sie in Verbindung mit den Schwänken die Mitte einnehmen. Zwischen ihnen und den Schwänken besteht eine eigenthümliche Wahlverwandtschaft. Beide sind aus dem Zerfall des Glaubens hervorgegangen, der Spottgeist wie die Teufelsangst und Teufelssucht. Auch greifen sie in einander über.

In kunstgerechten Dichtungen oder auch nur in zusammenhängender romanhafter Erzählung wie in dem Buche von Faust und einigen andern berühmten Zauberern ist nur wenig aufgezeichnet worden, desto mehr in Sammlungen, die den Stoff nur roh zusammenhäufen, in der zahlreichen Literatur über die Hexerei, und in fast allen Chroniken, Relationen der Tagesgeschichte und Ortsbeschreibungen der Zeit. Die alten Drucke des 16. und 17. Jahrhunderts wimmeln davon. Ueberall streckt der Teufel die Hörner heraus oder spucken Gespenster und macht sich der gröbste Aberglauben breit. Die Buchhändler speculirten damals auf die Teufelsfurcht und Teufelssucht und überschwemmten den Büchermarkt mit Dämonologie, magischen, sympathetischen, alchymistischen Lehrbüchern und Höllenzwängen. Ich hebe hier nur einige der vorzüglicheren Werke hervor, aus denen man sich über den Teufelsglauben jener Zeit am besten belehrt: Sprengers malleus maleficarum (Hexenhammer) von 1489, Bodini daemonomania, Francisci höllischer Protheus, Goldschmidt Höll. Morpheus, Prätorii Weihnachtsfrazzen und Bloxberg, Wierus, de praestigiis, Tharsanders Schauplatz ungereimter Meinungen, die gestriegelte Rockenphilosophie (Chemnitz 1701), Breuner Curiositäten, Männling cur. Albertäten, Godelmann de magis, Teufel- und Hexenhistorien (1693).

Unter den neueren Werken über diesen Gegenstand ist weitaus das reichste Görres, Geschichte der Mystik, welche zugleich am tiefsten in den dämonischen Charakter der Zeit eindringt. Soldans Geschichte der Hexenprozesse ist, obgleich zu rationalistisch in der Erklärung, doch sehr brauchbar wegen der mitgetheilten Thatsachen. Zudem noch Horsts Zauberbibliothek und Dämonologia.

Das Hexenwesen, wie es hauptsächlich erst nach der Reformation in beiden getrennten Kirchen überhand nahm, zeigt uns die tiefste Entartung jener Zeit, die Umkehrung der alten Gottesfurcht in Teufelsfurcht, ja selbst des Vertrauens zu Gott in Vertrauen zum Teufel. Zugleich

erscheint die Verfolgung der alten (und jungen) Weiber in den Hexenprozessen als das Gegenbild der früheren Minne und Frauenehre, die Angst vor den alten Weibern das Gegenbild des altdeutschen Heldenthums. Grundzug des Hexenglaubens ist die Furcht der Männer vor den Weibern und Haß der Männer gegen die Weiber, sofern die letzteren nicht nur dem Teufel gewähren und dadurch den Männern entziehen, was sonst den Männern gebührte, sondern auch mit Hülfe des Teufels stärker als die Männer werden und die Männer jeden Uebermuth fühlen lassen. Nach psychologischen Gesetzen steigert sich die Furcht, wie der Zorn, in rascher Progression. Nur daraus erklärt sich, wie es möglich war, daß man am Ende die ganze Welt voll Hexen sah und dem Teufel eine Macht zuschrieb, vor welcher die göttliche kaum mehr Platz fand. Nicht das geringste Uebel oder Unangenehme konnte im gemeinen Leben sich ereignen, man sah den Teufel dahinter. Kein Wetter, das nicht die Hexen gemacht hätten; keine Krankheit an Menschen oder Vieh, die nicht aus Behexung entstanden wäre; kein Mißwachs, kein Ungeziefer, das nicht Hexen erzeugt hätten; aber auch kein Glück, kein Talent, keine Wissenschaft, die nicht Gabe des Teufels gewesen wäre! Wie bei einer Sonnenfinsterniß der schwarze Schatten allmählig die ganze goldglänzende Scheibe bedeckt, so umnachtete der Hexenglauben die abendländische Christenheit.

Neben der Angst vor dem Teufel auf der einen Seite hatte sich in der rohen Zeit auch ein freches Gelüsten nach dem Bündniß mit dem Teufel und nach dem daraus zu erwartenden Gewinn offenbart, bei Weibern wie bei Männern. Wenn wirklich Adepten die ernstlichsten Versuche anstellten, Gold oder den Stein der Weisen zu machen, wenn wirklich Astrologen und Magier die Sterngeister zu bannen hofften, wenn wirklich selbst gelehrte Männer, wie Agrippa von Nettesheim &c., Zauberbücher studirten und den Teufel zu citiren sich alle Mühe gaben, wenn im gemeinen Volke Jäger nach Freikugeln, Soldaten nach magischen Mitteln, um sich fest zu machen, Spieler nach untrüglichen Mitteln zu gewinnen, Freudenmädchen nach Liebeszaubermitteln trachteten, wie hätte es nicht auch Weiber geben sollen, die sich nach der Hexen Weise mit dem Teufel einzulassen wirklich Lust bezeugten.

Zum poetischen Teufelscult gehörte zunächst die Nacktheit. Im Norden, wo alles sich gegen das Clima verhüllt und auch viel größere

Sittenstrenge herrscht, war die Nacktheit immer etwas, woran sich dämonische Schauer knüpften.

Daher der Glaube, man solle sich nie beim Licht nackt auskleiden, weil dann der Böse um den Weg sey; oder wenn man um Mitternacht zwischen zwei Lichtern nackt in den Spiegel sehe, sehe man hinter sich den Teufel. Sehr merkwürdig ist, was Pröhle in s. Harzsagen V. 124 berichtet. Zwei Weiber waren bei großer Sommerhitze in einer abgelegenen Gegend ins Gras gegangen und hatten sich hier, um weniger von der Gluth des Tages zu leiden, bei ihrer Arbeit ganz ausgekleidet. Da war alsbald Geisterspuck um sie und sie hörten die wilde Jagd in der Luft vorüberziehen.

Eine Menge Zauberei kann man nur bewirken, wenn man dabei nackt ist. So müssen die Mädchen, die in der Andreasnacht ihren Freier sehen wollen, nackt seyn. Eben so die Hexen, ehe sie durch die Luft fortfliegen können.

Der zauberische Bilsenschnitt, durch den man sich fremdes Getreide aneignet, kann man nur nackt vornehmen, indem man eine Sichel an den Fuß bindet. Bei großer Dürre zaubert man Regen herbei durch ein Mädchen, welches nackt Bilsenkraut an den kleinen Finger der rechten Hand und an die kleine Zehe des rechten Fußes bindet, oder ganz in Blumen und Gras eingehüllt und ins Wasser geworfen wird. Vgl. Grimm, D. Myth. 560 f.

Die Hexe kleidet sich, wenn sie zum Sabbath fahren will, nackt aus, reibt sich am ganzen Leibe mit einer Salbe ein, spricht dann einen kurzen Zauberspruch, nimmt den ersten besten Besen, Spinnrocken 2c. zwischen die Beine und reitet durch den Schornstein in alle Lüfte.

Die Salbe wird bereitet aus dem Fett neugeborner Kinder, die zu diesem Behuf von bösen Hebammen geschlachtet werden. Prätorius, Blorberg S. 301. Bodinus II. 4.

Ferner gehört zur Hexensalbe das Wasser der Kröte, Saldan S. 225, oder der Koth der mit geweihten Hostien gefütterten Kröte, das. 206, zuweilen auch mit dem des Raben vermischt. Der Saft von sieben Kräutern, wahrscheinlich unter planetarischem Einfluß, Görres Mystik III. 597.

In den zahlreichen Hexenprozessen des Elsaßes wiederholt sich das Reiten der Hexen auf Wölfen, gewiß ein sehr alterthümlicher Zug. Alsatia 1856 S. 302. In vielen Sagen fährt ein Neugieriger der Hexe, die er belauscht hat, nach, ruft aber in der Angst den Namen Gottes an; dadurch ist der Zauber gelöst und er fällt aus der Luft herunter in ein fremdes Land.

So blieb einer auf einem wilden Gebirge sitzen, ein anderer, der seiner Frau nachgefahren war, fiel in einen Sumpf. Prätorius, Blorberg S. 205. 259. Vgl. Horst, Dämonomanie II. 211 f. Ein Bauer, den sein Weib gesalbt, ritt auf einem Kalb von Urach nach Prag, eine Botschaft für den Grafen von Württemberg zu holen. Als er aber auf dem Rückweg in einem Sprung über das Uracher Thal kam und ausrief „so einen Sprung hab ich noch nie gesehen," verschwand das Kalb. Sage in dem altd. Gedicht „die Mörin". Ein Mädchen aus Bergamo wollte ihrer Mutter nachfolgen, rief aber unterwegs den Namen Jesu aus und wurde im Venetianischen nackt auf der Erde gefunden. Schotti phys. cur. 95.

Die Hexen versammelten sich in der Regel auf Bergen, zuweilen auch in Ebenen unter einem alten berüchtigten Baume, unter dem Galgen und auf Richtplätzen. Das erstere ist noch echt heidnisch, das letztere scheint schon christlich, indem man für die Hexen alles Ekelhafte, also auch die häßlichsten Versammlungsstätten aussuchte. Der berühmteste aller Hexenberge ist unser deutscher Blorberg oder Brocken.

Kein Hexensabbath ohne eine gemeinschaftliche Mahlzeit der Hexen und Zauberer am Tisch des Teufels. Bemerkenswerth dabei ist die überall im Hexenwesen vorkommende Umkehr des Guten ins Schlechte. Die Hexen essen nichts als die ekelhaftesten Speisen, die für sie aber Delikatessen sind. Nach Görres, Mystik IV. 2. 216 war Menschenfleisch von Leichen zu essen der Gipfel des Genusses für die Hexen. Die Hexenmahlzeit ist nur Schein. Wenn die Hexen heimkehren, haben sie nichts gegessen und hungern. Salz darf nicht auf den Tisch kommen, wenn man nur den Namen des Salzes nennt, verschwindet der ganze Spuck. Denn das Salz ist heilig. Sehr merkwürdig ist folgender Gebrauch. Am Schlusse jedes Hexensabbaths ruft der Teufel mit Donnerstimme: rächt euch, oder ihr müßt sterben! Godelmann, von Zauberern S. 196. Das ist die Rache, die Lucifer in ohnmächtiger Wuth zu nehmen lechzt, oder die Rache der von ihren Altären gestürzten Heidengötter.

Wenn auch der Hexensabbath ursprünglich aus einem unschuldigen heidnischen Frühlingsfest hervorgegangen seyn mag, so ist er doch ohne allen Zweifel im christlichen Volksglauben zu einer Jubelfeier der Hölle und zu einer absichtlichen Antithese gegen das Christenthum ausgebildet worden. Man bemerkt, daß dem Teufel auf dem Blorberg alle die Ehre und Anbetung zu Theil wird, die anderwärts Christo gebührt, daß seine

Selbstverbrennung eine Nachahmung des Opfertodes Jesu seyn soll, und daß auch eine Menge andrer Ceremonien des Hexensabbaths nur eine Parodie des christlichen Cultus sind.

Die Selbstverbrennung des Bocks und die Vertheilung der Asche, so wie der silbernen Laus entspringt dem Abendmahl. Statt des Bockes erscheint nach Bodinus I. 1. zuweilen ein schwarzer Mann von dreißig Jahren, welcher angebetet wird. Das ist, um den Heiland von gleichem Alter zu verhöhnen. Dem Teufel wird eine förmliche Messe celebrirt, Calmeil, Wahnsinn, von Leubuscher S. 148. Während dieser Messe streckt man die Zunge aus, entblößt sich unanständig, geht rückwärts zum Altar und macht alles verkehrt und zum Hohn. Görres, Mystik IV. 2. 293. Eine schwarze Hostie wird erhoben, wie in der katholischen Kirche die weiße. Görres IV. 2. 284. Dem Abendmahl geht auch eine Beichte vorher. Wie der Christ das Böse, was er gethan und gedacht, reuig beichtet, so beichten die Hexen dem Teufel dasselbe, aber nicht reuig, sondern mit Stolz, zu ihrem und des Teufels Ruhm, und er feuert sie dabei zu neuen Uebelthaten an und straft die trägen, die nicht genug Schaden gestiftet. Jedermann kennt die Unterredung der Hexen in Shakspeares Macbeth, wo sie einander selbst erzählen, was sie alles Böses gethan haben. Görres a. a. O. Delrio p. 173. Bodinus II. 4. — Als Weihwasser dient der Urin des Bocks, mit dem alle Hexen besprengt werden. De Lancre S. 457. — Auch eine Hexentaufe wird vorgenommen, jede Hexe bekommt auf dem ersten Sabbath, dem sie anwohnt, einen neuen Namen; zum Taufwasser dient schmutziges Wasser aus Pfützen und Wagengeleisen (Pferdehufspuren?). Prätorius, Bloxberg S. 406.

Abgesehen von diesen teuflischen Nachäffungen des christlichen Cultus wird dieser letztere auch direkt entweiht. Die Hexen stehlen echte Hostien aus Kirchen, um sie auf dem Hexensabbath zu verbrennen. Einem Hexenmeister, der eine solche verbrennen wollte, schlug sie ein Blitz aus der Hand. Görres a. a. O. 291. Zu scheußlichster Verhöhnung dient eine große Hostie. Das. 290.

Anna Vögtly, eine Zauberin, sammelte in der Schlucht von Pfeffers um Mitternacht Zauberkräuter und mußte sich dazu einer magischen Kerze bedienen. Um den Zauber noch kräftiger zu machen, brauchte sie eine Hostie und raubte dieselbe. Allein nun umgaben sie in der Wildniß des Gebirgs eine solche Menge von höhnenden Teufelsfratzen, daß sie aus Angst die Hostie wegwarf in die Dornen. Sogleich blühte aus den Dornen eine silberne hellleuchtende Rose als Monstranz um die Hostie; Hirten fanden sie und man baute darüber die Kapelle von Ettiswyl. Gedicht von Justinus Kerner.

Wie das gute reine Wasser in Quellen oder im Thau und Regen

oder durch Weihungen geschickt war, Heil und Segen zu bringen, so umgekehrt bewirkte man durch unreines Wasser auf magische Weise Schaden. Sehr oft kehrt daher die Vorstellung wieder, daß Hexen ihr Wasser lassen und durch Umherspritzen desselben Regen und Ungewitter bewirken.

Nach Bodin, daemonomania II. 7, deutsch von Fischart S. 139 wurde eine Hexe nicht zu einer Hochzeit in einem Dorfe bei Constanz eingeladen, rächte sich aber, indem sie in eine Grube pißte und dann das Wasser mit Zauberworten über das Dorf spritzte, worauf es von Hagel überschüttet wurde. Bei Trier machte ein junges unschuldiges Mädchen durch Umrühren und Umherspritzen des eignen Wassers böses Wetter s. Delrio, disqu. mag. II. quaest. 10. Philo, magiologia S. 184. 688. Horst, Dämonomagie II. 76. 88. 246.

Zuweilen fahren die Hexen selber mit im Ungewitter, welches sie machen.

Ein Jäger schoß in die schwärzeste Stelle einer Gewitterwolke und sogleich fiel ein nacktes Weib herunter, welches die Hexe war, die das ganze Gewitter erregt hatte. Mone, Anzeiger IV. 309.

Eigenthümlich ist die Vorstellung, daß eine Hexe im Elsaß, indem sie durch ein ihr vom Teufel geschenktes Horn geblasen, das ganze Land mit Nebel erfüllt habe. Alsatia 1856 S. 312.

Schon 2. Mos. 9, 8 ist erzählt, wie in Aegypten die Pestblattern entstanden seyen durch Ruß, den man zauberisch in die Luft geworfen. Dieser Rußzauber wiederholt sich auch noch spät im Hexenglauben und zwar in Verbindung mit dem Hagelschaden. Die Hexen streuen Ruß und Urin zugleich aus, um den Feldern zu schaden. Horst, Dämonomanie II. 248. Ist vielleicht das rußartige Mutterkorn, der Mehlthau und sind die Blattern erkrankter Pflanzen hier als Wirkungen gemeint? — Mit dem Teufel zeugen die Hexen im Sabbath alles Ungeziefer. Auch Mäuse können sie in Unzahl hervorzaubern. Am häufigsten wird ihnen in den Prozessen vorgeworfen, die Milch aus fremden Ställen, Butter und Vorräthe aller Art aus fremden Häusern durch Zauber abgeführt, ja den Menschen selbst das Herz aus dem Leibe heraus- und dagegen den Nachbarn, Kindern, dem Vieh Krankheiten oder schädliche Dinge in den Leib hineingezaubert zu haben.

Die Hexe wirkt schädlich, ja tödtlich durch den bloßen Blick, das s. g. böse Auge, so wie durch ihren giftigen Hauch und durch ihren Gruß, insbesondere durch ihr Lob. Daher man eine Menge Mittel kannte,

ihre Einwirkung unschädlich zu machen, das antike Zeichen der Feige (Daumen durch die Faust stecken), fromme Sprüche ꝛc. Ueber das rothe Auge der Hexen s. Mone, Anzeiger 1837 S. 360. Man sah in jedem rothen Auge eines alten Weibes, herrührend vom Stubenrauch, angestrengtem Spinnen ꝛc. eine Hexe.

Vom Gift der Hexen steht die gräßlichste Sage in Philos magiologia p. 721.

Eine Hexe blies noch auf dem Scheiterhaufen den Henker an, daß er den Aussatz bekam. Eine andere wurde verbrannt, da kam aus ihrer Asche eine Kröte hervor und bespritzte den Henker mit Gift, der dadurch siech wurde.

Durch das ganze Hexenwesen geht die Vorstellung einer fleischlichen Vermischung mit dem Teufel. Wie die christlichen Nonnen geistigerweise als Bräute Christi gedacht werden, so die Hexen als Bräute des Teufels, fleischlicherweise. Einer reinen Jungfrau vermag Satan und die ganze Macht der Hölle nichts anzuhaben, deshalb ist die erste Bedingung einer Hexe Entweihung ihrer Jungfräulichkeit. Es liegt darin nicht blos die absichtliche Umkehr des Christenthums in sein teuflisches Gegenbild, sondern zugleich auch die tiefste Entartung der sagenbildenden deutschen Volkseinbildungskraft, die von der zartesten Keuschheit und naivsten Unschuld ausgehend bis zu dieser bewußten Unzucht herabsank.

Auf dem Hexensabbath hält der Teufel oder Bock, der daselbst angebetet wird, nachdem ihm alle anwesenden Hexen den Hintern geküßt, mit ihnen zu, was als eine Einweihungsceremonie betrachtet worden zu seyn scheint. Außerdem überlassen sich die Hexen nach dem Tanze beim Sabbath mit den anwesenden Teufeln und Hexenmeistern ohne Scham jeder Unzucht. Endlich werden sie daheim vom Teufel buhlerisch besucht. Er kommt als Junker, Jäger, oft auch in Thiergestalt und ist stets unrein. Pater Abraham, Judas II. 171. Magica, Eisleben 1597 S. 63. Einmal wagte sich ein Teufel als schöner Jüngling gekleidet zu einer reinen Jungfrau, kam aber hier nicht an und wurde durch geistliche Mittel vertrieben. Da verbrannte er, ehe er abfuhr, das ganze Bett durch einen furchtbaren Bauchwind. Francisci, höll. Proteus S. 841.

Eine der scheußlichsten Vorstellungen des Hexenglaubens war, daß der Teufel als Weib erst Männer verführe, um dann den empfangenen Samen als Mann wieder zu brauchen, weshalb sich die Hexen über seine Kälte beschweren. Bodini daemonomania S. 130. Prätorius, Bloxberg S. 339. — Der weibliche Teufel heißt Succubus, der männliche Incubus.

Der Succubus dient als Maitresse bei ausgelernten Zauberern oder Hexenmeistern. So hielt sich ein gottloser Priester vierzig Jahre lang eine teuflische Maitresse unter dem Namen Hermione, die aber Niemand sah als er. Bodini daemonomonia II. 7. — Oefter noch verführt der Succubus arglose Männer, die ihn nicht kennen. So ließ sich ein Ritter von einem wunderschönen Mädchen verführen, welches sich ihm gleich nach der Umarmung in der wahren Teufelsgestalt zeigte, so daß er vor Schrecken starb. Prätorius, Bloxberg S. 349. Wohl Erinnerungen an heidnische Elben- und Nixensagen.

Zuweilen erfahren lüderliche Jünglinge gerechte Strafe dadurch, daß der Teufel selbst sich in ihre Buhlerinnen verstellt.

Ein Soldat glaubte mit einer hübschen Dirne zu thun zu haben und erwachte beim Aas eines Esels. Prätorius, Weltbesch. I. 188. Ein Offizier in Lion, la Jaquiere, erfuhr etwas Aehnliches und lag morgens bei einem todten Pferde. Happel, rel. cur. III. 537. Einem Pagen in Wien, der ein schönes Mädchen zu verführen trachtete, erschien der Teufel in dessen Gestalt und sog ihn dermaßen aus, daß er impotent wurde. Francisci, höll. Proteus S. 856. — Zu Rotenburg an der Tauber erschien ein vornehmer Mann mit zwei Gesellen und warb um eine schöne Bürgerstochter, aber der Vater mißtraute und beim Namen Gottes entflohen die bösen Geister und ließen die Leichen dreier Gehenkten vom Galgen zurück, Magica, Eisleben 1597 S. 60. Ein Teufel kam zu einem Mädchen in Gestalt ihres Geliebten und verführte sie; nachher fand sie ihren wahren Geliebten, der nichts davon wußte, und war gräßlich enttäuscht. Caesar. Heisterb. X. 3. Schotti, phys. cur. 309.

Schauerlich ist die Teufelssage von Freiberg in Sachsen.

Hier wandte sich ein Jüngling an einen Schwarzkünstler, damit er ihm helfe, eine Jungfrau zur Gegenliebe zu bewegen. Der Jüngling mußte in einen Zauberkreis treten, den er aufs strengste einhalten sollte. Dann zauberte ihm der Schwarzkünstler die Jungfrau vor; als aber der Jüngling, alles vergessend, über den Zauberkreis hinaus ihr die Arme entgegenstreckte, verwandelten sich die reizenden und zärtlichen Züge der Jungfrau plötzlich in ein gräßliches Teufelsgesicht und der Teufel, der durch des Schwarzkünstlers Beschwörungen wider Willen gezwungen worden war, der Jungfrau Gestalt anzunehmen, rächte sich jetzt, indem er den Jüngling vollends aus dem Kreise herausriß und an der Wand zerschmetterte. Müller, annales Freiburg. S. 19. Happel, rel. cur. V. 213.

Eine der wunderlichsten Teufelsgeschichten steht in Haupts Aehrenlese V. 187.

Zu Pyrmont war ein blinder Teufelsbanner Namens Simon, der konnte alle Teufel austreiben. Da kam eine schöne Dirne zu ihm, der er ebenfalls den Teufel austrieb, die ihn aber, obgleich er sie nicht sehen konnte, so bezauberte, daß er sie heirathete. Darauf führte sie ihn unter das Dach, stürzte ihn von oben todt herab, schlachtete ihn und machte sich einen Braten von ihm, dessen Geruch die Menschen herbeizog und zur Entdeckung des Verbrechens führte.

Die Jungfrau zu Erfurt.

Ein Student zu Erfurt war sterblich verliebt in eine schöne Jungfrau und wandte sich zuletzt an den Teufel, der ihm versprach, ihm die Jungfrau bei Nacht in die Kammer zu bringen, doch sollte er sie bei Leibe nicht berühren. Als sie aber kam, riß ihn die Liebe hin, er schloß sie in seine Arme und sie fiel todt nieder. Der Teufel brachte sie zwar wieder heim und hauchte ihr ein Scheinleben ein, so daß sie, nur todtenbleich, alle häuslichen Geschäfte wie bisher verrichtete. Als es aber den Eltern verdächtig vorkam und man die Geistlichkeit hinter sie schickte, entwich der Teufel aus ihr und sie sank zusammen, ein stinkender Leichnam. Luthers Tischreden, Jena 1591 S. 112.

Die Hexe von Bernek.

Zu Berneck bei Altensteig verliebte sich eine Hexe in einen jungen, aber schon verheiratheten Mann, zauberte sofort dessen junge Gattin weit hinweg nach Welschland, nahm selber ihre Gestalt an und lebte zwei Jahre lang unerkannt als die rechtmäßige Gattin im Hause, bekam auch ein Kind. Nach zwei Jahren aber gelang es der wahren Frau, heimzukehren, und kaum erblickte sie der Mann, als er ausrief: ich habe zwei Frauen! In dem nämlichen Augenblick aber verschwand die falsche Frau mit ihrem Kinde für immer. Mone, Anzeiger 1838 S. 366.

Merkwürdig ist eine Hexensage in Wagenfelds bremischen Volkssagen II. 5.

Eine Magd besaß die Gabe, während ihr Leib schlief, als Biene aus ihm herauszufliegen. So war sie einmal ausgeflogen, als ihr Liebhaber, ein zärtlicher Schneidergeselle, sich zu ihr schlich und die scheinbar Schlafende durch Küsse zu erwecken bemüht war. Da kam die Biene und wollte hastig in den Mund der Schläferin fliegen, aber der tapfere und behende Schneider wehrte ihr ab, damit seine Schöne nicht verletzt werde. Nach einem langen, sehr ergötzlichen Kampf gelang es der Biene, eine Pause zu benützen und in den Mund der Schlafenden zu fliegen. Da schlug diese die Augen auf und that einen lauten Schrei. Der Schneider aber erkannte, daß sie eine Hexe sey, ging fort und kam nie wieder. — Auch in Hummelgestalt fliegt eine Seele aus dem Leibe. Heer, Glaris 318.

Viele Sagen melden auch von Teufelskindern. Am berühmtesten sind desfalls die ursprünglich nicht deutschen Sagen von Merlin und Robert dem Teufel. Ich gebe hier einige deutsche.

Ein Betrunkener flucht seinem schwachen Weibe, sie solle den Teufel im Leibe haben; da gebärt sie einen kleinen Teufel, der dem Vater den Hals umdreht. Neuentdeckte Narrenwelt II. 119. Ein Anderer kommt vom Maskenball in einer Teufelsmaske und sagt scherzend zu seiner Frau, nun will ich dir einen kleinen Teufel machen. Sie bringt darauf einen bösen und gottlosen Buben zur Welt, Prätorius, Weltbeschreibung II. 109. Happel, rel. cur. IV. 303.

Am gemeinsten sind die Sagen von Spielern, Geizhälsen, frechen Burschen und Dirnen, Sonntagsschändern, bösen Richtern und geldgierigen Advokaten, gottlosen Pfaffen, unbarmherzigen Landsknechten rc., die der Teufel in der Fülle ihrer Sünden holt. Ich hebe nur die merkwürdigsten hervor. — Ein sehr altes Motiv liegt in der Sage vom Langenstein, einem großen Porphyrfelsen bei Mainz.

Mit diesem Felsen deckte der Teufel zum Hohn einen Schatz zu, den eben ein Wucherer begraben hatte, so daß er ihn nun nicht mehr ausgraben konnte und sich erhing. Lange nachher zeigte der Teufel einmal einem jungen Mann den Schatz und schenkte ihm denselben, wofür er eine Todsünde begehen solle, entweder Rausch, Ehebruch oder Mord. Der Jüngling meinte, ein Rausch sey doch sehr unschuldig, betrank sich, verführte ein Weib und ermordete ihren Mann. Schreiber, Sagen II. 28.

Sehr eigenthümlich ist die Teufelssage von der Windmühle bei Greifswald.

An die Flügel derselben band der Teufel einmal einen Armenpfleger an, der die Armen betrogen hatte; seitdem geht diese Mühle allezeit gegen den Wind. Zeiler, itin. Germ. p. 376. Männling, Curiositäten S. 80.

Die Teufelssage von Neurode in Schlesien.

Hier lud einmal ein Edelmann im Jahre 1540 seine Nachbarn zu einem Schmause ein. Als sie nicht kamen, erzürnte er sich so, daß er statt ihrer alle Teufel aus der Hölle einlud. Siehe, da wimmelte sein Hof und Haus von schwarzen Gästen; alles war voll Teufel, die unmäßig fraßen und soffen. Da sah der geängstigte Edelmann mitten unter ihnen sein Kind, das einer auf den Armen hielt. Es zu retten erbot sich ein frommer Knecht und nahm das Kind wirklich durch die Kraft der allerheiligsten Namen dem grollenden Teufel ab, worauf der Spuck sich verlor. Aelurius, Glötzer Chronik S. 230.

Schaurig sind die Sagen vom Maler in Lübeck, der den Teufel so

häßlich gemalt hatte, daß dieser ihn aus Rache ins Verderben stürzte (Goldschmidt, höll. Morpheus, 194) und die vom Stock in Eisen und Teufelsschloß und Schlüssel zu Wien. Büsching, wöchentl. Nachr. III. 296. Bechstein, österr. Sagen Nr. 2.

Das Lebenslicht.

Die Gräfin Anna Sophia Schack verschrieb sich dem Teufel, wofür er ihr das lustigste Leben von der Welt verschaffen mußte. Nach einer Reihe von Jahren erst sollte er sie haben dürfen und zwar nicht eher, als bis das Wachslicht in der Nacht abgebrannt seyn würde. Als diese Nacht nun kam, wandte sie sich voller Angst an einen Geistlichen, der den Teufel auch glücklich abfertigte, indem er sich des noch übrigen Restes der Wachskerze bemächtigte und dieselbe in die östliche Kirchenmauer vermauern ließ. Nach einiger Zeit aber gerieth die Kirche in Brand. Da sprang die Gräfin barfuß aus dem Bette, eilte zur Kirche und beschwor die Bauern, jene Mauer zu retten. Das geschah auch, aber von Stund an entsagte die Gräfin ihrem schlechten Lebenswandel, betete und starb in Gram. Ihr Geist geht noch um. Müllenhoff, Sagen Nr. 248. — Ein ähnliches Lebenslicht hatte ein Kaufmann in Löwen, den der Teufel betrog, indem er das Licht tief in der Erde vergrub. Wolf, niederl. Sagen Nr. 1456. —

Von dienstbaren Teufeln melden viele Sagen. Sie erinnern zum Theil an die dienstbaren Hauselben, den gestiefelten Kater 2c. aus der Heidenzeit, haben aber doch einen andern Charakter, indem ihnen immer etwas Furchtbares inne wohnt und man in ihrer Nähe die Hölle wittert. Auch dient der Teufel nicht umsonst, wie der heidnische Elbe, sondern um die Seele seines Herrn. Noch fast ganz elbisch und uneigennützig erscheint Rechenbergs Knecht.

Ein Dämon diente als Knecht dem Ritter von Rechenberg unter Kaiser Mathias. Einst schickte ihn der Herr mit einem Brief aus und fand ihn bald darauf im Stalle schlafen. Zornig weckte er ihn und frug, warum er seinen Befehl nicht ausgerichtet. Der Knecht aber hatte schon die Antwort in der Tasche. Ein andermal rettete er seinen Herrn, indem er den sie verfolgenden Reitern die Hufeisen von den Pferden wegstahl. Einmal befreite er seinen Herrn aus einem Thurm und führte ihn durch die Luft fort, der Herr rief aber in der Angst „hilf Gott", da schwand der Zauber und er fiel in einen Sumpf. Agricola, Sprüchw. 301. Rivander, prompt. II. 1336. Grimm, Deutsche Sagen I. Nr. 174. Luthers Tischreden, 211. Büschings Volkssagen 59. — Nach Gödsches schles. Sagenschatz S. 139 war der Rechenberger bei Wartemberg in Schlesien zu Hause. Langbein hat die Sage als Romanze

behandelt. Einen ganz eben so beschaffenen Knecht hatte der Ritter von Leuenberg bei Cäsar von Heisterbach V. de daemonibus. Montanus, die Vorzeit Cleves II. 356. Eben so der Graf von Rogendorf. Hier soll der Knecht der Geist eines in der Schlacht Gefallenen gewesen seyn, allein er treibt koboldartige Possen und verschwindet dann. Prätorius, Glückstopf S. 173. Ein dritter Geist in Pferdegestalt kommt vor in Wolfs nied. S. Nr. 216.

Eben so allbekannt ist die Sage von Thedel Unververden von Wallmoden.

Derselbe sah im 18. Jahr einer Taufe zu und wurde dabei so gerührt, daß er sagte: wenn er auch so getauft wäre, wollte er sich vor gar nichts in der Welt mehr fürchten. Da sagte ihm der Priester, er selbst habe ihn getauft und ganz auf gleiche Art. Von nun an fürchtete Thedel nichts mehr. Das war dem Teufel gram, daß er so starken Glauben hatte, ritt ihn also unterwegs an, um ihn zu versuchen, auf einem herrlichen schwarzen Roß. Bei ihm waren etliche Verdammte von des Thedel alter Freundschaft, unter anderen dessen Gevatter, der eine dreibeinige Ziege ritt. Dieser raunte ihm zu, daß der Teufel die Absicht habe, ihm den Hals umzudrehen, sobald er das schöne schwarze Roß besteige, belehrte ihn aber, wie er es machen müsse, um den Teufel zu betrügen und das Roß zu gewinnen. Er nahm ihn nämlich hinter sich auf die dreibeinige Geis und ritt mit ihm blitzschnell durch die Luft nach dem heil. Grabe, an welchem Thedel drei Nächte wachen mußte, ohne zu reden und ohne sich durch irgend etwas stören zu lassen, wovon er der Unververde hieß. Der Teufel rief ihm unaufhörlich zu, um ihn zu verlocken: willst du nicht mein schönes Pferd? Aber Thedel schwieg, bis die drei Nächte vorüber waren, da plötzlich rief er: ja, ich will das Pferd, und nun mußte es ihm der betrogene Teufel ausliefern, ohne ihm weiter schaden zu können. Als er heimkam plagte ihn seine Frau sehr mit ihrer Neugier, woher er das Roß habe. Er sagte es ihr aber nicht. Dann machte er auf Turnieren und Reisen mit dem schönen Thier großes Aufsehen. Am Hofe zu Braunschweig wollte Heinrich der Löwe seine Furchtlosigkeit prüfen, steckte sich ein Federchen in den Bart und wartete, bis Thedel, mit dem er sprach, es ihm höflich wegnahm. In diesem Augenblick biß der Herzog nach Thedels Finger, in Erwartung, derselbe werde erschrecken, aber Thedel gab ihm einen Schlag auf die Wange und frug zornig: sind Euer Gnaden ein Hund geworden? — Nach dem Tode seines Weibes zog Thedel nach Livland und diente im Orden der Schwertritter gegen die Heiden. Als er nun mit seinem unwiderstehlichen Roß die größten Thaten vollbrachte, verlangte einmal der Ordensmeister in Gegenwart des ganzen Heeres von ihm zu wissen, was es denn mit seinem schwarzen Roß eigentlich für eine Bewandtniß habe? Thedel erwiederte, wenn ich es sage, muß ich nach drei Tagen sterben. Da schöpfte der Meister Verdacht, der Teufel sey im Spiele, und befahl Thedeln bei des Ordens Pflicht alles zu sagen.

Thedel beichtete, bestellte sein Haus, offenbarte alles und starb nach drei Tagen. Nach dem Gedicht des Thym von Zwickau „des edeln gestrengen weltberühmten und streitbaren Heldes Thedel Unuuerferden von Wallmoden tapferer mennlicher und ritterlicher Thaten viel hübsche alte wunderbarliche Geschichten", Magdeburg 1558. Im Auszug in Horsts Zauberbibliothek II. 292. Hagen und Büsching, Grundriß 492. Wunderhorn II. 302.

Das Teufelspferd zu Reinek.

Dem Ritter von Reineck wurde ein herrliches Pferd zum Kauf angeboten, welches man „das eiserne Pferd" nannte, dem aber der Fluch anhing, allen seinen Besitzern den Tod zu bringen. Der Ritter und alle seine Söhne gingen darüber zu Grunde. v. Herrlein, Sagen des Spessart S. 232.

Sehr allgemein war der Glaube an den spiritus familiaris oder Hausgeist, insgemein ein Alraun (Mandragora, Galgenmännlein) eine Wurzel, die unter dem Galgen wächst und zwar erzeugt durch den Urin der Gehenkten.

Denn man sagt, der Gehenkte müsse das Wasser, womit er getauft worden, am Galgen wieder von sich geben. Davon nun entsteht die Wurzel, die einem verkrüppelten Männlein oder Weiblein ähnlich ist und wirklich lebt. Denn wenn man sie ausreißt, schreit sie hell auf. Auch muß der sterben, der sie auszieht. Daher man nur das Erdreich um sie lockert und sie dann einem Hund an den Schwanz bindet, der, wenn man ihn hinweglockt, sie auszieht und davon stirbt. Wer im Besitz der Wurzel ist, dem bringt sie Geld und Glück. Man kann sie aber nicht wieder los werden, außer wenn man sie verkauft. Stirbt der Besitzer, so erbt sie der jüngste Sohn, muß aber etwas Geld dem Vater ins Grab legen. Del Rio, disqu. mag. IV. 2. 6. Breuner, Curiositäten 226. Grimm, D. Myth. S. 1154.

Denselben Dienst leistet ein kleines im Glase eingesperrtes Teufelchen. Es zeichnet sich in den Sagen besonders noch dadurch aus, daß man es unter gewissen Umständen nicht wieder los werden kann und nach dem Tode eben so in die Macht des Teufels geräth, als man sich denselben im Leben dienstbar gemacht hatte.

Der sogenannte Dueveljong in den Niederlanden kommt nur in die dritte Hand. Der dritte, der ihn hat, muß ihn behalten, wird ihn nie wieder los und wird zuletzt vom Teufel geholt. Wolf, Deutsche Märchen Nr. 326. So kommt auch der in eine Flasche eingeschlossene schwarze Mönch Bruno immer wieder, man mag ihn werfen und verlegen, wohin man will. v. Steinau, Volksf. S. 280. — Fouqué hat die Sage in seinem „Galgenmännlein" noch weiter ausgebildet. Hier ist es Reichard, ein junger Mensch, der den Teufel

im Glase bekommt und durch ihn reich wird und in allen Dingen Glück hat; allein er kann ihn nur um eine geringere Summe verkaufen, als um welche er ihn gekauft hat, sonst bleibt er bei ihm. Je länger, je lästiger wird ihm der unheimliche Gast. Er bringt ihn mehrere Male glücklich zum Verkauf, bekommt ihn aber immer wieder mit andern Sachen, die er zufällig kauft, zurück, bis er ihn um einen Heller erwirbt und es keine geringere Münze mehr gibt. Fouqué ist so barmherzig, ihm im Walde einen Fürsten zuzuführen, dem er das Leben rettet und der ihm zu Liebe Halbheller schlagen läßt.

Es kommt auch ein Teufel im Spiegel vor, der in das Glas desselben gebannt, einer Dame alles sehen lassen muß, was sie will. Bruschius in Leibnit. scr. rer. Brunsv. II. 952. Schon ursprünglich dachte man sich wohl in dem Erzspiegel, der vor den Glasspiegeln allein bekannt war, den Geist des Metalles wirksam. Das Verbot, Nachts in den Spiegel zu sehen (Rockenphilos. II. 8) hängt wohl damit zusammen.

Heckethaler, Heckepfennig, Brutpfenning heißt dasjenige Stück Geld, welches durch Zauberei das Geld mehrt. Wer einen Heckethaler in der Tasche hat, der findet alsbald einen zweiten dabei und wenn er diesen ausgibt, wieder, so daß es ihm nie mehr am Gelde mangelt.

Nach Happels rel. cur. I. 522 muß, wer den Brutpfennig gewinnen will, in der Dämmerung des Weihnachtsabends auf einem Scheidewege unter freiem Himmel dreißig Goldstücke im Kreise um sich her legen und vorwärts und rückwärts zählen. Verzählt er sich, oder blickt er um, so bricht ihm der Teufel den Hals. Zählt er aber richtig und blickt nicht um, so muß ihm der Teufel das 31. Goldstück dazulegen und das ist dann der Brutpfennig, der in jeder Nacht einen andern ausbrütet. Happel erzählt weiter, eine Magd, deren Frau einen solchen Brutpfennig besessen habe, sey zufällig an eine Kiste gekommen, in der sie ein schwarzes Kalb mit offenem Maule erblickt habe, das aber sogleich davon geflogen sey und das ganze Haus in Flammen gesetzt habe. Dieses Kalb bringt die Sage vom Brutpfennig in eine Verbindung mit der Wunschkuh der indischen Sage, d. h. der Kuh, aus der sich alles melken läßt, was man wünscht.

Nach Kuhn, nordd. Sagen S. 20 und 470 muß man zu Neujahr oder in der längsten Nacht einen schwarzen Kater, der auch kein weißes Härchen haben darf, in einen Sack stecken, den Sack mit 99 Knoten zubinden, ihn dann dreimal um die Kirche tragen und jedesmal durchs Schlüsselloch der Kirchthür dem Küster rufen. Dann kommt beim drittenmal der Teufel und kauft den Sack mit dem Kater für einen Thaler und das ist der Heckethaler. Der Verkäufer muß aber heimeilen, denn wenn er nicht zu Hause ist, bis der Teufel die 99 Knoten aufgebunden, so ist er verloren. Der Heckethaler wird in Salz

aufbewahrt. In Wolfs deutschen Märchen Nr. 331 vertritt ein schwarzes Huhn die Stelle des Katers.

Uebrigens heißt es in Grimms Abergl. Nr. 781, der Heckethaler könne nie verloren gehen und kehre immer zu seinem Eigenthümer zurück, weshalb er auch nach Wolfs deutschen Märchen Nr. 331 in Gent der fliegende Schilling heißt.

Gegenüber den alten Helden, die als nackte Berserker oder schlecht bewaffnete Bärenhäuter die mächtigsten Feinde besiegten, nehmen sich die viel später in der Sage aufkommenden Freischützen, die aus sicherer Ferne durch bloße Zauberkunst ohne alle Gefahr für sich selbst, den Feind treffen und aus Bosheit gerade auf das Verderben der Unschuldigen ausgehen, höchst modern und erbärmlich aus. Der Gegensatz der pfiffigen Neuzeit gegen die ehrliche Vorzeit kann kaum schärfer gefaßt werden.

Ein Jäger lernte vom Teufel die Kunst, ein Freischütz zu werden, d. h. daß ihm jeder Schuß treffen mußte. Er lud nämlich eine geweihte Hostie und schoß dieselbe gegen die Sonne ab. Augenblicklich entstand ein Ungewitter und seine Fußstapfen auf dem weißen Tuch, auf dem er gestanden, waren blutig. Der Blitz zündete ihm das Haus an und zum Ueberfluß wurde er verdammt, ewig zu jagen. Müllenhoff, Sagen aus Schleswig Nr. 492. Das in die Sonne schießen, um Freischütz zu werden, kommt auch in Wolfs hess. Sagen Nr. 124 vor.

Wer ein Freischütz werden will, muß sich Freikugeln gießen, die überallhin treffen. Dazu braucht er aber Farrensamen, den er in der Mitternacht vor dem Johannistage im Walde sammeln muß, und Himmelsblut, das er auf folgende Weise bekommt. Er stellt sich (wahrscheinlich am Johannistage) zu Mittag, wenn die Sonne am höchsten steht, derselben gegenüber und schießt mitten in sie hinein, dann fallen drei Blutstropfen herab, die mischt er zu dem Farrensamen mit dem Blei, aus dem er die Kugeln gießt und dann werden es lauter Freikugeln. Bechstein, Sagen des Thüringerlandes III. 482. Vgl. Mone, Anz. 1838 S. 224. Harrys, niedersächs. Sagen II. 16.

Mittelst des Frei- oder Luftschusses kann der Freischütz in der weitesten Ferne jeden erschießen, wen er will. Bodini, Dämonologie, deutsch von Fischart S. 144. Auf diese Art tödtete einer den Mann seiner Geliebten in Paris auf 600 Meilen Weite. Gödelmann, von Zauberern S. 75. In Tirol schoß ein Gemsjäger als Freischütz alle Gemsen an derselben Stelle an, so daß alle Felle derselben, über einander gelegt, nur ein Loch zeigten. Steub, Tirol S. 63. Drei Freischützen schossen einmal hoch auf der Mauer eines alten Schlosses ein Kleeblatt. Bechstein, Thüring. S. III. 170.

Nach einer alten Volkssage wird die letzte Freikugel, deren der Schütz sich

bedient, vom Teufel gelenkt und der Schütz erschießt sich selbst, oder seine Geliebte. In Apel und Launs Gespensterbuch I. 1 erschießt der Freischütz Wilhelm seine Braut Käthchen auf diese Weise und stirbt im Irrenhause. Aus dieser Erzählung hat Kind einen Operntext gemacht, den Maria v. Weber in seinem berühmten Freischützen componirt hat. Hier heißt der Jäger Max, trifft aber nicht die Braut, sondern den Jäger Caspar, der ihn verführt hatte, und kommt mit heiler Haut davon. Abgesehen von der schönen Musik ist diese moderne Dichtung die schmählichste Entstellung der alten Sage. Max frevelt aus unmännlicher Schwäche und Eitelkeit an Gott, treibt mit Caspar die höllische Bezauberung, gewinnt dadurch die Freikugeln und bedient sich ihrer, theilt also mit vollem Bewußtsein den gottlosen Frevel, leidet aber keinerlei Strafe dafür.

Dem Freikugelgießen gerade entgegengesetzt ist das Waidmannsetzen. Wenn man bewirken will, daß der Schütz fehlt, so setzt man ihm einen Waidmann. Man braucht z. B. nur das Tuch, womit er sein Gewehr auswischt, an einen Espenbaum zu hängen, so muß nachher seine Hand beständig zittern wie Espenlaub. Mischmasch 1715 S. 66.

Ans Komische grenzt die Vorstellung vom Seelenhandel und Seelentausch für den Teufel.

Ein Bösewicht verkaufte seine Seele einem Andern, um sie los zu werden, bevor der Teufel sie holen würde. Der Andre aber kaufte sie gern, um sie dem Teufel statt seiner eignen zu übergeben. Kurzweilige und lächerliche Geschichten, Frkf. Feierabend 1583 S. 89.

Die eigenthümliche Mischung von Gräßlichkeit und Lächerlichkeit im Teufel ist am glücklichsten ausgedrückt in der Sage von der Teufelsglocke.

Zu Hof im Vogtlande war eine ungetauft gebliebene Glocke eben deshalb vom Teufel besessen und gab so fürchterliche Klänge von sich, daß sich alles Volk davor entsetzte. Döbeneck, Volksglauben I. 163.

Die komische Auffassung des Teufels ist sehr alt. Je fester die Kirche stand, um so ohnmächtiger erschien der Teufel. Daher stellten ihn die Künstler äffisch verzerrt dar in den Ecken und unter dem schweren Gebälk der Kirchen gleichsam erdrückt, in ohnmächtiger Tücke. Oft auch gingen ältere heidnische Mythen in Teufelssagen über. An den ungeschlachten bösen Riesen hatte sich längst der deutsche Humor geübt. Was man nun zur Heidenzeit vom Donnergott erzählt, wie derselbe mit den Riesen umgesprungen sey, das erzählte man später von einem christlichen

Schmiede, der den Teufel mit seinem Hammer zerklopft oder mit glühendem Eisen gebrannt habe.

So klemmte nach der Legende der h. Dunstan als Schmied dem Teufel die lange Nase mit glühender Zange ein. Dasselbe that nach unsrer Volkssage der Schmied von Apolda. Der Schmied Apelles fuhr dem Teufel, der ihn in Gestalt eines schönen Weibes verführen wollte, mit glühendem Eisen über das Gesicht. Görres, Geschichte der Mystik IV. 1. 273. Wir haben Theil I. S. 131 schon der starken Schmiede gedacht.

Sinnreich und echt volksthümlich ist eine holsteinische Sage bei Müllenhoff Nr. 373.

Der Teufel will einmal ein Zimmermann werden, haut sich aber mit dem Beil in die Stirne. Er fängt die Sache nun von einer andern Seite an, haut sich aber noch einmal und so, daß beide Wunden ein Kreuz bilden. Da hat er genug.

Einen guten Schwank vom Teufel theilen Bechstein, Sagenschatz des Thüringerlandes III. 150 und Nothnagels Sagen S. 78 mit.

Bei der Teufelslache in Thüringen warf ein Roß seinen Reiter ab. Der Reiter fluchte: daß dich der Teufel reite. Da wurde das Roß gleich in die Lache geritten. Der Besitzer lief ihm nach, faßte es beim Schweif, wollte es durchaus nicht fahren lassen und schnitt ihm am Ende, um doch etwas zu behalten, aus Wuth den Schwanz ab. Als er heimkam war das Pferd ganz ruhig im Stalle, aber ohne Schwanz.

Noch besser ist die Sage, warum die Ziegen kurze Schwänze (aber kluge Augen) haben, erzählt in Görres Wallfahrt nach Trier S. 199.

Als Gott alle Thiere geschaffen, hatte er die Gais vergessen. Da machte sich der Teufel daran, schuf das Thier und gab ihm einen prächtigen langen Schwanz. Allein die Gais verwickelte sich damit, weil sie immer das Laub an den Hecken und Zäunen herausholt, in den Dornen und der Teufel mußte ihr endlich ihren lästigen Schwanz völlig stutzen. Darauf benagte die Gais den Weinbe g Gottes, wofür er sie durch den Wolf zerreißen ließ. Der Teufel verlangte Entschädigung und Gott versprach sie ihm, wenn alles Eichenlaub gefallen wäre. Da kam im Spätherbst der Teufel, aber Gott schickte ihn nach Constantinopel, wo noch eine immergrüne Eiche stand. Als der Teufel zurückkam, grünten auch die deutschen Eichen wieder. Da war der Teufel betrogen und stach aus Aerger den Gaisen die Augen aus, setzte ihnen aber seine Augen wieder dafür ein, deshalb sehen sie so klug darin.

Besonders volksthümlich erscheinen die Sagen, in denen die deutsche Kraft und Grobheit als solche sich allem überlegen fühlt, nichts fürchtet

und den Teufel selber verlacht. So die lustige Höllenfahrt der Landsknechte.

Eine Schaar deutscher Landsknechte rückte mit klingendem Spiel und fliegender Fahne vor die Hölle. Sie waren nämlich in einer Schlacht gefallen und suchten den Ort der Verdammniß auf, wohin sie gehörten. Die Teufel aber hatten solche Angst vor ihnen, daß sie die Thore schlossen. Sie zogen nun zum Himmel, aber St. Peter ließ sie nicht ein. Sie müssen nun noch immerfort zwischen Himmel und Hölle schweben. Bebelii facet. 73.

Die derbste Abfertigung des Teufels kommt in Luthers Tischreden S. 206 vor. Als der Teufel bei einem Sterbebett auf die Seele lauert, läßt der Sterbende einen Wind und sagt dem Teufel, da nimm diesen Stab und pilgere damit nach Rom. — Nach Beckers lithauischen Volkssagen 1847 S. 11 kam ein Kaufmann, der sich dem Teufel ergeben, dadurch von ihm los, daß er etwas Unmögliches von ihm verlangte, indem er einen Wind ließ und ihm befahl, einen Knoten hinein zu machen.

In mehreren deutschen Sagen wird das Vorkommen von verhaßten Räubern oder Ketzern in einer gewissen Gegend dadurch erklärt, daß einmal der Teufel diese bösen Leute in einem Sack geholt habe und eben im Begriff gewesen sey, sie durch die Luft in die Hölle zu schleppen, als der volle Sack an einer Bergspitze angestoßen und ein Loch darin entstanden sey, aus dem die bösen Leute herausgefallen seyen und nun die Gegend plagen. — So die Sage vom Spitzberg in Schlesien unfern von Liegnitz, wo der Teufel mit seinem Sack angestoßen und die Schwenkfelder (Sekte zu Luthers Zeiten) herausgefallen. Gödsche, schles. Sagenschatz S. 184. — So auch die Sage von Freisack, an dessen spitzem Kirchthurme der Teufel mit dem Sack anstieß, worauf die Herrn von Bredov herausfielen, die als Raubritter die Quälgeister des Landes wurden. Kuhn, märkische Sagen Nr. 145.

In vielen deutschen Städten wird der stark durch die Straßen wehende Wind auf eine satirische Weise erklärt. Der Wind heißt es, sey mit dem Teufel durch die Stadt gezogen, da habe der letztere den ersteren warten heißen und sey zu den Jesuiten ins Haus gegangen, aber nicht wieder herausgekommen. Nun laufe der Wind ungeduldig die Straße auf und ab bis auf den heutigen Tag. So erzählt man von Bonn. Nothnagel, Sagen Nr. 179. So auch von München. Hier ging der

Teufel in die Frauenkirche und wieder hinaus, indem er den Wind aus Freude über einen vermeintlichen Fehler beim Bau vergaß. v. Steinau, Volkssagen S. 119. Eben so am Münster in Straßburg. Stöber, Elsäß. Sagenb. S. 534.

3.

Gespenstisches aus dem Todtenreich.

Wie die Welt im 16. und 17. Jahrhundert voll Teufel war, so auch voll Gespenster. Die Geister der Verstorbenen konnten in dieser aufgeschreckten Zeit weniger Ruhe finden als je vorher. Man hat zwar immer Geister gesehen, allein in solcher Menge kamen sie früher nicht vor und so lebhaft beschäftigten sie jetzt erst die Einbildungskraft. Das böse Gewissen des Volkes, das überall rächende und hohnlachende Teufel sah, machte sich auch in der Gespensterseherei geltend. Ein Gefühl von ungesühnter Schuld ging durch die Welt.

Gespenstergeschichten kommen daher überall in jener Zeit vor, in geschichtlichen Werken, Biographien, Lehrgedichten und eigenen Sammlungen. Besonders reichhaltig sind: die Unterredungen aus dem Reiche der Geister, Lavater von Gespenstern, Männling Traumtempel, die schon erwähnten Werke von Francisci (Proteus) und Goldschmidt (Morpheus).

Im Volke gehen eine Menge Sagen um von Geistern, die erst dann erlöst werden können, wenn ein junger Geistlicher seine erste Messe lesen oder Predigt halten wird, dessen Wiege aus dem Holz eines Baumes gezimmert ist, der jetzt noch ganz klein ist; also daß sie oft 100 und mehr Jahre warten müssen. Vgl. Temme, Volkssagen von Pommern Nr. 58. Bechstein, österreichische Sagen I. 139. Von Herrlein, Sagen des Spessart S. 210. Vonbun, Vorarlb. Sagen S. 23. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 4. Weber, Tirol III. 143. Baader, bad. Sagen Nr. 36. Simrock, Rheinland S. 101. Schaubach, Alpen V. 23 ꝛc. Diesen Sagen liegt ohne Zweifel eine Wahrnehmung zu Grunde, die auch bei Geistererscheinungen der neuern Zeit häufig wiederkehrt. Es ist sehr häufig eine ganz bestimmte Person, häufig ein Kind, welchem der irrende Geist sich zu erkennen gibt und von dem allein erlöst werden zu können er versichert.

Im Sulzbachischen erschien im Jahr 1676 der dreizehnjährigen Anna Beutelin eine gespenstische Frau in alter Tracht und sagte ihr, wie lange sie schon auf ihre Geburt gewartet habe, denn nur durch sie allein könne sie erlöst werden. Das junge Mädchen that, was der Geist ihm vorschrieb und erlöste ihn durch Gebet. Beim Abschied dankte ihr der Geist, versichert ihr zum Lohne, sie werde niemals krank werden, ließ aber in dem Schleier des Mädchens, indem er denselben berührte, Brandflecken zurück. Happel, relat. cur. V. 332.

Hülfe um Hülfe.

Im Jahr 1671 fiel ein junges Mädchen in eine schwere Krankheit. Ein Gespenst, das ihr erschien, behauptete nur von ihr erlöst werden zu können, versprach ihr aber dafür auch Heilung ihrer körperlichen Leiden. Das Mädchen erlöste nun den Geist von jenseitigen und der Geist das Mädchen von diesseitigen Leiden. Valvasor, Ehre des Erzh. Krain III. 251.

Aehnlich die schöne Sage von der Nonne Adelheid von Adelhausen.

Diese Nonne wurde auf ihrem Sterbebette von unzähligen seligen Geistern besucht, den Schatten derer, die sie während ihres Lebens durch ihr Gebet aus dem Fegfeuer erlöst hatte, und die nun dankbar wieder für sie beteten. Steill, Ephemeriden des Dominicanerordens zum 3. Februar, ein wenig bekanntes Buch, aber eine Fundgrube von Poesie.

Die Brodrinde.

Während der großen Hungersnoth im Jahr 1694 befand sich ein Hirtenknabe auf dem Felde und hatte nur noch ein kleines Stücklein Brodrinde. Da kam ein Engel und bat ihn um etwas zu essen und der gutherzige Knabe theilte mit ihm die Rinde. Der Engel aber sprach: Gottes Segen ist in dieser Rinde, ich will sie vertheilen und auf allen Wegen ausstreuen. Und von Stund an wurden die Felder fruchtbar und der Theurung folgte Ueberfluß. Görwitz, Sagenschatz von Oberfranken S. 47.

Die Todten gewähren Schutz dem, der sie ehrt.

Zorn von Bulach ging nie über den Kirchhof, ohne für die Todten zu beten. Einmal lauerten ihm bei Nacht am Kirchhof Mörder auf, da stiegen die Todten aus den Gräbern und schützten ihn. Stöber, Sagen des Elsaßes, S. 152.

Der Böttiger zu Löwen pflegte, so oft er über den Kirchhof ging, für die Ruhe der Todten zu beten. Einst lauerten ihm Räuber auf demselben Kirchhofe auf, aber die Gerippe erhoben sich aus den Gräbern und schlugen die Räuber zu Boden. Wolf, niederl. Sagen Nr. 318.

Der Thürmer von St. Elisabeth in Breslau.

Auf dem Thurm der Elisabethkirche in Breslau, dem höchsten des Landes, saß ein armer Thürmer mit vielen nackten Kindern. Da raubte er einmal

vom Kirchhof ein Todtenlinnen, um die Blöße seiner Kleinen damit zu decken. Der beraubte Todte aber kletterte, ein Gerippe, den Thurm hinauf, zum Entsetzen des unglücklichen Diebes, der hinabsah. Schon war das Gerippe oben und griff nach dem Thürmer, da schlug die Glocke Eins und das Gerippe stürzte hinab. Kern, schlesische Sagenchronik S. 157.

Göthe hat den Stoff in einem Gedicht „der Todtentanz" bearbeitet und besonders das Hinaufklettern des Gerippes in seiner Weise gar sinnlich und schauerlich gemalt. Aehnlich der Thürmer von Klagenfurt. Noreja 1837 S. 101.

Die Gäste vom Galgen.

Ein Edelmann in Preußen ritt einmal betrunken beim Galgen vorbei und lud die daran hängenden Diebe zu Gaste. Da kamen sie und luden ihn wieder zu Gaste auf einen bestimmten Tag. Mittlerweile beging er einen Mord und wurde an dem bestimmten Tage an denselben Galgen gehenkt. Grunaus Chronik, XIX. 6. v. Tettau und Temme, ostpreuß. Volkssagen Nr. 127. Nach einer andern Sage in Breuners Curiositäten S. 296 stirbt der Wirth vor Schrecken am dritten Tage, nachdem ihn die drei Gäste vom Galgen besucht haben.

Christburg.

Der Comthur des deutschen Ordens Albrecht von Schwarzburg (oder nach Andern Otto von Sangerwitz) widerrieth den Krieg mit Polen, in dem nachher der Orden unterlag. Als er mit ausziehen mußte und ein Chorherr ihn frug: wem er die Burg übergebe? sagte er: dir und allen bösen Geistern, die zu diesem Kriege gerathen haben. Nach der großen Niederlage starb der Chorherr und seitdem war das Schloß voll Gespenster, so daß alle Menschen auszogen. v. Tettau und Temme, Volkssagen Ostpreußens S. 101. Hartknoch, Preußen S. 389. Schütz, Beschreibung von Preußen 1559 S. 102. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 529.

Das Schloß Malin in Böhmen

war lange wegen Geisterspuck verrufen und unbewohnt, bis einmal zwei Prager Studenten dahinkamen. Sie hatten bei einer Kirmes zum Tanz aufgespielt, fanden aber kein Obdach mehr. Es regnete entsetzlich und in der Noth übernachteten sie in dem verrufenen Schlosse. Da erschien um Mitternacht das Gespenst eines Barbiers, legte sein Rasierzeug aus, machte Schaum und forderte einen der erschrockenen, im Bette liegenden Gäste auf, sich auf einen Stuhl zu setzen, um rasirt zu werden. Nur der eine Student, Wenzel mit Namen, hatte Muth genug und setzte sich hin. Das Gespenst aber rasirte ihm nicht nur den Bart, sondern auch die Augenbrauen und alle Kopfhaare weg, bis er gänzlich kahl war. Dann machte er eine Verbeugung und nöthigte

den zweiten Studenten herbei, der vor Angst fast starb, bis er gleichfalls kahl war. Nun aber fiel es dem kecken Wenzel ein, den Geist auch seinerseits zu rasiren, da er bemerkt hatte, derselbe sey sehr dick behaart. Kaum hatte er es zu verstehen gegeben, als auch der Geist sich willig zeigte und sich hinsetzte. Nun schor ihn Wenzel ganz kahl und als er fertig war, fing der vorher stumme Barbier zu reden an und dankte ihm, daß er ihn erlöst habe. Er sey der Diener eines grausamen Grafen gewesen und habe bei Lebzeiten unschuldige Wanderer zum Hohn kahl scheeren müssen. Dafür sey er verurtheilt worden, nach dem Tode keine Ruhe zu finden, bis ihm einmal das Gleiche gethan werde. Wirklich kehrte der Geist nie wieder; der Graf aber, dem das Schloß gehörte und der es fortan wieder bewohnte, beschenkte den Studenten reichlich. Unterredungen aus dem Reiche der Geister I. 289 f. Bekanntlich hat Musäus diese Geschichte in eines seiner Märchen verflochten. Eine ähnliche Sage findet man in E. Meiers Märchen Nr. 45.

Die todten Diener.

Der Graf von Greifenfels, in Kärnthen, zog ins h. Land und ließ sich von seinen Dienern geloben, seine Leiche, wenn er stürbe, heim auf sein väterliches Stammschloß zu bringen. Als er aber starb, behielten die Diener seine Habe und zerstreuten sich. Zur Strafe aber kehrt keiner in die Heimath lebendig zurück, nur ihre Geister erscheinen in der Mitternacht und tragen die Bahre ihres Herrn aufs Schloß. Noreja 1837 S. 27.

Der Graf von Rogendorf hatte einen Bereiter, welcher in der Schlacht erschossen wurde, ohne daß es der Graf wußte, und nun als Gespenst seinen Dienst fortsetzte, bis er endlich seine dämonische Natur durch tolle Possen zu erkennen gab und verschwand. Prätorius, Glückstopf, 173. Grimm, Deutsche Sagen I. Nr. 99. Harsdörfer, jämmerl. Mordgeschichten Nr. 115.

Liebende Geister.

Der Junker von Quad, Bräutigam eines holländischen Fräuleins von Kortenbach, verabredete mit ihr, wer von beiden zuerst sterbe, soll dem andern auch noch als Geist in Liebe dienen und gewärtig seyn. Bald darauf fiel er in einer Schlacht und kehrte als unsichtbarer Geist zurück, um nie wieder von seiner Braut zu weichen. Man sah die Gegenstände, die er ihr brachte, sich durchs Zimmer bewegen, aber nicht die Hand, die sie trug. Goldschmidt, höllischer Morpheus S. 172.

In Kärnthen hatte ein Ritter seine geliebte Frau durch den Tod verloren. Da kam einmal die Amme und sagte ihm, wenn sie das Kind säugen wolle, so sey schon die verstorbene Frau da und thue es selbst. Der Ritter lauschte, sah die todte Frau, eilte zu ihr, hielt sie fest und lebte mit ihr wieder, wie zuvor. Sie gebar ihm zwei Söhne. Der eine davon wurde ein ausgezeichneter und sehr gefürchteter Ritter. Als ihm aber gegen ihren Willen ein edles

Fräulein vermählt wurde, erschien er bei der Hochzeit im Grabgewande, entführte sie auf einem schwarzen Roß und stürzte sich mit ihr in einen Abgrund. Noresa 1837 S. 246.

Ein Fräulein von Donep lebte in so inniger Freundschaft mit ihrem Bruder, daß beide verabredeten, welcher den anderen überlebe, sollte zeitlebens um ihn trauern. Der Bruder starb. Die Schwester trauerte ein Jahr. Dann zwang ihr Vater sie, einmal bei einer Hochzeit weltlichen Putz anzulegen. Sie ging sehr ungerne daran, kaum aber putzte sie sich vor dem Spiegel, so sah sie in demselben die Gestalt ihres verstorbenen Bruders, und der Geist des Bruders blieb fortan bei ihr, folgte ihr überall und leistete ihr kleine Dienste, bis sie wieder die Trauer um ihn anlegte. Da war er verschwunden. Goldschmidt, höllischer Morpheus S. 182.

Das Kirchlein am Meere.

Ein Prediger in Friesland hatte die Verpflichtung, in einem einsamen Kirchlein am Meeresufer zuweilen den Seeleuten zu predigen, die gerade in der Nähe vor Anker lagen. Der Weg dahin war aber sehr beschwerlich, zuweilen waren gar keine Seeleute da, er beschloß daher, gar nicht mehr hinzugehen. Indem er mit diesem Gedanken durch den Wald heimkehrte, begegnete ihm ein altmodisch gekleideter, sehr stattlicher Schiffsmann, nicht lange nachher ganz derselbe, und als er wieder eine weite Strecke gegangen war, derselbe noch einmal. Da erschrack er heftig, der Fremde aber redete ihn an: „ich kenne deinen Vorsatz, aber du sollst davon abstehen, denn die armen Seeleute, denen du zuweilen predigest, bedürfen des geistlichen Zuspruchs. Mancher, der auf dem Meer umkommt, sagt es dir Dank.“ Damit verschwand der Fremde, der Prediger aber dachte nicht mehr daran, sich der frommen Pflicht zu entziehen. Nach Oberlin in Schuberts Symbolik des Traumes, zweite Aufl. S. 267.

Die Stiefmutter und die rechte Mutter.

Rührende Klage eines Kindes über die böse Stiefmutter, die ihm Asche aufs Brod streut, es mit dem Kamme sticht beim Kämmen rc. Meinert, Lieder des Kuhländchens I. 89 (Haupt, altd. Blätter II. 175). Rührendes Lied von einer Mutter, die aus dem Grabe kommt, um ihre von der Stiefmutter vernachläßigten Kinder zu kämmen und das jüngste zu stillen. Die Kinder erschrecken anfangs vor der todtbleichen Erscheinung. Auch der Vater kommt dazu und verspricht, künftig besser für die Kinder zu sorgen. Grimm, altdän. Heldenlieder S. 147. Aehnlich eine niederländische Sage bei Wolf Nr. 326, worin die wahre Mutter als Geist erscheint, das Kind zu säugen.

Die Hand aus dem Grabe.

Ein unartiges böses Kind erkrankte und starb, da wuchs ihm seine Hand aus dem Grabe und zog sich nicht zurück, bis die Mutter mit der Ruthe kam

und sie schlug. Unterredungen aus dem Reiche der Geister II. 422. Hauber, bibl. Mag. III. 421. Grimm, Märchen Nr. 117. Das ist die mildeste Form der Sage. In vielen andern Sagen ist die Rede von gottlosen Söhnen, die ihren Vater oder ihre Mutter geschlagen und deren Hand aus dem Grabe wächst. Von einem, der die Hand gegen den Vater aufhob, siehe Müllenhoff, holst. Sagen Nr. 120 und Temme, Volkssagen der Altmark Nr. 49. Gegen eine Mutter zu Ingolstadt siehe Kornmann miracula mort. II. 47. Asmus, Lübecks Volkssagen S. 92. Karl, Danziger Volkssagen I. Nr. 42. Vgl. Wagenfeld, Bremer Volkssagen I. 2. Bosquet, la Normandie p. 263.

In Stettin wuchsen sie zwei Kindern immer wieder heraus, wenn man sie aufs neue mit Erde bedeckte, bis man sie mit einem Spaten abstieß und zum ewigen Andenken in der Kirche aufhing. In der Kirche zu Bergen auf Rügen hängt die Hand eines Vatermörders, desgl. in Stralsund auf der Rathsbibliothek, die gleichfalls nicht begraben werden konnten. Temme, Volkssagen aus Pommern Nr. 92. Desgl. zu Lunow. Kuhn, norddeutsche Sagen Nr. 46.

Der Ring im Schädel.

Als der Pfälzer Friedrich nach der Schlacht am weißen Berge mit seiner Gemahlin aus Prag flüchten mußte (1621), folgte ihnen die Oberhofmeisterin von Reitzenstein nach. In Jungbunzlau übernachtend träumte diese, ein weiblicher Geist trete vor ihr Bette und erzähle ihr, sie sey die Frau des Hauses gewesen und um einer andern willen von ihrem Manne, einem Metzger, erschlagen worden. Sie liege unten im Keller begraben, wenn sie morgen nachgraben lasse, werde man sie finden. Sie möge ihren goldnen Ring in ihren gespaltenen Schädel legen und werde ihn am Morgen am angezeigten Orte finden. Die Frau von Reitzenstein hatte wirklich den Muth, ihren goldenen Ring vom Finger zu ziehen und ihn in den gespaltenen Schädel des gespenstischen Weibes zu legen. Am Morgen machte sie Anzeige bei den Gerichten, man grub nach und fand das Gerippe der Ermordeten, im offenen Schädel den Ring der Dame. Der Mörder erlitt nun seine Strafe. Hormayr, Taschenbuch 1832 S. 312. Happel rel. cur. III. 522. Breuner Cur. 272. Nach Harsdörffers Mordgeschichten Nr. 75 (gedruckt 1656) hat sich diese Geschichte in Stockholm zugetragen. Nach einer andern Nachricht in den Unterredungen aus dem Reiche der Geister II. 232 vgl. Horst, Deuteroscopie I. 127, in Quedlinburg. Nach Baaders bad. Sagen Nr. 91 trug sich die Geschichte auch in Schiltach zu. Vgl. auch Kerners Magikon III. 2 und Baaders Volkssagen Nr. 91.

Gerippe auf Hirschen.

Ein Graf im Schwarzwald verirrte einst auf der Jagd und sah plötzlich eine große Heerde Hirsche, auf denen Gerippe ritten, vor ihnen herfliehend aber ein Mann, der einem Jäger glich. Der Graf rief Jesu Namen an, da

verschwanden die Hirsche mit den Gerippen, der Jäger aber blieb stehen und sagte ihm, er sey sein Aeltervater, der einst alle Jagdfrevler habe lebendig auf Hirsche schmieden lassen und nun nach dem Tode ewig von ihnen verfolgt werde. Der Graf nahm es sich zu Herzen, vertheilte all sein Gut unter die Armen und wurde ein Klausner. Schreiber, Sagen Nr. 54.

Eine merkwürdige Sage von Irrlichtern bei Kuhn, nordd. Sagen Nr. 116.

Ein Kuhhirt in Ferchesar bei Rathenow verlor eine Kuh, suchte sie lange und setzte sich endlich auf einen Baumstumpf, eine Pfeife stopfend. Da liefen ihm viele Irrlichter zu, ihn neckend, bis er um sich schlug und eins traf. Da hatte er einen Knochen in der Hand, den er mitnahm. Bald darauf kamen aber die Irrwische ums Haus und dachten es anzuzünden, wenn er ihnen ihren Kameraden nicht herausgäbe. — Demnach sind die Irrlichter die Seelen, die an die Knochen des zurückgelassenen Leibes gebannt sind. Daselbst Nr. 260 heißt es, ein Müller in Gieboldehausen habe einmal Nachts ein Irrlicht gefangen und in seinem Sack mitgenommen, als er den Sack aber zu Hause öffnete, war ein Todtenkopf darin. Der Todtenkopf bleibt aus dem Irrlicht auch in Wolfs niederländischen Sagen S. 557 zurück.

Die reiche Jungfrau mit dem Todtenkopf.

Eine solche kam einmal nach Straßburg und hätte gern mit ihrer Hand einen armen Jüngling glücklich gemacht, aber wer es so weit brachte, daß sie den Schleier vor ihm lüftete, der floh mit Entsetzen vor dem Todtenkopf. Stöber, Sagen des Elsaßes S. 442. An andern Orten erzählt man diese Sage von einer überaus reichen Dame mit einem Schweinskopfe. Wagenfeld, Bremens Volkssagen I. 33.

Schöne Sagen von den Todesküssen und gespenstischen Geliebten.

Bertha, das gespenstische Fräulein von der Burg Windeck, erschien einem auf der Jagd durch einen Hirsch dahin gelockten Ritter und reichte ihm ein Trinkhorn voll köstlichen Weins. Aber er trank daraus die Liebe ins Herz und konnte nicht leben, nicht sterben, bis die Jungfrau ihm wieder erschien und ihn durch ihren Kuß tödtete. Schreibers Sagen I. Nr. 60. In Versen von Chamisso in dessen Werken III. 147. Vgl. A. Schreibers Gedichte S. 282. Erlach III. 527. Nach einer andern Fassung in Schreibers Sagen I. Nr. 46 weckt das Fräulein in der Gruft einen ehernen Bischof, um sie mit dem Ritter zu trauen; der Ritter aber kommt davon, alles liegt nur hinter ihm wie ein Traum.

Die Jungfrau zu Pernstein in Mähren läßt sich zuweilen als eine gespenstige Jungfrau sehen, mit Schlüsseln oder das Haar kämmend. Einst erblickte sie ein junger Knecht, der betrunken war, nahm sie ohne weiteres beim Arm und küßte sie derb ab. Aber sie umarmte ihn mit solcher Kraft, daß

ihm die Seele ausging. Balbini miscell. Bohem. III. 192. Francisci, höllischer Proteus S. 464. Büsching, Volkssagen I. 159. Eine ganz ähnliche niederländische Sage in Wolfs deutschen Märchen Nr. 212 und eine niedersächsische bei Harrys I. 19.

In einer irischen Sage kommt ein Kirchhofsgespenst vor, welches als Mädchen Jünglinge, als Jüngling Mädchen überfällt und zu Tode küßt, Erin III. 235. Eine gespenstische Nonne geht um in Köln, wen sie küßt, ist des Todes, Weyden, Kölns Vorzeit S. 206. Eine buhlerische Nonne geht um am Naumberge, Schwarz, Buchenblätter S. 160 und zu Lechrain, Kuhn, märk. Sagen Nr. 77.

Im Oppenauer Thal suchte einst ein Junker von Bosenstein Schätze in der alten Bärenburger Ruine, fand aber nur zerfallene Särge in der Gruft der alten Ritter. Ein einziger Sarg, der nach der Aufschrift eine Jungfrau, die letzte des Bärenburger Stammes, einschloß, enthielt eine goldene Kette und einen goldnen Ring mit einem blitzenden Diamanten. Diese Kleinode nahm der Junker mit sich. Beim Ausgang aus der Burg aber erschien ihm die Jungfrau, begrüßte ihn als Bräutigam, weil er ihren Ring genommen, und wollte ihn zum Manne haben. Da entsetzte er sich und floh, aber wenige Tage nachher war er todt. Schreibers Sagen Nr. 40.

Im Odenwalde lebte eine spröde Jungfrau, die alle Freier verschmähte, bis sie sich einmal sterblich in einen Ritter verliebte, der des Wegs daherkam und einen Labetrunk von ihr erbat. Als er ihr nun sagte, er besitze ein schönes Schloß, ließ sie sich willig von ihm als seine Braut auf die Burg Rodenstein führen, wo er sie aufs herrlichste empfing. Sobald sie aber beim festlichen Mahle aus seinem goldnen Becher trank, verschwanden plötzlich Becher, Bräutigam und Schloß. Sie war allein im Freien und so erschreckt, daß sie nach drei Tagen starb. Wolf, Zeitschrift I. 32.

Zu Brüssel war eine sehr reiche Jungfrau, um die sich zwei Freier bewarben, die aber ausblieben, als sie erkrankte. Darüber grämte sie sich vollends zu Tode. Als sie aber bereits begraben war, erschien sie plötzlich wieder wie vordem in ihrem Hause und die Freier fanden sich auch wieder bei ihr ein. Da verlangte sie von dem Einen eine Liebesprobe, er solle sich Nachts in ein Grab legen, das er auf dem Kirchhof offen finden werde. Dem Andern sagte sie ganz das nämliche, ohne daß er wußte, sie habe es von jenem auch schon verlangt. Beide fanden sich daher auf dem Kirchhof ein, der erste legte sich in das offene Grab, der zweite fiel auf ihn und hintendrein kam die Jungfrau selber, umfaßte beide mit den Armen und drückte sie todt. Am Morgen fand man alle drei und deckte ihr gemeinschaftliches Grab gleich mit Erde zu. Wolf, niederländische Sagen Nr. 429.

Armgart, ein reiches Fräulein auf dem Schlosse Möhren in Mittelfranken, verschmähte alle Freier und ließ sich einen goldnen Schlüssel machen, den sie sorgfältig in ihrem Bett versteckte: nur der soll sie haben, der ihr den gol-

denen Schlüssel bringen würde. Ritter Kunz von Absberg, ein ruchloser, zu allem Bösen geneigter Ritter, bestach ihr Kammermädchen und gewann den Schlüssel. Als Armgart aber den Betrug merkte, erstach sie sich und vereitelte dadurch des Ritters Werbung. Seitdem erschien sie als Gespenst mit Schlüssel und Dolch. Als es Kunz erfuhr, hatte er die Frechheit, sie zum Nachtessen einzuladen, und siehe, sie kam und setzte sich zu ihm zu Tisch. Entsetzt rief er sie im Namen Gottes an, da fielen ihre prächtigen Gewande von ihr ab, ihre Juwelen wurden zu glühenden Kohlen und sie selbst zu einem Todtengerippe, das seufzend verschwand. Schlüssel und Dolch ließ sie zurück. Der Ritter ging in ein Kloster und that Buße. Panzer, Beitrag S. 144. — Diese gewiß alte deutsche Sage ist der südlichen Sage vom steinernen Gast verwandt.

Herr von Diskau, ein märkischer Edelmann, sah auf einer Reise eine schöne polnische Dame, verliebte sich in sie, lud sie auf sein Schloß ein, warb um ihre Hand und feierte auf seinem Schlosse eine glänzende Hochzeit mit ihr. Aber als sie mit ihm in die Brautkammer getreten war, erklärte sie ihm, er werde sie nie wiedersehen, als nach seinem Tode und verschwand. Es war ein Geist gewesen. Goldschmidt, höllischer Morpheus S. 176.

Im braunen Moor zwischen Gersfeld und Hilders traf ein böser Ritter einmal eine reizende Jungfrau, welche Blumen pflückte, ergriff und küßte sie, fand sich aber plötzlich von einem Todtengeripp eng umklammert, welches ihm zurief: deine Zeit ist aus! und versank mit ihr im Moor. Schöppner, bayrische Sagen Nr. 767.

Die deutsche Sage von der Erlinde ist der griechischen von der Braut von Korinth auffallend ähnlich.

Ein junger Ritter, Guntram, verlobt mit der schönen Liba von Falkenburg, kam unterwegs in ein Schloß, wo bei Nacht ein reizendes Mädchen ihn verführte, Erlinde, die schon vor Jahren verstorbene Tochter des Schloßherrn, ein Gespenst. Als Guntram heimkehrte und Liba heirathen wollte, trat das schöne Gespenst dazwischen. Er trug Erlindens Ring, er gehörte ihr auf ewig und mußte sterben. Schreibers Sagen Nr. 33.

Verwandt ist die bergische Volkssage von Adelgunde von Scherwen (bei Montanus I. 423).

Sie wird die Spinnerin von Scherwen genannt, weil sie auf ihrer Burg emsig spinnend die Rückkehr ihres geliebten Ritters erwartete, der ins h. Land gezogen war, und seinem Schwur getreu endlich auch wirklich zurückkam, aber nicht lebendig, sondern als blutbedecktes Gespenst.

Eben so die Sage vom Bräutigamsschiff.

Die Braut eines Schiffers harrte sehnsüchtig am Ufer, ob ihr Bräutigam nicht zurückkäme. Alle Schiffe kehrten heim, nur das seine nicht. Aber sie

blieb am Ufer und weinte und jammerte fort, bis in einer Nacht das längst versunkene Schiff mit ihrem Geliebten landete, sie aufnahm und mit ihr wieder verschwand. Müllenhoff Nr. 223.

Eigenthümlich ist die Sage von einem Todtenschiff, das allemal erscheint und hilft, wenn man es ruft. Es ist schneeweiß, ohne Mast und Segel, schnell und still daherfahrend.

Ein junger Schiffer rief es und fuhr auf ihm davon. Bald darauf kam er mit vier Schiffen mit reicher Beladung wieder und erhielt nun die ihm früher versagte Hand eines reichen Mädchens. Aber am Hochzeitstage kamen vier Todtengerippe und entführten ihn. Asmus, Lübecks Volkssagen S. 114.

Das Todtenschiff heißt auch der fliegende Holländer.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts zeichnete sich unter den holländischen Seeleuten Barend Fokke durch die ungeheure Schnelligkeit seiner Meerfahrten so aus, daß man glaubte, er stehe mit dem Teufel im Bunde. Als er einmal durch widrige Winde zu langem Laviren gezwungen wurde, rief er in der Ungeduld aus, der Teufel solle ihn nach seinem Tode nöthigen, die Südspitze von Afrika und Amerika an einander zu hissen. Das aber ging nach seinem Tode in Erfüllung und noch immer begegnen ihm Schiffer, wie er von einem Cap zum andern lavirt ohne je mehr einen Hafen zu erreichen. Kerner, Magikon III. 372. — Nach einer Sage im Morgenblatt 1824 Nr. 45 führt das Geisterschiff ein gewisser Evert, der einst als Seeräuber eine edle Spanierin an den Mast gebunden verschmachten ließ, nachdem er ihren Bräutigam ermordet hatte. Ihr Fluch verurtheilte ihn, ruhelos auch noch nach seinem Tode auf dem Meere umherzuirren. Sein Schiff ist eine schwarze Fregatte, vorn steht ein Todtengerippe mit einem Spieß, auch die übrige Mannschaft besteht aus Gerippen. Sie fahren überaus schnell, aber unhörbar leise.

Nach Wolfs niederländ. Sagen Nr. 130 führt das Schiff ein Brudermörder, welcher verdammt ist, ruhelos bis zum jüngsten Tage herumzufahren. Nach einem Gedicht von Wendlitz kehrt ein alter König mit dem Gespensterschiff in die Heimath zurück, wo alles anders geworden ist. Nach Gräße, vom ewigen Juden S. 55 war es ein holländischer Schiffer, van der Decken, der im heftigsten Sturm „trotz Gott und Teufel" ums Cap herum fuhr und der zur Strafe nun ewig fahren muß. — Nach Wolfs deutschen Märchen S. 525 fährt der berühmte Seeheld Jean Bart auf dem „feurigen Schiffe" gespenstisch umher. Marryat hat einen Roman „das Geisterschiff" geschrieben, worin er diese Vorstellung der Matrosen ausbeutet.

4.

Magie.

Im Aberglauben des Reformationszeitalters mischte sich uralter heidnischer Volksglaube mit den phantastischen Vorstellungen, die man den alten Classikern, den gelehrten Muhamedanern und Juden entlehnte. Und zwar suchte man, wie Paracelsus that, ein System hineinzubringen, oder man verfolgte dabei praktische Zwecke des Nutzens. Man wollte mittelst der Magie die geheimen Kräfte der Natur zum Dienst des Menschen zwingen.

Die Systematiker wandten die alte Sterndeutung an, erkannten in den sieben Planeten die Urkräfte der Natur, wirksam in den Elementen, Gesteinen, Pflanzen und Thieren, wie in den Organen und Temperamenten des Menschen. Man suchte das Schicksal des Menschen aus dem Stande der Sterne in seiner Geburtsstunde zu lesen. Man bildete sich ein, in dem Stein oder Metalle den darin wirksamen Planetengeist selbst sich dienstbar machen zu können. Die Chemie in ihren rohesten Anfängen mußte dieses Bestreben unterstützen. Man suchte durch chemische Kunst die Urmaterie, das alle andern in sich vereinigende Urmetall, den Stein der Weisen, das fünfte, alle vier andern vereinende Urelement, die quinta essentia, im flüssigen Zustande das Lebenselixir herauszubringen. Durch den Stein der Weisen hoffte man Herr über alle Naturkräfte zu werden, durch das Lebenselixir die Zeit in Ewigkeit zu verwandeln, sich ewig jung zu erhalten. Sofern die Naturkräfte an die Zahl gebunden sind, bildete man eine Magie der Zahlen aus. In der Dreizahl, Siebenzahl rc. sollten besondere Kräfte verborgen seyn. Eben so in den geometrischen Zahlen des Dreieckes, des Pentagramm rc.

Daraus folgte eine eben so wunderliche Medicin und Anwendung der abergläubischesten Heilmittel, wie auch der Gebrauch von Amuletten. In allen Edelsteinen oder durch irgend eine seltne Eigenschaft auffallenden Mineralen, womit man auch oft Meerprodukte und organische Stoffe verwechselte, suchte man eine besondere Wunderkraft der Natur und bewahrte sie sorgfältig zum Gebrauch auf. Eben solche Kräfte schrieb man den Kräutern und Thieren zu. Die Galle, das Herz, die Asche rc. von

besonders scharfblickenden Thieren sollte gut für die Augen seyn, die von kühnen Thieren diente zur Stärkung des Muthes, die von buhlerischen Thieren im Liebeszauber :c. Ueberall suchte man in roher summarischer Weise ein Gesetz der Verwandtschaft in der Natur, durch welches man die magischen Wirkungen bedingt glaubte.

War dieses ganze abergläubische Treiben, die Verwegenheit des Menschen, sich zum Herrn der geheimnißvollen Naturkräfte und dadurch gewissermaßen von Gott unabhängig machen zu wollen, auch vom religiösen Standpunkt eben so verdammlich, wie aus dem Gesichtspunkt der Vernunft lächerlich, so kann man doch nicht leugnen, daß ihm viele Poesie einwohnte. Es knüpfen sich daran eine Menge Volkssagen, die ich in der Geschichte der deutschen Poesie nicht übergehen darf.

Vieles daran ist auch ganz unschuldig, ein rein poetisches Spiel. Man erwäge z. B. die Versuche, aus der Asche, weil darin der Geist, der einst die Materie belebte, sich concentrirt hat, die Materie selbst zu reproduciren. Der berühmte Pater Kircher gab sich viel damit ab. Siehe dessen mundus subterr. XII. 4. 414. Vgl. auch Francisci höll. Proteus 748. Sachs, Gammarologia 243. Keyßlers Reise 488. Hier einige der anmuthigsten Beispiele, die natürlicherweise nur poetische Volkssagen sind.

Wenn man im Mai den Thau auf Wiesen sammelt und aufbewahrt und lange Zeit nachher einen glühenden Kieselstein hineinwirft, so duftet er, als ob das ganze Zimmer voll Blumen wäre. Das Geheimniß der Verwesung und Verbrennung aller Dinge 1729 S. 43.

Ein Arzt in Krakau machte aus seinem Laboratorio einen wunderbaren Blumengarten, indem er unter jeden seiner Destillirkolben die Asche von einer andern Blume brachte, die er nun bei gelindem Feuer im Glase wieder aufleben und frisch blühen machte, Rosen, Mohn :c. Prätorius, Weltbeschreibung I. 145.

Noch tiefer als in der Asche dachte man sich die eigenste Lebenskraft als unvertilgbar im Blute erhalten. Daher schon bei den alten Skythen (Herodot IV. 70) das gegenseitige Vermischen und Trinken des Blutes als Weihe der Waffenbrüderschaft auf Leben und Tod.

Von welchem Nutzen die Blutvertauschung sey, davon melden die „geheimen Unterredungen von der Magie, 1702" S. 90 ff. folgendes.

Zwei Freunde machen sich je eine kleine Wunde am Goldfinger und am

linken Arme, und jeder läßt sein Blut aus seinem Finger in den Arm des andern fließen, worauf man die Wunde wieder schließt. Von nun an empfindet Jeder an derselben Stelle am Arm durch Sympathie, was der Andere empfindet. Sie kommen daher überein, wenn sie weit von einander entfernt sind, sich durch kleine Stiche in den Arm Zeichen zu geben und bilden, indem sie verschiedenen und mehr oder weniger Stichen je eine besondere Bedeutung geben, ein förmliches Alphabet aus, durch welches sie mit einander correspondiren.

Dahin gehört auch die Transfusion, an die man sogar noch in aufgeklärten Zeiten glaubte.

Greise ließen sich in eine geöffnete Ader das Blut von Jünglingen einspritzen. Dies nahm Arnim zum Motiv seines wunderlich-schönen Romans „Bartholds erstes und zweites Leben.“ Verwundete keilten ihr Blut in einen Baumstamm ein, worauf sie zu genesen hofften, der Baum aber absterben sollte. Dahin gehört auch der sympathetische Zauber, dessen im Historischen Rosengebüsch 1710 S. 831 erwähnt ist. Wenn man aus dem Blut eines Menschen das Fett ausscheidet und daraus eine Kerze bildet, so brennt dieselbe so lange, als der Mensch lebt und färbt sich trüb oder hell, je nachdem er gestimmt ist. — Einer der sich durch Hundebluteinspritzen verjüngen wollte, nahm selbst hündische Natur an. Happel rel. cur. II. 527.

Zur gemeinen Zauberei brauchte man gerne unschuldiges Blut wegen der magischen Kraft darin. Mit diesem Aberglauben hängt auch der Blutbund zusammen, den man mit dem Teufel schloß. Man glaubte, der Teufel fordere, daß der Mensch den Bund mit ihm mit seinem Blut unterzeichne. Blut gehörte namentlich auch zu dem Jägerzauber. Wenn jeder Schuß treffen soll, muß entweder das Pulver mit Blut gemischt (Rockenphilosophie V. 54), oder die Kugel mit Blut getauft seyn (Sympathetischer Mischmasch 1715 S. 82).

Nach dem uralten s. g. Bahrrecht setzte man in Deutschland ehemals die Leichen Ermordeter aus und erkannte den Mörder daran, daß, wenn er sich der Leiche nahte, die Wunden derselben frisch bluteten. Damit hängen die unvertilgbaren Blutflecken in vielen deutschen Sagen zusammen.

Am Wolf'schen Hause in Berlin sollen, ehe es abgerissen und neu erbaut wurde, drei unauslöschliche Blutstropfen sichtbar gewesen seyn, von einem Mädchen, die unschuldiger Weise von einem Bösewicht, dessen Liebe sie verschmäht, des Diebstahls beschuldigt und hingerichtet worden war. Der Böse-

wicht suchte vergebens die drei Tropfen wegzukratzen und stürzte sich am Ende aus dem Fenster. Ziehnert, Preußens Volkssagen I. Nr. 3.

Ebenso die Sagen von blutenden Knochen.

Im Jahr 1585 fand ein Edelmann auf der Jagd in der Nähe von Wien schöne weiße Knochen, die sein Hund ausgescharrt hatte, und nahm sie mit, um sich einen Griff zu einem Hirschfänger davon machen zu lassen. Als sie aber der Schwertfeger in Arbeit nahm, fingen sie an zu bluten. Da entsetzte sich der Schwertfeger, wurde trübsinnig und bekannte, es seyen die Gebeine eines Kameraden, den er einst als Handwerksgesell dort erschlagen und eingescharrt habe, wo man die Knochen gefunden hatte. P. Abraham, Judas I. 277. Eine andere Sage aus der Schweiz in den Alpenrosen von 1838 S. 131.

Die Sympathie des Blutes zwischen Mutter und Kind ist auf die rührendste Weise charakterisirt in einer schönen Tiroler Sage.

Andreas, das Kind von Rinn, wurde 1459 von Juden geraubt und geschlachtet, weil sie von dem unschuldigen Kinderblut abergläubischen Gebrauch machen wollten oder weil es unter ihnen Herkommen war, von Zeit zu Zeit zur Rache an den Christen ein Christenkind zu morden. Seine Mutter war eben auf dem Felde und schnitt Getreide, als ihr ein Blutstropfe auf die Hand fiel. Von schrecklicher Ahnung ergriffen, suchte sie das Kind, fand aber nur noch seine Leiche auf dem noch jetzt s. g. Judenstein. Der Knabe wurde zum Heiligen erhoben und wird noch jetzt am 24. März verehrt. Die Juden wurden schwer bestraft. Des Kindes Heiligkeit beurkundeten Wunder. Aus seinem Grabe wuchsen mitten im Winter Lilien und sieben Jahre lang grünte mitten im Winter die Birke, an die ihn die Juden gebunden hatten. Seine Reliquien werden vorzüglich von kranken oder stummen Kindern besucht, die von ihm ihre Heilung hoffen. Vgl. Austria auf 1845 S. 185.

Der abentheuerlichste Blutzauber war die künstliche Erzeugung eines Menschen, das s. g. Homunculus, aus dem Blute. Man setzte voraus, Blut sey die Quintessenz des Menschen, also müsse auch aus Blut ein ganzer Mensch gemacht werden können.

Borellus hist. rar. observ. Nr. 62 erwähnt, einer habe Blut destillirt, worauf sich im Kolben ein Homunculus gezeigt habe, von rothen Strahlen umgeben. Fludd de. sang. anat. 6. 233 sagt, unter gleichen Umständen habe sich um Mitternacht im Kolben ein Geschrei vernehmen lassen, das von einer aus dem Dunst im Kolben gebildeten menschlichen Gestalt ausgegangen sey; und ein andermal sey aus einem bloßen Ueberrest von Blut auch nur ein Menschenkopf mit Haaren entstanden. In den geheimen Unterredungen von der Magie 1702 S. 88 wird gelehrt, wenn man Menschenblut in ein leeres Ei schütte

und einer Henne unterlege, so brüte sie in demselben einen Homunculus aus; wenn man diesen dann in Brod backe und zwei Feinden zu essen gebe, so müssen sie sich auf der Stelle versöhnen und lieben. Vgl. auch Prätorius, Weltbeschreibung I. 140. 160. 407. — Theophrastus Paracelsus wollte einen Homunculus durch Wärme im Mist erzeugen. Sprengel, Geschichte der Arzneikunde III. 364.

Die Idee des Homunculus hat Göthe im zweiten Theil seines Faust gut benützt. Die Geschichte eines Homunculus enthält der berüchtigte französische Roman „Frankenstein“.

Außer dem Blut dienten auch andere Theile des Menschen zu magischen Zwecken. Haare der Geliebten wurden im Liebeszauber gebraucht. Entflohene Diebe glaubte man quälen zu können, wenn man ein glühendes Eisen in deren zurückgelassene Fußspur steckte rc.

Dieselbe Sympathie sollte walten zwischen dem Menschen und seinem Bilde, worauf aller Bilderzauber beruht. Am häufigsten kommen die Wachsbilder vor, denen man anthat, was dem entfernten Original selbst widerfahren sollte.

In Keyßlers Reise S. 45 ist eine Sage von Theophrastus Paracelsus erwähnt. Derselbe soll von einem Apotheker unheilbar vergiftet worden seyn, sich aber, ehe er starb, noch ein Wachsbild desselben Apothekers verfertigt und mit einer Pistole hineingeschossen haben, so daß der Apotheker noch eher todt war, als er selbst.

Erzbischof Eberhard von Trier befahl im Jahr 1067 den Juden, sich zu bekehren oder die Stadt zu räumen. Da verfertigten die Juden ein Wachsbild des Erzbischofs, warteten ab, bis derselbe am Charsonnabend öffentlich die Taufe ertheilte und ließen in derselben Stunde ihr Wachsbild durch einen zu diesem Frevel erkauften Pfaffen taufen. Dadurch entstand ein Rapport zwischen dem Erzbischof und seinem Bilde und indem die Juden nun das Wachsbild ans Feuer legten, brannte auch der Erzbischof innerlich und starb. Calmet, Erscheinungen von Geistern II. Nr. 36.

Vgl. Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 214.

Einer der beliebtesten Zauber wurde das Schauen der Zukunft im Kristall. So ließ man den unglücklichen Herzog Johann Friedrich von Sachsen im Jahr 1563 das kaiserliche Scepter im Kristall sehen, um ihn durch die Aussicht auf glänzendes Glück in die Verschwörung Grumbachs hineinzuziehen. Auch gleichzeitige, aber in weiter Ferne geschehende Dinge sah man im Kristall. So heißt es in der Legende von der h.

Genoveva, ihr Gemahl Sigfrit sey durch einen Zauberspiegel betrogen worden.

Ein Mädchen sah im Kristall, wie ihr Geliebter auf sie zustürzte und eine Pistole auf sie abfeuerte. Später mußte sie einen Andern heirathen und der alte Geliebte machte wirklich einen Mordversuch auf sie. Francisci, höll. Proteus Nr. 78. Rüst, Zeitverkürzung S. 255; Bräuner, Cur. 72. Grimm, D. S. Nr. 118. Ein Ehemann sah im Kristall seine weit entfernte Frau mit einem halb entkleideten jungen Mann und eilte wüthend nach Hause, wo er aber fand, daß es nur ihr Bruder gewesen sey, dem sie eine Wunde geheilt habe. Bräuner S. 80. Eine alte Hexe bewirkte aus Haß gegen einen jungen Menschen, der ihre Liebe verschmäht hatte, daß man sein Bild, als das eines Diebes, im Kristall sah, worauf er unschuldig gehenkt wurde. Harsdörfer, Mordgeschichten 151.

Buschius gedenkt sogar (in Leibnit. script. rer. Brunsvic. II. 952) eines Spiegels, in den der Teufel selbst hineingebannt war, welcher auf Befehl einer Frau, die den Spiegel besaß, sie alles sehen lassen mußte, was sie sehen wollte.

Ein wunderlicher Aberglaube war der, daß man Jemanden zu Tode beten und daß man sich in einem Buche festlesen könne.

Ein Mann fand hinter dem Altar einer Kirche in Hamburg ein Buch, las darin und las sich fest, so daß er nicht mehr aufhören konnte, wie gern er auch wollte. Endlich befreite ihn ein Geistlicher, indem er ihn anwies, alles wieder rückwärts zu lesen. Müllenhoff, Nr. 271.

Der Liebeszauber spielt eine Hauptrolle in den verwilderten Jahrhunderten der Glaubenskämpfe. Die alte echte deutsche Sage kennt den Liebeszauber nicht. Der Glaube daran drang aus der römischen Welt ein und bildete sich erst spät im Hexenwesen aus. Dieselbe sittliche Verderbniß und Abschwächung, die aus dem deutschen Helden einen Freischützen machte, der nicht mehr aus eigener Kraft den Feind bestand, sondern ihn mit Teufelskunst von ferne tödtete, dieselbe gab auch dem Weib ein, nicht mehr durch ihren eigenen Reiz, sondern durch Teufelskunst Männer zu bezaubern.

Ein Oberster dankte die Weibsperson ab, die ihm lange als Maitresse gedient und ihn auf seinen Feldzügen begleitet hatte. Da wollte sie ihn durch einen Liebeszauber wieder zu sich locken und ließ sich durch seinen Diener ein Paar Haare von ihm geben. Der Diener aber gab ihr Haare aus einem Bärenfell. Nun wandte sie den Zauber an, aber statt des Obersten kam

das Bärenfell zu ihr und verfolgte sie auf Schritt und Tritt. Da befahl der Oberst, die Hexe todt zu schießen. Valvasor, Krain I. 358. Daselbst heißt es auch: Wer sich die Milch einer Frau verschaffen kann, vermag sie zu allem zu bringen. Einer bestach eine Magd, ihm die Milch der Frau zu verschaffen, sie brachte ihm aber Gaismilch und von Stund an liefen dem Liebhaber alle Gaisen der Stadt nach. Auch kommt vor, daß ein Mönch einem Mädchen einen Apfel gibt, den sie aber aus Mißtrauen Säuen zu fressen gibt, worauf dem Mönch die Säue nachlaufen. Pauli, Schimpf und Ernst. Philo, Magiologia S. 956. Eben so gieng es einem, der statt der Haare des Mädchens, das er liebte, Kuhhaare bekam und zum Liebeszauber anwandte, worauf die Kuh, von der die Haare waren, ihm wüthend in den Wald nachlief. Görres, Mystik IV. 2. 458.

Seltsame Sagen von Feuerzauber.

Die Mühle von Wittringen bei Rotenburg an der Tauber war einmal von einem Müller bewohnt, der sich gastfrei gegen wandernde Zigeuner bewies und dem sie dafür zum Dank die Mühle bezauberten, daß ihr kein Feuer schaden konnte. Der Zauber steckte in einer s. g. Brandwurzel, die sie im Stamm einer nahen Eiche verkeilten. So lange nun die Eiche stand, blieb auch die Mühle von Feuersgefahr verschont, als aber einmal ein Besitzer die Eiche verkaufte und niederhauen ließ, brannte alsbald die Mühle ab. Bechstein, Sagenschatz des Frankenlandes S. 278. Horst, Dämonomania II. 275.

Der Feuerreiter war eine besonders beliebte Vorstellung.

Als Steinbach durch einen Mordbrenner angezündet worden war und der Ort schon halb in Asche lag, sah man einen fremden Mann zu Roß pfeilschnell dreimal um das Dorf reiten und als er zum drittenmal herum war, erlosch der Brand plötzlich. Bechstein, Sagenschatz des Thüringerlandes IV. 178. Eine ähnliche Sage von Stendal in Kuhns märkischen Sagen Nr. 5. Vgl. auch die Sage vom Grafen Reuß in Moritz, Magazin für Erfahrungsseelenkunde IV. 75. Von einem Fürsten von Hessen heißt es ebenfalls, er habe durch dreimaliges Umreiten des Feuers dasselbe löschen können. Wolf, hessische Sagen Nr. 200. Wer das Feuer durch dreimaliges Umreiten gebannt hat, soll schnell davonfliehen, sonst holt ihn das Feuer selber ein. Grimm d. Myth. Anhang vom Aberglauben CXLIV.

Zur Verwilderung der Zeit gehörte die gräßliche Criminaljustiz (gemäß der Carolina oder heimlichen Halsgerichtsordnung Karls V.) neben den Hexenprozessen. Daher spielten die Scharfrichter eine wichtige Rolle und galten zum Theil selber als Hexenmeister.

Zu Lübeck sollte ein neuer Scharfrichter ernannt werden. Da meldeten sich drei. Der eine hieb einem Verbrecher den Hals so geschickt durch, daß

der Kopf sitzen blieb und nur ein Strich wie ein rother Faden am Halse zu sehen war, bis der Scharfrichter ihn anstieß und der Hals abfiel. Der zweite hieb Zweien mit Einem Streich beide Köpfe ab. Der dritte legte einem Verbrecher zwei eiserne Ringe um den Hals und dazwischen eine Erbse und hieb nun die Erbse und den Hals mitten durch. Diesen wählte man. Asmus, Lübecks Volkssagen S. 20. Dieselbe Geschichte wird von Regensburg erzählt. Hier soll der Henker dem armen Sünder statt der Ringe nur zwei Faden um den Hals gelegt haben. Hormayr, Taschenbuch 1832 S. 377.

Daran reihen sich andre merkwürdige Sagen von magischen Streichen.

Ein Zauberer köpfte vor vielen Zuschauern seinen Diener und setzte ihm den Kopf wieder auf. Einmal gelang es ihm nicht. Da bemerkte er, es sey ein anderer Zauberer anwesend, der ihn daran verhinderte. Nachdem er ihn vergeblich gebeten, ihn in der Wiederbelebung des Dieners nicht zu stören, ließ er schnell eine Lilie emporwachsen und köpfte sie und in demselben Augenblick fiel auch dem störenden Zauberer der Kopf ab, und nun konnte der erstere dem Diener den seinigen wieder aufsetzen. Del Rio disqu. mag. II. 30. Grimm, d. Sagen Nr. 93. Wolf, niederl. Sagen Nr. 268.

Ein Zauberer schlug einmal unversehends allen Anwesenden die Köpfe ab und versetzte jeden auf einen Leib, dem er vorher nicht angehört hatte. Dann frug er, ob sie sich die Köpfe abermals wollten abschlagen lassen, damit er jedem den rechten wieder aufsetzen könne. Aber alle fürchteten sich und behielten lieber von nun an die falschen Köpfe. Happel, rel. cur. I. 450. Horst, Zauberbibl. I. 296.

Ein anderes magisches Stückchen war das Verschwinden in der Luft mittelst eines Fadens.

In Magdeburg ließ sich ein Kunstreiter sehen. Nachdem er lange im Ring herumgerannt und getanzt, hielt er inne, beklagte das Elend dieser Welt, die schlechte Zeit und, wie arm er sey, weshalb er lieber gleich von dannen fahren wolle zum Himmel, wo es ihm besser gehen werde. Damit warf er ein Garn in die Luft, dem sogleich das Roß nachfuhr, er aber hing sich dem Roß an den Schwanz, sein Weib hing sich an seine Kleider, die Magd an der Frau Kleider und so flogen sie gen Himmel. Wierus, de praest. daem. II. 7. Prätorius, Bloxberg S. 309.

Von einer Hexe, die sich in ähnlicher Weise an einem Zwirnsfaden zum Fenster hinaus gerettet haben soll, meldet Horsts Dämonomania I. 90.

In einer Stadt in Preußen befand sich ein Schulmeister, welcher hexen konnte und des Bürgermeisters schöne Tochter alle Nacht durch Geister zu sich holen ließ. Die Tochter schwieg eine Zeitlang aus Scham, dann aber ver-

rieth sie alles ihrem Vater, der ihr einen Faden mitzunehmen rieth, an welchem man bei Tage erkennen könnte, wohin sie bei Nacht geholt worden sey. Als er dadurch den Schulmeister als den Thäter entdeckt hatte, ließ er denselben verhaften und zum Galgen führen. Der Schulmeister bat aber noch am Galgen die anwesende Tochter des Bürgermeisters um ein Andenken und in der Verlegenheit gab sie ihm einen Faden, den sie noch in der Tasche hatte. Da warf er den Faden in die Luft, umarmte das Mädchen, schwebte mit ihr, dem Faden nach, in die Höhe und verschwand für immer. Grunau, Chronik XVIII. 1.

Diese Vorstellung kehrt sehr oft wieder. Am häufigsten ist es eine auffliegende Gans, an welche ein ganzer Zug von Menschen anklebt.

Zwei Brüder sollten Holz hacken, ein armes Männchen bat sie um etwas von ihrem Kuchen und Wein, aber sie gaben ihm nichts, da hieben sie mit dem Beile fehl und verwundeten sich. Der junge Bruder Dummling gab dem Männchen zu essen und zu trinken, fällte einen Baum und fand darunter eine goldne Gans. Im Wirthshaus griffen die drei Wirthstöchter die Gans neugierig an und blieben daran kleben. Der Pfarrer wollte sie erlösen und blieb auch kleben und so noch viel mehr Leute. Da gab es eine Königstochter, die niemals lachte, und der König versprach sie dem, der sie könnte zum Lachen bringen. Als nun der Dummling mit seinem Gefolge kam, mußte sie lachen. (Sie ließ ihn aber noch drei schwere Aufgaben lösen, wobei das dankbare Männchen ihm half) worauf sie ihn heirathete. Grimm, Märchen Nr. 64. Bechstein, Märchen 215. Zingerle, Märchen Nr. 4. Verhandlungen des hist. Vereins der Oberpfalz 1850. 198.

Ein Zauberer entführte ein Mädchen auf einem hölzernen Pferde durch die Luft. Ein Anderer saß gerade beim Herzog von Burgund zu Tafel, sah es durchs Fenster und bezauberte ihn, daß er mit Pferd und Mädchen im Schloßhof gebannt wird. Der gefangene Zauberer zauberte ihm nun aber lange Hirschhörner an, daß er den Kopf nicht mehr durchs Fenster zurückziehen konnte, bis er ihn freiließ. Del Rio, disqu. V. 114. Wolf, niederl. Sagen Nr. 270. Kaiser Friedrich III. lud einmal einen Zauberer zu Tisch, konnte aber selbst zaubern und machte ihm Pferdehufe statt der Hände, daß er nichts essen konnte. Der Zauberer aber erregte einen Lerm im Schloßhof und als der Kaiser zum Fenster hinaussah, machte er ihm so lange Hirschhörner, daß er nicht mehr zurückkonnte. Luther, Tischreden 1591 S. 109.

Eine Menge lustige Schwänke in deutscher Sage haben ihr Motiv in dem Kampf zweier Zauberer, von denen jeder den andern zu überlisten und in seiner Kunst zu überbieten bemüht ist.

Oefters kämpft eine Hexe mit einem Jäger.

Der Jäger schießt unter Wildgänse, da fällt eine als nacktes Weib hinab

und er erkennt sie als eine Bekannte. Sie bittet ihn, daß er ihre Kleider holen lasse. Er willfahrt ihr, bemerkt aber bald, daß alle seine Tauben lahm sind. Sogleich denkt er, die Hexe habe es aus Zorn gethan, weil er sie ertappt; nimmt eine Taube, geht in den Wald, läßt durch seinen Schüler eine noch lebende Taube an den Spieß stecken und braten. Da kommt die Hexe eilends und bittet, die Taube wegzuthun, denn mit der Taube war auch sie durch Sympathie gebrannt. Der Jäger übte nun Gnade aus und ließ sie los. Mone, Anz. VI. 395. Hormayr, Taschenbuch 1839 S. 386. — Eine ähnliche Geschichte ist die von Crailsheim, wo ein Nadler die Schwänze von verhexten Lämmern so lange im Feuer brannte, bis die Hexe kam und flehentlich bat, sie nicht zu verbrennen. Mone, Anz. VI. 308. — Eine Hexe drückt als Alp oder Mahr alle Nacht einen Edelmann, bis er sein Wasser in einer Flasche verschließt. Dadurch wird sympathetisch auch die Hexe geschlossen und muß kommen und flehentlich um Oeffnung der Flasche bitten. Als er sie öffnet, geht auch sie auf und überschwemmt das ganze Zimmer. Wolf, niederl. Sagen Nr. 254. Bräuner, Cur. 132.

Sehr populär war der Schwank vom Hahnenbalken.

Ein Zauberer gaukelte dem Volk vor, als ob ein Hahn einen schweren Balken auf dem Schnabel balanciren ließe. Aber ein Mädchen, das ein vierblättriges Kleeblatt gefunden hatte, erkannte den Zauber und daß der Balken nur ein Strohhalm war. Da sahen es die Bauern auch und jagten den Zauberer fort. Dieser aber rächte sich bald darauf, indem er, als das Mädchen Hochzeit machte und zur Kirche ging, ihr vorzauberte, als wäre Wasser vor ihr. Es war aber ein blau blühendes Kornfeld, in das sie hineingetappt war, und indem sie nun ihre Kleider aufhob, wurde sie allem Volk zum Gelächter. Grimm, Märchen Nr. 149. Müllenhoff Nr. 563 hat eine ähnliche Sage aus Holstein. Auch Kuhn, nordd. Sagen Nr. 139. Schönwerth, aus der Oberpfalz I. 411.

Im Volke leben eine große Menge Sagen von ertappten und bestraften Hexen. Hier wird das Gräßliche immer lächerlich aufgefaßt. Die Hexen sind in Katzengestalt versammelt. Einer kommt dazu, wird von ihnen angefallen, haut aber Einer die Pfote ab. Am andern Tage ist es ein altes Weib, der die Hand fehlt.

Eine vornehme Dame war eine Hexe und bediente sich, wenn sie zum Hexensabbath fahren wollte, eines Zaumes. Den legte sie ihrem Knecht an, verwandelte ihn dadurch in einen Hengst und ritt mit ihm auf und davon. Der Knecht merkte aber, daß der Zauber allein im Zaume steckte und als sie ihn wieder entwandelt hatte, legte er ihr selber den Zaum an, verwandelte

sie dadurch in eine Stutte und ritt auf ihr heim. Tentzel, monatl. Unterredungen 1693 S. 560.

In vielen andern Volkssagen läßt der Knecht die Stutte beim Schmied beschlagen und findet die Frau nachher mit Hufeisen an Händen und Füßen im Bette. Vgl. Schöppner, Sagen Nr. 1304.

Sehr oft wiederholt sich der Schwank von einem einfältigen Mann, Knecht oder Jungen, der die Hexe beim Salben und Ausfahren belauscht hat, es ihr nun nachthut, aber anstatt zu sagen: oben hinaus und nirgends an! sich verspricht und sagt: oben hinaus und überall an, oder allweg an. Bisweilen sagt die Hexe auch: über Stauden und Stecken, er aber sagt: durch Stauden und Stecken. Darauf fährt er aus und stößt überall an oder wird durch Dornen und Hecken jämmerlich zerrissen. Kuhn, norddeutsche Sagen Nr. 71. 154. Müllenhoff, holst. Sagen Nr 291. Panzer, Beitrag S. 251. Mone, Anzeiger 1839 S. 311. In Versen behandelt von Kopisch, allerlei Geister S. 102.

5.

Die Zaubersagen. Dr. Faust.

Aus der ungeheuren Menge gemeiner Hexen und Hexenmeister erheben sich weltberühmte Zauberer, deren Namen im 16. und 17. Jahrhundert in Aller Munde war. Vgl. was Theil I. S. 423 über den Zauberer Klingsor gesagt ist. Aus Sängern, wie jener Klingsor und der noch ältere Virgil, machte man Zauberer. Die Macht des Wortes wurde geradezu als dämonisch aufgefaßt. Aus demselben Grunde sah der Aberglaube in jedem großen Gelehrten sofort einen Zauberer und knüpfte an ihn wunderbare Sagen.

Albertus Magnus, Graf von Bollstädt, 1193 zu Lauingen an der Donau geboren, war Lehrer in Köln und Dominicaner-Provinzial für Deutschland, einer der größten Scholastiker des Mittelalters, der vornehmste Verbreiter der aristotelischen Philosophie und zugleich der größte Naturkenner seiner Zeit, daher man ihn für einen Zauberer hielt.

Am verbreitetsten ist die Sage, nach welcher er einmal mitten im Winter dem Kaiser Wilhelm von Holland einen Garten mit blühenden und fruchttragenden Bäumen und singenden Vögeln hinzauberte. Trithemii chron. spanh. Lehmann, Speirer Chronik V. 90. Grimm, D. S. Nr. 489. Weyden, Vorzeit Kölns S. 174. Die schöne Sage von seiner Rettung aus der Ge-

walt der buhlerischen Königin ist oben S. 50 schon erzählt. Nach einem altdeutschen Gedicht (Görres, Meisterlieder S. 195) soll er als Student allnächtlich eine schöne Königstochter aus ihrem Bett in seines geführt haben, bis sie einmal ihre Hände roth färbte und dadurch den Ort, wohin sie gebracht worden, auskundschaftete. A. wurde gefangen vor den König geführt, zog aber einen Garnknaul aus dem Busen, nahm den Faden in den Mund und flog damit auf und davon. — Im Sagenbuch der Städte Gundelfingen 2c. Dillingen 1849 S. 33 wird ihm ein Zauberpferd beigelegt. Andere geben ihm einen schwarzen Pudel, einen redenden Kopf, eine kunstreiche Uhr 2c. Horst, Dämonomania I. 153. — Er wurde im Alter kindisch und vergaß alles, wie ihm die h. Jungfrau schon im Knabenalter prophezeiht hatte, denn sie war ihm erschienen, als er dem Kloster entfliehen wollte und hatte ihm seine künftige Größe geweissagt, ihm aber auch verkündet, er werde vor seinem Tode noch alle seine Weisheit wieder vergessen, damit er erkenne, daß er sie von ihrer Fürbitte bei Gott und nicht von sich selber habe. Wolf, deutsche Märchen Nr. 167. Hist. ord. praedic. I. 3. 45.

Deutsch (Teutonicus) Johann, Domherr in Halberstadt, war ein berühmter Zauberer.

Als er Domherr wurde, ärgerte es die Adeligen; da veranstaltete er ein herrliches Gastmahl und ließ nach Tisch alle Gäste ihre verstorbenen Väter als Geister sehen. Da sah dann der eine adelige Herr einen Reitknecht, der andere einen Bauern, der dritte gar einen Schalksnarren, und als Deutsch selbst endlich auch seinen Vater produciren mußte, erschien ein dicker und feister Domherr und Deutsch sagte lachend: wer ist nun der Vornehmste unter uns? Derselbe sang im Jahr 1271 in der Christnacht drei Metten zu Halberstadt, Köln und Mainz. Magica. Isleb. 1597 S. 151. 166. Deutsche Ausgabe 1600 S. 113. 125. Wolf, deutsche Märchen S. 276.

Als Zauberer galt auch der berühmte Trithemius, Abt zu Sponheim.

Derselbe ließ einmal dem Kaiser Maximilian I. seine verstorbene Gemahlin Maria von Burgund erscheinen. Das Zauberbild war der wirklichen Maria so ähnlich, daß sogar eine kleine Warze im Nacken nicht vergessen war und der Kaiser sich kaum enthalten konnte, mit ihr zu reden. Wegner, Schauplatz II. 501.

Sehr verschieden von diesen ausgezeichneten Männern, die man zu Zauberern machte, war der berühmte böhmische Gaukler Zyto am Hofe des tollen Kaiser Wenzel. In seiner Sage hat sich die Narrheit des letzteren gleichsam personificirt.

Zyto konnte in allerlei Gestalten erscheinen, fuhr in einem Wagen, den Hähne zogen, auch auf trocknem Boden in einem Schiff 2c. An der Tafel des Kaisers bewirkte er zuweilen, daß alle Gäste Ochsen und Pferdehufe bekamen und nicht mehr essen konnten, oder daß ihnen, zum Fenster hinausschauend, Hirschgeweihe wuchsen, so daß sie den Kopf nicht mehr zurückziehen konnten. Bei der Hochzeit des Kaisers mit der bayerischen Prinzessin Sophia fraß er den bayerischen Gaukler mit Haut und Haar auf und gab ihn auf dem natürlichen Wege ganz wieder von sich. — Einem Bäcker zu Prag verkaufte er Schweine, die zu Strohwischen wurden, als sie in die Schwemme kamen. Der Bäcker suchte den Betrüger auf, fand ihn schlafend, zog ihn am Bein, riß das Bein aus und mußte viel Geldbuße dafür zahlen. Zyto setzte sich aber lachend das Bein wieder ein und ging mit dem Gelde fort. Zuletzt holte ihn der Teufel. Balbini miscell. III. 17. 6. Dubravius hist. 23. Geschichtspiegel, Nbg. 1654 S. 290. Happel, rel. cur. I. 465.

Manche Züge aus diesen Sagen sind in das spätere Faustbuch übergegangen. Um die Entstehung der letzteren zu erklären, muß man aber mehr die tiefe Erschütterung, welche der Glauben im Reformationszeitalter erlitt, ins Auge fassen. Der erste Vertreter dieser Richtung war der berühmte Agrippa von Nettesheim, geboren zu Köln 1486, Meister in beinah allen damaligen Wissenschaften, aber unzufrieden mit ihren geringen Ergebnissen, daher Kabbalist, Astrolog und Magiker in der Hoffnung, auf übernatürlichem Wege ins Centrum alles Wissens einzudringen. In diesem Sinne schrieb er sein erstes Hauptwerk de occulta philosophia und lehrte zu Dole in Burgund neben der Theologie jene geheimen Wissenschaften. Durch die Mönche vertrieben, kämpfte er als Soldat in Frankreich gegen die empörten Bauern und in Italien gegen die Venetianer. Kaiser Maximilian I. schlug ihn zum Ritter. Nachdem er wieder in Paris und Casale gelebt und gelehrt hatte, trat er als Jurist in Metz auf, wurde Syndicus dieser Stadt, vertheidigte hier eine auf den Tod angeklagte Hexe, weshalb er vertrieben wurde, und trat nach neuen Abentheuern zu Freiburg im Uechtlande als Arzt auf mit solchem Glück, daß ihn die Königin Louise, Mutter Franz I., zum Leibarzt annahm. Allein weil er dem Connetable von Bourbon, der damals Frankreich verrieth, große Triumphe vorhersagte, mußte er fliehen in die Niederlande, wo er sein zweites Hauptwerk de vanitate scientiarum herausgab, darin das Eitle alles wissenschaftlichen Dünkels mit seltener Wahrheitsliebe darlegend. Das machte ihm aber neue Feinde,

und obgleich ihn Margaretha, die Statthalterin der Niederlande, zu ihrem Historiographen ernannt hatte, ließ ihn Karl V. verhaften. Dasselbe widerfuhr ihm auch in Lyon und zuletzt starb er 1535 zu Grenoble im Spitale. In seinem Schicksale hat sich viel von dem verwirklicht, was die Sage dem Dr. Faust zuschrieb.

Nach der Volkssage soll A. seinem liebsten Schüler befohlen haben, ihn nach dem Tode in kleine Stücke zu schneiden, mit einem Präparate einzusalzen und in einer Tonne stehen zu lassen, auf der eine Zauberlampe brennen solle, dann wolle er nach einiger Zeit wieder als Jüngling aus der Tonne hervorkommen. Gräße, vom ewigen Juden S. 45. Ein anderer seiner Schüler las heimlich in seinen Zauberbüchern, wußte aber die Geister nicht zu bemeistern und wurde vom Teufel erwürgt. Dafür zwang A. den Teufel, in die Leiche zu fahren und sie wieder zu beleben. Der Student stand nun wieder auf und lebte fort, als ob nichts vorgefallen wäre, verrieth aber die Teufelsnatur durch tolle Possen, bis er auf einmal hinsank und als ein schon lange faulender Leichnam erkannt wurde, denn der Teufel war aus ihm gefahren. Del Rio, disquis. mag. I. 2. 29. 356. Agrippa hatte einen schwarzen Pudel, dem er sterbend zurief: packe dich, du bist an meiner Verdammung Schuld, worauf der Hund ins Wasser sprang. Del Rio S. 1044. Bodini, daemonomania p. 260. Wolf Nr. 265. Auf seinen Reisen soll er viel Geld ausgegeben haben, das sich nachher aber in Horn, Muscheln rc. verwandelte. Del Rio II. 29.

Noch ernster und praktischer griff der berühmte Arzt Theophrastus Paracelsus das Studium der Natur an, die Geißel der Aerzte, Reformator der Medicin, dessen Schriften eine wunderbare Mischung von tiefer Einsicht und von Aberglauben enthalten. In seiner Lehre von den Astral- und Elementargeistern ist wenigstens Poesie, wenn auch keine Wahrheit.

Paracelsus beginnt das sechste Buch seiner antidoxorum mit der Behauptung, wenn man alle sieben Metalle zusammenschmelze, so entstehe daraus ein achtes Metall electrum, in welchem die Kräfte aller sieben Planeten enthalten seyen, von denen jeder sonst nur in einem einzigen Metall wirke. Ein spanischer Nekromant habe daraus einmal eine Glocke gegossen, durch deren Klang er alle Geister habe herbeirufen können. Auf jeden Schlag, den man an eine solche Glocke thut, springt ein dienstbarer Geist des einen Elementes hervor, auf zwei, drei Schläge mehrere und auf sieben Schläge die ganze Geisterwelt. 138 Geheimnisse 1726 Nr. 131.

Im Appenzellerlande gibt es eine alte Sage von Paracelsus.

Der spazierte in seiner Jugend einmal im Walde, als er seinen Namen rufen hörte. Niemand war da, Paracelsus horchte und fand, die Stimme komme aus einem Tannenbaum. In diesem steckte ein Zäpfchen mit drei Kreuzen. So wie er aber das Zäpfchen herauszog, kroch eine schwarze Spinne heraus, die sich vor seinen Augen in einen langen schielenden Mann mit rothem Mantel verwandelte der ihm zum Lohn für seine Erlösung zwei kleine Gläser schenkte, wovon das eine die Goldtinktur, das andre das Lebenselixier enthielt. Paracelsus aber, damit noch nicht zufrieden, wünschte zu wissen, wie denn der große lange Mann aus dem kleinen Loch im Baum habe herauskommen können. Da war der Teufel so dumm, es ihm vorzumachen und noch einmal in den Baum hinein zu kriechen. Rasch schlug nun Paracelsus den Zapfen wieder hinein und der Teufel blieb in der Tanne sitzen, noch dazu in einem Walde, der vor Lawinen schützt und in dem daher niemals ein Baum gefällt werden darf. Darin sitzt er also noch. Paracelsus aber wurde der größte Wunderdoctor der Welt, indem er mit der einen Gabe Gold machte und mit der andern alle Krankheiten heilte. Morgenblatt 1817. 231.

Auch in einer hessischen Sage von Doctor Aphrasterus (Theophrastus). Vgl. Scheible, Kloster II. 34 mit einem besonderen Schlusse.

Einmal kam ein anderer Zauberer und ließ sich mit ihm in einen Wettstreit der Kunst ein. Der Doctor forderte ihn auf, ihn zu vergiften, trank aber alles Gift ohne Schaden, bis der Zauberer Magnetgift brachte. Das that seine Wirkung. Aphrasterus aber, sobald er das Gift spürte, schoß eine Pistole zum Fenster hinaus und der Schuß traf und tödtete den fernen Zauberer. Sterbend ließ der Doctor alle seine Zaubersachen durch einen Diener, dem er dafür seine Schätze hinterließ, ins Wasser werfen. Wolf, hessische Sagen Nr. 126. Nach v. Alpenburgs Sagen aus Tirol soll Paracelsus ein Ende gewählt haben, wie Agrippa. Er wollte sich im Alter verjüngen durch ein Zauberpulver. Er gab seinem Diener das Pulver und gebot ihm: „Wenn ich gestorben seyn werde und erkaltet, so zerhacke meinen Leichnam in kleine Stücke, lege ihn in diese eherne Truhe, streue dieses Pulver oben darauf, und öffne nach neun Monaten erst, und keinen Tag früher, daß Gefäß. Dafür soll dir reicher Lohn werden.“ Der Doctor starb, die Goldtinktur lag, damit kein Nachfolger sie besitze, im Inn, dessen Wasser noch heute davon bisweilen goldhellen Glanz strahlt, und der zerhackte Leib des Wundermannes lag in der Truhe. Aber leider ließ die Neugierde den Diener nicht ruhen. Er öffnete schon nach sieben Monaten die Truhe und erblickte mit Schreck in ihr eine menschliche Siebenmonatsfrucht, die krümmte sich und starb vom Zutritt der kalten Luft. Bekanntlich liegt der große Doctor in Salzburg begraben.

Der berühmteste aller deutschen Zauberer wurde **Doctor Faust**. Man findet alles über ihn gesammelt in Scheible's Dr. Johannes Faust,

in 3 Bänden, Stuttgart, 1846. Es ist wahrscheinlich, daß ein abentheuerlicher Doctor dieses Namens wirklich gelebt hat, die auf ihn übertragenen Schwänke aber stammen meist aus älteren Quellen und das älteste Faustbuch ist die Schöpfung eines von ihm ganz unabhängigen Dichters, der in ihm auf höchst geniale Weise den Geist der Zeit überhaupt abspiegelte. Die Sage vom Faust ist eine Allegorie der Reformation. Aus einer katholischen Schule entstanden, die Schöpfung eines tiefsinnigen Dichters, personificirt sie in Faust die große Geisterbewegung, die zum Abfall von der alten Kirche führte. Sie will zeigen, wohin der menschliche Geist gelangt, wenn er sich vom Mutterschooß der Kirche losreißt und der eignen Kraft allein vertraut. Sie läßt den Faust sein Werk in Wittenberg beginnen, wo Luther das seinige begann. Sie läßt ihn aus der Theologie flüchten zur Sternkunde, Chemie, Magie, sie läßt ihn schmachten nach der Herrschaft über die ganze Natur. Sie erfüllt ihn mit dem Stolze, ein von Gott selbst unabhängiger, absolut freier Geist zu seyn, der selbst über Himmel und Hölle steht, weil in ihm die höchste Einheit der Dinge realisirt, also auch der Gegensatz von Gut und Böse für ihn verschwunden sey. Sie macht ihn zum Herrn nicht nur über die Natur, sondern auch über die Geschichte. Er kann die Vergangenheit reproduciren, Alexander der Große, die schöne Helena müssen für ihn wieder lebendig werden. Damit bezeichnet die geniale Dichtung den Zusammenhang der Reformation mit dem Humanismus, der Wiederaufnahme der classischen Studien, der neuen Schwärmerei für das Alterthum. In der Helena ist der ganze verführerische Reiz der Renaissance personificirt.

In dem genannten Scheible'schen Werke findet sich (am Schlusse des ersten Theils) das älteste Faustbuch, nach einem in Ulm befindlichen Exemplar zum erstenmale wieder abgedruckt, nachdem es gänzlich verschollen war. Der Inhalt ist:

Dr. Faustus ist eines Bauern Sohn gewesen zu Rod bei Weimar. Er studierte Theologie zu Wittenberg, sein stolzer Geist aber wollte sich nicht beugen in die Demuth vor Gott, er wollte vielmehr wie Gott selber alles wissen und alles thun können, vertiefte sich daher ins Studium der Magie, „nahm an sich Adlers Flügel und wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforschen." Bald aber sah er ein, sein eigner Geist reiche dazu doch nicht aus und er müsse sich des Teufels bedienen, als der nächst Gott alles wisse

und könne. Er begann also „das zu lieben, was nicht zu lieben war“, begab sich bei Wittenberg in einen dicken Wald, wo er den Teufel beschwor, ließ sich durch dessen Gaukeleien nicht schrecken und zwang ihn, sein Diener zu werden. Allein er konnte sich nicht darein finden, sich als einen der Hölle Verfallenen zu betrachten, da er ja die Dämonen beherrschte. Als ihm der Teufel gleichwohl sagte, nach seinem Tode werde er die gebührende Strafe leiden müssen, fuhr Faust im Zorn auf und jagte ihn von sich. „Um deinetwillen will ich nicht verdammt seyn.“ — Als er aber den Teufel nicht mehr um sich hatte und also auch von seinen Diensten keinen Gebrauch machen konnte, fühlte Faust eine unerträgliche Leere und ließ den Teufel wieder kommen, der sich nun als Mephostophiles zu erkennen gab und mit dem er einen Pakt abschloß, des Inhalts: 24 Jahre lang dienst du mir, nachher kannst du mit mir vornehmen, was du willst. Den Pakt unterschrieb Faust mit seinem Blut, das er sich mit dem Federmesser aus der linken Hand schnitt. Die kleine Wunde bildete die Schrift: o homo, fuge!

Mephostophiles zauberte seinem neuen Herrn zunächst allerlei lustiges Gaukelspiel vor, wie vorher im Walde, nur mehr lustiger Art, Musik, eine Jagd &c., setzte ihm die köstlichsten Speisen und Weine vor, die er aus fürstlichen Küchen und Kellern stahl, und kleidete ihn mit den theuersten und feinsten Stoffen. Der volle Bauch machte Faust üppig. Da wollte er heirathen. Was? fuhr ihn der Teufel an. Heirathen willst du? Die Ehe ist ein Sakrament, ein göttliches Werk, thut dem Teufel Abbruch, also darfst du nicht heirathen. Als aber Faust darauf bestand und ihn erinnerte, er müsse gehorchen, da erschien ihm der Teufel zum erstenmal in seiner wahren Gestalt so furchtbar, daß Faust erbebte und davonfloh. Von einer Ehe war nun nicht mehr die Rede, aber Mephostophiles verschaffte seinem Herrn jede Nacht die schönste Frau, so schön, wie er sich sie selber nur denken wollte, indem ein gefälliger Teufel jedesmal die gewünschte Gestalt annahm.

In der Zwischenzeit zwischen diesen Vergnügungen hielt Faust mit seinem Diener Gespräche über die ewigen Dinge. Darin erfuhr er zu seinem immer erneuerten Aerger, daß es mit dem Stolze des menschlichen Geistes nichts sey. Mephostophiles sagt, ich bin ein Teufel und thue nach meiner Weise, wenn ich aber ein Mensch wäre, wie du, so würde ich mich vor Gott demüthigen und viel lieber Gott dienen, als dem Teufel. Das Wohlleben und diese unbehaglichen Disputationen mit dem Teufel genügten Faust nicht mehr. Er wollte vor der Welt glänzen und hielt Vorlesungen, worin er die Natur erklärte und von der Zukunft weissagte und wodurch er alles in Erstaunen setzte. Aber auch das genügte ihm nicht. Nachdem er vom Teufel alles gehört, was dieser über das Jenseits wußte, verlangte Faust mit dem Jenseits in unmittelbare Berührung zu kommen. Zuerst ließ er sich eine Auswahl der vornehmsten Teufel vorstellen. Als sie ihn aber wieder verließen, blieb das ganze Haus voll Ungeziefer, vor dem Faust fliehen mußte. Das schreckte

jedoch Faust nicht ab, dem Herrn in der Hölle den Gegenbesuch abzustatten. Beelzebub kam mit einem beinernen Stuhl auf dem Rücken, darein setzte sich Faust und fuhr mit ihm durch die ganze Hölle, deren Flammen, Heulen und Zähneklappen er mit voller Muße betrachten konnte. Glücklich zurückgekehrt wollte er nun auch den Himmel oben sehen und fuhr auf einem Drachenwagen hinauf, zuerst schief über alle Länder der Erde, nach Osten zu, so daß er tief nach Asien hinein die ganze Erde überblickte, dann empor zu den Sternen, die er in dichter Nähe wie große Welten sah, während die Erde unter ihm klein wurde wie ein Dotter im Ei.

Nachdem Faust seine Neugier oben befriedigt, gelüstet es ihn, das zu genießen, was ihm am nächsten liegt, die Erde. Mephostophiles muß sich also in ein Flügelpferd verwandeln, auf dem reitend er alle Länder und Völker der Erde zu besuchen unternimmt. Unter andrem kommt er auch nach Rom und bedauert sehr, daß er nicht Papst geworden ist, als er sieht, wie der Papst herrlich und in Freuden lebt. Unsichtbar seiner Tafel beiwohnend nimmt er ihm die feinsten Speisen und Weine vom Munde weg. Der Papst glaubt, es sey ein Gespenst und sucht die arme Seele zu erlösen, wird aber ausgelacht. Die Reise wird weiter fortgesetzt. Ueberall sucht Faust die Höhen auf, um sich von da aus zu orientiren. So blickt er von den Karpathen hinunter nach Krakau und Polen. In der Türkei angelangt, begibt er sich alsbald in das Serail des Sultans und stellt sich den schönen Damen daselbst in der Gestalt des Propheten Muhamed dar, worauf sie sich unendlich glücklich schätzen, ihr Bett mit ihm zu theilen. Dies geschieht sechs Tage lang, während deren eine Wolke das ganze Serail einhüllt und verbirgt. Nachher verschwindet der vermeinte Muhamed, an den der Sultan selber in scheuer Bangniß glaubt. Zuletzt besteigt Faust den Berg Kaukasus und blickt von da ins Land India und in die seligen Fernen des Paradieses.

Aber immer wieder zieht es ihn zur alten deutschen Heimath zurück, und von nun an wagt er sich an die höchsten irdischen Herren. Er erscheint am Hofe Kaiser Karls V., der ihn als berühmten Meister in der Zauberei empfängt, ihm aber auch eine seiner würdige Aufgabe stellt, nämlich ihm den größten Helden und König des Alterthums heraufzubeschwören und leibhaftig vor ihm erscheinen zu lassen, Alexander den Großen, der sich dann auch wirklich dem erstaunten Kaiser zeigt. Nun folgen Schwänke, die in die Faustsage aus den Sagenkreisen minder erheblicher Zauberer übertragen scheinen, obgleich sie auch hier nicht unnatürlich motivirt sind. Dann beschließt Faust, die Vergangenheit in ihrem Köstlichsten und Schönsten eben so zu genießen, wie er die Gegenwart genossen, beschwört die schöne Helena aus dem alten Griechenland herauf und wird so von ihrem Reiz bezaubert, daß er nicht mehr von ihr lassen kann, sie bei sich behält und ein Kind mit ihr zeugt, welches alles weiß und ihm die Zukunft aller Dinge verkündet.

Aber die 24 Jahre gehen zu Ende. Faust fällt in Schwermuth, der Teufel verspottet ihn. In der Mitternacht des letzten Tages hören die Studenten einen gräßlichen Lermen und finden Faust am Morgen im Zimmer, vom Teufel in Stücke zerrissen. Helena und das kluge Kind waren verschwunden. Fausts Famulus Wagner erbte seine Bücher und seine Zauberkunde.

So das Volksbuch von 1587, das mit Ausnahme der gerügten Schwänke und abgesehen von der rohen äußern Form überhaupt ein tiefdurchdachtes Ganze darbietet. Laut der Vorrede hat es der Verleger von einem guten Freund in Speyer erhalten und war es ursprünglich lateinisch geschrieben. Diese treffliche Dichtung scheint aber bald über dem elenden Machwerk Widmanns, dessen erste Ausgabe 1599 erschien, vergessen worden zu seyn. „Die wahrhaftigen Historien von den greulichen und abscheulichen Sünden ꝛc., so Dr. Johannes Faustus ꝛc. getrieben, durch Georg Rudolf Widmann, Hamburg 1599“ lassen gerade das Erhabene und Tiefe aus dem älteren Volksbuch weg und nehmen nur die Schwänke auf, die sie mit einigen andern vermehren. Zudem hat Widmann auch die Disputationen zwischen Faust und dem Teufel in die geistloseste Breite ausgedehnt.

Seine Hauptabweichungen sind. Faust wird in der Grafschaft Anhalt geboren und studiert zu Ingolstadt. Erst von da kommt er nach Wittenberg. Den Teufel hat er (wie Agrippa von Nettesheim) als Hund bei sich. Dieser Hund hieß Prästigiar, er schenkt ihn zuletzt einem Abt bei Halberstadt. Von Fausts Reisen in die Hölle, unter den Sternen, zum Sultan, nach Indien ꝛc. ist nirgends die Rede. Sein ganzes Treiben beschränkt sich auf kleinliche Späße. Zu den schon erzählten kommen hier noch hinzu, daß er zu Leipzig (in Auerbachs Hof) aus einem Keller auf dem vollen Weinfaß heraufreitet, daß er zu Heilbrunn Kühen, deren Gebrüll ihn stört, das Maul offen stehen läßt; daß er zu Borsberg im Odenwald einen Regenbogen mit der Hand greift; daß er zu Schwäbisch Hall „einen Teufel schießt“; als wilder Jäger durch die Luft reitet, dem Kaiser Maximilian bei der Tafel einen Regenbogen in den Saal zaubert ꝛc. Den Studenten läßt er eine Menge berühmter Personen des Alterthums erscheinen. Einmal bringt er einen armen gefangenen Ehemann durch die Luft zu seiner Frau zurück, als dieselbe eben mit einem andern Hochzeit hält. Ein alter Mann möchte ihn gern bekehren, was aber mißlingt. Endlich holt ihn der Teufel und reißt ihn in Stücke, bei welchem Anlaß ganz kurz der Helena und ihres Sohnes gedacht wird, deren Geschichte vorher nicht erzählt ist.

Das Widmann'sche Buch wurde 1674 zu Nürnberg von J. N. Pfitzer abermals mit Zusätzen herausgegeben, ohne im geringsten an Geist zu gewinnen. Als kürzerer Auszug daraus erschien zu Frankfurt und Leipzig 1728 ein Volksbuch „des Erzschwarzkünstlers Dr. Faust mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß", ebenso matt und mit denselben Auslassungen wie bei Widmann. Die schon 1587 in Tübingen gedruckte Umschreibung als Volksbuch in Reimen enthält nichts Neues. In einem alten Volksliede bei Scheible I. 120 kommt nur ein neuer Zug hinzu. Faust verlangt vom Teufel das Unmögliche, er solle ihm das wahre Conterfey des Heilands malen. Wahrscheinlich ist auch auf der deutschen Bühne Faust schon bald nach dem Erscheinen des Volksbuchs aufgeführt worden, wenn sich auch erst im 17. Jahrhundert Zeugnisse von der großen Beliebtheit dieses Stückes finden. Vgl. Scheible III. 240. 692. Nach Franz Horn, Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen II. 270 klagte am Ende des 17. Jahrhundert die Berliner Geistlichkeit, daß Faust auf der Bühne öffentlich Gott abschwöre. Als Puppenspiel ist Fausts Geschichte noch im Anfang des 19. Jahrhunderts vielfach in Deutschland dargestellt worden. Diese wahrscheinlich alten Stücke stammen alle aus einer Quelle und sind nur im Verlauf der Zeit etwas von einander abgewichen. Der Inhalt des Volksbuchs wird abgekürzt, und kommt Kasperle als lustiger Diener hinzu. Alles Großartige der Faustsage ist übrigens auch hier aufgegeben und der Faust des Puppenspiels steht tief unter dem des alten Volksbuchs, wenn auch das Stück neue und geistreiche Gedanken erhält.

Franz Horn a. a. O. war der erste, der das Puppenspiel beschrieb, das er in Berlin von der Schütze'schen Gesellschaft aufführen sah. Nach ihm stellte es Simrock 1846 nach eignen und fremden Erinnerungen vollends her. Hier der wesentliche Inhalt.

Faust sitzt in seinem Studierzimmer und klagt, er habe alles studiert und sey doch nicht befriedigt, müsse sich daher durch die schwarze Kunst helfen. Er citirt die Teufel und wählt den schnellsten unter ihnen zu seinem Diener, den, der so schnell ist wie der menschliche Gedanke. Der Famulus Wagner kommt, der eitle Diener eines berühmten Mannes; dann Kasperle, der Hanswurst, der manchen guten Witz macht. Als komischer Affe des Faust liest er in dessen Zauberbüchern, citirt ebenfalls Teufel und plagt sie, wie ein muthwilliger Bube Hunde und Katzen plagt. Ein Schutzgeist will Faust retten,

aber er ergibt sich dennoch dem Teufel, ein Rabe holt die mit seinem Blute geschriebene Handschrift ab. Faust begibt sich sodann an den Hof von Parma. Voraus fliegt ihm Kasperle durch die Luft und erschreckt den Kammerdiener des Herzogs. Eben will der Herzog Hochzeit halten, die schöne Braut ist erfreut, den bereits als Zauberer berühmten Faust bei sich zu sehen und wünscht von ihm einige Stücke zur größeren Ergötzung der Hochzeitgäste. Auf eine feine Weise läßt Faust nun berühmte Personen der biblischen Geschichte erscheinen, Salomo und die Königin von Saba, Simson und Delila, überall zärtliche Gruppen, wobei Salomo und Simson seine eigenen, die Königin von Saba und Delila die Züge der Braut tragen. Als es ihm aber nicht gelingt, sie zu verführen, läßt er die Judith mit den Zügen der Braut auftreten, in der Hand den Kopf des Holofernes, der sein eigner ist. Da erfährt Faust, der eifersüchtige Herzog wolle ihn während des Mahls vergiften lassen und entflieht. Kasperle bleibt allein zurück und citirt den Teufel, dieser setzt ihm auf einem Sopha ein schönes Mädchen vor, aber es ist seine Schwester, eine andre, aber es ist seine Großmutter. So geneckt läßt sich endlich Kaspar ohne eine Gefährtin allein forttransportiren. Mittlerweile ist Faust tiefsinnig geworden, will sich wieder zu Gott wenden und betet. Da führt ihm der Teufel die schöne Helena aus Griechenland zu, er wird verführt, er stürzt in ihre Arme, aber sie verwandelt sich in eine Furie. Die Frist ist abgelaufen, Faust soll sterben. Da irrt er trostlos in der letzten Nacht umher und stößt auf Kasperle, der unterdeß ein böses Weib geheirathet hat und Nachtwächter geworden ist, und dessen Späße die schauerliche Todesangst des Sünders unterbrechen, den endlich der Teufel holt. — Im Wesentlichen stimmen damit auch die Beschreibungen von von der Hagen in seiner Germania IV. 211 und von Sommer in Ersch und Grubers Encyclopädie s. v. Faust überein.

In einem andern Puppenspiel, welches Rosenkranz (zur Geschichte der deutschen Literatur S. 100) in Berlin aufführen sah, wiederholt sich das Nämliche, nur daß die Scene an den Hof von Padua verlegt ist und die Dame Lucretia heißt. Dann nimmt aber das Stück den schönen Gedanken des Volksliedes in sich auf. Faust verlangt vom Teufel das Unmögliche, betet dann und wird durch die plötzliche Erscheinung der Helena verführt, die sich diesmal nicht in eine Furie verwandelt. In dem Giesenbrechtschen Puppenspiele, abgedruckt bei Scheible III. 747 f. ist Anfang und Schluß derselbe, nur in der Mitte fehlt das ganze Ereigniß zu Padua. In dem Augsburger Puppenspiel bei Scheible III. 818 f. kommt der italienische Hof vor, aber Faust erscheint dabei nicht als tückischer Verführer, sondern entlarvt vielmehr die Feinde des Herzogs und mahnt diesen, ein guter Regent zu seyn (schon ganz im Geschmack

der Sturm- und Drangperiode). Gänzlich abgeschwächt erscheinen die gleichfalls bei Scheible III. 783 f. 805 f. 853 f. abgedruckten Ulmer, Kölner und Straßburger Puppenspiele von Faust, nicht zu gedenken des ebendaselbst S. 884 f. abgedruckten Augsburger Lustspiels, in welchem ein hübsches Mädchen den Faust nackt und unter der Gestalt bald des Teufels, bald der Helena verführt, um ihn zuletzt — zu heirathen.

Dagegen kommt noch ein altes Spiel vor, welches Zoller in seinen Bildern aus Schwaben einer Zigeunerbande abgelauscht (Scheible I. 46. III. 710). Auch hier wählt Faust sich den schnellsten Teufel aus, dieser aber begnügt sich nicht mit der Verschreibung seiner Seele, sondern legt ihm vier schwere Mordthaten auf und Faust ermordet seinen Vater um des Geldes willen, seine Geliebte und ihren vermeinten Liebhaber aus Eifersucht.

Die Faustsage fand aber nicht blos auf der Bühne vor einem Publikum, das sich unschuldig daran ergötzen wollte, sondern namentlich auch im Kreise derer Verbreitung, die dem Faust gern nachgeahmt hätten. So wurde ein dem Faust zugeschriebenes Buch „Dr. Fausts Höllenzwang“ in vielen Abweichungen des Textes, und verwandte ihm zugeschriebene Bücher, Fausts Meergeist, Fausts praxis magica rc. in unzähligen Handschriften verbreitet, von denen einige auch gedruckt wurden. Man findet sie im dritten Bande Scheible's beisammen. Sie enthalten nichts als Beschwörungsformeln mit den entsprechenden magischen Zeichen, durch die man in den Stand gesetzt werden sollte, Teufel zu citiren und über die Natur und Geisterwelt zu herrschen. Es ist durchweg kabbalistische Spielerei, mit marktschreierischer Wichtigthuerei von Betrügern zusammengesetzt, um Einfältige zu bethören. Vgl. Horst Zauberbibliothek II. 108. III. 86. IV. 441.

In diesen älteren Literaturkreis, der sich um das alte Faustbuch herlagert, gehört auch noch die sogenannte Fortsetzung der Fausthistorie, welche die Historie seines Famulus Wagner in sich begreift. Sie erschien bereits 1594 im Englischen: the second report of Dr. Faustus, containing his appearances and the deeds of Wagner, London 1594. Holländisch in Delft 1607. Deutsch in Berlin erst 1712. Leutbecher 64. Vgl. Scheible III. 523 und II. (wo die Sage von Wagner nach einer Berliner Ausgabe von 1714 abgedruckt ist). Die Quelle scheint doch

wohl eher eine deutsche, als englische zu seyn. Das Ganze ist phantastisch, aber ungleich schwächer, als das Urbild im Faustbuch. Wagners Teufel heißt Auerhahn und hat Affengestalt, außerdem läßt er sich einen dämonischen Papagai bringen, der alles weiß und sagt. Er reist umher, läßt Todte erscheinen, disputirt mit dem Teufel, treibt Späße und dehnt seine Reisen in die neu entdeckten Welttheile, in den heißesten Süden und kältesten Norden aus, hat aber nichts Nobles, gewinnt keine Helena und wird vom Teufel geholt, ohne daß in seiner Geschichte etwas Grausiges läge, wie in der seines Meisters.

Die Faustsage ging auch ins Polnische über in den Schwänken des Zauberers Twardowski und wurde nicht ohne Geist von dem Engländer Marlowe behandelt. Auf diese fremden Arbeiten wollen wir uns aber hier nicht einlassen.

In Zeillers theatr. trag. 1628 Nr. 19 finden wir eine kürzere und veränderte Auffassung des Faust.

Ritter Canopus verschreibt sich dem Teufel nach 32 Jahren, während welchen ihm alles Glück widerfahren soll. Das findet er nun auch. In jedem Spiel gewinnt, in jedem Kampf siegt er, alle Weiber sind ihm hold. Er heirathet die schöne Callipente, stößt sie aber gern wieder von sich, nachdem er ihren Liebhaber getödtet hat, um sich einer Andern in die Arme zu werfen. Das ist die schöne und reiche Lusinde, aber am Hochzeittag kommt der Teufel, ihn zu holen, denn die Zeit ist um.

Ebenso in Eumelio, einem Schäferspiel des Albinus, gedruckt zu Jena 1657.

Eumelio ist ein Schäfer und Sänger zugleich, der von Wollust verführt sich offen allen Lastern ergibt, im Chore derselben die Tugend verhöhnt und am Ende folgerecht von den Lastern in die Unterwelt zur gerechten Strafe hingeschleppt wird. Allein Apollo, der Dichtergott, dringt in die Hölle ein, um seinen Liebling wieder herauszuholen, denn, sagt er, „mir gehören die Geister, die mir verwandt sind“. Vergebens protestiren Pluto, Rhadomand, Charon. Der freche Sünder wird erlöst.

Zum erstenmal wagt es ein Dichter, die Sünden zu vergeben im Namen Apollos und das Genie für erhaben zu erklären über das Sittengesetz. Das ist höchst charakteristisch für die moderne Poesie. Das Drama ist zugleich eine freche Verhöhnung der Höllenfahrt Christi. Nicht mehr der Heiland ist es, der allein die Hölle sprengen kann, sondern der heidnische Gott der Poesie.

In Joh. Joseph Bekh's „Schauplatz des Gewissens“ Dresden 1666 ist die Faustsage auf sinnige Art mit der älteren Theophiluslegende verknüpft.

Cosmophilus (Weltfreund) läßt sich durch den Teufel von Christo abwenden und gewinnt die schöne Helena aus Griechenland. Mit dieser lebt er in solcher Wonne, daß er ganz vergißt, um welchen Preis er sie genieße, bis ihm einmal Helena den mit seinem Blut unterschriebenen Vertrag mit dem Teufel vorzeigt. Da ruft er voll Schrecken den Namen Jesu aus, vor dessen Macht die gespenstische Helena augenblicklich verschwinden muß, den Blutvertrag zurücklassend. Cosmophilus liegt in Ohnmacht, aber ein Pilger (der h. Michael selbst) naht ihm, hebt das Papier auf und rettet den Reuigen.

In dem verkehrten Ophiletes, einem Trauerspiel der Sibylle Schuster, Oettingen 1685 ist dagegen die Grundidee des Faust äußerst verderbt. Die Dichterin hatte keine Ahnung, was sich aus einem solchen Stoffe machen lasse.

Ophiletes hat sich um weltliche Lust dem Teufel verschrieben. Seine Stunde kommt. Sein treues Weib Calia ruft die Kirche zu Hülfe, aber der „christliche Eifer“ will den Sünder jedenfalls bestraft wissen. In der Noth unterzieht sich Ophiletes der Kirchenbuße, und wird von seinem alten Genossen der Lust verhöhnt. Da läßt er sich abermals verführen, entflieht und ergibt sich neuen Lüsten. Zum Ueberfluß wird er noch einmal bekehrt und verbannt. Da auf dem Wasser fahrend wird er von den Nymphen verspottet. Schließlich jedoch tröstet ihn „die Hoffnung“.

Das Stück endet in elender Halbheit.

In derselben Zeit, wie die Faustsage, entstand auch die eben so tiefsinnige Sage vom ewigen Juden. Beide stehen in einem innern Zusammenhange. In beiden spricht sich der Stolz gegen Gott aus, in Faust kühn vorgreifend und die ganze Macht der Erde und der Hölle auftreibend gegen den Himmel, im ewigen Juden finster grollend in kalter Resignation. Beide vertreten zugleich auf eine neue Weise die ältesten Feinde des Christenthums, Faust das wiederauflebende Heidenthum, der Jude das Judenthum. Endlich ist in beiden die noch ältere Macht des Bösen, die älteste Verneinung vertreten, im Faust der Teufel, im Juden der Tod.

Die älteste Kunde vom ewigen Juden giebt Mathäus Paris in der hist. Anglica ad annos 1228 und 1252, nennt ihn aber Cartophilus. Dieser sey des Pilatus Thürsteher gewesen und habe dem Heiland auf

seinem schweren Gange nach Golgatha spöttisch auf die Achsel geklopft und zugerufen: geh schneller! worauf der Heiland zu ihm geredet habe: ich will gehen, du aber sollst warten, bis ich wiederkommen werde. Seitdem nun habe der Jude nicht sterben können, irre unstät durch die Welt und warte auf den jüngsten Tag, an dem Christus als Richter über die Lebendigen und Todten wiederkommen wird. Dieselbe Sage wiederholt Monskes in der flandrischen Reimchronik V. 25,525. Im Jahr 1547 gab Duduläus zu Hamburg eine newe Zeitung vom Juden Ahasverus heraus, worin es heißt, derselbe sey zu Danzig erschienen, als ein langer, uralter, sehr schlecht gekleideter Mann mit Trauern und Seufzen und habe gesagt, er sey ein Schuster zu Jerusalem gewesen. Seitdem will man denselben ewigen Juden auch an andern Orten gesehen haben, zum Theil unter andern Namen z. B. Gregorius und Buttadäus. Vgl. Gräße, die Sage vom ewigen Juden 1844. Görres, Volksbücher S. 201. v. Döbeneck, Volksglauben II. 121. Paullini, Zeitverkürzende Lust S. 596. Sepp, Leben Jesu V. 115. Schudt, jüd. Merkw. V. 14. Zu den Disputationen, die bei Gräße angeführt sind, gehört noch eine von Pommer 1689. Nach Wolffs niederl. Sagen S. 625 wurde der ewige Jude unter dem Namen Isaac Laquedem im Jahr 1640 in Brüssel gesehen. Nach Mitternacht diss. in Joh. 21, 19 sah man ihn zu Naumburg unter der Predigt in der Kirche ruhelos hin- und herlaufen. Die Legende war in deutschen, holländischen, dänischen, englischen und französischen Volksbüchern verbreitet. Vgl. Gräße S. 37 und das Volksbüchlein von Auerbacher, München 1837:

> Christus mit dem Kreuz belastet, will vor Ahasverus Thür einen Augenblick ruhen; der Jude stößt ihn zurück und Christus spricht: Weil du des Menschen Sohne keine Rast vergönntest, so sey auch dir fortan keine Ruhe vergönnt, und du sollst wandeln und wandern, bis daß ich wieder kommen werde. Dieser Fluch geht in Erfüllung, und der Jude muß nun ewig wandern und fliehen, und kann nirgends rasten und nicht sterben. Die Geschichte schildert nun seine Wanderungen und stellt ihn in einer Menge von Situationen dar, die alle sinnvoll gewählt, geistreich erfunden, von tiefer Bedeutung und schauerlicher Wirkung sind. Anfangs erfüllt ihn Ingrimm und wüthende Rachelust, dann versinkt er unter der Last seines Fluches in dumpfe Verzweiflung, aus der ihn das junge Lebensgefühl immer wieder zur Rache an den Christen emporreißt. Endlich bewältigt er die Gluthen der Leidenschaft, bekehrt sich zu Christus und wird Geleitsmann der Pilger nach dem heiligen Grabe. Wir

sehn ihn Anfangs bei der Zerstörung Jerusalems der allgemeinen Vernichtung trotzen, dann in Rom unter den Gladiatoren gleich einem Würgengel rasen und allein als Sieger übrig bleiben, da keines Schwerdtes Spitze sein Leben treffen kann. Wir sehen ihn verzweifelnd in die Flammen des Aetna stürzen, aber der Krater wirft ihn lebendig wieder aus. Unter allen diesen ergreifenden Scenen ist ohne Zweifel folgende die schönste und erhabenste: „Der Jude war in Rom während einer Christenverfolgung. Mit boshafter Freude sah er die Anhänger dessen, der ihn verflucht, von den Heiden verfolgt und gemartet werden, und um seine Rache an ihnen auszulassen, bot er sich selbst an zum Henkerdienste. Er aber konnte sich der Rache nicht erfreuen; denn das Beil, womit er schlug, durchschnitt seine eigne Seele, und das Gift, das er reichte, wüthete in seinem eigenen Herzen, und das Feuer, das er schürte, brannte in seinen eigenen Eingeweiden; und er sahe sie ja sterben, die Märtyrer, freudig sterben, und er mußte leben, qualvoll leben! — Eines Tages, als nach der Hinrichtung eines heiligen Greises, der, Gott lobend und dankend, seinen Geist aufgegeben, aus der Menge der Zuschauer sich mehrere Christen hervordrängten, und immer mehrere, rufend: Auch sie seien Christen und wollten für Christo sterben; und als der weite Platz erscholl von dem Einen Zeugniß des gekreuzigten Gottes, und die auf der Stätte umherlagen, Leichen an Leichen, eine große, heilige Saat; da wurde Ahasverus von dem Geiste ergriffen, und er warf das Henkerbeil hinweg und stellte sich unter die Christen, die noch des Todes harrten, und rief bebend: Auch ich glaube an Christum!" Dieser letzte Satz kann unmöglich der ursprünglichen Legende angehören, sondern ist schon sentimentaler Zusatz. Der ewige Jude kann nie Christ werden.

Auffallend ist das Andenken an den ewigen Juden in den Volkssagen der deutschen Alpen. In Tirol geht die Sage, der ewige Jude sey einmal in die Gebirge gekommen und eine Hexe, die Langtütin (Langbrüstige) habe mit ihm gelost, wer von ihnen beiden ewig durch die Welt laufen oder ewig auf dem Oelzthaler Feener sitzen bleiben soll. Das letztere Loos sey aber ihr zugefallen und nun sitze sie ewig auf dem Schneeberg festgebannt, während der Jude nach wie vor durch die Welt laufe. Weber, Tirol III. 381. Auch über das Matterhorn in Wallis soll der ewige Jude gekommen seyn, zu einer Zeit als die Alpenwelt noch grün und bewohnt war, und soll gesagt haben, er werde noch zweimal über die Alpen kommen und das drittemal werde alles verödet und zu Eis geworden seyn. Grimm, D. S. Nr. 343. Am pikantesten hat Vogt in dem Buche „Im Gebirg und auf den Gletschern, Solothurn 1844" S. 41 diese Sage aufgefaßt.

Ehemals, heißt es da, war die Erde dem Himmel ganz nahe, stand im freundlichen Verkehre mit den Sternen und prangte im Kleide des ewigen Frühlings. So fand Ahasver die Alpenwelt, als er zum erstenmal die *Grimsel überschritt, alle Gipfel mit Reben umlaubt, in allen Bergschluchten* blühende Dörfer. Aber die Erde entfernte sich je mehr und mehr vom Himmel, durch Schuld der sündigen Menschen; die Sterne verschwanden in immer weitere Ferne und wurden kleiner und ihre Kunde gieng den Menschen verloren. Die Luft wurde kälter, die Gipfel der Berge erfroren. Als Ahasverus zum zweitenmal auf die Grimsel kam, fand er die Berge voll Nebel, anstatt der Rebengeländer nur düstern Förenwald und statt der lachenden Dörfer nur russige Köhlerhütten. Und immer weiter entfernte sich die Erde vom Himmel und immer schrecklichere Eroberungen machte der Winter. Als Ahasverus zum drittenmal auf die Grimsel kam, fand er nur Eis und Schnee um sich her und war das einzig lebende Wesen in der furchtbaren Oede. Da setzte er sich auf einen Fels nieder und weinte zum erstenmal über das Wehe der Erdbewohner und seine Thränen wurden zu einem Alpenbächlein, das unter den Gletschern niederrinnt.

Der ewige Jude ist das Judenthum selbst. Das Herumirren aber bezieht sich auf die Zerstreuung der Juden nach der Zerstörung Jerusalems. Prudentius apoth. 4 adv. Jud. drückt den Gedanken am klarsten aus:

Exiliis vagus huc illuc fluitantibus errat
Judaeus, postquam patriae de sede revulsus
Supplicium pro caede luit, Christique negat;
Sanguine respersus commissa piacula solvit.

Auch schon in den Propheten ist den Juden dieses Zerstreutwerden und Umherirren als Strafe geweissagt. Im Ahasver aber wird das ganze Volk personificirt. Die Legende vom Ahasver, die sich erst im Abendlande und unter den Völkern germanischer Abstammung ausbildete, legt das Hauptgewicht auf das „Sterben wollen und nicht können". Sie stellt den Juden vor als einen, dem das Leben tief verhaßt ist, als den weltmüden Pilger, dem das Leben zur unerträglichsten Last geworden und der doch nirgends dessen Ziel und Ende findet. Diese Legende wird erst dann richtig verstanden, wenn man sie mit der gleichfalls im deutschen Abendland entsprungenen Legende vom Faust vergleicht. Ahasver flieht das Leben und sucht sich von dessen Qual loszureißen, aber vergebens. Faust sucht die Lust des Augenblicks zu verewigen, eben so vergebens. Dort geht das alte Judenthum immer noch wie ein Gespenst durch die christ-

liche Welt. Hier steigt das Heidenthum wie ein Vampyr aus dem Grabe und bringt Leben und Schönheit der griechischen Helena, erkünstelt blühende Natur durch höllischen Zaubers ärgste Unnatur. Es ist der Tod und der Teufel, jener in der Gestalt des Judenthums, dieser in Gestalt des Heidenthums, die sich in das Reich Christi eindrängen.

6.

Geistliche Dichtung der Protestanten.

Wie eine reine Quelle ihr Rinnsal zuweilen mitten durch einen trüben Sumpf unverdorben fortleitet, so zieht sich der goldene Faden echter Poesie, weil echter Gottesminne, durch die protestantische Lyrik fort. Dieser Faden knüpft sich an die alte Kirche an. Die schönsten und ältesten Kernlieder in evangelischen Gesangbüchern sind eine Uebersetzung älterer katholischer Kirchenlieder. In gleicher Weise fanden die besten evangelischen Componisten, vor allen Sebastian Bach, den heiligen Ton der ältern vlämischen und italienischen Kirchenmusik wieder.

Luther selbst ordnete das erste Gesangbuch seiner neuen Kirche, das von Jahr zu Jahr vermehrt und vielfach abgeändert die Mutter aller unserer kirchlichen Gesangbücher geworden ist. Luthers alte Kernlieder sind fast durchaus nur deutsche, aber vortreffliche Uebertragungen älterer katholischer Lieder. So das: Komm, heiliger Geist (veni, creator spiritus). Aus tiefster Noth schrei ich zu dir (de profundis). Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen (in media vita). Herr Gott, dich loben wir (te deum). In einigen Weihnachts- und Osterliedern hatte Luther altdeutsche Lieder zu Vorbildern. Das schönste Weihnachtslied von ihm ist „vom Himmel hoch, da komm ich her“.

Was Luther Eigenes hinzuthat, insbesondere was er im Kampf für seine Sache gesungen, zeichnet sich durch eine gewaltige Mannhaftigkeit und felsenfestes Vertrauen aus. So das berühmte Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott“. Desgleichen „Erhalt uns Herr bei deinem Wort“, und Wir glauben all an Einen Gott“, und „Nun freuet euch, liebe Christen gmein“. Den tiefsten innern Kampf verräth das wunderbare Lied „ach Gott vom Himmel, sieh darein“. Luther dichtete es im Entsetzen über

seine eigene Partei. Die bürgerliche Ehrbarkeit, die seiner Gemeinde als Erbtheil bleiben sollte, bezeichnet Luther am besten in dem Liede: „Wohl dem, der in Gottes Furcht steht". Es ist ein Familiengemälde wie aus der alten Nürnberger Malerschule.

Neben den lutherischen bilden die Lieder von Decius († 1529) den altkatholischen Kern der protestantischen Gesangbücher. Es sind Uebertragungen älterer lateinischer Hymnen oder ganz in deren Ton gehalten, z. B.:

O Lamm Gottes unschuldig
Am Stamm des Kreuzes geschlachtet ꝛc.

oder:

Allein Gott in der Höh sey Ehr!

Durch die böhmischen Brüder, deren Lieder Michael Weiß übersetzte, kam in das lutherische Kirchenlied ein hussitischer Ton, ähnlich der Bußfertigkeit und Streitbarkeit der alten Geißler. Diese Lieder sind häufig in ihrer gleichsam soldatischen Schlichtheit sehr schön, z. B.:

O Wächter wach und bewahre deine Sinne,
Denn die Feinde kommen vor deine Zinnen,
Wollen dein Schloß gewinnen.

oder:

Der Tag vertreibt die finstere Nacht,
O Brüder, seyd munter und wacht,
Dienet Gott dem Herrn!

oder:

Danket dem Herrn, denn er ist freundlich ꝛc.

In diesen volksthümlichen Liedern tritt das gelehrte Ich mit seiner Prätension noch nicht hervor. Nur Christus spricht zu den Seinen:

O Mensch, thu heut hören die Klag,
Welche dein Gott führt ꝛc.

Ein großes Uebel für die lutherischen Gesangbücher war der Umstand, daß sich allzuviel unberufene Sänger herbeidrängten. Jeder, der etwa nur den guten Willen hatte und ein Paar Reime zusammenbrachte, hielt sich schon für einen Kirchendichter. Die Calvinisten, in vielen Beziehungen immer die Praktischen, sahen diesen Uebelstand ein und beseitigten ihn, indem sie die in's Deutsche übersetzten und gereimten Psalmen

allein zu ihrem Gesangbuch machten. Die Lutheraner aber reimten fort und überschwemmten die Gesangbücher mit einer Summe von Kirchenliedern, die man schon im vorigen Jahrhundert zu 60000 Nummern berechnete. Seitdem ist aber noch viel mehr hinzugeschrieben worden.

Ich halte es nicht für nöthig, hier die ganze Gesangbuchsliteratur abzuwickeln. Man vergleiche die fleißige Titelsammlung bei Gödeke (Grundriß 1857 S. 157 ff.), die übersichtliche kirchliche Hymnologie von Lange, Zürich 1843, das deutsche Kirchenlied von Ph. Wackernagel, Stuttg. 1841, den Berliner „unverfälschten Liedersegen", Knapps „Liederschatz", Mützell, geistl. Lieder der schlesischen Dichter und viele andere Hülfsmittel, die sich in Aller Händen befinden. Noch weniger kann es mir beikommen, die fast unzählbaren Dichternamen an einander zu reihen. Es genügt für meinen Zweck, in der Masse der Kirchenlieder nur die Hauptgattungen und die mit der Zeit etwas abweichende Wendung der Gesangbücher zu charakterisiren.

Maria und alle Heiligen wurden aus den lutherischen und reformirten Gesangbüchern verbannt, die kirchliche Tradition zerrissen, die geistige Architektur der mittelalterlichen Kirche galt als nicht mehr vorhanden. Dem überreichen Idealismus, zu dem die katholische Poesie gerade damals in Spanien unter Calderon sich steigerte, stellte die neue Kirche die strenge und harte Armuth eines fast mehr an das alte, als an das neue Testament sich anklammernden Realismus entgegen. Sie fiel überhaupt in den Judaismus zurück, indem sie zwischen makkabäischen Siegen und babylonischen Gefangenschaften schwankend, als um ihre Existenz kämpfende Partei auch die ganz schroffe Ausschließlichkeit der alten Kinder Gottes annahm. Das war natürlich und lag in den Umständen. Im Hussitenthum und im englischen Puritanismus hatte sich diese Stimmung am höchsten gesteigert. Bei alledem war es ein Rückschritt.

Ferner charakterisirt das protestantische Kirchenlied die Lehrhaftigkeit. Sofern die Predigt Hauptsache des Gottesdienstes wurde, mußte begreiflicherweise auch das Lied vorzugsweise lehrhaft werden. Das Wort Gottes wurde in unzählbare Sprüche auseinandergebrochen und diese wieder gereimt zu Kirchenliedern. Auch der Katechismus gieng gereimt in die Gesangbücher über.

Drittens ist an diesen Büchern ein demokratisches Wesen auffallend.

Die Stimme von oben, die Stimme des Priesters am Altar, die Engelstimmen vom Chore herab, all die Musik, die im Namen Gottes zur Gemeinde tönen soll, ist verstummt. Nur die Gemeinde hat das Wort und schreit überlaut, bestürmt und drängt Gott in oft unanständiger, plebejischer Art. An eine Auswahl wird nicht mehr gedacht. Jeder singt mit. Eine unglaubliche Menge unpoetischer Sänger wagt es, Lieder zu machen, und unharmonische Stimmen führen sie aus.

Damit hängt dann eine in den Liedern selbst sich unschicklich vordrängende Subjectivität zusammen. Viele setzen naiv voraus, nur um ihr kostbares Ich drehen sich Erde und Himmel. Da heißt es immer nur „mein" Jesus, nur „für mich" ist er gestorben. Er hängt mir wohl am Kreuz, es ist ja nur „mein" Nutz und Vortheil. Dieser schändliche Egoismus nimmt in den Gesangbüchern von Jahrhundert zu Jahrhundert zu, bis das Ich im rationalistischen Zeitalter kraft seiner selbstherrlichen Vortrefflichkeit des Erlösers gar nicht mehr bedarf. Es würde kein Schade seyn, wenn man aus den Gesangbüchern alle Lieder, in denen das Wort Ich vorkommt, ohne Ausnahme verbannte.

In der strengen Zeit der Rechtgläubigkeit kamen einige Kirchenlieder auf, in denen der Consistorialhochmuth sichtbar aus dem Wolkenkragen hervorzankt. Sie sind immer noch besser, als die spätern rationalistischen Kirchenlieder, in denen sich die Humanität aus den Freimaurerlogen in die Kirche übersiedelte.

Die sprachliche Härte der ältesten Lieder in der rauhen Kampfzeit entschuldigt, daß man im 17. Jahrhundert in das andere Extrem des Leichttändelnden und Spielenden übergieng und daß insofern die weltliche Schäferpoesie sich gleichfalls in die Kirche einschob. Aus diesen Elementen bildete sich bald darauf das pietistische und herrnhutische Kirchenlied aus.

Schon Luthers Zeitgenossen und nähere Freunde haben viele Lieder gemacht. Melanchthon dichtete nur einige lateinische Hymnen, die sich noch in katholischen Gesangbüchern finden z. B. bei Zabuesnig, Augsburg 1812. I. 196. 202. 208., drei, jedoch nur mittelmäßige Gedichte auf den Täufer, die Heimsuchung Mariä und die Engel. Hans Sachs verherrlichte Luther in einem eigenen Liede als die Wittenbergische Nachtigall, nach einem ältern Volksliede:

Wach auf, meines Herzens schöne,
Du Christenliche Schaar,
Vnd hör das süß Gethöne
Das raine Wort Gottes klar ꝛc.

Luthers Freunde Justus Jonas, Speratus, Agricola ꝛc. behielten von Luther nur die Härte bei ohne den Geist. Bei ihnen tritt die Reflexion schon tyrannisch hervor. Welche Zeit, in welcher, wie die Zeitgenossen berichten, des Speratus Lied „Es ist das Heil uns kommen her" vom lutherischen Volk mit tiefer Andacht und Begeisterung gesungen wurde, ein Lied von 14 siebenzeiligen Strophen voll harter dogmatischer Sätze, worin hauptsächlich die Streitfragen, den Glauben und die Werke betreffend, erörtert werden. — Auch Zwingli dichtete einige sehr kräftige, aber harte Lieder.

Hilf, Herr Gott, hilf in dieser Not
Ich meine, der Tod sey vor der Tür,
Stand, Christe, für ꝛc.

Einmal sagt er keck: ich habe genug gethan, nun kannst du, Gott, auch was thun:

Herr, nun heb den Wagen selb!

Ein anderer Reformirter, Johann Zwick, leistete das Aeußerste in Härte:

Dahär ouch wir jetz frey vom Gsatz
Vnnd dem nit vnderworffen.
Das Gottes Kind hat auch sein Blut
Vergossen zwar gar junge,
Damit uns sölichs käm zu gut
Vnd vnns das Gsätz nit zwunge.

Die nüchternste Resignation spricht sich in dem Liede Blaurers, eines Reformirten aus, das man fälschlich dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen unterschoben hat:

Wies Gott gefällt, so gfällts mir auch
Und laß mich gar nit irren.

Der erste Orthodoxe vom härtesten Schrot und Korn unter den Sängern war Erasmus Alberus († 1553). Man höre:

Ein jeder, der da predigen soll,
Der muß das eben wissen wohl,

Wo nicht der Geist sein Herz beweckt,
Daß er das Amt nicht recht verhegt ꝛc.

oder:

Der Herr verläßt uns nimmermehr,
Er gibt uns gute Prediger,
Die unser pflegen in der Welt,
Bei seinem Wort er uns erhält.

Aber immer wandelte ihn wieder die Angst vor dem Hereinbrechen der Nacht an.

Die Welt kann nun nicht länger stehen,
Ist schwach und alt, sie muß vergehen,
Sie kracht an allen Orten sehr
Und kann die Last nicht tragen mehr.

Ein langes Lied von ihm hat den Refrain:

Das ist ein Zeichen von dem jüngsten Tag.

Und doch war derselbe Alberus ein Satiriker und witziger Kopf.

Sehr harte Prosa brachte auch Lazarus Spengler († 1534) vor z. B.:

Durch Adams Fall ist ganz verderbt
Menschlich Natur und Wesen,
Dasselb Gift ist auf uns geerbt ꝛc.

Wie die Härte und Unbehülflichkeit des Ausdrucks in Verbindung mit der nüchternsten Reflexion kirchenliedliche Ungeheuerlichkeiten erzeugen mußte, davon geben uns leider nur zu viele Lieder Proben. Hier ein Beispiel von Arnold († 1714):

Will etwa die Vernunft dir widersprechen
Und schüttelt ihren Kopf zu deinem Weg,
So wollst du ihre Vestung so zerbrechen,
Daß ihre Höhe sich bei Zeiten leg'.
Kein fremdes Feuer sich bei mir entzündt',
Das ich vor dich in Thorheit bringen möcht',
Womit ich gar dir zu gefallen dächt',
Ach selig, wer dein Licht ergreift und findt!

So etwas sollte die christliche Gemeinde absingen.

Paul Gerhardt, einer der hochverehrtesten Sänger, ist hauptsächlich deshalb bedeutend, weil sich in ihm Luthers Kraft und unerschütterliches Vertrauen gleichsam in zweiter Potenz wiederholte. Luther hatte noch gehofft, der alten Kirche eine neue entgegensetzen zu können,

er sprach und handelte im Namen seiner Kirche. Zu Paul Gerhardts Zeit war man vom Traum dieser Kirche schmerzhaft aufgeweckt worden. Es gab eine s. g. Kirche, aber sie hieng von der Willkühr der weltlichen Fürsten ab. Die Pfarrer, in ihrer ungeheuren Mehrheit von Nahrungssorgen geplagt, thaten, was der Jurist ihnen vorschrieb. Da blieb der Glaube des Individuums allein übrig, ohne äußern Kirchenschutz, von der Kirche selbst verlassen und verrathen. Nur in der eigenen Brust konnte jeder noch seine Kirche haben. Die Zeit war schwerer geworden, als die Luthers. Gerhardt, der Flüchtling mit dem Stab Gottes im finstern Thal, erscheint fast noch muthiger, als der Held von Wittenberg, dem so viele Kämpfer zur Seite standen. — Paul Gerhardt, Prediger in Berlin, wurde 1666 vom großen Kurfürsten abgesetzt und aus dem Lande gejagt, weil er sich dem neuen, willkührlich erlassenen Religionsdekret aus Gewissenhaftigkeit nicht unterwerfen konnte. Daß er sein berühmtes Lied „Befiehl du deine Wege" auf dieser Flucht gedichtet habe und ihm unmittelbar darauf Hülfe geworden sey, ist ein Volksmärchen, nur insofern von Werth, als es die Theilnahme bezeugt, die dem edlen Märtyrer geworden ist. Auch in vielen andern Liedern spricht sich bei Gerhardt der tiefste Ernst des Glaubens aus. Voll Majestät ist sein Lied „O Haupt voll Blut und Wunden", das er nach dem älteren Liede des h. Bernhard bearbeitet hat. Frisch und freudig sein Morgenlied: „Wach auf, mein Herz, und singe"; dem das eben so beliebte Abendlied „Nun ruhen alle Wälder" entspricht. Von außerordentlicher Schönheit, einem frohen Seufzer aus tiefster Brust einer ganzen Nation gleich, ist sein Danklied für den westphälischen Frieden, der dem gräßlichen Morden in Deutschland ein Ende machte:

Gottlob nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort ꝛc.

Allein neben diesen schönen Liedern finden sich in der 1666 gedruckten Sammlung doch noch viel mehr mittelmäßige, auch ganz geschmacklose z. B:

Herr, ich will gar gerne bleiben,
Wie ich bin, dein armer Hund ꝛc.

Eben so häßlich ist das Lied von dem „unbeschnittenen Herzen".

Paul Gerhardts geistliche Andachten erschienen in neuer Ausgabe mit trefflichem Commentar von Otto Schulz, Berlin 1842.

Johann Heermann, ein Prediger in Schlesien, der während der Greuel des 30jährigen Kriegs seine fromme Heerde treu zusammenhielt, ist einer unserer achtbarsten Psalmisten. Die schrecklichste Noth lehrte hier beten, die Freude über die endliche Erlösung vom äußersten Jammer war die tiefempfundenste von der Welt, das Vertrauen zu Gott in der Noth wahrhaft rührend z. B. in dem Liede „Gott, du frommer Gott", in der Vergleichung der christlichen Kirche mit Lazarus:

Der arme Lazarus, der lag
Veracht und voll Geschwür ꝛc.

Im Zagen bei Ungewitter:

Ach Gott, wie schrecklich ist dein Grimm,
Wenn du stark auf den Wolken gehst ꝛc.

In der tiefsten Bußzerknirschung:

Greulich befleckt ist mein arm Gewissen ꝛc.

Daß in dieser Zeit des Blutes und der Trübsal Heermann auch von einem purpurrothen Würmlein Christus singt, sollte ihm nicht so sehr zum Vorwurf gemacht werden, obgleich so von Christo zu reden allerdings unziemlich ist. Sanfter und weniger bitter schmerzhaft sind die Klagelieder in des David von Schweinitz Herzensharfe (1640) und sogar tändelnd mit Wohlklang die des Achilles von Löwenstein. Mützell hat alle diese Lieder der Schlesier gesammelt (1858). Zu ihnen gehören noch die geistlichen Oden und schwermüthigen Kirchhofsgedanken des berühmten Andreas Gryphius.

Eine sehr edle Einfachheit charakterisirt den Niclas Herman, besonders in seinen schönen Morgen- und Abendliedern. Am treuherzigsten, voll demüthigen Vertrauens ist sein Lied:

Wenn mein Stündlein vorhanden ist
Und soll hinfarn meine Straße,
So gleit du mich, Herr Jesu Christ,
Mit Hülf mich nicht verlasse.

Eben so Martin Schalling (1608) mit seinem schönen in Wackernagels Kirchenlied S. 424 aufgenommenen Liede:

Herzlich lieb hab ich dich, o Herr!

Diese kindliche Vertraulichkeit geht schon wieder etwas ins Gemeine über bei Christoph Baumann:

Wo soll ich mich hin kehren
Ich dummes Brüderlein,
Allein zu Gott, mein Herre,
Der wird mein Helfer seyn.

Ausgezeichnet ist Philipp Nicolais Lied:

Wie schön leucht uns der Morgenstern.

Zu den besonders innigen Liedern gehört das: „Nun danket alle Gott“ von Rinckart († 1649). Dieses überaus schlichte Lied, das die tiefste Ruhe athmet und Gott nur um ein „fröhlich Herz und edlen Frieden“ bittet, wurde das Lieblingslied der preußischen Soldaten und von ihnen noch nach dem blutigsten Tagewerk Abends auf dem Schlachtfeld von Möckern (1813) gesungen. Bei diesem Anlaß muß ich überhaupt in Erinnerung bringen, daß in den großen Kriegen vom gemeinen Mann immer geistliche Lieder gesungen worden sind, neben lustigen und derben Voklsliedern, während die im gebildeten Publikum verbreiteten Lieder, wie „Lützows wilde verwegene Jagd“ als viel zu vornehm und prahlerisch dem gemeinen Mann im Lager fremd blieben, der nur das Einfache liebt.

Eins der guten schlichten Lieder ist das Bußlied Ringwalds († 1598):

O frommer und getreuer Gott,
Ich hab zerbrochen dein Gebot 2c.

Festes Vertrauen zu Gott ist schlicht und schön ausgesprochen in dem Liede von Altenburg († 1640):

Was Gott thut, das ist wohlgethan.

Und in dem berühmten Liede Flemmings:

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen 2c.

Desgleichen in dem allbekannten Liede Neumarks († 1681):

Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Die Kampflieder, die noch eine bedeutende Stelle in Luthers Lie-

dern einnehmen, treten später hinter den Angstliedern zurück. Im dreißigjährigen Kriege aber erlangte das Lied, das vor der Schlacht bei Lützen im schwedischen Lager gesungen wurde, großen Ruhm. „Verzage nicht du Häuflein klein"! Man schrieb es Gustav Adolph zu, es ist aber von Zehner verfaßt. Das Lied „Jesu, hilf siegen" von Schröder († 1728) betrifft nur den innern Kampf der Seele. Eben so das Lied von Prätorius (1659): „Sey getreu bis an das Ende". Eins der muthigsten Lieder von allen ist das von Kongehl († 1710): „Nur frisch hinein, es wird so tief nicht seyn".

Unter den zahlreichen Liedern, in denen sich Glaubensmuth und Vertrauen ausspricht, glänzt das eine davon, der Kurfürstin Louise Henriette von Brandenburg († 1667):

Jesus, meine Zuversicht rc.

Unter den Schrecken des Krieges flüchteten viele fromme Seelen in den Schutz des Heilandes und gaben sich mit fast weiblicher Furcht, wie Schäflein ganz dem Hirten hin. Etwas Aehnliches zeigt sich auf der weltlichen Seite in den Schäfereien, in die man als zu paradiesischen Asylen der Unschuld und des Friedens vor dem Entsetzen des Krieges floh. Diese Stimmung herrscht in vielen Kirchenliedern, die bald nach dem 30jährigen Kriege erschienen sind. In Mitternachts (des interessanten Schauspieldichters) feuerheißen Liebesflammen einer in Jesu verliebten Seele, in des Prätorius jauchzendem Libanon, in Homburgs Liedern, in Johannsens sulamithischen Freudenküssen rc.

Die mystischen Lieder, in denen die Seele staunt über die Liebe Gottes und sich auch ihrerseits in Gottesminne versenkt, lassen bei den Protestanten kaum mehr einen Unterschied wahrnehmen von den älteren Katholiken. Daher war es möglich, daß die innigen Lieder des Jesuiten Angelus Silesius zu protestantischen Kirchenliedern werden konnten. In den lutherischen Gesangbüchern finden wir z. B. von Richter († 1711) ein schönes Lied dieser Art:

O Liebe, die den Himmel hat zerrissen,
Die sich zu mir ins Elend niederließ rc.

Den tiefsten Seelenfrieden haucht ein Lied von Scriver († 1693):

Meine Seele ist still zu Gott.

Auch ein Lied Freilinghausens († 1739):

Wer ist wohl wie du?
Jesu, süße Ruh 2c.

Ernst Lange († 1727) preist die heilige Ruhe der Seele.

Wer recht die Pfingsten feiern will,
Der wird in seinem Herzen still.
Ruh, Friede, Lieb und Einigkeit,
Sind Zeichen einer solchen Zeit,
Worin der heil. Geist regiert 2c.

Benjamin Schmolk († 1737) sieht im Geist den Lohn des müden und treuen Arbeiters im Weinberge.

Thut mir auf die schöne Pforte,
Führet mich in Zion ein 2c.

Neander († 1680) singt das schöne Abendlied:

Der Tag ist hin, o Jesu, bei mir bleibe.

und den modernen Psalmen:

Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren!

Die kindische Tändelei und Vertraulichkeit mit dem Heiland ist doch nicht so verwerflich, wie die falsche Zuversicht, das grobe Pochen auf Christi Verdienst. Man traut seinen Augen kaum, wenn man in den Gesangbüchern Liedern begegnet, wie dem von Stockmann († 1636) „Jesu Leiden, Pein und Tod," worin es heißt:

Jesu deine Passion
Ist mir lauter Freude,
Deine Wunden, Kron und Hohn
Meines Herzens Waide,
Meine Seel auf Rosen geht,
Wenn ich dran gedenke,
In dem Himmel eine Stätt'
Mir deswegen schenke!

Und von Neumeister († 1756):

Ich bin ganz getrosten Muthes,
Mein Gewissen beißt mich nicht.
Denn Christus

Hat die Sünden abgetragen,
Daß mich nichts verdammen kann.

Wo auch der Eigennutz nicht so offen hervortritt, ist schon das Sichaufdrängen mit Liebkosungen und das Ihn Alleinhabenwollen sehr widrig, leider aber überaus häufig. „Meinen Jesum laß ich nicht", — „Jesus, Jesus, nichts als Jesus" (von einer Gräfin von Schwarzburg († 1672).

Gottfried Arnold (1714) gieng so weit, auszusprechen, daß man, wie durch Unglauben den Teufel, so durch Glauben den Heiland förmlich bannen kann, daß er thun müsse, was man wolle. In dem Liede „o Durchbrecher aller Bande" lautet die siebente Strophe:

Aber unser Geist der bindet
Dich im Glauben, läßt dich nicht,
Bis er die Erlösung findet ꝛc.

Die kindliche Hingebung der vertrauenden Seele an den Heiland artete nach und nach in eine kokettirende und unanständige Vertraulichkeit aus. Das Abküssen des Jesuskindleins, das Berührenwollen, Anfassen, Anlachen und Anschmiegen der allerheiligsten Persönlichkeit verräth jedenfalls eine gemeine Natur und ist im höchsten Grade unschicklich und zu verdammen. Johann Mathesius wagte schon 1559 zu singen:

O trautes Jesulein,
Gottes Lämmelein,
Jesu, liebes Brüderlein,
Du wollst Emanuelchen seyn ꝛc.

Hundert Jahre später war dieser Ton schon viel verbreiteter. So sang Schuler († 1662):

O Jesulein süß, o Jesulein mild,
Deines Vaters Willen hast du erfüllt ꝛc.

Und Benjamin Schmolck:

Breit aus die Flüglein beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein!

Es gibt auch eine Menge lehrhafte Volkslieder, die gleichsam einen weltlichen Anhang zu den kirchlichen Gesangbüchern bilden, sofern sie

gute Sitten, edle Tugend und gesunde Vernunft predigen. Z. B. das beliebte Lied des Simon Dach:

> Der Mensch hat nichts so eigen
> So wohl steht nichts ihm an,
> Als daß er Treu erzeigen
> Und Freundschaft halten kann ꝛc.

Eine ganz nüchterne Prosa wird hier lediglich durch den treuherzigen, ehrlichen, herzgewinnenden Ton zur Poesie erhoben.

Neben den eigentlichen Kirchenliedern wurden noch unzählbare geistliche Lieder von den Häuptern und Schülern der weltlichen Dichterschulen gedichtet und in der Regel ihren gedruckten Sammlungen vorangestellt. Es gehörte noch zum guten Ton, seine gereimten Glückwünsche und Complimente zuerst Gott darzubringen, ehe man sie an die Fürsten, Gönner, an die Brautpaare ꝛc. richtete. So erhielten wir geistliche Lieder von Hoffmannswoldau, von Birken, Zesen ꝛc. In dieser Gattung von geistlichen Liedern herrscht die Subjectivität, das freie Reflectiren und die metaphorische Spielerei vor. Der Dichter brauchte sich weniger nach dem Kirchenstyl zu richten.

Unter den Dichtern, welche vorzugsweise geistliche Betrachtungen in Versen anstellten, machte sich Herbert von Singen (Erstlinge des Geistes, Frankf. und Leipzig 1724) bemerklich, jedoch war er ohne Geist. Von Hans von Aßig erschienen 1719 zu Breslau gesammelte Schriften, geistliche Lieder und Begräbnißgedichte voll Schwermuth und glühender Frömmigkeit, schon ganz im Charakter der Herrnhuter, denen er vorarbeitete. Hier der Anfang des Liedes „beim Grabe Christi“:

> Komm, liebe Seele, zu deines Herren Grab,
> Ach komm und lege die Thränenpflicht hier ab.
> Denn wisse, deine Sünden haben
> Den Heiland hier so tief begraben ꝛc.

Auch weiß der Sänger schon, wie die Herrnhuter, sich in Jesu Wunden weich und süß zu betten.

In den poetischen Nebenstunden Kiene's Frankf. und Leipzig 1680 erreicht der Schwulst geistlicher Affectation den Höhepunkt. Aus dem stabat mater macht der Dichter:

Strömt, Wasserströme, strömt, quillt, Quellen, Bäche gießet,
Was ihr könnt gießen aus: ihr Teiche, lauft und fließet,
Kommt, volle Brunnen, kommt hier hier geronnen her!
Erfüllet mein Gesicht, o Meer, o großes Meer!
Und wo noch irgendwo des Himmels Wasser ist,
Das sammle sich in meiner Augen Bach.

Daneben werden biblische Geschichten nach Art der Heroiden des Ovid behandelt und Potiphars Weib wechselt mit Joseph, Bathseba mit David, sogar Eva mit Adam, galante Briefe.

Johann Christoph Plankenauers letzter Gerichts- und Todtenprozeß, Jena 1678 enthält in sehr rohen Alexandrinern und Jamben doch einige recht ernst gemeinte und treffende Schilderungen des Todes, der Verwesung, der Auferstehung, der Schrecken des letzten Gerichts und der Hölle.

Es bricht des Halses Schnee,
Wo war der Locken Schutz, da nisten blaue Schlangen,
Die eben so gekrümmt als krause Locken hangen.
Es pfeift der Nattern Zung in der gewölbten Brust.

Der Tod tritt auf als „schwarzer Prinz der Nacht“, der mit seinen „krummen Waffen“ ganze Länder umhaut. Die Erde selbst kann der allgemeinen Zerstörung nicht entrinnen.

Selbst die Stein erhitzet glühen,
Erz zerschmelzt der Thürme Pracht,
Vieh und Menschen sieht man brühen,
Von der Hitz durch Feuers Macht,
Blute, Himmel! Erde, falle,
Wehe, Sonn und Mondeslicht ꝛc.

Der Richter tritt mit Majestät auf:

Ich der große Gott der Götter,
Dessen Stuhl der Himmel ist
Und der Füße Ruhgerüst
Diese Cedern, der im Wetter
Zeiget seine erzürnte Macht,
Wenn der schwarze Donner kracht.

Die süße Wehmuth, das Lächeln unter Thränen, wie es die deutschen Pietisten seit Spener vorzugsweise charakterisirt, hat den reinsten Ausdruck gefunden in Gottlieb Neumanns Grabliede:

Ei wie so selig schläfest du
Nach manchem schweren Stand,
Und liegst nun da in süßer Ruh
In deines Heiland Hand.

Sein Leiden hat dich frei gemacht,
Von aller Angst und Pein.
Sein letztes Wort „es ist vollbracht“
Das singt dich lieblich ein ꝛc.

Als nächster Vorläufer der Herrnhuter ist Amadeus Creutzberg zu betrachten, dessen erbauliche Poesien, Nürnberg 1720, aus nichts als Christusliedern bestehen, in denen der Dichter unaufhörlich den Heiland küssen und umarmen, oder als kleines Kind auf seinen Armen getragen seyn, auch von ihm die Ruthe bekommen will.

Fege durch die Kreuzesruthe
Alles aus dem Herzen aus,
Wasch es dann mit deinem Blute ꝛc.

Christi Blut überschwemmt fast alle diese Lieder. Die Einbildungskraft des Sängers wählt gerne häßliche Bilder.

Wenn du zu Tische gehst, so schaust du todte Thiere
Und weil du sie verzehrst, so wird dein Leib ihr Grab.
Sag, ob dich dieses nicht zu deinem Grabe führe?
Ach ja, es mahlet dir dein Sterben deutlich ab.

Das Herrnhuter Gesangbuch erschien zuerst 1735. Die meisten Lieder darin sind vom frommen Stifter der Herrnhuter Gemeinde, dem berühmten Grafen Nicolaus Ludwig von Zinzendorf, selbst gedichtet worden, dessen Gedichte 1845 von Knapp neu, aber in allen bedenklicheren Stellen abgeändert, herausgegeben wurden. Sie sind höchst originell durch die sonderbarste Mischung von mittelalterlicher Gottesminne und den beiden Extremen der modernen Poesie, schäferliche Empfindsamkeit und Cynismus. Vorherrschend ist darin der Ton des Hohenliedes, die hingebendste Liebe zum Seelenbräutigam, aber diese Liebe erlaubt sich Zudringlichkeiten, die über alle Begriffe unschicklich sind. Dahin gehören namentlich die immer wiederholten verliebten Tändeleien mit Jesu Seitenwunde und der häufige Gebrauch von Ausdrücken sinnlicher Liebe für die seelische. Abgesehen von wahrhaft saloppen Nachläßigkeiten im Styl

und Reim. Statt im hochzeitlichen Kleide kommt der Sänger oft in nur zu tiefem Negligé zum Heiligthum. Aber alle diese Geschmacklosigkeiten dürfen uns nicht hindern, den innersten Kern echter Gottesminne in diesen Liedern zu ehren. Sie sind der harmloseste Ausdruck der ganzen Denk- und Gefühlsweise jener lammfrommen Heerde, welche sich in den Herrnhutern, wie Schäflein auf einer grünen Insel vor dem ringsum wogenden Meere der bösen Welt sicher stellen wollten. Daß Zinzendorf einer der edelsten und reinsten Charaktere war, ist bekannt. Daß er, trotz der gerügten Geschmacklosigkeit, auch eine ausgezeichnete poetische Begabung besaß, mögen zwei seltsam schöne Dichtungen von ihm beweisen.

Einmal läßt er ein Tröpflein himmlischen Thau ins Meer fallen. Es jammert, im Allgemeinen, in der Gemeinheit verschwimmen zu müssen; allein eine Muschel nimmt es auf und es wird die köstliche Perle, die in den Besitz der Königin Kleopatra kommt. Um jedoch das arme Tröpfchen wieder an die Demuth zu erinnern, trinkt jene Königin die Perle im Essig und das Tröpfchen muß nun auf dem schmutzigsten Wege ausgehen. — In der zweiten Dichtung befindet sich das bescheidene Tröpfchen in einem Sumpfe, wird aber von der Sonne ausgesogen und in eine Wolke erhoben. Von hier aus fällt es in den Jordan und dient bei der Taufe des Heilandes an seinem Leibe zitternd vor Ehrfurcht. Später kommt es wieder in die Nähe des Heilandes und sieht ohne Neid, wie andere Tropfen mehr begünstigt und in Wein verwandelt werden; glücklich genug, daß es dem Heiland bei der Fußwaschung dient. Bei diesem Geschäft reibt es sich der Heiland selbst, ohne Zuthun des demüthigen Tröpfleins dermaßen ein, daß es in seine eigene Säfte übergeht. Aber auf dem Oelberg in der Angstnacht schwitzt er es, mit Blut vermischt, wieder aus und ein Engel trägt es mit dem Leidenskelch empor zum Himmel. Das ist die bescheidene in christlicher Demuth auf Erden geprüfte Seele.

Ungleich geschmackvoller im Ganzen und auch tiefsinniger ist der etwas spätere Gerhard Tersteegen (zur Stiegen) aus Mörs in Westphalen, Bandmacher und Mystiker († 1769). In seinem 1768 herausgegebenen geistlichen Blumengärtlein, dessen 12. Auflage 1821 in Frankfurt und Leipzig erschien, hat er neben Betrachtungen in Prosa und Denksprüchen in Versen auch eine Anzahl geistliche Lieder gegeben, in denen eine warme und tiefe Gottesminne sich ausspricht.

In den Denksprüchen, welche er „Schlußreime“ genannt hat, herrscht durchaus Quietismus vor. Schlußreim 8 verlangt, der Mensch soll Gott

stillhalten, wie die Blumen dem Sonnenschein. 18, man soll Gott nur im Stillen lieben und nie davon sprechen, denn geheime Liebe sey die heißeste. 17, sey ein Kind, so ist dir Gott nicht ferne. 81, entferne dich vor dir selbst, so bist du bei Gott. 117, leiden ist mehr als thun. 132, sey in dieser Welt todt, so wirst du in jener leben. 189, Gott wird am besten mit Schweigen geehrt. 204, verlange nichts, so bekommst du alles. 242, thue immer, was du nicht willst, und unterlasse, was du willst. 252, wer seine Tugend schaut, ist nicht fromm, nur wenn wir Nichts sind, erlangt Gott Ruhm durch uns.

Gar sinnig sind folgende Verse:

336. Viel Forschen und Vernunft erreicht nicht Gottes Licht,
So lang du Sünde thust, kennst du die Wahrheit nicht.
549. Wie Hagar nichts mehr fand im Krug,
Da fand sie erst den nahen Brunnen.

So viel über die Liederdichter vom Beginn der Reformation an bis zu dem des Rationalismus.

Die fromme Wuth zu reimen schuf auch eine Menge von metrischen Uebersetzungen der Psalmen, der Sonntagsepisteln und Sonntagsevangelien. Aberlin concentrite 1534 den ganzen Bibelinhalt in drei Gesängen. Schimmler reimte 1621 den lutherischen Katechismus, Corvinus 1546 die Glaubenslehre, Martin Böhme (ein Lausitzer wie Jakob B.) die Passionsgeschichte in Reimgebeten, eigentlich gereimte Predigten (1606). Am meisten aber concurrirten die Kirchendichter in gereimten Uebersetzungen der Psalmen. Unter ihnen errang Lobwasser († 1583) unbestritten die Palme. Seine Uebertragung wurde ausschließlich Liederbuch der Calvinisten, sie darf sich indeß nicht neben Luthers körniger Prosa sehen lassen. Unter den lutherischen Psalmenübersetzern, die ihm entgegentraten, glänzt Cornelius Becker in Leipzig 1602. Daran schloßen sich noch viele Umschreibungen einzelner biblischer Bücher in deutschen, wie lateinischen Versen, Milags Jesaias (1646), Schirmers Sirach (1655) 2c., viele Uebertragungen des Hohenliedes von Finkelthau, Albinus 2c. unzählige deutsche und lateinische Elegien, in denen einzelne Männer und Begebenheiten des alten und neuen Testaments besungen wurden und eine erstaunliche Menge dramatischer Bearbeitungen der biblischen Stoffe in den Schulcomödien.

Ueber die geistlichen Schauspiele des 16. Jahrhunderts finden sich am Schluß von Mones geistlichen Schauspielen S. 411 f. schätzbare

Notizen. Ein Theil davon sind Moralitäten und reine Allegorien z. B. die Berner Spiele peccator conversus, worin Tugenden und Laster, der Tod ꝛc. auftreten, miles christianus, worin sich die Teufel abmühen, den Bekehrten wieder zu verführen ꝛc., die meisten aber sind Passions- und Osterspiele oder Scenen aus der biblischen Geschichte. Die reichsten Verzeichnisse (freilich nur der Titel) der geistlichen Schauspiele aus dem 16. und 17. Jahrhundert enthalten Gottscheds nöthiger Vorrath und Gödekes neuester Grundriß. Ueber die Aufführungen muß man Devrients Geschichte des deutschen Schauspiels nachlesen. Ueber die Weihnachtsspiele insbesondere Weinhold, Weihnachtsspiele S. 173 f.

Die allegorischen Schauspiele erhielten sich vorzüglich im katholischen Glauben, wo sie unter der Leitung der Jesuiten nach spanischem Beispiel eine außerordentliche Pracht entfalteten und an großen Kirchen- und zugleich Hoffesten aufgeführt wurden. Die aus der biblischen Geschichte entlehnten Schauspiele fanden ihre größte Ausbreitung bei den Protestanten. Ich werde von den katholischen Schauspielen später in Verbindung mit andern katholischen Dichtungen handeln und hier vorerst nur die protestantische Bühne besprechen. Was diese für die kirchliche Polemik und Satire leistete, ist oben schon erörtert worden. Außerdem waren die Schulen sowohl als die frommen Bürgerschaften darauf bedacht, sich an ernsten Stücken wahrhaft zu erbauen. Von der Bürgerschaft wurden solche Stücke noch tief ins 16. Jahrhundert hinein auf offenem Markt und mit großer Personenzahl gespielt. So das berühmte von 106 Personen aufgeführte Zürcher Spiel von Rueff: Adam und Eva, die Zwickauer Spiele von Gräff: Judith (1536), von Ackermann Tobias (1539), das Görlitzer Spiel Rätels vom goldnen Kalbe (1573), das Heidelberger Spiel Schmidts von Tobias (1578), das von 246 Personen in Kaufbeuren aufgeführte Pfingstspiel (1592) und viele ähnliche. — Andere wie die zahlreichen geistlichen Spiele des Hans Sachs, reihten sich noch einfach an die Fastnachtsspiele und wurden in geschlossenem Raume aufgeführt. Ausgezeichnet ist unter diesen Stücken Hecastus, im Jahr 1539 lateinisch in den Manieren des Terenz verfaßt von dem geistvollen Utrechter Georg Macropedius (Langewaldt) (abgedruckt in den comoediae et tragoediae aliquot, Basil. 1540), darnach auch von Hans Sachs als

Comödie bearbeitet (wie auch englisch, vgl. Tieck, deutsches Theater I. XIII.), eine sinnreiche Allegorie.

Hecastus, der reiche Mann, soll sterben. Wie reich er immer ist, findet er Niemand, der ihn begleiten will, keinen Verwandten, keinen Freund noch Diener. Auch Plutus, der Reichthum, will zurückbleiben. Endlich finden sich noch ein Paar alte treue Jugendfreundinnen, virtus und fides, die gehen mit ihm und nehmen dem Tode den Stachel, der Hölle den Sieg.

Ganz ähnlich ist der in Nürnberg 1569 gedruckte Homulus.

Eine neue Erscheinung war das lateinische Schuldrama. In den protestantischen Schulen wurden nämlich die Stücke vorzugsweise lateinisch von den Schülern selbst aufgeführt. Dabei machte der Humanismus seinen Einfluß geltend und die classische Form wurde beliebt. Indem nur die Passions- und Osterspiele der ältern Zeit, überhaupt was sich auf Christum bezog, beibehalten, dagegen alles was Marien und die Heiligen angieng, verworfen wurde, so mußten zum Ersatz vorzugsweise Stoffe aus dem alten Testamente dienen. Auch machte sich in den lateinischen Schulen eine immer wachsende Vorliebe für antike Stoffe geltend, daher im 17. Jahrhundert die Schuldramen in überwiegender Menge nur alttestamentalische, oder classische Gegenstände behandeln und sich unendlich oft Adam und Eva, Kain und Abel, Abraham, Isaak, Jakob, Joseph, Moses, Gideon, Judith, Jephtha, Simson, die Propheten, Saul, David, Abigail, Salomon, Nebucadnezar, Esther, Susanna, Daniel, Belsazar, Hiob, Tobias ꝛc. wiederholen, neben Lucretia, Cleopatra, Virginia, Codrus, Scipio, Camillus, Zenobia und den beliebten Stoffen aus der Mythologie. Die humanistische Hinneigung zum Sinnlichen verrieth sich in den Stoffen, die sich am meisten wiederholten. Es gibt mehr als ein Duzend Comödien von der Susanna und vom keuschen Joseph, wenigstens ein halbes Dutzend von der Judith, und unter den classischen Stoffen wurden ebenfalls die erotischen aus Ovids Metamorphosen am häufigsten bearbeitet.

In der Form wirkte sichtbar die Renaissance ein. Paul Rebhun führte in seinen berühmten deutschen Schauspielen Susanna 1535 und die Hochzeit zu Cana 1538 schon jambische und trochäische Verse ein, Hieronymus Ziegler schrieb 1543 zu Augsburg eine sacra comedia, Isaaks Opfer, und später noch einige ähnliche ganz in der Weise des

Terenz. Des Gnaphaei Acolastus, Col. 1569 brachte in die Geschichte des verlornen Sohns die obligate meretrix des Terenz hinein.

Ich enthalte mich, die zahllosen Namen und Titel der geistlichen Spiele aufzuzeichnen. Nur einige seyen hier genannt, weil sie größeren Ruhm erwarben. So des gelehrten Chyträus Tragödie von Abrahams Opfer 1590. Neukirchs Stephanus 1591. Sanders Johannes der Täufer 1588. Holzwarts Saul 1577. Zahn, Kain und Abel 1590. Spangenbergs Jeremias, Simson, Belsazar ꝛc. 1603. Johannsen, Tod Babiles 1652.

Im Jahre 1537 wurde eine tragoedia von Joh. Huß gedruckt, die mir noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Sie stellte den böhmischen Reformator als Märtyrer dar.

Christian Dedekind, Dichter und Componist am Hoftheater zu Dresden, ist dadurch bemerkenswerth, daß er schon einige Jahrhunderte vorher, ehe Kurfürst Friedrich August katholisch wurde, daselbst die Töne Calderons anschlug. Seine geistlichen Schauspiele, gedruckt 1670, vermehrt 1676, verrathen die Bekanntschaft mit Calderon im Schwunge der Trochäen und in einer gewissen feurigen Begeisterung. Sie handeln von der Geburt, vom Leiden, von der Auferstehung des Heilandes, vom bethlehemischen Kindermord ꝛc. Engel und Teufel greifen in die Handlung ein, allgemeine Reflexionen werden von Chören gesprochen. Man erkennt das Muster der antiken Tragödie, aber der Vortrag ist spanisch. Im „Kindermord“ erwacht die Urmutter Rahel aus dem Grabe und spricht:

Was für ein herber Jammer
Erhebt sich überall aus dieser Höhe?
Was für Geschrei auf Bethlehems Gefilde?
Daß ich nicht bleib im Frieden
Und aus der Ruh in meines Grabes Kammer
Aufs neu erwecket werde.
Mit welchem Schreckenbilde,
Stört man die öde Gegend?

Hier glaubt man ganz Calderon zu hören. Aber der Adel der Sprache sinkt bei Dedekind immer bald wieder ins Gemeine hinab. So spricht Jesus:

Ich geh hinauf zu tilgen Schand und Sünde,
Worinnen ihr und alle Menschenkinder

Als sonst verlorne Sünder
Jetzunder noch bis an die Ohren steckt ꝛc.

Auch liebt der Dichter das Grelle. Indem Judas Ischarioth am Galgen seinen letzten Monolog hält, antwortet der Teufel im Echo. Indem derselbe Judas am Galgen zerplatzt, packt Satan sein Eingeweide zusammen.

Originell ist eine sacra comoedia des Jakob Rosenfeld, Chamus, gedruckt zu Jena 1599.

Cham begeht das bekannte Verbrechen der Impietät gegen seinen Vater Noah, nicht ohne Zuthun des Satan, der seine Rede mit einem gräßlichen: hy hy hy hy hy! beginnt. Dafür trifft Cham der Fluch, den er aber unwirksam zu machen sucht, im Bunde mit dem stolzen Nimrod, durch den Thurmbau. Dieser soll nicht nur dienen, um die Zerstreuung der drei Urstämme (Sem, Cham und Japhet) zu verhüten, sondern auch Gott selber trotzen. Da straft Gott die Frevler und verwirrt ihre Sprache und auf einmal brechen Reden in allen Zungen los, chaldäisch, griechisch, slavisch, hoch- und niederdeutsch, englisch, italienisch, französisch, dänisch ꝛc. ein Durcheinander, welches auf der Bühne gewiß eine sehr heitere Wirkung gemacht hat. Gott allein spricht hebräisch und donnert den auseinanderlaufenden Völkern nach.

Im 17. Jahrhundert spaltete sich das geistliche Schauspiel in das empfindsam schäferliche und in das gräßlich heroische, sofern gleichzeitig auch die weltliche Poesie in diese Extreme fiel. Der Nürnberger Johann Klay vereinte beide. Als s. g. Pegnitzschäfer war er so sanft als möglich, aber auch alle gelehrten Grillen und biblischen Stoffe faßte er mit wahrhaft barbarischer Phantasie auf. In seinem wunderlich pretiösen Weihnachtsliede wird die ganze classische Mythologie geplündert, um die Geburt Christi zu feiern. Der Flußgott Jordan und die Nymphen singen dem an seinem Ufer geborenen Heiland. Klay schrieb ferner eine Trauerrede über das Leiden des Erlösers (1645), worin die Vision der himmlischen Heerschaaren, eine Armee von Engeln unter ihrem Feldherrn Michael, das Originellste ist. Daran reiht sich „der Engel- und Drachenstreit“ desselben Dichters, ein Trauerspiel Herodes, eine Auferstehung, eine Himmelfahrt und eine Ausgießung des h. Geistes. Im Engelstreit sind die dämonischen Truppen phantastisch ausgemalt. Im Herodes ist der Kindermord mit gelehrtem Aufwand dargestellt, nämlich alle möglichen Greuelgemälde classischer Dichter dazu benutzt. Herodes selbst fällt in

Wahnsinn und zuletzt vereinigen sich die Mütter zu einer Verfluchung desselben, in welcher der Schatz aller Schimpfwörter erschöpft scheint.

Eine große dramatische Dichtung Birkens „Psyche", aufgeführt in Nürnberg im Jahr 1652, ist bemerkenswerth, sofern sie den berühmten schönen Stoff aus Apulejus enthält und denselben echt nürnbergisch verschnörkelt mit den Modefiguren seiner Zeit, aus der Hof- und Schäferwelt, zugleich aber auch christlichen Mysticismus einmengt und mit dem Heiland kokettirt. Denn der Held des Dramas, Prinz Theagenes, soll niemand anders als Christus selber seyn.

Fast auf allen gelehrten Schulen wurden damals geistliche, zum Theil auch weltliche Comödien und Tragödien aufgeführt. Am thätigsten war man zur Zeit des Klay in Nürnberg, zur Zeit des Weiße in Zittau; vor allen aber leisteten die Studenten der von Sturm gegründeten Straßburger Hochschule Ausgezeichnetes. Berühmt waren auch die Comödien der Schule zu Magdeburg. Unter den zahllosen Dichtern machen sich besonders Dedekind und Klay durch die Menge ihrer biblischen Stücke bemerklich. Die allegorischen Stücke kamen auch unter den Protestanten nach dem dreißigjährigen Kriege in die Mode, denn damals gieng alles auf Stelzen.

In einem allegorischen Schauspiel des Caspar von Stieler „Willmut" von 1680, wird allzukünstlich eine Binsenwahrheit zur Schau gestellt.

Prinz Willmut (der freie Willen des Menschen) soll Allguda, Prinzessin von Seelwig (das gute Prinzip, wodurch man die ewige Seligkeit erwirbt) heirathen, die bösen Räthe (Leidenschaften) suchen ihm die Scheinguda unterzuschieben, aber die guten Räthe (Ehre und Wahrheit) leiten ihn zu der wahren Braut hin.

Knorr von Rosenroth schrieb 1684 einen „neuen Helicon" worin er gereimte Sittenlehren ertheilt und vor allem, nach seinem Vorbild Boethius, Stille und Gelassenheit empfiehlt. Darin ein allegorisches Stück:

Dahar (die Weltlust) will Nasima (die Seele) heirathen, diese aber liebt den Fedil (die Tugend), der sie einem noch Höheren, dem Mamsuh (Christus) abtritt. Dahar liebt zugleich die Adibe (Leidenschaft), wird aber, als Mamsuh sie belehrt, von ihr erstochen, die nun den Fedil zum Gatten wählt.

Diese protestantische Dichtung ist auffallend verwandt mit den katholischen Allegorien, welche die deutschen Jesuiten dem Calderon nachdichteten.

Ihre höchste Ausbildung erreichte die kirchliche Kunst bei den Protestanten in geistlichen Singspielen, Cantaten und Oratorien. Eine Reihe großer Meister weckte innerhalb der lutherischen Kirche die heiligen Töne der altitalienischen Kirchenmusik; oft wurde ein mittelmäßiger Text unsterblich durch der Töne Meister. Das innigste Gefühl der Andacht und Gottesminne flüchtete gleichfalls in die Musik, je dummer und steifer die Orthodoxie am Buchstaben hieng und die Predigt immer mehr in ein blos verständiges Raisonniren ausartete. Ich kann mich indeß hier über diesen schönsten Theil protestantischer Kunst nicht verbreiten, da ich mich auf die Dichtung beschränken muß.

Noch bleiben uns die geistlichen Lehrgedichte der Protestanten zu überblicken übrig.

Von Philipp Melanchthon sind uns Epigramme erhalten, 1563 zu Wittenberg gedruckt, frommen, gelehrten und durchaus friedlichen Inhalts, kleine Commentare zur h. Schrift oder zu den alten Classikern, alles in lateinischen Hexametern.

Bemerkenswerth ist seine Klage über den Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges, indem er im Traum die schreckliche Gestalt des wüthenden Ajax auftauchen sieht. Lieblich ist seine Schilderung eines Bildes des großen Christoph, wie er das Christkind durch das Wasser trägt. Diesem altdeutschen Bilde steht dann wieder ein antikes Vasenbild auf merkwürdige Weise gegenüber, die vor dem Esel des Bachus fliehenden Giganten. Die meisten Epigramme sind kurze Grüße an Freunde und Betrachtungen über das, was sich eben zutrug, insbesondere auch auf jede Sonnen- und Mondsfinsterniß.

Georg Fabricius von Chemnitz zeichnete sich (poëmata 1567) durch zahlreiche Oden und Elegien aus, in denen er heilige Gegenstände, namentlich aus dem alten Testamente, merkwürdige göttliche Strafgerichte, unter andern aber auch die pietas puerilis in Beispielen besang. Sein Latein ist durchaus kirchlich und frei von den heidnischen Figuren. Viele andere gelehrte Dichter begannen dagegen auch in christlichen Dichtungen classische Namen, Gestalten aus der alten Mythologie einzuführen, Jehovah wird unvermerkt zum Donnerer Zeus, der Flußgott Jordan und die Nymphen

empfangen den Heiland bei der Taufe, Phöbus und Luna verhüllen ihr Gesicht bei dem Tode des Heilandes am Kreuze. Diese Auffassungen sind zum Theil harmlos und naiv (wie in den altchristlichen Katakombenbildern), zum Theil aber affectirt, unanständig und der Würde des Christenthums unangemessen. Uebrigens giengen die italienischen Dichter mit dem Beispiele voran. Bei uns schrieb der Breslauer Frenzel in diesem Styl poemata sacra, welche Frischlin 1585 zu Straßburg herausgab. Sie handeln in virgilischen Hexametern de partu virginis und de puero Jesu, reichlich durchspickt mit classischer Mythologie.

Johann Mylius, Professor in Jena († 1575) schrieb lateinische Dichtungen von den guten und bösen Engeln und von den christlichen Rittern, Elegien von der thebanischen Legion und alten Kaisern und Helden, die für Christum gestritten, bis auf Mathias Corvinus und Karl V, weil diese wider die Türken kämpften. Der Grundgedanke ist schön, die Ausführung aber matt.

Ein gekrönter Poet Keppichius gab 1609 zu Oels einen Cato christianus heraus, eine Auflösung der Psalmen in lateinische Distichen, unter denen die deutsche Uebersetzung in elenden Knittelversen steht.

Albinus in Weißenfels machte sich durch Gluth der Phantasie bemerklich, sowohl in seinen sulamithischen Liebesliedern nach dem hohen Liede, wie in seinen Empfindungen unter dem Kreuz bei den „fünf Wunden Jesu“ (1650) und in seiner gräßlich ausgemalten „Qual der Verdammten“ (1653). Ueberhaupt fehlten apokalyptische Dichter den Protestanten nicht. Faber dichtete 1664 eine „letzte Gerichtsposaune“. Die tollsten Höllenfrazzen aber enthält die in Scheibles Schaltjahr IV wiederabgedruckte Tragicomedia von einer Wallfahrt in Hölle und Himmel von Klein (Eßlingen 1570). Von Dantes Geist ist hier nichts wahrzunehmen, der Dichter malt nur mit Blut, Koth und Feuer die haarsträubendsten und eckelhaftesten Naturbilder aus.

Das Gedicht „der Hörselberg“ 1592 von Victor Perillus verfaßt und in Hagens Germania II. 353 beschrieben, hält nur die Vorstellung fest, daß im gedachten Berge die Hölle sey und schildert nun weniger in Danteske, als vielmehr in Lucianischer Weise die Strafen aller Stände und Sünderklassen dieser Welt, wobei Charon und Merkurius Dialoge halten. Die Finanzer schwitzen und frieren zugleich, die Fuchsschwänzer

werden von Hummeln gestochen, auf den Köpfen der Prahler sitzt eine Elster (wohl nicht in dem Sinne, wie sonst ein Augen aushackender Rabe, sondern des Elsterngeschreies wegen); Säufer sitzen vor leeren Humpen &c. Es ist wenig Witz dabei. Zuletzt kommt Vulcan als Henker, um mit glühendem Eisen die Sünder zu brandmarken.

Ich muß unter die christlichen Dichter auch unsern berühmten theosophus teutonicus, den Görlitzer Schuster **Jakob Böhme** aufnehmen, denn seine s. g. philosophischen Bücher sind im Grunde doch nur eine großartige Dichtung. Er lebte, von der orthodoxen lutherischen Geistlichkeit Sachsens verfolgt, in kümmerlicher Armuth († 1624), aber seine Werke wurden weit verbreitet und erschienen zum erstenmal in Amsterdam 1620 in einer prächtigen Ausgabe. Lange verachtet, ist er in jüngerer Zeit wieder allzu hoch erhoben worden.

Sein System hat, ehe man dessen Vollendung kennt, auf den ersten Blick viele Aehnlichkeit mit der Grundlehre des indischen Brahmaismus. Wie nämlich Brahma von Anbeginn ist und nichts bei ihm als Maja, seine Phantasie, in deren magischem Schleier er die Urbilder aller künftigen Dinge erblickt oder vielmehr auf den er diese Bilder hinzaubert, und wie auf dieses magische Vorspiel im Traume des gleichsam noch schlafenden Gottes erst die Geburt der Wirklichkeit erfolgt in der Trimurti, dem schaffenden, erhaltenden und zerstörenden Prinzipe; also ist auch bei Jakob Böhme das göttliche Urwesen anfangs allein mit der Sophia, der himmlischen Weisheit, in der sich das Urbild der künftigen Schöpfung spiegelt. Die Schöpfung selbst aber ist bei Böhme die Emanation Gottes in drei Stufen, und in diesen lassen sich die indischen der Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung nur in einer andern Zusammenordnung wiedererkennen. Wenn nämlich bei den Brahmanen das zerstörende Prinzip das letzte, aber keineswegs feindliche ist, weil sie glauben, die irdische Welt sey nur eine Strafanstalt, eine Unglückswelt und ihre Zerstörung mithin ein Segen; so ist dagegen bei Böhme das zerstörende Prinzip das zweite und ein absolut feindseliges, daher es im Kampf mit dem ersten schaffenden Prinzipe durch das dritte erhaltende gebändigt werden muß. Im ersten schafft Gott eine durchaus vollkommene Welt, an der ganz und gar nichts auszusetzen ist, in der es kein Wehe, keine Häßlichkeit, keine Lüge gibt, eine Welt, wie sie seyn soll. Diese Welt, personificirt gedacht, als der erstgeborne Sohn Gottes, ist Lucifer. Aber kann etwas außer Gott seyn, das sich nicht wider Gott setzte? Ist auch Lucifer aus Gott hervorgegangen und insofern noch selber Gott, so ist er doch der sich entäußert habende, sich selbst gegenüberstehende Gott und damit ist das Princip des Egoismus in die Welt getreten. Lucifer will allein Gott seyn, sagt sich von seinem Ursprung los und verliert dadurch

das magische Band, das alle Weltkräfte in schönster Harmonie vereinigte. Nun wüthen und toben sie plötzlich alle gegen einander, das Licht wird Finsterniß, die Schönheit Häßlichkeit, die Wahrheit Lüge, die Wonne Pein, der erstgeschaffene Himmel wird zur Hölle, Lucifer zum Teufel. Aber Gott kann diese Zerstörung seiner schönen Schöpfung nicht zugeben. Er tritt also in das dritte Prinzip ein und schafft die irdische Natur, in welcher das Böse durch Gutes gebunden ist, und den Menschen, dem die Freiheit gegeben ist, zwischen dem Himmel und der Hölle zu wählen. Da sich aber auch in dieser neuen Schöpfung der Fall Lucifers im Falle Adams wiederholt, und auch diese zur Erhaltung und Rettung bestimmte Schöpfung zu Grunde zu gehen droht durch die Unwürdigkeit der Geschöpfe, so wird Gott zum Messias und geht mit seinem Selbst in den Tod und in die Hölle ein, um sie zu überwinden. Nur indem er selbst die Schmerzen und die Schmach übernimmt, welche die Sünde und Thorheit der Geschöpfe verschuldet haben, ist die Erhaltung und Vollendung der Welt möglich, die sonst unhaltbar immer wieder in sich zusammenfallen würde. Mithin ist Christi Opfertod der Culminationspunkt des Weltlebens, der Schlußstein der ganzen Schöpfung.

Daraus folgt nun auch Böhmes Moralsystem, welches gänzlich dahin abzweckt, die in der irdischen Welt versteckte Hölle zu bekämpfen und dagegen den in derselben Welt versteckten Himmel aufzusuchen. Er scheidet die ganze Natur in eine böse und gute Hälfte. Alle guten Thiere und heilsamen Pflanzen erinnern ihn an das verlorene Paradies, während die bösen an die Hölle erinnern. Aber ohne die Sendung des Messias würde der Mensch zu schwach seyn, das Rechte zu wählen und beim Rechten zu bleiben. Die Vereinigung mit Christo ist mithin das moralische Endziel für den Menschen in dem Maaße, wie die Uebereinstimmung Adams mit Lucifer das Verderben der Menschen herbeigeführt hat.

Nun ist aber Christus das non plus ultra von Resignation und Demuth, indem sich der allmächtige Gott selbst in die schmerzhafte Knechtsgestalt begeben, und deßhalb ist Demuth die alleinige Pforte, durch die man zur Gemeinschaft mit ihm gelangt. Woraus hervorgeht, daß Hegel äußerst Unrecht hatte, sich mit seiner hoffärtigen Lehre von der Selbstvergötterung auf den demüthigen Böhme zu berufen.

Quirinus Kuhlmann, ein Schlesier, der viel in der Welt herumzog und zuletzt 1689 in Moskau als Ketzer verbrannt wurde, war ein poetischer Schwärmer, der sich in Jakob Böhmes Mystik vertieft und darüber den Verstand verloren hatte. Seine himmlischen Liebesküsse und seine noch berüchtigteren Kühlpsalter sind eine christliche Liebesraserei voll spitzfindiger Albernheiten. Im „Universal der letzten Zeiten“ nimmt er drei Offenbarungen an, zuerst an Moses, dann an Johannes, drittens

an „den letzten Gesandten", unter dem er sich selber meint. Auch schrieb er „Schleudersteine wider den Goliath aller Geschlechter, Völker, Zungen".

Johann Valentin Andreä, Stadtpfarrer zu Calw, seit 1639 Hofprediger in Stuttgart († 1654), war einer der edelsten und bedeutendsten Männer der Zeit. Kaum einer erkannte so tief wie er die Gebrechen im Protestantismus und keiner zürnte dagegen mit so göttlicher Kraft. Nur Schade, daß es in lateinischer Sprache geschah! Seine zahlreichen, meist nur kleinen Schriften hatten alle den gleichen Zweck, nämlich praktisches Christenthum, innere Mission, thätige Liebe. Dabei ging er mit dem Beispiel voran, stiftete in Calw eine societas christiana (noch jetzt in der s. g. Färberstiftung fortlebend), that im 30jährigen Kriege, sonderlich nachdem Calw 1634 durch Johann von Werth eingeäschert worden war, Wunder an den Armen und Verwaisten, mit denen er Jahrelang in den Wäldern irrte, bis er sie auf den Brandstätten wieder ansiedeln konnte. Sein eigenes Haus mit allen seinen Büchern, seltenen Handschriften und Bildern (einer Madonna von Dürer, einer Bekehrung Pauli von Holbein ꝛc.) war verbrannt, aber eigenes Leid verschmerzend, half er andern und war allen ein Trost und Helfer. Außer den erbaulichen Schriften, schrieb V. Andreä auch Satiren und allegorische Dichtungen. In seinen ersten Schriften war er ein liebenswürdiger Lucian, indem er die Schwärmerei, die Geheimnißkrämerei, Dummheit und Betrügerei der damaligen protestantischen Mystiker und Adepten ironisirte. Dies geschah in de Christiani Cosmoxeni genitura judicium 1612, einer Satire auf die Astrologie, ferner in der alchymistischen fama fraternitatis R. C. 1516 (roseae crucis) 1614, in der confessio fraternitatis R. C. und in der chymischen Hochzeit Christiani Rosenkreuz, 1616. Die bethörte Welt verstand sich nicht auf die Ironie, nahm die Sache Ernst, bestürmte Andreä mit Anfragen, schrieb ohne sein Zuthun Fortsetzungen der Rosenkreuzliteratur und es wurden wirklich Rosenkreuzgesellschaften gestiftet, so daß er das Gegentheil von dem erzielte, was er gewollt hatte, und dem Aberglauben nur neuen Vorschub that.

Diese Schriften hatten ihn unermeßlich populär gemacht und ihm einen europäischen Ruf erworben, während er sie desavouiren mußte und seine ernsteren Schriften, in denen er auf Reform drang, nur Widerwillen und Haß fanden. Am meisten schadete ihm sein herrlicher Menippus

1617, worin er in der Form lucianischer Dialogen die innere Erbärmlichkeit und Fäulniß der protestantischen Kirchen, Schule und Gelehrsamkeit darlegte. Sie glühen vom edelsten Unwillen. Eben so die Mythologia christiana 1619, worin die Bilder der Tugenden und Laster einander gegenübergestellt werden.

Sein christlicher Herkules ist nicht sein geistvollstes Werk.

Christus als Herkules bekämpft schon als Kind die Schlangen (Müßiggang und Ungebundenheit), dann die Hündin (Zeit), den Löwen (Gewohnheit), den Eber (Wollust), den Stier (Knechtschaft), die Stymphaliden (Gedanken), den Adler (Rückfall), die Kerkopen (Nachäffung, Mode), den Diomedes (falsche Bildung), die Kentauren (Atheismus), den Achelous (Heuchelei), den Antäus (des Menschen eigenes Wissen), den Busiris (Neugier), den Augiasstall (das Vorurtheil), Hesione (Jugend), Amazonen (Leidenschaften), Geryon (das Lehramt), Cerberus (Verleumdung), Hydra (Mißehe), Cacus (Hölle), endlich gelangt er zu den Hesperiden (innere Erkenntniß) und zum Atlas (Gebet), um mit Selbstverleugung zu enden.

Ungleich anziehender ist sein lateinisches Schauspiel Turbo, Straßburg 1616.

Turbo ist ein reicher Student, dem es Ernst ist um alles Wissen, der sich aber von der Schulweisheit nicht befriedigt fühlt. Das ganze Treiben auf deutschen Universitäten eckelt ihn an, er geht daher mit seinem Diener Harlekin nach Frankreich, um sich dort zu bilden. Hier findet er den Panurg, eine aus Rabelais bekannte groteske Figur, und läßt sich in allen galanten und ritterlichen Künsten unterweisen, verliebt sich auch, wird aber von einem Nebenbuhler betrogen und kehrt unzufrieden heim. Die Reise hat ihn viel gekostet, er wirft sich einem Alchymisten in die Arme, um schnell reich zu werden, findet sich aber auch hierin getäuscht, zerschlägt Oefen und Retorten und — wird fromm. — In diesem merkwürdigen Gedicht spiegelte sich die deutsche Bildung seiner Zeit.

Was Andreä positiv wollte, legte er in seinen Schriften über das praktische Christenthum nieder, in den Schriften: Civis christianus 1616, res publica christiana 1619, und in der Reise nach der Insel Caphar Salama, oder Beschreibung der Republik Christianburg (Eßlingen 1741). Da er nämlich Deutschland zu zerstört und entartet fand, verlegte er sein Ideal der besten christlichen Republik auf eine ferne Insel. — Als die Schweden kamen, lebte Andreäs Hoffnung wieder auf. Er schrieb 1631 den Apap proditus, worin er alles, was der Papst Deutschland wehe

gethan, zusammenstellte, einen Hahnenschrei und eine dankbare „Anrede der deutschen Frömmigkeit von Gustav Adolf". Aber auch diese Hoffnung täuschte ihn, da jetzt erst Deutschlands Elend recht angieng. Seine Meinung vom Protestantismus drückte er einfach in dem Satz aus, er sey ex captivitate monachali nur in monarchalem gefallen. Deutsch gab Andreä heraus „christlich Gemäl", Tübingen 1612 und „geistliche Kurzweil", Straßburg 1619, Gedichte voll guter Gedanken, aber in rauher Schale. Das Beste über ihn in J. Val. Andreä und s. Zeitalter von Haßbach, Berlin 1819. J. V. Andreä Dichtungen zur Beherzigung unsers Zeitalters von Herder, Leipzig 1786.

Seine bisher nur handschriftlich vorhandene Selbstbiographie erschien J. V. Andreae vita, ed. Rheinwald, Berol. 1849.

Samuel Dietrichs geistliche Oelkammer, 13. Ausgabe 1684, eine Postille voll humoristischer Predigten z. B.: „Unser Herr Christus ein Schornsteinfeger. Wir besehen da 1) den Schornsteinfeger selbst, 2) den Rauchfang, 3) den Besemen. Oder: Unser Herr Christus eine Schieß- und Passionsscheibe. Dabei betrachten wir 1) den Schützen, 2) den Pfeil, 3) die Fehlschüsse. Vgl. Horsts Dämonomagie II. 470.

Scriver, Oberhofprediger in Quedlinburg († 1693) schrieb Erbauungsbücher: den christlichen Seelenschatz, Gottholds zufällige Andachten ꝛc., die heute noch neu aufgelegt und gelesen werden. Der erste Versuch in häuslicher Erbauung, der nach und nach bis zu einer Art von Toilettentheologie ausartete. Der überhandnehmende Subjectivismus zog die Andacht selbst aus der Kirche in die Familienstube hinein.

Schmolk, Diaconus in Schweidnitz († 1737) schrieb eine große Menge ähnlicher Hausandachten, lustiger Sabbath in der Stille zu Zion — Freudenöl in Traurigkeit — allerheiligste Andachtsflammen — schöne Kleider für einen betrübten Geist ꝛc.

7.

Katholische Dichtung nach der Reformation.

Der durch die Reformation tief zerrüttete Katholicismus in Deutschland mußte sich in seiner Noth an Italien und Spanien anlehnen (nicht an Frankreich, welches trotz seiner Katholicität aus politischen Gründen

dem Calvinismus und Protestantismus in Deutschland Hülfe bot). In Italien und Spanien war aber die Renaissance, die Wiedererweckung des antiken Geschmacks, schon übermächtig geworden. Wie in der kirchlichen Baukunst, Sculptur und Malerei, so auch in der Poesie wurde der ältere germanische, fränkische oder gothische Styl durch den der Renaissance verdrängt. Der Papst selbst machte sein Rom zur Musterschule dieses neuen Geschmacks und der die ganze katholische Welt beherrschende Jesuitenorden kannte keinen andern. Aus diesem Grunde nun wurde auch das katholische Deutschland demselben unterworfen. Alle deutschen Bischöfe, die sich in ihren Sitzen behaupteten, alle Väter der Gesellschaft Jesu, die in Deutschland ihre prächtige Collegien bauten, alle katholischen Fürsten endlich, die mit ihren Ansehen und mit ihren Reichthümern die Kirche eifrig unterstützten und ihre Feste mit kaum je vorher gesehener Pracht begiengen, wetteiferten in der Einführung des Renaissancestyls und opferten demselben die alten gothischen Kirchen und Kunstwerke, welche erwiesenermaßen in katholisch gebliebenen Ländern häufiger niedergebrochen worden sind, als in lutherischen, im katholischen Franken und Bayern z. B. öfter als im lutherischen Sachsen und Württemberg.

Auf die katholische Poesie in Deutschland mußte dieser Umschwung der Dinge wesentlichen Einfluß üben. Jene heilige Einfalt und Demuth, die in den Dichtungen unsers Mittelalters vorwalteten, mußten verschwinden. An ihre Stelle trat, wie in der Kirchenmalerei, so in der kirchlichen Poesie, das antike Pathos, die Schwunghaftigkeit und Koketterie des Renaissancestyls. Wie Michael Angelo und die Carracci christliche Märtyrer nur noch wie den leidenden Laokoon, Herakles und Philoktet darstellten, wie sie überall gewaltsame Situationen und Affecte heraussuchten, so gefielen sich auch die katholischen Dichter in leidenschaftlichen und übertriebenen Schilderungen. Die merkwürdigste Neuerung aber war der Gebrauch der antiken Mythologie selbst noch in ausschließlich christlichen Dichtungen. Sannazar gieng hier mit dem Beispiel voran, dem auch die deutschen Jesuiten fast alle nachfolgten.

Wer begreift nicht, daß es eigentlich die Aufgabe der katholischen Poesie gewesen wäre, an der Gothik festzuhalten und die Renaissance denen zu überlassen, die kein Mittelalter, weder in der Kirche, noch im Reiche mehr anerkennen wollten! In neuerer Zeit wird dies in Frankreich

eingesehen und tief empfunden und man kehrt dort zur Gothik zurück. In Deutschland aber konnte vor dreihundert Jahren diese Einsicht nicht reifen, weil man sich in einem höchst bedrängten Kriegsstande befand und mit dem Schutze Roms und Spaniens die Renaissance gleichsam mit in den Kauf nehmen mußte.

Conrad Reitter von Nördlingen gab 1508 zu Augsburg einen Mortilogus heraus, eine Nachahmung der alten Todtentänze, aber schon ganz im Styl der Renaissance. Neben den mit Holzschnitten verzierten Scenen, in denen der Tod Menschen wegrafft, finden wir hier das erste Marienlied in saphischem Versmaß:

Alma supremi genitrix tonantis,
Praepotens regina poli solique
Vita spes dulcedo salusque nostra
Perfugiumque.

Die Hölle, zu welcher der Tod führt, wird ganz antik aufgefaßt mit Styx und Phlegeton. Großartig ist ein Monolog des Todes, worin er sich als den unerbittlichen Tyrannen aller Lebendigen ankündigt, der keinen schone, dem keiner entfliehe.

Sum mors terribilis, gelidae sum mortis imago,
Quis valeat nostras has declinare sagittas?
— non infans octo dierum
Non pavidae matres, non cani denique patres
Sternitur et nostra fortissimus Hector ab hasta
Et sapiens Salomon et fortis robore Sampson etc.

Der Dichter gibt sich als Schüler und Bewunderer des Celtis zu erkennen.

Nur in den katholischen Volksliedern, die zu Ehren Marias, auf Wallfahrten ꝛc. gesungen wurden, erhielt sich der heilige Ton aus dem Mittelalter. Die Gesangbücher, die nach dem Vorgang der lutherischen, auch im katholischen Deutschland eingeführt wurden, von Vehr 1537, Leisentritt 1567, waren zumeist nur Uebersetzungen altlateinischer Hymnen und Psalmen. Es erschienen mehrere katholische Psalter, alle mehr oder minder steif und geschmacklos, wie die lutherischen und calvinischen auch.

Die schönsten katholischen Volkslieder findet man gesammelt in des Freiherrn August von Harthausens Werk „geistliche Volkslieder, Pader-

born 1850" mit den Melodien. Darunter namentlich die lieblichsten Marienlieder, wie: Maria durch den Dornwald gieng. — Es fiel ein Himmelsthau ꝛc. Auch in „Schmitz, Sitten des Eifler Volks 1856" kommen sehr schöne Marienlieder vor:

Maria gieng in einen Garten
Und wollt drei Röslein brechen.

Eine weiße, rothe und blaue, die Sinnbilder der Dreieinigkeit.

Maria sollt zur Schule gehen,
Die ganze Welt sollt sie durchgehen.

Sie kommt ans Meer. Der Fährmann will sie nur um die Ehe überführen. Aber sie geht zu Fuß ins Meer hinein und mitten durch. Mitten im Meer findet sie einen Marmorstein. Da kniet sie nieder und betet, aber nicht für sich allein, sondern für die Christen insgemein.

Ich bedaure sehr, aus Mangel an Raum nicht noch viel mehr solch schöner Lieder einzeln erwähnen zu können.

Ein Rest der großartigen Auffassung, wie sie im Mittelalter gewöhnlich war, findet sich noch in vielen (katholischen) Spielen von Adam und Eva. Hier wird auch noch im 16. Jahrhundert der Sündenfall als die Wurzel alles welthistorischen Verderbens aufgefaßt und in die nächste Beziehung zur Erlösung gebracht, die Paradiesscene also nicht idyllisch, wie so oft später, sondern allegorisch aufgefaßt. Vgl. Weinhold, Weihnachtslieder S. 293 f., wo das merkwürdige bis in späte Zeit fortgesetzte Paradiesspiel aus Obersteiermark abgedruckt ist, welches ganz diesen Sinn ausdrückt. In den Jesuitenschulen kamen übrigens, wie in den gelehrten Schulen der Protestanten, neben den geistlichen Stücken auch bald weltliche auf, wovon später. Neben den geistlichen Schauspielen, die von Bauern aufgeführt wurden, hat das von Oberammergau in Bayern bis auf den heutigen Tag den höchsten Ruhm bewährt. Vgl. die Schriften darüber von Devrient und Clarus. Hier allein lebt noch das geistliche Schauspiel in seiner alterthümlichen Einfalt und Heiligkeit.

Die Reihe der katholischen Dichter Deutschlands nach der Reformation, die schon der Renaissance verfallen waren und lateinisch ganz im Styl der heidnischen Classiker dichteten, eröffnet in würdiger Weise ein im fernsten Nordosten jenseits der lutherischen Welt auftauchender Danziger,

von seiner Vaterstadt zubenannt Dantiscus, dessen Gedichte mit dem des großen Astronomen Copernicus vereinigt, 1857 von Herter ins Deutsche übertragen worden sind. Dantiscus, eigentlich Johann von Hoven, Bischof von Ermeland, blieb eine Hauptstütze des Katholicismus, als Albrecht, Hochmeister des deutschen Ordens, die Reformation annahm und sich zum ersten erblichen Herzog in Preußen erklärte.

Sein größtes Gedicht ist ein poetischer Brief an einen edlen Jüngling, den er in den Spiegel seines eigenen Lebens blicken läßt. Darin spricht er von sich:

Zu den Herren gesandt so oft und den Kön'gen der Erde
Tausend Lasten ich trug schwerester Sorgen mit mir.
Dreimal hinabgesandt nach beiden Hesperien ward ich,
Dreimal besuchte ich auch Gallien, dreifach getheilt.
Auch die Britannen ich sah, getrennet von unserem Erdtheil,
Auch die Reiche, die nah Ozeans Woge bespült.

Aber der Dichter wünscht, er hätte nicht so viel von der Welt gesehen. — Am widrigsten ist ihm die lutherische sola fides, die er den Neubekehrten am meisten zum Vorwurfe macht.

Nicht vertraue dem Glauben, der nur in dem Namen bestehet.
Und der Früchte zugleich nicht aus der Frömmigkeit trägt.
Durch den eben ein mächtiger Theil des rasenden Haufens,
Und ein kleiner, nun wähnt, Glauben schon g'nüge allein.

Dagegen preist der Dichter die werkthätige Liebe.

Denn der geübete Glaub', mit Nichten der todte, macht selig,
Und als lebendigen ihn weise durch Werke du auf.
Reiche dem Nackten das Kleid, nimm an dich des Fremdlings, wen hungert,
Brich ihm dein Brod; den Durst, nimm von dem Durstenden ihn;
Kaufe Gefangene los und rastlos besuche die Kranken
Und der Gestorbenen Leib senk' in die Erde hinab;
Eil' Elenden zu Hülf', steh' bei den von Schmerzen Befall'nen,
Liebe die Menschen gesammt, lieb' ungeheuchelt sie all'.

Auch die neuen Geistlichen wollen dem Dichter nicht gefallen, er wirft ihnen ihr „Gebrüll", ihre weltliche Tracht, ihre weltliche Sitte und Unsitte vor.

Das lange Gedicht schließt mit einem „Triumph der Wollust". Er sieht durch den großen Abfall von der Kirche und vom Reiche zugleich alle in der menschlichen Natur schlummernden Bestien von der Kette er-

löst, das Fleisch emancipirt, die Völlerei auf dem Thron der Mode. Und in der That war das Schlemmen und Sichwälzen in Wollüsten niemals ärger, als in jenen Zeiten, an jenen Höfen, in jenen Städten, die sich vorzugsweise unter dem Vorwand der Reformation von Kaiser und Pabst unabhängig gemacht hatten. Die Hofhaltung der Königin Wollust wird also geschildert:

Schnell sich beeilten die Mägde, von allen die erste sich mühte,
  Weichlichkeit, langsamen Schritt's, gänzlich von Trägheit erfüllt.
Schläfrigkeit dann nach ihr und kreiselnder Schwindel und Schlaffheit,
  Husten und Schwere des Leibs, hinkend mit siechendem Fuß.
Hitziges Fieber begleitete sie und brennendes Dürsten,
  Ekel und Podagra sammt seinen Genossen dazu.
Und die der Wollust dient, ihr Liebling, das gallische Mädchen,
  Weithin sendend den Blick offener Augen, sich naht.
Dicht ihr der Aussatz folgt, der jetzt Hofkrankheit genannt wird,
  Duftend von Salben bedeckt, aber trotz allem doch schön.
Schließlich beendet den Zug ein hageres Weib mit der Sichel.

Wie der berühmte Cardinal Hosius, so war auch der noch berühmtere Astronom Copernicus des Dantiskus Landsmann und vertrauter Freund. Manchem Leser wird es neu seyn, zu erfahren, daß der große Entdecker des Umlaufs der Erde um die Sonne, welche die moderne Wissenschaft so gern in Widerspruch mit dem christlichen Glauben bringt, ein überaus frommer Katholik und Marienverehrer war. In seinem „Siebengestirne" besingt er in sieben reizenden Liedern die Hauptmomente im Leben Jesu. Das dritte Gestirn schwebt über der Geburt des Heilandes:

O, wer legte dich, Kind, hier in die morsche Hütt',
O, wer wehret der Kält', daß sie nicht schade dir?
  Unsre Jungfrau Maria,
    Die ihr goldenes Haar sich flicht.

Auf jungfräulichem Schooß hegt den Gebornen sie,
Und an schneeiger Brust säugt sie das Jesuskind;
  Eine sorgsame Mutter,
    Stillt des Weinenden Thränen sie.

Auch von himmlischen Höh'n steiget hernieder hier,
Ganz umflossen von Glanz, singend der Engel Chor:
  Ruhm dem ewigen Vater,
    Friede Jedem, der Frieden liebt!

Johann Lang, ein Schlesier, besang (Augsb. 1548) die ganze Habsburgische Familie und des Kaisers Sieg im Schmalkaldischen Kriege in horazischen Oden.

Ausnahmsweise führte der Schulmeister Wolfgang Schmelzle seit 1540 zu Wien geistliche Comödien in deutscher Sprache auf. Vgl. über diese interessante Erscheinung Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst I. 120. Er liebte die Contraste in Judith und Holofernes, David und Goliath, Samuel und Saul, Engel und Teufel, Selige und Verdammte beim jüngsten Gericht, Tugend und Laster in der Comödie vom verlornen Sohn. In der Hochzeit zu Cana spielt der Speisemeister die Rolle des Spaßmachers. Das sind die ältesten Spuren der Wiener Komik, welche damals bald wieder verwischt wurden durch den Ernst des lateinischen Jesuitenschauspiels.

Johann Auerpach schrieb 1554 lateinische Elegien.

Der Kampf der Zeit berührt ihn nicht. Im Eingang überläßt er der h. Katharina, welche allein 40 Philosophen besiegt, auch die neuen Widersacher der Kirche zu besiegen. Er selbst liebt die Ruhe der Studien und der Freundschaft. Die Elegien sind in Distichen geschrieben und an Freunde gerichtet. In der einen charakterisirt er recht gut einen Juristen, wie er seyn soll. In einer andern erzählt er die Volkssage aus Tirol vom Riesen Haymon, der das Land von einem Drachen befreite (in neuerer Zeit errörtert von Panzer und Zingerle).

Thomas Freigius gab 1564 zu Freiburg im Breisgau ein liber tristium heraus, worin er in lateinischen Hexametern die tödtliche Seuche beklagt, welche damals den Breisgau entvölkerte und viele seiner Freunde hinraffte.

Johann Cröfel, Bibliothekar in Ingolstadt, gab 1584 unter dem Titel elogia kurze Gedichte in lateinischen Distichen auf alle große Fürsten, Helden und Gelehrte heraus, die sich Ruhm erworben haben, jedoch mit Ausschluß Luthers und seines ganzen Anhangs.

Pater Cornelius Loos gab zu Cöln 1591 ein Terentius christianus heraus mit biblischen Schauspielen Naeman, Nehemias, Saul in terenzischen Formen.

Caspar Scioppius (Schopp) zu Neumark in der Pfalz geboren, wurde 1598 zu Rom katholisch, Patricius von Rom, Graf von Clara Valle und kaiserlicher Geheimerath. Er war einer der vornehmsten und

keckesten Humanisten. Selber voll Eitelkeit griff er in ungeheuer berühmt gewordenen Satiren den Scaliger an, der von fürstlicher Herkunft zu seyn vorgab, und machte ihn als ehemaligen Ladengesellen lächerlich. Im Interesse des Papstes und Spaniens schrieb er eine wüthende Satire auf Jakob I. von England, wofür ihn dieser in effigie hängen und seine Seele unterwärts abgehen ließ. Derselbe Scioppius war aber ein bitterer Feind der Jesuiten und schrieb auch gegen sie. Seine Satiren sind alle lateinisch geschrieben und höchst übertrieben, in dem aufschneiderischen Styl der Zeit. Dazu so zahlreich, daß die bloßen Titel ganze Seiten füllten. Auch schrieb er unter fremden Namen. Unter dem, was er gegen die Jesuiten schrieb, zeichnet sich eine anatomia soc. Jesu und ein Buch de stratagematis et sophismis soc. J., eine actio perduellionis in Jesuitas, ein flagellum Jesuiticum ꝛc. aus.

Friedrich von Spee, ein Jesuit in Köln († 1635) schrieb die berühmte: Trutz Nachtigall (Köln 1649). Der Name sollte andeuten, der Sänger wolle trotz allen Nachtigallen in der Welt schön singen. Gegenstand seiner Lieder ist die Liebe der Seelenbraut zu Christus, ursprünglich schöpfend aus dem hohen Liede. Den deutschen Dichter zeichnet aber vorzügliche Rücksicht auf die Natur aus, so daß sein geistliches Minnelied immer das Grüne zum Hintergrund hat, wie unser älteres weltliches Minnelied. Inzwischen ist die ganze Art und Weise, die modische Schäferpoesie in die Kirche überzutragen, als verfehlt zu bezeichnen. Selbst unsers Spee naive Innigkeit kann nicht alle Schwächen, Süßlichkeiten und kleine Koketterien der Manier zudecken. Es kommt darauf an, daß man vom Allerheiligsten mit Ehrfurcht spreche, naive Vertraulichkeit gehört nur für das Alltägliche. So können wir Spee als Naturmaler bewundern, wenn er z. B. die Vögel beschreibt:

Die flügelreiche Schaaren
Das Federbüschlein zart,
Im süßen Schlag erfahren,
Noch Kunst und Athem spart,
Mit Schnäblein wohlgeschliffen
Erklingens wunderfein,
Und frisch in Lüften schiffen
Mit leichtem Ruderlein.

Wenn Spee dagegen den Schäfer Palämon zu Christus am Kreuz also hinaufrufen läßt, ist es unwürdig:

Schönes Böcklein! rothes Röcklein
Roth bist du von lauter Schweiß
Roth betränket ꝛc.
Auch thun bluten Daphnis Ruthen,
Dran man ihn hat aufgehenkt,
Kreuz und Nägel, stumpfe Kegel
Seyn mit Tropfen wohl besprengt.
Halbes Hirschlein, rothes Kirschlein
Bist nun in und außen roth ꝛc.

Im Uebrigen ist der neueste Kern der Dichtung trotz der zuweilen mißbräuchlichen Form wieder nur die alte treue Gottesminne, wie denn auch Spee eine höchst edle und reine Natur war. Er gehörte zu den Wenigen, welche die Hexenprozesse für eine Schmach des Jahrhunderts erklärten. Neben dem tiefen Schmerz über seine Zeit tritt bei Spee auch eine geistreiche Heiterkeit hervor. Zu den anmuthigsten Anekdoten von ihm gehört folgende. Eine reiche und schöne, aber etwas leichte Dame zu Köln empfieng öfter Nachtmusiken, da brachte ihr auch Spee einmal eine große Nachtmusik unter zahlreicher Begleitung, aber es waren nur heilige Gesänge, die er vortragen ließ und zugleich in den schönsten Melodien. Die Dame war aufs äußerste überrascht und wurde so gerührt, daß sie sich von Stund an bekehrte.

Von Spee erschien 1649 auch ein „goldenes Tugendbuch“, mit Andachten in Prosa, und zuweilen von Versen unterbrochen, in drei Abtheilungen „Uebung im Glauben, in der Hoffnung, in der Liebe“. Hier offenbart sich eine noch reichere Phantasie, als in der Nachtigall, denn der Dichter spricht oft in Bildern, die freilich seltsam, bald gut, bald schlecht gewählt sind, z. B.

Der Dichter geht am Kreuze vorbei, da ruft ihm ein Engel zürnend, er solle nicht vorbeigehen, und schüttelt das Kreuz wie einen Baum und Früchte fallen nieder. Der Dichter hebt eine auf und ißt sie, und muß weinen und singen vor Freude. — Ein andermal sieht er den h. Hieronymus unter dem Kreuze sitzen und schreiben, als unter einem schattenden Baume. Höchst phantastisch sind die Anreden des Gekreuzigten an das Kreuz, die Nägel ꝛc. und die Anrede des Dichters an die Augen, die Haare, die Brust, Füße ꝛc. des Gekreuzigten.

Angelus Silesius (Scheffler) als Protestant 1624 in Breslau geboren, dann Leibarzt Kaiser Ferdinands III., wandte sich plötzlich geistlichen Dingen zu, wurde katholisch und starb als Jesuit in seiner Vaterstadt 1677. Er schrieb geistliche Dichtungen (heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder 1657 — die betrübte Psyche 1664 — Cherubinischer Wandersmann 1674 — die evangelische Perle — Beschreibung der letzten Dinge 1675), worin sich theils die süßeste Liebe und Hingebung in Gott, theils wieder ein merkwürdig kühner Pantheismus offenbart, sofern er nämlich voraussetzt, daß auch Gott sich ganz in Liebe der Welt hingebe und so Geschöpf und Schöpfer Eins werden. In der muhamedanischen Poesie findet sich eine ganz ähnliche Erscheinung, der Dichter Dschellalleddin. Die Gluth christlicher Gottbegeisterung grenzt hier nahe an den indischen Brahmaismus und die tiefste Demuth springt unmittelbar in den höchsten Stolz über. Angelus Silesius faßt das Verhältniß des Menschen zu Gott aber zu romanhaft auf, wie die wechselseitige Unentbehrlichkeit zweier Geliebten, Gott heißt es bei ihm (Wandersm. I. 8) kann ohne mich nicht leben; ich und Gott, heißt es weiter (II. 178) existiren allein, und wenn ich nicht wäre, wäre auch Gott nicht; Gott liebt mich mehr als sich selbst, weil ich ihn mehr als mich selbst liebe (I. 18); er wurde um meinetwillen Mensch, ich werde um seinetwillen Gott (I. 124) ꝛc. — Der Wandersmann besteht nur in kurzen epigrammatischen Knittelversen ohne sprachliche Schönheit, aber in der heiligen Seelenlust werden seine Verse reiner und länger und findet sich darunter das Zarteste, das ein frommes Gemüth empfinden und aussprechen kann. So in den Liedern: Wo bist du, mein Leben? — Ich will dich lieben, meine Stärke. — O bleibe bei mir. — Liebe, die du mich zum Bilde ꝛc. Höchst eigenthümlich sind die Lieder auf die Schönheit und insbesondere auf die Augen Christi. In der Betrachtung der Seitenwunde klingt aber auch schon ein ganz herrnhutischer Ton vor.

Der Jesuit Johann Bissel, ein Schwabe, schrieb delicias veris et aestatis, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die zweite Ausgabe des Frühlings erschien 1640 zu München. Das von mir benutzte Exemplar des Sommer hatte keine Jahrzahl.

Bissel beschreibt in lateinischen Distichen elegienweise die Reize des Lenzes, der warmen Frühlingssonne, des Zephyrs, der Veilchen und Rosen, knüpft

aber überall religiöse Betrachtungen an. Die Amsel erinnert ihn an den h. Benedikt, die Bienen an den h. Ambrosius &c. Am lieblichsten sind die Elegien, die das Christkind im Frühling malen, wie die Bienen mit ihm spielen, wie die Nachtigall, während das heilige Kind schlummert, ihm paradiesische Träume erregt durch die Süßigkeit ihrer Lieder, wie die Turteltaube sich ihm zärtlich zugesellt &c. Aber auch höllische Töne schlägt der Dichter an und beschreibt einen Zank böser Weiber. — Den Sommer schildert er ganz eben so. Unter andern schildert er eine nächtliche Sommerreise, die er mit Cameraden in seiner Jugend von Babenhausen nach Augsburg unternommen. Schade nur, daß er nicht einfach darstellt, was er erlebt, sondern alles mit mythologischen Citaten anfüllt und überall die Muse anruft:

Musa, cothurnato paullisper tetrica passu
Effer suspensos ex Helicone pedes etc.

Uebrigens führt er uns alle Scenen des Sommers vor, die Hitze, das Heumachen, die Erndte, die Lust des Bades. Die im Sommer blühende Lilie faßt er als Sinnbild der h. Jungfrau auf, deren Himmelfahrt im Monat August aber gleichfalls zu Dichtungen begeistert. Eben so führt er die Samariterin am Brunnen und das Buch Ruth in Elegien aus.

Wenn dieser Dichter nicht so tief in die classische Modesprache versunken wäre, würde er wohl nicht so ganz vergessen worden seyn.

In des Jesuiten Jakob **Jardinius** hinterlassenen, zu Münster 1636 gedruckten Elegien geistlichen Inhalts kommt unter andern eine durchgreifende Beziehung der Jurisprudenz auf die Religion vor und heißt es (S. 217), Christus am Kreuz sey das wahre corpus juris, welches er selbst mit seinem Blute geschrieben. — Der Jesuit Benedikt **Rogaccius** gab 1695 zu München unter dem Titel Euthymia ein langes Gedicht in lateinischen Hexametern über die Seelenruhe heraus, aber wimmelnd von antiken Namen und classischer Eitelkeit.

Jakob **Balde**, ein Elsäßer, Jesuit in Ingolstadt und Hofprediger in München († 1668) dichtete deutsch und lateinisch. Seine deutschen Reimereien, sein deutscher Agathyrsus, und sein „Ehrenpreis“ der Maria (1638) sind unendlich grob und schwerfällig, während seine lateinischen in horazischen Maaßen gedichteten Lieder wahrhaft classisch sind. Sie wurden übersetzt zuerst von Herder, dann von Neubig 1830 und Aigner 1831. Er drückt darin ein tiefes patriotisches Gefühl aus, den unendlichen Schmerz über die Zerrüttung Deutschlands während des 30jährigen Krieges. Oft überwältigt ihn der Jammer des aus allen

Adern blutenden Vaterlandes, und es bleibt ihm nichts übrig, als Geduld und Hoffnung.

Willst du den Kriegsgott fordern zum Richterstuhl?
Doch alles Recht liegt Kriegern in ihrer Faust.
Vorwürf' und Frevel widerlegen
Sie mit der Kling', und des Hornes Ruf stillt
Beredten Jammer. Wer die gewandt're Hand,
Hat Recht auch immer. Nie sich vereinen wird
Bewehrte Macht zu gut und waffen-
Loses Gesetz. Es gewinnt den Vortheil
Die Degenscheide. Fahre zu klagen fort:
Wer hört dich, Armer? Folgest du meinem Rath,
Dann schweigen wirst, und tief im Busen
Bergen den Gram du. Geduld besieget
Ein jedes Uebel.

Außer diesen allgemeinen Klagen finden wir von Balde auch besondere Oden auf die wichtigsten Begebenheiten des 30jährigen Krieges, worin zum Theil sehr geistreiche Gedanken vorkommen, z. B. in der Ode auf Wallensteins Tod:

Uebel einst den Cäsar erlegt von Brutus
Sah das mächt'ge Rom; nun mit besserm Wechsel
Sieht den Cäsar Eger geschirmt, und seinen
Brutus erleget.

Die vielen Lehrgedichte, worin der Dichter seinen Freunden Rath ertheilt, oder bei sich selbst Lehrsätze der Tugend, des Rechts, der Weisheit, Mäßigung rc. überlegt, wollen wir hier übergehn, weil sie sich zwar durch viele Geisteskraft auszeichnen, aber weniger originell sind.

Balde widmet sich in seinen schönsten Liedern ganz der h. Jungfrau, wie ein Minnesänger. Doch weiß er mit dem feinsten Tact die Subjectivität zurückzuhalten, ohne sich der heiligsten Gestalt zu vertraulich zu nähern. Sie schwebt immer in höheren Regionen über ihm. Mit poetischer Meisterschaft faßt er die oberbayrischen und Tiroler Alpen gleichsam als ihr Piedestal auf. Fast immer erblickt er sie über Wäldern und Bergen, wozu ihm die vielen Gnadenorte im Gebirge nächsten Anlaß gaben. Sein schönes Lied auf die Himmelfahrt der Gebenedeiten wird dies am deutlichsten machen:

An dem Tag', als Du von der Erd' entfliehend,
Hoch dich, Jungfrau, über die Stern' entschwangest!
Deckte Dir mit Blumengedüft den ganzen
Rücken der Himmel.
Und indem er schreiten dich sah, ertönte
Laut das süße Lied von den Höh'n: O welche
Huldin da aus düsterem Waldesgrau'n, und
Trauriger Oede,
Welche Göttin steiget empor! Von Anmuth,
Ganz von laut'rer Wonne sie perlt; und hauchet
Durch die regen Lüfte, gestützt auf ihren
Theuern, von Blumen.

Als die gnadenreiche Erbarmerin wird die Gottesmutter in mehreren schönen Liedern gefeiert. Am merkwürdigsten ist die 46. Ode, in welcher die Himmelskönigin mitten unter Sündern und Verbrechern steht, um der Hölle ihre gewissesten Opfer zu entreißen. In einer einzigen Ode geht der Dichter in seiner Inbrunst zu weit und macht aus der Gottesmutter zu sehr eine Sulamith (Ode 38). Noch in einer anderen (Ode 7) ist der Renaissancestyl gar zu spielend angewandt. Man erwäge folgenden Vergleich: Eher wird das Kalb mit dem Wallfisch auf Bergen tanzen und werden tief unter Wasser Hirsche die Geweihe vor Najaden neigen, ehe ich, o Jungfrau, von dir lasse! Doch solche kleine Ueberschwenglichkeiten können uns bei Balde so wenig wie bei Calderon von der Bewunderung der Dichter abhalten.

Die Marienlieder sind 1857 noch besonders von Schlüter übersetzt worden, sehr schön, aber nicht in den antiken Versmaaßen, sondern in den Formen Calderons.

Ein großes allegorisches Gedicht des Balde ist Urania victrix von 1663.

Urania bedeutet die anima christiana, oder das göttliche Princip im Menschen, im Gegensatz gegen die verführbare Seite der menschlichen Natur. Die arme Urania wird nun auf alle Art zu überwinden, zu verführen gesucht, bleibt aber immer standhaft und erhält Schutz von oben. Erst versuchen die fünf Sinne, sie zu berücken, in Gestalt schöner Jünglinge mit ausgesuchten Gaben, wie Caro und Mundus (Fleisch und Welt), aber umsonst. Immer hält ihr ein Engel das Schutzmittel vor. So die Lilie, als sie mit Parfümerien beschenkt wird, so den Essigschwamm, als ihr Krähen die köstlichsten Speisen bringen, so den Kreuzesstamm, als ihr Tactus (der Sinn des Gefühls) mit

demuthsvollen Komplimenten, den blinden Amor an der Seite, naht. Dieser letzte Gedanke ist zart.

Sehr merkwürdig ist Baldes Agathyrsus, in lateinischen und deutschen Versen zugleich zu München herausg. 1647, nachdem das kürzere lateinische Gedicht von ihm schon 1636 in Innsbruck geschrieben worden war.

Agathyrsus steht in dem einleitenden Gespräch als der Magere dem Gordianus als dem Dicken gegenüber, das Gedicht selbst aber ist eine lange Zorn- und Strafrede wider die Dicken und Bauchdiener zur Ehre der Mageren, bei denen der Geist ist.

Du Saukopf bei der Bitschen Bier,
Wie magst dann also prangen?
Groß hin, groß her. Ein Kamelthier
Ein Elephant hergangen,
Es tragt und schreit der Fleischthurm weit
Will alles überschreiten,
Spott doch ob ihm mit seiner Stimm
Eine Lerche klein, von weitem.

Die Fallstaffnatur der Dicken wird mit sehr guter Laune geschildert, dazu die Leiden der Dicken, das Podagra 2c. Trotz der etwas groben Verse findet sich in diesem vergessnen Gedicht viel Geist und Malerei.

Seitdem Herder auf die Schönheiten Baldes aufmerksam gemacht hat, pflegen ihn auch die Protestanten zu verehren, aber die wenigsten wissen, wie tief Balde das Lutherthum haßte. In seinem paradoxon musicum (vgl. Weißlingens Merkwürdigkeiten III. S. 86 und daraus Flögel, Gesch. d. com. Lit. III. 423, da man das Gedicht in den gewöhnlichen Ausgaben Baldes vergebens sucht) erklärt sich Balde aufs heftigste „gegen die wilde Sau“ und versteht darunter Luther.

Die Satire ist vornehmlich gegen den Katechismusbecher Luthers gerichtet. Auf jedem Buckel des Glases stand nämlich etwas aus dem Katechismus, und diese Verbindung der Glaubenslehre mit dem Trinken erschien den Katholiken, namentlich auch dem Ketzerhammer Gretser, höchst anstößig. Balde geht so weit, von Luther zu sagen:

de ventre Islebico sic sentio: Totus erat sus.

In der deutschen Sprache wußte sich Balde (wie Frischlin) nur unbeholfen auszudrücken. Sein „Ehrenpreis auf die Maria“ ist nur durch den Ernst und Adel der Gesinnung über die Roheit der Form erhoben.

In dem Gedicht de vanitate mundi, worin Latein und Deutsch wechseln, sinkt er im Gedanken, wie in der Sprache tief herab. Unter Anderm spottet er über Copernicus und die neue Lehre, daß sich die Erde um die Sonne drehen solle und nicht umgekehrt.

Die Erde steht und nicht umgeht,
Wie recht die Gelehrten meinen.
Ein jeder ist seines Wurmbs vergwist,
Copernicus des seinen.

Der Wiener Jesuit Nicolaus Avancini, ein Welsch-Tiroler, gab 1670 eine poesis lyrica heraus, worin er, wie Balde, mit großer Meisterschaft der Sprache die Oden des Horaz nachahmte. Er ist der eigentliche Hofpoet der Ferdinande und zugleich der Tyrtäus der österreichischen Armada im dreißigjährigen Kriege gewesen.

Er theilt mit Balde die tiefe Trauer über Deutschlands Zerrüttung, nur daß er ausdrücklich der Häresie die Schuld gibt, und im Kaiser den Friedensfürsten sieht, von dessen Sieg auch das Glück Deutschlands abhänge. In vielen Oden schildert er mit ergreifenden Zügen, wenn auch mit zu viel Gebrauch der classischen Mythologie, die Greuel des Kriegs. Die Nymphen der deutschen Ströme klagen über das Blut und die Leichen, die ihr Wasser verunreinigen. Jammernd fleht Alemannia um Rettung, schon cadaverosa fronte. Ganz Deutschland wird mit dem brennenden Troja verglichen. Die deutschen Fürsten werden wegen ihrer Uneinigkeit schwer angeklagt.

Non est honesti haec prodiga sanguinis
Nec digna vestro nomine Teutones virtus.

Der Dichter fleht die Fürsten an, die Einheit des Reiches herzustellen:

Scissam tot armis inviolabili
Firmate rursus nexu Alemanniam.

In einer andern Ode ruft er aus:

O probrum generis Teutonici, o pudor!
Germani scidimus viscera patriae.

Und so durchgängig. Im Uebrigen wendet sich der Dichter an die h. Jungfrau Maria, damit sie als Mutter aller Liebe rette, was der Vater alles Hasses zu vernichten trachtet. Die Errichtung einer Säule zur Ehre der unbefleckten Empfängniß in Stein unter Ferdinand III. gibt ihm dazu die nächste Veranlassung. Aber seine Andacht zu Maria wiederholt sich in vielen Oden.

Qui te non amat, o sole serenior
Virgo, est Oebalio marmore durior,
Haemi saevior ursis etc.
Puella pulchra pulchrior Iride
et orbe pleni solis amoenior etc.

Namentlich verehrt er sie als die Sonne des heitern Friedens, welche die fürchterlichen Gewitter des Krieges vertreiben soll. In einigen Oden fordert er die österreichische Bevölkerung zum Kampfe auf; da er aber lateinisch schrieb, konnten diese feurigen Aufrufe nicht populär werden. Am Schlusse richtet er eine Menge Oden an Leopold I., worin sich auf bemerkenswerthe Weise ein unerschütterliches Vertrauen auf die Dauerhaftigkeit des habsburgischen Stammes und Principes und ein gewisses Behagen an dem davon unzertrennlichen Phlegma ausspricht. — In der 57. Ode des 2. Buches giebt er ein kurzes aber großartiges Gemälde des Weltgerichts:

Absiste laetis, fulmina, fulmina
Tonunt in aures etc.

In der 30. Ode des 1. Buchs sieht er sich selbst der Erde entschweben, unter sich den Planeten mit seinen Gewittern und Schlachten, er froh der Rettung zuschwebend der ewigen Sonne des Friedens, die er so schön in seinen Liedern gefeiert hat.

Avancini schrieb auch lateinische Schauspiele (eine poesis dramatica Wien 1671 und Cöln 1675) in drei Theilen.

Im ersten Theil das Stück Sosa. Der Held ist ein vornehmer Portugiese, welcher siegreich aus Indien heimkehrend am Kap Schiffbruch leidet und mit seiner Gemahlin Eleonora und seinen Kindern in die Gewalt des schwarzen Volkes fällt. Beraubt, gänzlich entblößt sterben sie auf der Flucht Hungers. Der Refrain der Klage ist: quam vanis pascimur umbris. — Der Apfel des Theodosius, die berühmte Geschichte der Athenais (Eudoxia). Diese gab einen Apfel, den ihr Theodosius ihr Gemahl geschickt, dem Paulinus und Paulinus schickte ihn, ohne etwas Arges zu ahnen, dem Kaiser wieder. Theodosius aber sah darin einen Beweis der Untreue, ließ Paulinus hinrichten und Eudoxia verstoßen, bis ihre Heiligkeit ihn bewog, sie zurückzurufen. — Marius, das tragische Ende dieses großen Römers. Die Bekehrung Wittekinds und der Sachsen. Joseph und seine Brüder.

Im 2. Theil eine allegorische Darstellung der Verdienste des großen Heidenapostels Franz Xaver. Der Sieg Constantins des Großen über Maxentius. Sodann die Geschichte der Ansberta, die ihren auf einem Kreuzzug gefangenen Gemahl, den deutschen Herzog Bertulf zu retten, selber verkleidet ins Morgenland reist. Die Geschichte der Judith. Die seltsame Bestrafung des König

Alphons von Kastilien, welcher sich in Gelehrsamkeit übernahm und öffentlich erklärte, wenn er im Rath der Schöpfung gesessen hätte, wäre sie besser ausgefallen, wofür Gott ihn straft, indem er nicht nur die Geister seiner Vorfahren drohend erscheinen läßt, sondern auch in einem entsetzlichen Gewitter des Königs Sohn durch einen Blitz tödtet und ihn so lange schreckt, bis er reuig seine Ohnmacht erkennt. Die Vermählung des als Sklaven verkleideten Evergetes mit der Königin Eudoxia, eine Allegorie, sofern er das Verdienst und sie den Ruhm bedeutet, hat doch auch den Reiz eines romantischen Intriguenspiels.

Im dritten Theil stellt der Tyrann Idokerdus den Egoismus oder das Privatinteresse dar, welcher die Königin Voluntas (den Willen) verführt, überlistet und gefangen nimmt. Sehr sinnreich ausgedacht und ausgeführt, so daß man wohl sieht, der Dichter nahm sich Calderons geistvolle Autos zum Muster. — Das bekannte Martyrium des spanischen Königsohns Hermengild, den seine Stiefmutter Goßwinda tödtlich haßt. Der Opfertod des h. Olaf in Norwegen, der bei Einführung des Christenthums in einer heidnischen Empörung unterging. Die Verfolgung Davids durch Saul. Endlich die drei Männer im feurigen Ofen.

Viel unbedeutender als diese war der Jesuit Adam Widl, dessen lateinische Gedichte zu Ingolstadt 1674 gedruckt wurden, geistliche und weltliche Oden nach Horaz, meist auf die h. Ignatius und Franz Xaver, dazu Klagen über die verderbte Welt.

An Balde und Avancini reiht sich der Jesuit Christian Rosacinus mit seiner poesis lyrica, die erst nach seinem Tode zu Nürnberg 1675 erschien. Lauter Oden, dem Horaz nachgebildet, an Kaiser und Erzherzöge und andere große Herren Oesterreichs. Was sie auszeichnet, ist kriegerisches Feuer z. B.:

Quem poscat sibi Mars virum,
Qui det teutonicis jura phalangibus?
— — — In armis stet puer et suo
Assuescat ensi — — —

Der Dichter besingt die Siege Montecuculis und des Badener Ludwig und mahnt immer dabei, Volk und Jugend in Tapferkeit zu üben, so daß er gewissermaßen ein Vorbild Ernst Moriz Arndts ist.

Directe Satiren auf die reformirten Gegner begegnen uns in den Jesuitenstücken nicht. Sie sind in der Regel ernst und würdig gehalten. Merkwürdig ist jedoch in einer zu Antwerpen 1634 erschienenen Sammlung (selectae P.P. soc. Jesu tragoediae) die erste Tragödie, verfaßt von Pater

Alexander Donatus, mit dem Titel Suevia, worin der Untergang des Hohenstauffischen Hauses aufgefaßt ist, wie der Greuel im Hause des Oedipus. Es handelt sich um die Söhne Kaisers Friedrichs II.

Konrad IV., als ältester Sohn Friedrichs Nachfolger im Reich, bewillkommt seinen Bruder Jordan, König von Jerusalem. Der dritte Bruder Manfred aber, den ein böser Rathgeber Maurus (eine Gestalt wie Hagen in den Nibelungen) zur Seite steht, will erst Konrad durch Jordan und dann diesen selbst wegraffen, um sich zum Alleinherrn zu machen. Aber die Verschwörung wird entdeckt, und erst Jordanus hingerichtet, dessen Mutter, die alte Königin Isabella aus England, wie Hecuba weint und wie Kassandra wüthet. Konrad selbst stirbt von Manfreds Gift, der selber seinem Unstern nicht entrinnen kann.

Dieses haarsträubende Stück, worin mit der wahren Geschichte gar willkührlich umgegangen wird, wurde im seminario Romano von den *nobilissimis adolescentibus* aufgeführt, in der unverholenen Absicht, den Ghibellinismus moralisch zu vernichten. Allein die Staatsgewalt begann gerade damals, den Untergang der Hohenstauffen am Papstthum zu rächen.

Merkwürdig ist das Lustspiel: die verschwundene Kirche, welches die Jesuiten in Bayern aufführten.

Besoffene Bauern zu Penning begegnen sich, stoßen an einander und schimpfen. Der Meßner will zum Frühgebet läuten, kommt mit der Laterne, findet die Kirche nicht und hält sich für behext, wie auch die Bauern. Der Pfarrer kommt zur Messe, betet unterwegs laut die horas, hört den Lerm des Meßners und der Bauern, schimpft sie und fällt gleich wieder in sein frommes Gebetsprechen zurück, bis auch er, durch die Andern aufmerksam gemacht, das Wunder sieht, daß keine Kirche mehr da ist. Der Pfleger des Orts kommt mit der Jagdpeitsche, um die Diebe der Kirche zu verfolgen und haut tüchtig auf die Bauern los. Endlich kommen Amtleute und Schreiber und nehmen den Fall zu Protokoll und ehe man die Hand umdreht, ist schon ein ungeheurer Aktenstoß angeschwollen, daß alle sich entsetzen und die Hexerei unverkennbar ist. Hier bricht leider der lustige Bericht über dieses tolle Stück in v. Buchners Werken S. 216 ab. Nur die Legende wird hinzugefügt, demzufolge die Mutter Gottes aus Unwillen über die schlechte Aufführung der Einwohner den Ort Penning sammt der Kirche verlassen und mit derselben nach Soffau übergesiedelt seyn soll.

Mison Erythreus von Gänßbrunn schrieb 1682 eine gereimte deutsche Comödie von der Frauentreue, worin er die berühmte Geschichte der Weinsberger Weiber darstellt. Derselbe Dichter schrieb 1678 auch eine

lateinische Comödie (ludicra), worin er den Epidemus als schlechten Dichter arg verhöhnt.

Von Ferdinand Freiherrn von Fürstenberg, dem berühmten Mäcen Paderborns und Herausgeber der Monumenta Paderbornensia, besitzen wir auch eine Sammlung von lateinischen Gelegenheitsgedichten. Zu den monumentis selbst schrieb er eine große Menge lateinische Ueberschriften in Distichen, worin er alle Naturmerkwürdigkeiten, Alterthümer historisch bedeutsamer Orte seines Gebietes ꝛc. besang, z. B. auch die clades Variana im Teutoburger Walde. Die übrigen poemata zu Amsterdam 1671 in 8° und zu Paris 1684 in Folio herausgegeben enthalten vorzugsweise Erinnerungen aus Italien, wo sich der bischöfliche Dichter längere Zeit aufhielt. Hier besingt er Papst Alexander VII., die Cardinäle und Monsignoren aus den großen römischen Familien, ein lucullisches Gastmahl im Hause Chisi, die schönen Villen in der Nähe Roms, einige Heiligenbilder, Freunde aus der Gesellschaft Jesu ꝛc., unter andern auch den Tod eines treuen Möpschens. Alles in diesen Dichtungen athmet Eleganz und Vornehmigkeit. Im Enthusiasmus für Italien gieng Fürstenberg allen spätern Deutschen voran.

Die lateinischen dramata des Benediktiner Simon Rottenpacher, Salzburg 1683, behandeln fast lauter antike Stoffe, den Tod des Osiris, des Atys, des macedonischen Demetrius, den sein Bruder Perseus vergiften ließ, und dieses Perseus selbst, die Heimkehr des Ulysses, die tragische Geschichte der longobardischen Rosamunde und ein Paar allegorische Sagen vom wiederkehrenden Frieden, von der Rettung der gefährdeten Jugend und von der Stiftung des Klosters Kremsmünster, dem der Dichter angehört.

In diesem letzteren für die Geschichte des Geschmacks bezeichnenden Stücke wird die Gründung des Klosters mit der Liebe der Kallirhoe, Nymphe des Kremsflusses, in Verbindung gebracht und mischen sich antike Götter, Nemesis, Pallas, Mars, Vulcan, Amor, Satyrn ꝛc. unter die christlichen Allegorien Providentia, Religio, Spes und unter die historischen Personen aus der Zeit des Thassilo. Die Nymphe jammert, daß sie immer ledig bleiben müsse, da sorgt divina providentia, daß sie in Theophilus einen Freier bekommt, das ist nämlich die Personification des Klosters selbst. Das Stück spielt dann tiefer in die Weltgeschichte hinein und schildert die Verfolgung der beiden Liebenden, d. h. immer des an den Fluß gebauten Klosters, bis zum

Kaiser Ferdinand, welcher die Feinde verjagt und das verarmte Liebespaar durch große Schenkungen reich macht. Man kann sich kaum etwas Widersinnigeres vorstellen, als die Geschichte eines Klosters im Gewand einer Liebesgeschichte.

Ganz an antike Stoffe hielt sich der Jesuit Ruäus, dessen zwei Tragödien, Lysimachus (nach Plutarch) und Cyrus (nach Herodot) zu Ingolstadt 1745 gedruckt wurden.

Unter den katholischen Dichtern des 17. Jahrhunderts nimmt der Capuziner Laurentius von Schnüffis eine nicht unbedeutende Stelle ein. Er hat sich ganz nach den Spaniern gebildet und (ohne ihn zu nennen) herrliche Gesänge des Johannes vom Kreuze in Uebersetzungen seinen eigenen Dichtungen einverleibt (z. B. des Miranten Einsamkeit S. 19). Seine Verse sind mit classischen Namen gespickt und im Geschmack der Zeit affectirt, jedoch verhältnißmäßig fließender als viele anderer deutscher Dichter jener Zeit, und von einem Feuer durchglüht, das bald an Calderon, bald an die schönen Dichtungen seines Ordensvaters, des h. Franciscus von Assisi erinnert. In „des Miranten wunderlichem Weg nach der Einsamkeit" hat er seine Bekehrung zum Mönchsstande, (1690) geschildert, nachdem er schon 1681 sein berühmtes Gedicht „Mirantisches Flötlein oder geistliche Schäferei" herausgegeben. In der Mirantischen Maienpfeife 1692 hat er sodann die glühendsten Liebeslieder an die h. Jungfrau gerichtet.

Im mirantischen Flötlein wird Clorinda (die Seele) durch Daphnis (Christus) aus dem Sündenschlaf geweckt, geht in sich, überschaut ihr ganzes Leben voll Schande und Schuld, mustert jedes einzelne Laster durch und fällt in Verzweiflung, bis Daphnis ihr wieder Trost spendet. Noch lange bleibt sie schwer gedrückt, bis sie endlich erkennt, durch Leiden beweise uns Gott seine Liebe. Nun gibt sie sich mit Freuden der strengsten Buße hin und wird dafür belohnt durch die Erklärung des Daphnis, daß er sie liebe. Noch einmal fällt sie in eine, jedoch nur süße Noth, indem er sie verlassen hat und sie ihn überall mit heißer Sehnsucht sucht, bis sie ihn wiederfindet und zum erstenmal in seiner ganzen strahlenden Schönheit erblickt.

In der Maienpfeife wird ein ähnlicher Roman zwischen Clarus, dem Hirten (die Seele) und der h. Jungfrau durchgeführt. Diese erscheint dem Hirten zum Trost und zur Erhebung in den mannigfachsten sinnbildlichen Gestalten, als der personificirte Frühling, als Paradies, als Lilie unter den Dornen, als die Blumenkönigin Rose, als Mundschenkin des Lebensweines, als Mai, Morgenstern, Morgenröthe, Sonne, als Amazone, gewaffnet wie Bellona,

als Jägerin &c. Clarus gibt sich ihr ganz hin, flieht um ihretwillen jede Sünde, wird aber von Sehnsucht verzehrt, sie zu hören und zu sehen, wie sie in ihrer Herrlichkeit ist.

Viel geringer sind seine spätern Dichtungen: die mirantische Maultrommel 1699, in der er die üppigen Sitten der Zeit tadelt, die Völlerei, Wollust, den Luxus &c. Hier vermissen wir auch seine frühere Leichtigkeit. Er reimt einmal:

Also thät es durch sein stetes
Sinngebet der von Aßis,
Der gestiegen ohn Erliegen
Mit dem Leib so gar oft bis
In die Wolken &c.

Doch finden sich auch hier ein paar gute Sinnbilder, z. B. S. 239 das von der Spinne, die ihre Netze webend dem Himmel allezeit den Hintern zukehrt, wie die weltliche Intrigue, und das von der Hoffahrt des Genius S. 46.

Wisset, daß auf Perseus Schimmel
Keiner kommet in den Himmel,
Sondern einzig durch die Buß.

In dem „Futter über die Maultrommel" 1699 wird das Thema fortgesetzt und sonderlich die neue Kleidermode gegeißelt.

Am Kinn, so von den Haaren rauh,
Man einen Mann erkennet.
Wer sich des Bartes schämt, wird auch
Nicht wohl ein Mann genennet.

Während die Männer ihre natürliche Zierde, den Bart, abscheeren, bedecken sie sich aufs unnatürlichste mit Allongeperücken:

Das Haar den Weibern schnitt man ab
Auf daß der Prahlhans Locken hab
Hinab bis auf die Hosen.

Die 1698 erschienene „schmerzhafte marianische Einöde" bleibt weit zurück hinter der Maienpfeife. Sie enthält überkünstelte Sinnbilder von den verbundenen Herzen Jesu und Mariä, die auf alle Art geprüft und gequält, zerrissen, auf dem Ambos zerhämmert, auf einem Schiffe fahrend an die Klippe geschleudert, unter die Presse gelegt, mit der Geißel ge-

schlagen werden ꝛc. S. 165 geht der Dichter so weit, das Herz Mariä als Schwamm brauchen zu wollen, um sich von seinen Sünden zu reinigen.

Der Jesuit Pater Justus Sautel gab 1673 zu Ingolstadt divae Magdalenae ignes sacri et piae lachrimae heraus, worin er das Andenken der Heiligen in unzähligen lateinischen Distichen feierte. Es sind theils Epigramme, theils Elegien. Ueberall herrscht der classische Geschmack vor, so daß Magdalena eine Diana genannt wird, mit Amor lange Gespräche hält, und daß auch andere antike Götter herbeigezogen werden, Neptun angerufen wird, keinen Sturm auf dem Meere zu erregen, so lange die Heilige darüber fährt, Thetis ihr die Wellen glätten muß ꝛc. Indessen finden sich unter sehr vielen Künsteleien auch echt poetische Dichtungen. Schön ist z. B. S. 104 die Klage Magdalenens, indem sie der Wolke nachblickt, in der Christus gen Himmel gefahren. Unter den vielen Gedichten, die sie als eine zum Fels versteinerte Niobe und ihre Thränen in eine Quelle verwandelt bezeichnen, findet sich ein sehr schönes S. 228. Sie betrachtet im Spiegel einer Quelle den nächtlichen Sternenhimmel, hier unten scheint alles so vergänglich, ein dahinrieselndes Gewässer, dort oben alles so fest und ewig. Aber sie besinnt sich, auch die Sterne werden vergehen und nichts ist ewig, außer Gott, der ganze Himmel, der sich in dem kleinen Wasser spiegelt, ist nicht mehr, als der Spiegel selbst.

Et vagus est fluctus, vaga sunt et sidera, nunquam
Haerent perpetuo rivus et astra loco.

Gar lieblich ist auch das Gedicht S. 250. Eine Biene umschwärmt sie in ihrer Höhle, sie verjagt sie. Warum? ruft die Biene, ich will dich ja nicht stechen, dir nur Honig bringen. Ich weiß es wohl, antwortet Magdalena, aber eben deßhalb entfliehe, denn ich verlange nichts Süßes, mir ziemt nur Bitteres.

Desselben Sautel lusus poetici allegorici, erst 1717 zu München gedruckt, enthalten eben so poetische Sinnbilder, Parabeln und Fabeln in lateinischen Distichen.

Der Mensch wird verglichen mit einer Fliege, die in der Milch Schiffbruch leidet, dann wieder mit einer Biene, die im Körper Amors, d. h. der christlichen Liebe, sich einnistet, mit dem Seidenwurm, der in seinem Gespinnste zum Wohl Anderer stirbt, mit dem eiteln Narcissus, mit der vorsichtigen Ameise, mit der Traube unter der Kelter ꝛc. Eine der seltsam schönen Vergleichungen,

welche dieser Dichter liebt, ist die eines Märtyrers mit der im Destillirkelche weinenden Rose.

Von Sautel erschien noch zu Köln 1741 ein annus sacer-poeticus, ebenfalls mit Sinnbildern.

In den poetischen Werken des Jesuiten Franz Noël, die 1717 zu Frankfurt erschienen, sind in lateinischer Sprache theils lyrische und epische Cyclen, theils Schauspiele enthalten.

Der erste Cyclus umfaßt in kurzen Gedichten das Leben Jesu unter dem Namen der göttlichen Liebe, d. h. alle Handlungen und Wirkungen Jesu aufgefaßt als Thaten der ewigen Liebe. Der zweite Cyclus enthält marianische Briefe, im Tone theils des hohen Liedes, theils der ovidischen Heroenbriefe, aber es schreibt nicht nur sponsus sponsae, sondern auch filius matri, und sie sind viel mystischer gehalten, als die verwandten des Eoban Hessus. Der dritte Cyclus enthält das Leben des h. Ignatius Loyola. — Die Schauspiele sind: Philotas, der von Alexander dem Großen unschuldig zum Tode verurtheilt wird; der Untergang des Herodes, wobei die Dämonen ihre Rolle spielen; der christliche Amor, ein Auto, gleich denen des Calderon, worin Christus als kleiner König von dem mächtigen Nachbarkönig Cosmus (Welt) übermüthig gefangen und gemartert wird; Lucifers Fall; Accianus, König von Syrien, der als Christenfeind bestraft wird; Heinrich von Norwegen, ein geflüchteter Prinz, welcher Franciscanermönch wird und in Heiligkeit stirbt. Zum Schluß eine Comödie: der sehende Blinde, die bekannte Geschichte des reichen Blinden, dem sein Nachbar das vergrabene Geld stahl, der aber durch List bewirkte, daß der Nachbar das Geld wieder hinlegte in der Erwartung, später noch mehr zu finden.

Ein gewisser Lizel ließ unter dem Namen Megalissus 1730 „den neudeutschen Katholiken“ und 1731 eine „deutsche Jesuitenpoesie“ drucken, um den Beweis zu liefern, die Jesuiten leisteten nichts oder nur Geschmackloses in deutscher Poesie.

Darin kommen allerdings abgeschmackte Festgedichte z. B. zur Feier des Königs von Frankreich in Straßburg, steife Gelegenheitsgedichte, ein Abriß der Thaten des Prinzen Eugen in sehr harten Versen &c. vor; jedoch auch gute Sachen, z. B. ein Marienlied (S. 30):

Mutter Christi, hoch erhoben
In dem schönen Himmel droben
Aller Engel Königin
Unsre Frau und Mittlerin.

O Du Zuflucht aller Sünder,
Schau, wir arme Adamskinder
Die gesündigt ohne Zahl,
Weinen in dem Jammerthal.

Laß uns deine Hülf' erscheinen,
Laß uns nicht vergebens weinen,
Führ uns zu dem Gnadenthron
Und versöhn uns deinem Sohn ꝛc.

Auch Pater Abrahams Fischpredigt steht hier als schwülstiger Unsinn. Lizel scheint nicht gedacht zu haben, daß hier Humor im Spiele ist. Im Uebrigen gibt er zu, „daß auch unter den Evangelischen sich annoch viele Reimenschmiede befinden.“

Pater Cölestin Leuthner, Lehrer in Salzburg, gab 1736 dramata Parthenia heraus zur Verherrlichung der Jungfrau Maria. Alles kleine Legenden, worin entweder ein Sünder wegen besonderer Andacht von Maria Schutz und Verzeihung erhält, oder ein Verächter der h. Jungfrau bestraft wird.

So die Stücke: ex terrore salus; ex hosti frater; S. Emericus, Mariae sponsus; majestas Virginis vindicata; illusor delusus. In dem Stück aurea servitus verkauft sich ein frommer Marienverehrer freiwillig als Sklave, um das Geld zu einer Feier Marias zu opfern. Mitten im lateinischen Text kommt hier ein deutsches Lied vor:

Freiheit, o Freiheit, o schädliche Sach,
Die mit sich ziehet viel Elend und Ach.
Bleibe, ein herziges Vögerl im Haus,
Dorten bist sicher, ach fliege nicht aus.
Schneeweißes Lämmlein, ach bleibe beim Hirt,
Der sicher weiden und führen dich wird.

Die lateinischen Schuldramen des Jesuiten Claus, Augsburg 1741, haben schon einen Beischmack von Corneille und Racine.

So die Großmuth des Scipio, der Tod des Themistokles, der Untergang des Stilicho, der nur aus Liebe zu seinem eignen Sohne Eucherius, um diesen zum Kaiser zu erheben, Verräther an seinem rechtmäßigen Kaiser wird, und die Strafe des Protasius, eines japanischen Fürsten, der aus Habgier vom Christenthum wieder abfällt, aber betrogen wird und untergeht. Die übrigen Stücke sind nur für die Schuljugend geschrieben. Im Martius beschreibt er den heroischen Kreuzzug der 20000 deutschen Knaben im Jahre 1212.

Im date et dabitur beweist er, wer nicht gebe, dem zieme auch nicht das Empfangen. Im Nemo spiegelt er seine Schüler ab, wie jeder leugnet, daß alles Ueble nur von Niemand kommen soll. Solchen moralischen Spiegel hält er auch einem reichen Jüngling vor, der zu faul ist zum lernen, und dem Sohn eines Schusters, welcher studiren soll und dessen Talent doch nicht über den Leisten hinausreicht. In dem Stück Vulpanser ahmt er Calderons „das Leben ein Traum" nach. Unbedeutender ist sein Kampf der Dillinger mit den Heuschrecken, sein nachtwandelnder Knabe, sein verrückter Knabe, der sich einbildet, die Spatzen nisten in seinem Kopf rc.

Dagegen weht uns aus den Schaustücken der Jesuiten in Wien von 1725 und 1743, wie sie Devrient in seiner Geschichte der deutschen Schauspiele I. S. 455 schildert, Calderons Geist an.

In dem einen, Abrahams Opfer, wie in dem andern, Constantius, zieht sich die antike Mythe von Perseus und Andromeda wunderbar spielend hindurch als Allegorie. Der gebundene Isaac, welcher des Todes harrt, wird mit der gefesselten Andromeda, und hinwiederum das von Constantin dem Großen besiegte Heidenthum mit der Medusa verglichen.

Auch der Jesuit Ferdinand Huber nähert sich in seinen Festspielen der Manier Calderons in den Autos. Seine flores erschienen zu München 1747.

In einem Festspiele öffnet Jupiter die Reihe der habsburgischen Kaiser. In einem andern wetteifern die Blumen des damals berühmten bischöflichen Gartens in Eichstädt, der Patronin dieses Bisthums, der h. Walburgis als Tugendsinnbilder zu huldigen, ein ächt spanisches Automotiv. — Mars, der Kriegsgott wird im Götterrathe angeklagt und verurtheilt. — Friedrich August Kurfürst von Sachsen, fällt in Contemplation, ehe er den Entschluß faßt, katholisch zu werden. — Laurentius Justinianus wird „im Schlaf" ein Heiliger, weil ihm Maria im Traum erscheint und er sofort sein Leben umwandelt. — Eine Seele ringt mit der Welt und dem Fleische, neben der Tugend und Gnade aber steht ihr hauptsächlich Amor marianus bei. Diese Personification eines marianischen Amor ist originell und reizend. — Die verbannte Seele sucht den Heiland an allen Orten vergebens, bis sie ihn am Kreuze findet. — Zwei historische Stücke handeln von der Vertreibung der Mauren aus Spanien und von Kaiser Heinrich dem Frommen und seiner Gemahlin Kunigunda. Ein drittes von der Gründung Eichstädts. Schließlich eine lateinische Bearbeitung von Barlaam und Josaphat.

Unter allen katholischen Dichtern Deutschlands traf keiner so glücklich den Geist und Ton der spanischen Autos, wie der Jesuit Franz

Neumayr in München, dessen meditationes seit 1748 als Schulcomödien aufgeführt, echte Autos waren. Sie sind zusammengedruckt in den zwei Quartanten des theatri ascetici, München 1754 und 1758.

Alle handelnden Personen sind Allegorien. Die himmlischen Mächte und Tugenden streiten wider die bösen Mächte, die menschliche Schwäche und Thorheit. Gleich das erste Stück concupiscentia carnis beginnt mit einer donnernden Strafrede des erzürnten Himmels an die sündhafte und erschrockene Erde. Das Fleisch will diese letztere noch trotzig machen, aber Vernunft und Glauben treten zur rechten Zeit dazwischen. — In einem andern Stücke tanzen die Horen in üppiger Lust, das sind die mit Tand und Eitelkeit verlornen Stunden. Aber die Vernunft sagt dem Menschen, der durch die Zeit pilgern soll zur Ewigkeit:

Non sumus pro tempore nati.
Nugari cum horis
Non est viatoris.

Schöner und würdevoller hätte Calderon nicht sprechen können. — Wieder in andern Stücken erblicken wir den reichen Sünder in der Flamme, tief bereuend sein Versäumniß. — Einmal schläft die Vernunft, da treibt die Fleischeslust ihre Possen. Besonders interessant ist der Kampf der Staatsraison mit dem Glauben. Es wird nicht eher gut, deutet der Dichter an, bis oeconomia nova, quam ratio status introduxit, aboletur; antiqua, quam fides, laudavit, restituitur. Auch die Weltweisheit wird hart angelassen, ihr Katheder vom thriumphirenden Glauben zertrümmert. Der Dichter verfolgt die Laster nach den Lebensaltern, erst die der Knaben und Jünglinge, dann die der Männer und Greise. Zuletzt schildert er Adam nach dem Fall als den Vertreter der ganzen sündigen Menschheit in seiner Kläglichkeit.

Während diese kirchlichen Schauspiele in München aufgeführt wurden, herrschte bereits der Voltairianismus in der vornehmen Welt und wurde das übrige Deutschland durch die Neologie, durch Wieland, Lessing ꝛc. aufgeklärt. In diesen Kreisen nahm kein Mensch Notiz von Neumayr. Sein Name ist bisher in keiner deutschen Literargeschichte nur erwähnt worden. Seine genialste Produktion ist die Tragödie von Pilatus nahe am Schluß des ersten Theils der Meditationen:

Pilatus, Herodes, Kaiphas, Longinus und Barrabas sind von Jerusalem vertrieben und landen im Hafen von Massilien, wohin ihnen lange vorher (treu nach der Legende) der h. Lazarus mit seinen Schwestern Maria und Martha nachgegangen ist, um als Bischof zu wirken. Pilatus, von Neuem in Sorgen tief bewegt, irrt einsam am Ufer umher. Da erblickt er plötzlich

vor sich ein Crucifix mit der Inschrift J. N. R. I. und fährt vor Schreck zusammen. Die andern kommen dazu. Das Wunder klärt sich auf, indem der Bischof kommt und die verirrten Fremdlinge zu seinem gastlichen Herde führt, an dem sie nicht bloß irdische Speise finden. Aber jetzt erst wird Pilatus von dem, was er erfährt, von dem entsetzlichen Bewußtseyn, den Heiland der Welt verurtheilt zu haben, so tief erschüttert, daß er selbst dem bischöflichen Trost entfliehend, sich aus Verzweiflung in die Rhone stürzt.

Der zweite Theil enthält eine Reihenfolge geistlicher Schauspiele, die Bekehrung des h. Augustinus; die Devotion des Lisbius vor der h. Jungfrau, die ihn dafür beschützt; Jerobeam; Tod, Gericht, Hölle, Ewigkeit; der verlorene Sohn, angewandt auf die verlorene und zum Vater zurückgekehrte Seele; die vier h. Franze (von Assisi, de Paula, Borgia und Xaver). — Im Jahr 1760 erschien noch ein theatrum politicum desselben Dichters aus der spätern römischen Kaiserzeit:

Voll historischer Stücke: Titus, Eutropius, Pavinianus, Anastasius, Constantia, dazu wieder ein Auto, worin Logus (recta ratio) als rex microcosmi mit dem Corpus (caro) als Vater der Rebellen, der Sinne und Begierden, zu kämpfen hat, und ein zweites, der Diener zweier Herrn, worin Amphibius (der Mensch) zwischen Uranius (Himmel) und Cosmus (Welt) schwebt, bis er belehrt wird, Cosmus, der sich für den Herrn selbst ausgibt, sei eigentlich nur der Diener des Uranius. Schließlich noch die Hochzeit des Tobias mit der Sara, lateinisch und ausnahmsweise auch deutsch.

Jedenfalls ist Neumayr einer der beachtenswerthesten Dichter und sollten sein Pilatus und einige seiner besseren Meditationen übersetzt werden.

Golt in Ingolstadt schrieb noch 1750 in lateinischen Distichen ein oestrum poeticum ephemericum, worin er Uebersetzungen der Psalmen auf alle Jahrestage vertheilt.

Zu den spätesten Dichtern dieser Gattung gehört der Jesuit Weitenauer, dessen tragoediae zu Augsburg 1758 erschienen, alle sehr heroisch: Hannibals Tod, des deutschen Arminius Tod, des Ulysses Tod, des Jonathan Maccabäus Tod, des macedonischen Demetrius Tod. Schade, daß dieser Dichter, der sich auf ein edles Pathos verstand und zugleich Maaß hielt, nicht deutsch schrieb. Besonders seinem Arminius steht es übel an, in der Sprache derer reden zu müssen, die er besiegt. Am Schlusse dieser Tragödien findet sich das Lustspiel Ego.

Ego, der personificirte Egoist, will sich durch Verfolgung des vermeintlichen Mörders seines Sohnes bereichern, aber sowohl der Sohn als der *scheinbar hingerichtete Mörder kommen gesund wieder zum Vorschein und Ego,* statt sich über das Wiedersehn seines Sohnes zu freuen, möchte vor Aerger bersten.

Leicht aber geistreich erfunden. Von demselben Verfasser erschien noch ein theatrum Parthenium (seu dramata Mariana), Augsburg 1759 mit zehn lateinischen Schauspielen, in denen Wunder der Maria, theils Gnadenbezeugungen und Rettungen, theils Strafen dargestellt werden.

Sie sind meist spanischen und italienischen Quellen entlehnt und nicht ohne Lebendigkeit und fromme Gluth gedichtet. Auch in ihnen verräth sich Calderons Einfluß. Mitten unter die handelnden Personen, welche dem wirklichen Leben angehören, treten allegorische Gestalten. Im 9. Stück, dessen Held dem Mörder seines Bruders um Mariens willen verzeiht, tritt der Geist des Gemordeten zugleich mit der personificirten „brüderlichen Liebe" auf. Oefter stehn sich ein genius Marianus und Antimarianus gegenüber. Im letztern donnert und blitzt der tiefste Haß der Hölle gegen die himmlische Schönheit. — Desselben Dichters Carmina selecta, Augsb. 1753, enthalten einen Panegyricus des Todes, eine dem Römer Marius in den Mund gelegte Zornrede gegen den entarteten Adel, die That des Mutius Scävola, eine merkwürdige Lobrede des Hundes auf sich selbst in kurzen lateinischen Versen, welche gleichsam bellen.

Schließlich sind noch einige humoristische Dichter aus dem Anfang des 18. Jahrhundert zu erwähnen. Am tiefesten unter diesen steht der Jesuit Franz Callenbach der in seinem Wurmband (ohne Jahr und Ort) Wurmzüge gegen die Kirchenwürmer, Hofwürmer, Staatswürmer ꝛc. unternimmt.

Nur eine einzige Scene ist ergötzlich angelegt, aber völlig geistlos durchgeführt, die Versammlung der Kunkelmänner nämlich, d. h. der geschlagenen Ehemänner, die für ihre Weiber spinnen müssen. Ganz eben so geistlos und von demselben Verfasser ist der „Martercalender", worin alle Zeit- und Modeunarten gesprächsweise zusammengestellt werden, ein Vorbild für Salzmanns menschliches Elend, aber ohne dessen sittliches Motiv und erbärmlich geschrieben. Ein Paar kleine Sachen Callenbachs sind vom Jahr 1715. In demselben Bande der K. Privatbibliothek in Stuttgart finden sich noch mehrere Scharteken von dem nämlichen Autor, die noch elender sind. Nur der „puer centum annorum" oder das „Kinderspiel" hat einen aristophanischen Anflug. Der lachende Demokrit wiegt den alten Knaben und hofmeistert ihn

nachher mit einem Haufen anderer Knaben, welche alle purpurgeboren sind und als Könige sich nur wie Buben aufführen.

Pater Abraham a Sta Clara, eigentlich Ulrich Megerle, geb. 1642 zu Krähenheimstetten in Schwaben, Augustinermönch, † als Hofprediger zu Wien 1709, war der berühmteste und beliebteste Prediger seiner Zeit, der mit Humor im s. g. Kapuzinerstyl predigte, aber dessen Satiren die feinste Grazie innewohnte. Seine zahlreichen Werke entfalten aber eben so viel Witz und köstliche Laune, als ausgebreitete Kenntnisse, indem sie von eingestreuten kleinen Erzählungen, Legenden und Anekdoten wimmeln. Immer aber blitzt tiefer Ernst durch den Scherz. In seinen Sittenschilderungen, in der Aufdeckung der Schwächen aller Geschlechter, Alter uhd Stände ist er vor allen Meister. Sein Hauptwerk ist Judas der Erzschelm, in 4 Quartbänden, Salzburg 1688, eine Art Encyclopädie aller Laster in dem Lebenslauf des Judas zur Anschauung gebracht. Außerdem schrieb er „Merks wol Soldat“ 1688, „Merks Wien,“ oder des Todes umständliche Beschreibung, Wien 1680, worin das Grauenhafteste selbst mit wunderbarem Humor behandelt ist, eine Strafpredigt an die Wiener mitten unter den Schrecken einer Pest, und Deo gratias, als Wien die Pest überstanden, 1686. Ferner noch: Spica Nard 1683. Lösch, Wien 1690. Wintergrün 1700. Abrahamitisches Gehabdichwohl 1700. Reimb dich 1702. Heilsames Gemischgemasch 1704. Hui und Pfui der Welt, Salzburg 1710. Die große Todtenbrüderschaft 1710. Etwas für alle, 1711. Geistliches Waarenlager, Salzburg 1714. Abrahamisches Bescheidessen 1719. Lauberhütten 1721. Neu ausgeheftes Narrennest 1737.

v. Eichendorff beklagt sich, daß dieser Dichter von den Protestanten so tief unterschätzt werde, und in der That ist, was Gervinus über ihn gesagt, äußerst ungerecht, gehässig und geschmacklos. Aber hat nicht der ehrliche und feinfühlende Jean Paul dem Pater Abraham eine Blume auf sein Grab gepflanzt? Was uns betrifft, so ehren wir an dem Wiener Kapuziner nicht blos den unerschöpflichen Witz, die erstaunliche Virtuosität der Rede, die Bilderfülle und die geschickte Anwendung einer reichen und geschmackvollen Belesenheit, sondern auch die feinste Grazie und ein wahrhaft liebenswürdiges Gemüth, Vorzüge, die unter der Rau=

heit der Kapuzinerkutte nur um so leuchtender hervortreten. Von seinem eigenthümlichen Styl hier nur ein Paar Proben aus dem Erzschelm:

Dann ein rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie die Glocken am Charfreitag, muß sich nit vil hören lassen, die Männer endlich können Vocales seyn, die Weiber Consonantes, die Jungfrauen aber müssen Mute seyn. Ein rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie ein Orgel, sobald diese ein wenig angetastet wird, so schreit sie: ein rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie der Palm-Eßl, der last sich im Jahr nur einmal sehen; ein rechte Jungfrau soll sein, und muß sein, wie ein Spittal-Suppen, die hat nit vil Augen, also soll sie auch wenig umbgaffen, 2c. ein rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn, wie ein Nacht-Eul, die kombt fein wenig ans Tagliecht: ein rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie ein Spiegel, wann mann diesem ein wenig zu nahend kombt, und anhauchet, so macht er ein finsteres Gesicht: ein rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie ein Liecht, welches versperrter in der Latern vil sicherer ist, als außer derselben. Insonderheit aber soll seyn, und muß sein ein rechte Jungfrau, wie ein Schildkrott, diese ist allezeit zu Hauß, massen sie ihre Behausung mit sich tragt; also ein rechte Jungfrau sich mehresten soll zu Hauß auffhalten, zur Meidung aller bösen Gelegenheiten, dann gleichwie jener gute Saamen deß Evangelischen Ackermanns, so auff den Weeg gefallen, von den Vöglen ist verzehrt worden, also seynd die Ehrsame Jungfrauen, welche immerzu auf Weeg und Gassen sich sehen lassen, von den Ertz-Vöglen gar nit sicher.

Ein Edlmann nahme auff ein Zeit ein Nuß sambt der grünen Hilsen und unzeitigen Ueberhüll, sagte also, gebet acht, wie ich euch die drei Ständ, den Bauern-Stand, den Burger-Stand, und den Edl-Stand, so arthlich werde entwerffen, erstlich dise grüne Hilsen bedeut den Bauern-Stand, dise Hilsen muß man herab schöllen, also müssen die Bauern auch geschunden werden: die andere harte Schallen bedeut den Bürger-Stand, dise Schallen ist hart, wessenthalben sie muß auffgebissen, oder auffgeschlagen werden, also die Burger haben harte Köpff, derentwegen mit ihnen nit subtil zu verfahren ist, der süsse Kern aber bedeut den Edl-Stand, und beist zugleich die Nuß auf, findet aber wenig Kern, wol aber ein Wurm, welcher ihm in das Maul perorirt, pfuy Teufel, sagt er, und speyt ihn wider auß, pfuy, pfuy.

Ein Paar Jahrzehnte später als Pater Abraham schrieb der Kapuziner Pater Martin von Cochem Erbauungsbücher mit weniger Witz als Abraham, aber mit reich ausmalender Phantasie. Seine Heiligenlegende erschien Cöln 1747, später eine seraphische Jagdlust oder Portiunculabüchlein und ein Gebetbuch. Am merkwürdigsten ist sein Buch „von den letzten Dingen“, dessen 23. Aufl. 1838 herauskam. Darin führt

er das jüngste Gericht nach der Apokalypse, mit Herbeiziehung aller Zornreden Gottes aus den Propheten und vieler Stellen der Kirchenväter zu einem erschütternden Gemälde aus. Geistreich sind darin die Vorwürfe, welche sich Leib und Seele gegenseitig machen, indem jedes behauptet, es sey vom andern verführt worden, der Leib wäre rein geblieben ohne der Seele Gelüste, die Seele rein ohne des Leibes Sinne und Triebe. Die Auferstehung, die Versammlung zum Gericht, die Erscheinung des göttlichen Richters werden majestätisch geschildert. Dann erfolgt das Urtheil, die Seligen steigen auf zu den Wonnen des Himmels, die Verdammten stürzen in den Abgrund. Hier die Beschreibung des Sturzes:

> Es werden viele hunderttausend Blitze und Donner mit entsetzlichem Krachen auf einmal aus den Wolken schießen und alle Menschen und Teufel mit unglaublichem Schrecken und Schmerzen zu Boden schlagen. Alsdann wird sich der Erdboden mit einem grausamen Schlunde unter ihren Füßen öffnen, und zugleich auf einmal die so viele hunderttausend Millionen Menschen und Teufel erschrecklicherweise ohne alle Barmherzigkeit lebendig verschlucken. — Diese ungeheure, höllische Verschluckung wird also grausam und entsetzlich seyn, daß alles, was erschrecklich kann gedacht werden, mit ihr nicht zu vergleichen ist. Denn sobald die Erde mit einem allergrausamsten Knall unter ihren Füßen brechen wird, werden alle und jede Menschen und Teufel vor Schrecken einen solchen ungeheuren Schrei thun, der bis an das Ende der Welt wird gehört werden. In solchem Schrei werden sie so gewaltig anfangen hinunterzufallen, als wenn alle Berge der Erde mit ungeheurem Krachen und Geräusch hinunterstürzten. — Ach, gedenk, was dieß für ein unerhörtes Fallen seyn wird, wenn so viele hunderttausend Millionen Menschen und Teufel in einem einzigen ungeheuren Falle neunhundert Meilen (denn so weit ist es in den Abgrund der Hölle) plötzlich herabschießen und drüber und drunter fallen werden.

Komische Predigten im Styl des Pater Abraham schrieb auch im Jahr 1782 der s. g. Wiesenpater zu Ißmanning. Vgl. Scheible, Schaltjahr IV. 216.

Ungleich berühmter als dieser wurde Sebastian Sailer, dessen Schriften Haßler in Ulm (1843) herausgab. Sailer war, wie P. Abraham, ein Schwabe, aus der Gegend von Ulm, wurde an P. Abrahams Stelle Hofprediger zu Wien (1776) und ahmte ihm in gutem Humor nach. Seine Dichtungen sind aber größtentheils geistliche Comödien.

Den Anfang macht „die Schöpfung des ersten Menschen" in drei Aufzügen, ein Stück, das von der köstlichsten Laune eingegeben ist. Doch muß

man das Volk, seine Sitte und Sprache kennen, wenn die vis comica nicht viel verlieren soll. Hier eine Probe. Gott Vater ist beschäftigt, den Adam zu beleben.

Ariose.

Bursch, wach auf!
huescht und schnauf!
Pf! Pf!
hurtig und g'schwind
schüttla da Grind!
Pf! Pf!
S'Maul aufstreck,
d'Zhän fein bleck!
Pf! Pf!
Nieaß, zur Prob! (Adam nießt.)
Healf dar Gott! jetzt leabt ar, Gott Lob!
Gealt Oadam, da g'siehst!

Adam.

Joa redli Gott Vater! g'lobt sey Jesas Chrischt.

Gott Vater.

In Ewigkoit. Gealt as hoats thaun!
guck übersi, da kanst seahn d'Sonn, d'Stearn und den Maun.

Ariette.

Ihr seand jo Gott Vatter seall,
gealtat ihr?

Gott Vater.

Dear und koin And'rer bin ih,
gealt da moischt mih?
Du bischt aber au mein Kreatur.

Adam.

Joa, ih haun schaun längsch dächt, wenn ih nun verschaffa wur.
Ih hätt schaun länger au möga leaba,
jetz hoats ui eisar Herrgott doch an moal in Sin geaba.
Aber noh Oins. Wuhear thur ih kumma?
Wo haund er mih hearg'numma!

Und so geht der grobe, aber immer echte Spaß fort. Das zweite Stück heißt „der Fall Luzifers“ in zwei Aufzügen und ist von derselben Art. Die Engel, welche Patrone verschiedener Länder sind, geben dem Dichter Anlaß zu mannigfachem Scherz, namentlich der Schweizerengel. — Eben so glücklich sind von ihm die „sieben Schwaben“ in einer Comödie behandelt. Das folgende Gedicht „der schwäbische Sonn- und Mondfang“ ist eben so launig. Bauern wollen Sonne und Mond mit Stangen und Netzen einfangen. Dann

kommt wieder eine geistliche Posse „die heiligen drei Könige". Einige kleinere Gedichte machen den Schluß, darunter auch eine poetische Begrüßung der unglücklichen Marie Antoinette, als sie durch Schwaben reiste, um Gemahlin des Dauphin von Frankreich zu werden.

Sailer schrieb auch ein „Marianisches Orakel, Augsb. 1769" in 3 Bänden, worin Maria gleichsam im Beichtstuhl sitzend Klagenden und Sündern aller Art Trost, Rath und Zurechtweisungen ertheilt. Voll Menschenkenntniß und in warmer phantasiereicher Sprache geschrieben.

Siebentes Buch.

Die Renaissance.

Ich behalte das fremde Wort für die fremde Sache bei.

Wir haben den Einfluß der Renaissance, d. h. der Wiedergeburt der altclassischen Sprache und Denkweise, bereits im Gebiete der streitenden Kirchen verfolgt und gehen nun zu der gänzlichen Veränderung des Geschmacks über, den durch sie auch unsere weltliche Dichtung erlitten hat. Die neue und fremde Geschmackstyrannei gieng ausschließlich von den Schulen, vom Humanismus aus und war Sache der Gelehrten, dem Volk eben so fremd als für dasselbe unpassend, aber die weltlichen Großen begünstigten die neue Mode, weil sie, wie oben schon angedeutet worden, ihrem Sonderinteresse diente. Die Renaissance war gegen das deutsche Kaiserthum und sein bisheriges Uebergewicht in Europa, wie gegen die alte Kirche gerichtet. Wo sie herrschte, konnte kein deutsches und kein altkatholisches Gefühl mehr aufkommen. Die oben charakterisirten Ausnahmen des Jesuiten-Classicismus ändern nichts an der Regel. Die Renaissance bildete sich folgerecht mit der Territorialhoheit und Souveränetät in Deutschland wie in Frankreich und Italien aus. Ihre Heroen waren durchgängig Günstlinge und Schmeichler der Fürsten. Der altheidnischen Volksdichtung, der mittelalterlichen Kirchenpoesie, dem ritterlichen Minnesang und dem bürgerlichen Meistersang folgte jetzt eine Periode gelehrter Schulpoesie im Dienst zunächst der Fürsten. Die Abhängigkeit der Dichtung von den Fürsten zeigt sich vornehmlich in der Anstalt der Poetenkrönung. Die Sitte, einen gefeierten Poeten

öffentlich mit dem Lorbeer zu krönen, war in Italien aufgekommen. In Deutschland wurde sie zuerst vom alten Kaiser Max nachgeahmt, der seinen Liebling, den nur in lateinischer Sprache dichtenden Celtis feierlich zum Poeten krönte und mit ihm die lange Reihe der poetae laureati begann, welche seitdem selten mehr von einem Kaiser, aber desto öfter in seinem Namen von einem Pfalzgrafen gekrönt wurden. Die Sache wurde Mode, so daß bald kein Professor der alten Sprachen, der Beredsamkeit und schönen Wissenschaften mehr existiren konnte, wenn er nicht auch gekrönter Poet war. Zu dieser Ehre konnte er aber um so leichter gelangen, als eine Menge Gelehrte die Befugniß des Pfalzgrafen erhielten, und nun alle ihre guten Freunde krönten. Viele Professoren, die in ihrem Leben nicht dran gedacht haben würden, Verse zu machen, machten sie jetzt, wenigstens ein kleines Bändchen voll, wie ein Schulpensum, nur um gekrönter Poet zu heißen. Daraus erklärt sich, warum im 16. und 17. Jahrhundert die poemata, carmina, sylvæ etc. aller gekrönten Poeten ohne Ausnahme eine Menge von Gratulationen und gegenseitigen Anposaunungen enthalten. Im Eingang stehen die Lobgedichte, welche andere Poeten auf den Verfasser zu dessen Empfehlung gemacht haben. Dann folgen die Danksagungen des Verfassers zuerst an die hohen Gönner und Patrone, dann an alle seine Freunde. Sehr oft besteht der ganze Inhalt des Dichterwerks aus weiter nichts, als der Doppelquittung des gegenseitig verassecurirten Lobes. Jenachdem sich das Lob an Gratulationen zur Hochzeit, zur Amtsbeförderung ꝛc. oder an Condolenzen bei Trauerfällen anknüpft, bildeten sich die nuptialia und epithalamia als stereotype Rubriken aus.

Aus der kaum übersehbaren Masse dieser obligaten Poeterei erheben sich die Werke, in denen mehr Geist und Erfindung, oder eine schönere Form den wahren Dichter verrathen. Aber wie Dantes Verdammte in Bleimänteln tragen sie das unbequeme Gewand der Classicität über der Natur. Ueberallhin drängen sich die antiken Götter ein. Selbst in den geistlichen Dichtungen wird Jehovah zum Jupiter, Christus zum Apollo oder Amor. In den Lobgedichten auf die deutschen Fürsten müssen jene antike Götter alle Hofämter übernehmen, Mars abwechselnd jedem Kurfürsten seine Waffen, Venus jeder durchlauchtigen Dame den Gürtel der Anmuth leihen oder die Frisur besorgen. Kein deutscher Berg und Wald, keine

Wiese bleibt frei von antiken Nymphen, Faunen, Satyrn. Jede Bauernmagd wird zu einer Phyllis oder Chloris. Keine Vergleichung macht der Dichter mehr, die nicht aus einem Classiker entlehnt wäre und auf antike Vorstellungsweisen Bezug hätte.

Indessen ließ sich die deutsche Natur nicht ganz verleugnen. Sie behauptete ihr Recht im Volksliede, welches auch in jener schlimmsten Zeit deutscher Dichtung blühte. Sie reagirte aber auch in der gelehrten Poesie, selbst in der lateinischen, wie wir sehen werden.

1.

Lateinische Dichtungen der Humanisten.

Die Humanisten gaben nicht nur die classischen Schriften der Griechen und Römer heraus, erklärten und übersetzten sie, sondern ahmten sie auch in eigenen Dichtungen nach. Einige von ihnen brachten es zu einer großen Meisterschaft in lateinischen Versen, an Erfindungskraft und attischer Grazie oder römischer Würde blieben sie alle weit hinter den ächten Classikern zurück. Sclaven eines fremden Geistes, konnten sie unmöglich besser seyn. Wer die eigene Nationalität aufgibt, um sich in eine fremde hineinzulügen, wird charakterlos. Fast alle waren nur lucianische Spötter oder horazische Schmeichler und Fröhner einer behaglichen Lebensphilosophie, viele auch cynische Schwelger. Sie hielten sich an Lucian, Ovid, Horaz, Terenz, Ausonius, Seneca, Anakreon. Die Begeisterung für Homer (obgleich die Odyssee 1537 zu Augsburg von Schneidemeister und die Ilias 1610 daselbst von Sprenz zum erstenmal übersetzt wurde), Aeschylus, Sophokles, Livius, Tacitus wurde erst viel später in dem Maaße herrschend, wie unter den Deutschen selbst wieder mehr Natürlichkeit und Vaterlandsgefühl zur Geltung kam.

Die Humanisten haben das Mögliche geleistet, um die Blüthe der auf Universitäten gebildeten deutschen Jugend ihrer eigenen Nationalität zu entfremden. Was sie durch Verbreitung der classischen Werke genützt haben, leidet keinen Vergleich mit dem unermeßlichen Schaden, den durch sie der deutsche Geist gelitten hat, indem sie an die Stelle des Glaubens eine fade Witzelei, an die Stelle des Patriotismus die un-

natürlichste Entfremdung in ausländischer Denkart und Sprache, an die Stelle der altdeutschen Tugend die ganze Frivolität und Etourderie der Renaissance setzten.

Heutzutage liest kein Mensch mehr die lateinischen Dichtungen der deutschen Humanisten; aber sie waren nicht nur an Zahl, sondern auch an Geltung und Ruhm im 16. und 17. Jahrhundert den in deutscher Sprache Dichtenden überlegen. In der Periode zwischen Hans Sachs und Opitz herrschten die lateinischen Dichter vor und Opitz selbst war eigentlich nur ihr Nachahmer und läßt sich nur aus ihnen erklären. Und doch sind alle diese lateinische Berühmtheiten, sind ein halb tausend gekrönter Poeten jetzt vergessen. Welche gerechte Strafe für ihre Unnatur! Gleichwohl will ich ihr Andenken zum erstenmal wieder auffrischen, denn ihre Verirrung gehört wesentlich zur Geschichte der deutschen Poesie. Es ist zu hoffen, die gelehrte Forschung wird sich den ausgezeichneten unter ihnen wieder zuwenden, bis jetzt gebricht es an Vorarbeiten. Es existirt nur eine Sammlung unserer neulateinischen Dichter, Gheri delitiae poetarum Germ., Frankfurt 1612. Dieselbe gibt aber nur Auszüge aus lyrischen und epischen Dichtungen und macht in keiner Weise auf Vollständigkeit Anspruch. Ich habe sie nur ausnahmsweise benutzen müssen, sofern mir die Originalausgaben einiger Dichter nicht zur Hand waren. Budiks Leben und Wirken der vorzüglichsten lateinischen Dichter vom 15.—18. Jahrh. in 3 Bänden, Wien 1827, ist so weitläuftig angelegt, daß überhaupt nur vier Deutsche darin Platz gefunden haben.

Was Rudolf Hausmann, der sich Agricola nannte, seit 1476 in Italien lebend (als Gesandter Maximilians I.) und schwärmend für Italien an Rudolf Lange schrieb, blieb die Parole der deutschen Humanisten: futuram tam doctam Germaniam, ut non latinius sit Latium.

Der Großvater der ganzen, jetzt von uns zu charakterisirenden Gattung von Dichtern, zugleich der erste, der die Krönung der Dichter diesseits der Alpen einführte, war der am Ausgang des 15. Jahrhunderts weltberühmte Conrad Meissel, der sich Celtis nannte. Zu Würzburg 1459 geboren, bildete er sich auf mehreren Universitäten zu einem der ersten Humanisten aus und stand zuletzt unter Kaiser Max I. in höchster Gnade in Wien. Wahres Verdienst erwarb er sich durch Herausgabe alter Classiker, auch der Werke unserer Hrotswitha. Seine eignen latei-

nischen Dichtungen sind aber fast unter der Kritik, nämlich außer obligaten Huldigungen, die er in einem ludus Dianae und in den laudes Maximiliani und in andern Gedichten den bayrischen Herzogen widmet, nichts als Oden und Elegien, die er dem Horaz und Ovid nachgestümpert hat, gesinnungslos, selbst unsittlich. Er stiftete die ersten gelehrten Gesellschaften zu Wien und Heidelberg nach italienischem Vorbild.

Die libri amorum des Celtis in der Nürnberger Ausgabe von 1502 haben mehrfache Titelholzschnitte. Zuerst erblicken wir den Dichter mit dem Lorbeerkranz und Hut in der Hand vor dem thronenden Kaiser Max I. knieen, ihm vorlesend. Auf einem zweiten Bilde die Philosophie thronend zwischen Ptolemäus und Plato, Cicero und Albertus Magnus, auf dem dritten den Dichter schreibend, unter ihm sein Wappen (eine große Maultrommel) und umher Minerva, Venus, Merkur, Phöbus, Herkules und Bacchus. Das Werk ist in vier Bücher eingetheilt, mit den Holzschnitten Hasilina Sarmata, Elsula Alpina, Ursula Galla, Barbara Cimbrica. Darunter sind die vier Mädchen verstanden, welche Celtis durch die vier Altersstufen seines Lebens und in vier Ländern nach den vier Himmelsgegenden geliebt hat, die erste östlich in Krakau, die zweite südlich in Regensburg, die dritte westlich in Mainz, die vierte nördlich in Lübeck.

Mit der größten Rücksichtslosigkeit erzählt der Dichter, wie er mit diesen Mädchen auf dem vertraulichsten Fuße gestanden sey, ja er trägt mit classischem Stolz den nacktesten Cynismus zur Schau. Aber nur zwei Stellen in diesem ganzen langen in lateinischen Distichen geschriebenen Buche verdienen geistreich genannt zu werden. Die eine, in welcher er seine erste Bekanntschaft mit der Polin in Krakau schildert. Er sprach nicht polnisch, sie nicht deutsch, aber ihrer beider Mund verständigte sich doch in süßen Küssen. Die zweite Stelle, in der er voll humoristischer Bosheit den von Gregor VI. eingeführten Cölibat als einen Freibrief der Wollust auslegt. Der den Geistlichen verbot, ein Weib zu nehmen, bewilligte ihnen alle. Im Uebrigen ist des Celtis Gedicht trocken, phantasielos, nur vollgepfropft von classischen Namen und Begriffen. Der Wechsel des Aufenthalts, die Reisen hatten ihm Gelegenheit gegeben, den Ausonius nachzuahmen, allein von dessen trefflicher Landschafts- und Genremalerei ist bei Celtis nichts zu finden, — wenn man nicht die mit classischen Citaten gespickte Beschreibung der Salzwerke von Wieliczka bei Krakau und die Beschreibung eines Sturms im 4. Buch, in der ihm Mercurius erscheint, dafür gelten lassen will. Nur im Ausmalen üppiger Schäferstunden zeigt er Feuer, aber ein unnatürliches. So malt er seinem Nebenbuhler, einem Ritter, der ihn bei der Polin ausgestochen, selber den Genuß aus, den er bei ihr finden würde. Bei der Regensburgerin sind es die Pfaffen, die ihm ins Gehege gehen und gegen die er die wüthendsten Schmä-

hungen schleudert. Durch sie seyen die Sitten so verdorben worden, daß unreife Kinder beiderlei Geschlechts in den unnatürlichsten Lastern ausgelernt seyen. Eine arge Uebertreibung, die das deutsche Volk damals so wenig wie heute charakterisiren kann, wenn auch ausnahmsweise große Laster vorkamen. Ich kann nicht umhin, eine Stelle fol. 35 auszuziehen:

Sed nunc bisquinos ubi vix transegerit annos,
In Venerem et Bachum docta puella ruit,
Cui nondum tritae fratrant in pectore mammae,
Nec tenera augustum lana foramen habet. etc.

— — Vel eisdem forte puellis
Parum discrimen turpe tenebit opus
Elicit urinam hic olidam, alter podici stercus etc.

Quandoquidem luxus nos tenit italicus
Qui maris inplumes audit convellere coxas
Et pueri glabras caevus inire nates.

So durfte der alte Celtis ohne Anstand sich vernehmen lassen. In Mainz klagt er wieder einen Priester als Nonnenverführer an. In Lübeck ist er schon alt und läßt sich von seiner Barbara nur noch behaglich pflegen. Zuletzt sagt er, nachdem er nicht mehr fähig sey, der Venus zu dienen, wende er sich ganz dem Dienst des Bacchus zu.

Daß ein Gedicht solchen Inhalts dem Kaiser zugeeignet und von ihm hochgeehrt werden konnte, bezeichnet die Keckheit und das Glück der humanistischen Partei, so wie ihre ganze innere Leerheit und Frivolität. Der Humanismus war schon in seinen ersten Anfängen blasirt. In den Wolken des Meersturms, den Celtis schildert, erschien ihm Gott Mercurius, um ihm zu befehlen, daß er von Kaiser Max die Gründung eines poetischen Collegiums erbitten solle. Nach seiner Ankunft in Wien wurde diese Anstalt wirklich gegründet. Der alte Kaiser Max bildete sich ein, damit für die Poesie glänzend gesorgt zu haben. Celtis aber sang eine lateinische Ode an den Apollo, ut ab Italis cum lyra ad Germanos veniat. Alles was vorher gewesen, sollte nichts mehr gelten. Deutschland galt den Humanisten nur als dicke Finsterniß, in welche sie das erste classische Licht brachten.

Neben Celtis glänzte als kaiserlicher Poet auch noch der sogenannte böhmische Ulysses, ein Herr Lobkowitz von Hassenstein († 1510), ein vielgereister und gelehrter Herr, der einen feurigen Aufruf zum

Türkenkriege, eine Satire auf die Sittenverderbniß im böhmischen Adel und elegische Episteln an seine Freunde schrieb.

Herman von dem Busche aus einem westphälischen Adelsgeschlecht, geb. 1468, wurde ein großer Humanist, reiste in Polen, lehrte in vielen Städten, gab römische Dichter heraus und schrieb eigene Gedichte, Erinnerungen aus Italien, ein Lob der Stadt Köln, Scherze über die Mädchen in Leipzig, Epigramme.

Jacob Locher in Schwaben, geb. 1470, lehrte zu Ingolstadt und schrieb unter dem Namen Philomusus eine Menge lateinische Lob- und Streitschriften z. B. eine dramatische Geschichte des neapolitanischen Königs Karl VI., ein Lob der h. Katharina, Nänien auf den Erzherzog Sigismund, ein Lob des Kaiser Maximilian I., eine lateinische Bearbeitung von Brandts Narrenschiff.

Die Streitschriften, in denen er einen gewissen Zingel geißelt, sind grob und schmutzig. Einige seiner Flugschriften sind patriotisch gegen Türken und Franzosen gerichtet. Den Plautus ahmte er nach in der Comödie de sene amatore. Seltsam ist sein Gedicht de morte Plutonis et daemonum, worin er den seligen Zustand der Menschen ausmalt, wenn es keinen Tod und keine Teufel mehr geben werde, und seine Beschreibung der Armuth, einer Freundin Christi und der edelsten Menschen, die aber immer in betrübtem Stande bleibt.

Unter den Schweizern glänzte damals Glareanus als gekrönter Poet und Humanist. Seine Helvetiae descriptio, 1514, in lateinischen Hexametern enthält nach einer ganz kurzen Beschreibung der Schweiz, nur epigrammatische Lobschriften auf die einzelnen Cantone, strotzend von antiker Gelehrsamkeit.

Das Lob der Einzelnen schließt ein allgemeines Lob:

O nimium felix patria, o dignissima laude.

Was in der römischen Geschichte zerstreut liege, das habe sich alles in der Schweiz in engem Raum und kurzer Zeit vereint, die Catone, die Decier, die Camillus, Fabricius, Cocles, vor allen Brutus und Tell.

Brutus erat nobis, Uro Guilelmus in arvo.

Der Schweizer Stolz hatte seine Berechtigung. Die Prahlerei aber fing erst mit den Humanisten an.

Cordus, Professor in Marburg, gab 1518 classische Hirtengedichte im Style des Virgil heraus. Mit ihnen begann die frucht-

bare Literatur der Schäfereien in Deutschland. Virgil und Theokrit dienten als Muster. Zwei oder drei Hirten unterhalten sich über ihre kleinen Angelegenheiten, oder auch über Weltereignisse. Lange schon waren Hirtengespräche in den Weihnachtsspielen beliebt und wie dort die Hirten von Christo und dem Heile der Welt sich unterhielten, so wurde unter den Bukolikern der Renaissance üblich, Hirten in naiver, also um so schmeichelhafterer Weise von den Tugenden eines Fürsten reden zu lassen. Cordus hält sich davon noch frei und läßt die Hirten nur von sich und der ländlichen Natur reden, aber in so classischem Styl und mit Herbeiziehung aller Nymphen, Satyrn, Götter und Heroen, daß wir nur ein großes Abbild der classischen Originale vor uns sehen. — Des Michaelii Laeti bucolica, Wittenberg 1560, sind den obigen ganz ähnlich, die eine (Myrmex) enthält ein Hirtengespräch über böse Ahnungen und Vorbedeutungen und ist insofern am interessantesten. In andern aber kommt schon die Schmeichelei auf, welche naiven Hirten Fürstenlob in den Mund legt, die Hirten preisen hier den Dänenkönig Friedrich II.

Der berühmte und hochgefeierte Eobanus Hessus († 1540 als Professor in Marburg) wandte die Sprache und man darf beinahe sagen auch die Gesinnung des leichtfertigen Ovid auf alles an, was ihm vorkam, sogar auf heilige Gegenstände. Seine in Gheri del. II. 1283 f. abgedruckten Heroiden, dem Ovid nachgeahmt, enthalten in lateinischen Distichen verliebte Briefe der höchsten biblischen Autoritäten.

Gott selbst schreibt an die Jungfrau Maria, sie solle sich doch nicht fürchten, sie würde große Freude haben ꝛc. Maria antwortet verschämt, aber willfährig. Maria Magdalena schreibt einen höchst verliebten Brief an den Heiland. Maria schüttet in einem Briefe an den Jünger Johannes ihr Herz aus. Lydia schreibt dem Paulus, Elisabeth dem Täufer Johannes, Anna dem Joachim. Dann folgen Personen der spätern Geschichte, Briefe der Helena an Constantin, der Paula an den h. Hieronymus, der Monica an ihren Sohn, den h. Augustin, der h. Elisabeth an Landgraf Ludwig, der Thais an den Paphnutius, der h. Kunigunde an ihren Gemahl; der h. Barbara an den h. Eusebius ꝛc.

Die 1533 gedruckten sylvae desselben Dichters enthalten nur Gelegenheitsgedichte.

Das Lob des König Sigismund von Polen, eine poetische Beschreibung Preußens, Zuschriften an Dantiscus, Erasmus, Melanchthon, Jonas ꝛc.

öfters Einladungen zu Schmaus und Gelag, ohne irgend eine höhere Gesinnung kund zu geben. Auch von Liebe ist bei ihm nicht die Rede, außer in einer Zuschrift an einen jungen zu blöden Mann, dem er sagt: die Weiber sind verliebter noch als die Männer, das Feuer der Liebe wüthet unter ihnen wie im Stroh, während die Männer feuerfester sind. Amor beißt viel leichter in die weiche Mädchenbrust, als in die bepanzerte des Mannes. Alles in lateinischen Hexametern.

Nur wenige Bogen umfaßt das Briefgedicht an Erasmus (1519), welches aus Anlaß einer Rheinreise den Erasmus und alle namhafte Humanisten der Zeit mit Lob überschüttet. — Die victoria Christi ab inferis von 1517 schildert die Höllenfahrt des Heilandes in classischem Costüm mit den obligaten Gestalten Virgil, Sibylle, Charon, den Furien, Sisyphus und Tantalus. Nicht einmal die 1524 gedruckten Gesundheitslehren sind frei von der mythologischen Gelehrsamkeit. Ebensowenig das Lob Nürnbergs von 1532.

Die comedia nova von Hegendorf, die schon 1520 in Leipzig aufgeführt wurde, ist in lateinischer Prosa eine classische Reminiscenz. Es handelt sich um die komische Verwechslung von Zwillingen, welche beide Phylotimus heißen, abgedruckt bei Gottsched, Vorrath II. 172.

Otmar Nachtgall (Luscinius) schrieb 1529 seria jocique. Neue Ausgabe unter dem Titel mensa philosophica, 1608, voll von unflätigen Zoten. Sonst ein großer Humanist, Herausgeber des Martial, Uebersetzer des Isokrates, Lucian 2c. Vgl. Strobels Misc. IV. 1. f.

Von Vincentius Obsopoeus erschien zu Nürnberg 1536 eine ars bibendi, Parodie zu des Ovid ars amandi.

Darin wird zuerst ein Symposion der Grazien ausgemalt, bei denen weise Freunde glücklich sind, dann der Uebergang zur Geschwätzigkeit und zu fruchtlosen Reden, den Schluß aber macht ein wildes barbarisches Gelag, bei dem man sich mit den Bechern und Krügen schlägt, wie weiland Herkules unter den besoffenen Cyclopen. Schließlich bittet der Dichter zu bemerken: ebria musa mea est, sobria vita mihi.

Einer der berühmtesten lateinischen Poeten seiner Zeit war Georg Sabinus, Schwiegersohn des Melanchthon, von Karl V. in den Adelsstand erhoben, Gründer und erster Rector der Universität Königsberg. Er schrieb sehr zahlreiche Elegien in lateinischen Hexametern, meist Episteln an Gönner und Freunde, zum Theil Reiseerinnerungen und

Geschichtliches enthaltend, z. B. eine Schilderung der Plünderung Roms im Jahr 1527, ein Gedicht auf die Hochzeit des zur Reformation übergetretenen Hochmeisters des deutschen Ordens, einen Cyclus von Gedichten, in welchen die ganze Reihe der deutschen Kaiser charakterisirt wird. Dazu Epigramme, Anagramme rc. z. B. auf die Schlacht bei Pavia:

RegIa sVCCVMbVnt pUgnaCIs LILIa GaLLI.

Martin Salbach in Wittenberg schrieb ebenfalls carmina meist nur zum Lobe seiner Freunde und Gönner; unter andern ruft er Apoll mit allen neun Musen zur Hochzeit des Staupitz herbei und läßt sie singen. Viele seiner Gedichte sind auch religiösen Inhalts.

Ueber die lateinischen Poeten in Erfurt, die aus der Schule des Maternus und Mutianus hervorgingen, darunter die schon genannten Crotus und Eobanus Hessus vgl. das neue Werk von Kampschulte, „die Universität Erfurt" 1858. Diese Schule zeichnete sich weniger durch Dichtungen als durch Sturm und Drang in Bekämpfung des Alten und durch Propagandamachen für den Humanismus aus. Mutianus lästerte das Christenthum ganz offen. Vgl. Hagen, Deutschlands rel. Verhältnisse I. 323.

Joh. Stigel, den Karl V. selbst zum Poeten krönte, Professor in Jena († 1562) schrieb carmina, worin er die Stadt Gotha und Umgegend besingt und manche Klage erhebt über die Schwere der Zeit. Vgl. Göttling, vita Stigelii und Cassel, Palaimon II. 1858.

Peter Lottich (Lotichius); zubenannt Secundus, Professor der Medicin in Heidelberg († 1560) schrieb vortreffliche lateinische Gedichte, welche mehrmals aufgelegt und 1826 zum erstenmal von C. G. Köstlin übersetzt wurden. — Lotichius ist gewissermaßen schon ein Vorbild Winkelmanns, so sehr haßt er den rauhen Norden und liebt nur Italien und dessen classische Erinnerungen.

Wie Ovid am Pontus, so seufzt Lottich in einer Elegie an den kalten Ufern der Elbe.

Mich hält unter dem Pol mänalischer Bärin, Myrillus,
Nächst an der Vandaler Aun streifendes kaltes Gebiet,
Wo mit gelbem Gewässer der größte der arctischen Flüsse
Albis hinunter sich rollt, wälzend betrüglichen Sand.

Sehr lebendig schildert er die Schreckensscenen des schmalkaldischen Kriegs.

Er selbst mußte damals als Student die Waffen ergreifen. Uebrigens bot dem Dichter seine rauhe deutsche Heimath nicht nur treffliche Freunde, sondern auch Freuden der Liebe. In Frankreich dichtete er ein zärtliches Gedicht an seinen Freund Hagen bei dessen Hochzeit, voll Sehnsucht und süßer Erinnerung eigner genossener Liebe in der Heimath. Seiner nordischen Liebe gedenkt er auch in Italien, und versetzt sich in der Erinnerung dahin. Da auf einmal kommt ihm ein Mädchen entgegen, die ganz seiner Geliebten gleicht, aber der Traum der Eisgefilde ist verschwunden, er steht auf italienischem Boden, es ist eine Italienerin. Der Zauber der Täuschung bezwingt ihn, die alte Liebe ist zugleich die neue. Diese Elegie ist die geistvollste der ganzen Sammlung.

Sehr schön ist auch die auf den Tod einer Geliebten, die ihm hatte nach dem rauhen Norden folgen wollen, und der er nun gerne in das noch rauhere Land des Todes folgen möchte. Schön auch sein Schmerz bei der Einkleidung einer Nonne. Und aus Anlaß einer Hochzeitfeier das Lob des Hymen, worin der hohe Werth der Ehe gepriesen wird.

Besondern Ruhm erlangte Paul Schede, der sich Melissus nannte, Bibliothekar in Heidelberg († 1602). Seine lateinischen Verse sind ungewöhnlich leicht und fließend, doch nicht sehr reich an Gedanken, so daß sein Ruhm wohl nur in seinen vielen persönlichen Verbindungen begründet war. Seine schediasmata erschienen zuerst 1575.

Sie enthalten fast nur Gelegenheitsgedichte und Ansprachen an Freunde und Gönner. Durch das Ganze aber zieht sich eine Kette von überaus zärtlichen Liedern an eine Rosina. Indem der Dichter ihr einen Amethystring schickt, sagt er:

Adamato me, Rosina,
Adamabo te vicissim;
Et ut hic amor sit aequus,
Et in aequitate firmus
Sibi mutuusque parque
Amethystinum lapillum
Tereti annulum eminentem
Tibi dono gestitandum
Violaceum colorem
Violare nulla possit
Macula etc.

Das Entzücken des Dichters bei Rosinas Spiel und Gesang gleicht dem Schillers beim Spiel der Laura.

Ein Buch Gedichte nennt Melissus spinas, aber nicht von stechendem Witz und Spott, sondern von Sorgen und von den Dornen seiner Rose.

O vestigia, quin (favente Christo)
Divinam properamus ad cathedram
Templi, spiritui sacro dicati?
Felices, lapides, solumque felix
Saxorum, quibus et mei et Rosinae
Insistent peplites simul, beata,
(Quum desidero) luce nuptiarum.
At felicior o ter ampliusque
Sponda, cui, pede floridae Rosinae
Conscendente tori jugale fulcrum
Argutatio primula audietur.

Seine Hoffnung scheint unerfüllt geblieben zu seyn, denn bitter klagt er über sein eheloses Leben und erzählt in einem eignen schönen Gedicht, wie er sich zum Troste Turteltäubchen hält:

Coelibe dum vita fruor et cunctamine fati
  Possideo sterilis frigida regna tori,
Idalias nutrire domi mihi cura volucres
  Menti quae vacuae taedia lenta levent.

In der puella Leucorea malt er das üppige Bild einer aus dem Bade kommenden Schönen aus, dann aber beklagt er die impotentia Amoris und concentrirt alle seine süßschmerzlichen Gefühle in dem Distichon:

Nil amor est aliud, si nescis, quam sine vita
  Vivere, nil aliud quam sine morte mori.

Jedoch ist bei Melissus keineswegs alles so geistreich. Seine Lobgedichte auf die Königin Elisabeth sind unerträglich:

Te Venerem, te Junonem, te Pallada quisque
  Dixeris etc.
Quin idem Charim et rosam te dixerit etc.

Unter den Gelegenheitsgedichten begegnet uns ein Lob des Rheins auf Kosten der Donau und ein witziges Lied auf die Hochzeit eines dicken Greises mit einer magern Jungfrau. — Zwei geistliche Lieder in deutscher Sprache 1572 scheinen verloren. Zwei weltliche deutsche Gedichte von ihm sind erhalten in der Sammlung der Zürcher Streitschriften IV. 9 und in Mathissons Anthologie. Es sind steife Liebesgedichte. — In der zweiten lateinischen Sammlung Melitemata, Frankfurt 1595 kommen neben gemeinen Gelegenheitsgedichten, Psalmenübersetzungen und Paro-

dien nach Horaz, geistliche Oden vor, in denen christliche und heidnische Begriffe seltsam vermischt werden. Unter andern singt er einen Engel an:

Supremi Jovis angele!

Viele Gedichte richtet Melissus an den Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz.

Nicolaus Cisner, Jurist in Heidelberg († 1583) schrieb eine lateinische Idylle zum Lobe des Mai und Gelegenheitsgedichte. Joachim Camerarius, Professor in Leipzig († 1575) ein Lob des Erdbebens, der Rosen, eine Anstandslehre für Knaben ꝛc. Zacharias Orthus besang 1563 die römischen und deutschen Kaiser und seine Vaterstadt Stralsund in lateinischen Hexametern. Vgl. über ihn Zobers Programm, Stralsund 1830.

Jakob Micyllus in Straßburg, dessen sylvae 1564 erschienen, schrieb unzählbare Gelegenheitsgedichte in lateinischen Hexametern, mit nur seltenen selbständigen Episoden z. B. eine Vertheidigung der Astrologie aus Anlaß einer Magisterpromotion und die Beschreibung eines Wettpfeilschießens. Im Anhang lateinische Epigramme auf sämmtliche deutsche Kaiser, Psalmenübersetzungen und eine lateinische Comödie „Apelles oder die Verleumdung", nach der bekannten Anecdote des Alterthums. Besonders gedruckt erschien von ihm 1539 eine elegia de duobus falconibus, eigenthümlichen Inhalts.

Zwei Falken jagen eine Elster, stoßen aber im Finstern auf einander selber los und tödten sich wider Willen gegenseitig. Die verwundete Elster aber fällt unter die Zähne der Hunde, um jedenfalls einen schlechtern Tod zu leiden, als die edlen Falken.

Fincelius gab 1568 zu Jena poemata heraus, in denen neben Lobgedichten auf die sächsischen Prinzen und poetischen Zuschriften an Melanchthon und andere berühmte Zeitgenossen auch einiges Eigenthümliche vorkommt.

In einer dem Sohne Luthers gewidmeten Elegie vergleicht er Luther mit Arminius, weil beide Rom besiegt hätten. Einige epigrammatische Dichtungen widmet er den berühmten Bildern seiner Zeit von Lucas Cranach, dem Carracci ꝛc. In einer andern läßt er eine Gans die Schwäne zu Tisch laden, d. h. er ladet berühmte Humanisten seiner Zeit zu einer gebratenen Gans ein. Das artigste seiner Gedichte ist das de viola seratina. Er findet noch im

November ein blühendes Veilchen und bringt es seiner Geliebten, indem er unzählige Küsse hinzufügt. Lächelnd zugleich und seufzend entwindet sie sich seinen Armen und

Quae ridens simul et gemens, amabo
Inquit delicias tamen vel ipso
In flore est etiam figura mortis
Hic qui tempore non suo virescit,
Idem tempore non suo peribit.

Abgeschmackt dagegen ist ein zweites Veilchenepigramm:

Cur violas mittis, nempe ut violentior urar?
Heu violor violis ah violenta tuis.

Auch ahmt der Dichter die schönen Eklogen des Virgil nach und flötet mit Tityrus um die Wette. Seine Hirtengespräche handeln aber unter andern von der Geburt eines sächsischen Prinzen. Nur eins ist merkwürdig, weil ein Hirte erzählt, wie er bei Nacht auf einem Steine sitzend, das wilde Heer der Strigen (Hexen) in der Luft habe herumziehen und eine Schlacht liefern sehen, so daß die Blutstropfen wie Regen heruntergefallen seyen. Dieser Liebhaberei am Gespenstischen genügte Fincelius auch durch eine lateinische Uebersetzung des II. Buchs der Odyssee, und durch die Herausgabe einer Sammlung von Wundergeschichten.

Johannes Lucienberger verarbeitete 1576 die Aeneide in ein langes dramatisches Gedicht.

Die Poemata des Nathan Chyträus zu Rostock 1579 enthalten nur Gratulationen, Hochzeit- und Beileidgedichte, kurze Beschreibungen der Reisen des Dichters nach Paris, England, Rom, Neapel, einige Episteln &c.

Die Reise nach Rom hat einen geistreichen Schluß:

Haec Roma est, Dea terrarum, magna aemula coelo

vor dem ehmals das Erdreich zitterte und alle Völker erbebten,

Nunc sine honore jacet,

Aber trotz alledem bleibt sie

Rebus in adversis victrix, sed victa secundis.

Chyträus schrieb auch ein Gedicht über die Natur, die Wunder Gottes am Sternenhimmel (uranoscopia), an Pflanzen und Thieren (dendroscopia, zooscopia) etc. in lateinischen Hexametern.

Joachim Mynsinger, in Stuttgart geboren, Canzler in Braunschweig und Gründer der Universität Helmstädt († 1588), schrieb eine

patriotische Austrias in lateinischen Hexametern, worin er das Haus Habsburg vertheidigt und bitter über die Politik Frankreichs klagt, die das Recht seines hohen Hauses stets beeinträchtige, ferner Neccharides zu Ehren des Pfälzer Kurfürsten Philipp und einen feurigen Aufruf zum Türkenkriege.

Valens Acidalius von Wittstock († 1595) schrieb „Rosen" in lateinischen Distichen (Gheri delit. I. 10), füllt aber seinen lieblichen Rosengarten wieder ganz mit klassischen Staffagen an.

Der Frankfurter Lonicerus schrieb 1582 ein Jagdgedicht (venatus et aucupium), worin besonders das Hervorbrechen eines colossalen Ebers malerisch beschrieben ist, überall aber sind antike Götter und Nymphen dabei.

Nicolaus Reusner, Professor in Jena, († 1602) schrieb ungeheuer viel.

Abgesehen von fast unzählbaren Elegien, Oden, Epigrammen und Anagrammen zu Ehren aller seiner Gönner, Freunde und Bekannten, gab er in seinem Polyanthea oder paradisus poeticus eine Sammlung Epigramme auf alle Pflanzen und Thiere im Paradiese, jedes kurz, aber mehr nur beschreibend als witzig. Ferner gab er eine große Anthologie von poetischen Reisebeschreibungen heraus, von Ovid und Horaz an bis auf die gekrönten Poeten seiner Zeit. Dieses merkwürdige Buch (Hodoeporicorum sive itinerum totius fere orbis lib. VII. Basel 1580) ist durch den Stoff ausgiebiger, als manche rein lyrische Anthologie und für die Zeit- und Gelehrtengeschichte interessant, eine förmliche Gemäldegallerie kleinerer Reisebeschreibungen von den verschiedensten Dichtern in den verschiedensten Zeiten. Man sieht daraus namentlich auch, wie oft Ausonius von den gekrönten Poeten nachgeahmt wurde. Langweilig sind Reusners Sinnbilder der Kaiser, ächte und willkürliche Devisen für alle Kaiser von Augustus bis auf Rudolph II. mit gelehrtem Commentar. Dagegen sind die icones clarorum virorum, Basel 1589, sehr interessant, nicht nur die jedem Gelehrten und Poeten gewidmeten Verse Reusners, sondern auch die werthvollen Portraits.

Bernhard Moller ließ zu Köln 1596 sein Gedicht Rhenus drucken, in lateinischen Hexametern.

Eine Beschreibung aller Städte, Nebenflüsse ꝛc. vom Ursprung des Rheins bis zu seiner Mündung, aber nur eine trockene geographische Skizze in Versen.

Georg Bersmann, Professor in Leipzig, gab 1596 drei Bände Gedichte heraus, meist Hochzeits- und Begräbnißgedichte. In einem der

ersten muß Apollo mit allen neun Musen zur Hochzeit kommen und das Brautpaar ansingen. Die christlich-deutsche Situation wird hier überall mit classischem Flitter überschüttet. (Gheri delit. 424 f.).

Der als Hofnarr des sächsischen Kurfürsten durch seine lustigen Schwänke berühmte Professor Friedrich Taubmann in Wittenberg gab 1597 (vermehrt 1604) Melodaesia heraus.

Eine große Sammlung gewöhnlicher lateinischer Gratulationen und geistliche Gedichte, dazu ein Engelkrieg (wider Lucifer), zur Abwechslung Hochzeitsgedichte in Anakreons leichter Versart, ein Lob der Martinsgans bei lustigem Herbstgelag und Bacchanalia, ein wirklich von bacchantischer Wuth dictirtes Gedicht, worin der deutsche Säufer im antiken Gewande in seiner vollen Lust geschildert wird. Am Schlusse die Lehre:

Nec bibito ad certos numerosve vicesve: vel hoc si
Feceris, antiqui notos bibe Nestoris annos;
Fias Methusalah per pocula vota. Tuumque
Dic bene consortem, bene te, bene me, bene Bachum.

Mathäus Zuber gab 1599 zu Wittenberg amores et suspiria heraus,

in denen er eine gewisse Rosabella mit aufdringlicher Zärtlichkeit besingt.

O frontem nitidam, nitentiorem
Coeli sideribus serenioris,
O Amoribus ebrios ocellos!
O genas similes genis dearum,
O amoenius os amoenitate
O dulcedine dulcius labellum!
Ne dicam gemipomulas papillas
O illas oculiclepas papillas,
O illas animifragas papillas,
O illas digititrahas papillas!

Der Dichter vergleicht seine Schöne mit allem Möglichen, mit seiner Taube, seinem Sperling, Eichhörnchen, seiner Sonne, sogar seinem Camin, seinem Seidewurm und Blutegel rc.

In des Hamburgers Henning Conradini Gelegenheitsgedichten (Gheri delit. II. 949 f.) wird eine gewisse Laetia zärtlich besungen, in des Berliner Mellemanni Gedichten (daselbst IV. 493 f.) eine Rosamunda.

Die poemata des Böhmen Cropacius, gedruckt zu Nürnberg

1581, enthalten zärtliche Dichtungen, Anrufe an die Heroen der Zeit, ein Hirtengedicht im Tone Virgils zur Verherrlichung Ferdinands I., Hochzeits- und Begräbnißcarmina, einen lateinischen Türkenschrei und ein paar Schwänke.

z. B. von dem buhlerischen Pfaffen, der bei seiner Schönen die Nacht zubringend im Dunkeln das Hintertheil hinauskehrt, welches der draußen stehende Liebhaber in der Meinung, es sei das Gesicht seiner Geliebten, küßt, aber den Betrug inne werdend, geschwind ein glühendes Eisen aus der Schmiede holt, noch einmal um einen Kuß bittet und den Pfaffen jämmerlich verbrennt.

Seines Landsmanns Paul von Ellsbice periculae poeticae, gedruckt zu Wittenberg 1602, enthalten unter vielen Gelegenheitsgedichten an Freunde, zärtliche Erinnerungen an seine frühere böhmische Geliebte Panna oder Pannula, die zu den besten dieser Art gehören.

Johannes Albinus, ein Sachse, schrieb ein lateinisches Lehrgedicht über die vier Monarchien und ein anderes über die blutige Schlacht bei Sievershausen (Gheri delit. I. 183 f.). Er ist nicht zu verwechseln mit einem spätern Johann Georg Albinus († 1679), welcher geistliche Dichtungen geringen Werthes in deutscher Sprache schrieb. Bernhard Prätorius, Syndicus in Nürnberg († 1606) schrieb weitläuftige Gedichte über Wilhelm und Moritz von Hessen und ein Lehrgedicht über die beste Staatsverwaltung. Heinrich, Graf Rantzau († 1599) Statthalter in Holstein, schrieb heroes, kurze Gedichte auf berühmte Helden von Josua an, und Epigramme. Schlosser in Frankfurt an der Oder gab 1585 neben gewöhnlichen elegischen Gratulationen auch eine Marchias oder Geschichte des Zollernschen Hauses und insignia clarorum virorum heraus mit charakteristischen Devisen des Luther, Melanchthon, Erasmus, Reuchlin, Bugenhagen &c. Luther bekam: rosa cum cruce, Erasmus terminum des, Reuchlin eine ara fumans, Sabinus einen Pegasus &c.

Daniel Cramer schrieb lateinische Comödien, die Areteugenia, welche Sommer 1602, und den sächsischen Prinzenraub, den derselbe 1605 übersetzte. Die erstere handelt von Ritter Aretius und seiner Schwester Eugenia, die von Seeräubern gefangen, nach langen Gefahren und Nöthen glücklich wieder heimkehren.

Laubanus in Danzig spielte in seiner musa lyrica (1607) mit

Parodien, namentlich horazischer Oden. So aus dem allbekannten Maecenas atavis macht er

Jesu virginis edite nixibus etc.

Des Caspar Conradi (eines Breslauers, † 1633) Argonautica (Gheri delit. II. 996 f.) sind eine freie Bearbeitung der bekannten Argonautenfahrt, in lateinischen Hexametern, aber weder so lang noch so geistreich, wie die classischen Dichtungen über denselben Gegenstand.

Am tiefsten unter den lateinischen Dichtern der Protestanten verfiel Caspar von Barth dem poetischen Cultus der heidnischen Venus, und zwar zu Wittenberg selbst, wo seine juvenilia 1607 gedruckt erschienen. Später kamen noch zu Hanau 1612 amabilia und zu Frankfurt 1623 äsopische Fabeln von ihm heraus mit vielen eigenen Gedichten verbunden. Außerdem übersetzte er ins Lateinische einige spanische Sachen, die berüchtigte Celestine und Schäfereien, ferner aus dem Italienischen des Aretino schändliche Hurengespräche, was schon Barths ganze Richtung bezeichnet.

Die juvenilia sind sehr lüstern. Der Dichter schildert ein Gemälde der Omphale, dann eine badende Anadyomene. Dazwischen gibt er aber auch das Gegenbild einer häßlichen Pest. Die meisten Lieder richtet er an eine Viola oder Violantia, mit der er über Küsse streitet und scherzt, die er vor dem Spiegel belauscht rc. Die amabilia feiern in unzähligen kurzzeiligen, dem Anakreon nachgeahmten Liedchen eine gewisse Neära, daneben aber auch noch eine Hypsitilla, eine Myrtilisca, eine Pasicompsa rc. Ueberhaupt liebt der Dichter die Veränderung

Quot ergo sunt puellae,
Tot erunt joci canendi.

Neärens Reize beschreibt er tabellarisch:

Servire vos jubemus
Papillulis Neaerae
Ocellulis, capillulis, labellulis, lacertulis, pectusculo, cerviculae, venterculo etc.

Einige Liedchen sind ächt anakreontisch, z. B. (amab. III. 10) von den Bienen, die er absendet, um Neären in den weißen Busen zu stechen, damit sie zu ihm, dem nach ihr Schmachtenden, komme. Wie raffinirt der Dichter in Wollustgefühlen war, zeigt (am. IV. 33) das Lied vom Caninchen, das Neära im Busen versteckt. Einige Lieder sind ganz obscön z. B. der Fisch (IV. 25). In den Liedern, die den Fabeln angehängt sind, kehrt die Liebe zu Neära wieder.

Ut se suaviolis meis
Ut me suaviolis tuis
Mutuisque labellulis
Sospitemus et invicem
Sospitemus io veni
Veni cara Neaera.

In einem größeren Gedicht beschreibt Barth Heros und Leanders Liebe, in einem andern den Phönix, ferner stellt er eine Reihe unglücklicher Heroen und Heroinen zusammen, von der Dido bis zu Heinrich IV. von Frankreich der zur Zeit des Dichters ermordet wurde. Barth hat sich auch an dem Satirenstreit zwischen Scioppius und Scaliger betheiligt und den letztern vertheidigt.

Pancratius **Cretschmer** schrieb 1610 in Tübingen ein aureum seculum sive amicitia, voll lateinischer Oden, worin er die Freundschaft als das goldene Zeitalter pries.

Wer in der ächten Freundschaft stehe, der stehe auch im goldenen Zeitalter.

Hic imperator nemo, nemo subditus.
Quod probat unus, probat et secundus.

Nur wo zwei Herzen eins sind, ist das Paradies.

Si quod habet, non in se habeat, sed in altero amicus,
Non erit iste suus, non erit ille suus.

Kurz das goldene Weltalter der Unschuld wird in die Abwesenheit des Egoismus, in die Dahingabe des Ich an ein anderes Ich gesetzt. Cretschmer wendet insofern alles was Angelus Silesius in Bezug auf die Verbindung der Seele mit Gott gesungen hat, auf die Verbindung zweier gleichen Seelen an. Sein kleines Buch ist besser als manches viel größere und pretiösere der Zeit.

Johann Ludwig **Prasch**, Senator in Regensburg, gab 1666 poemata heraus, gewöhnliche Gelegenheitsgedichte und Epigramme, darunter eine Satire auf die Poetaster seiner Zeit, von denen er sich aber selbst nicht viel unterschied, wenn man nicht sein pervigilium Veneris als geniale Dithyrambe gelten lassen will:

Ein wildes jauchzendes Frühlingslied mit dem Refrain:

Cras amet, qui nunquam amavit, quique amavit, cras amet.

Es ist Frühling, alles liebt sich, alles baut sich Nester.

Vere concordant amores, vere nubunt alites,
Et nemus comam resolvit de maritis imbribus.
— Jussus est inermis ire, nudus ire jussus est,

Non quid arcu, non sagitta, non quid igne laederet,
Sed tamen, nymphae, cavete, quod Cupido pulcher est,
Totus est in armis idem, quando nudus est Amor.
— Cras erit ver. Primus Aether copulavit nuptias,
Ut pater totum crearet vernis annum nubibus,
In sinum maritus imber fluxit almae conjugis
Ut foetus immixtus omnes aleret magno corpore.

Von demselben Dichter erschienen 1671 noch Eclogen, treu denen des Virgil nachgebildet, zärtliche und lehrhafte Hirtengespräche, z. B.

Carmine certabant et Thyrsis et ignea Phyllis
Alphei hic fluvii stirps unica, Thymbridis illa,
Illa cupidineis flammis, hic arte movetur.
In medio Cythereus Amor pro judice sedit etc.

Eine Ecloge schildert den Kyclopen in seiner Eifersucht auf Acis. Jedenfalls hatte dieser Regensburger Humanist seine Fackel an der des antiken Amor heiß entzündet.

Oldenburger, von dem man nichts weiß, als daß er eine Zeitlang Professor in Genf gewesen († 1678) schrieb unter dem Namen Const. Germanicus ein Buch de peregrinationibus Germanorum, worin er die principum mores et inclinationes mit so viel Ungeschick verspottete, daß ein vornehmer Herr, dessen geheime Liebesaffaire er auf diese Art unter das Publikum gebracht hatte, ihn zwang die betreffenden Blätter seines Buches zu fressen und ihm noch eine tüchtige Tracht Schläge dazu geben ließ. Das Buch selbst habe ich mir nicht verschaffen können.

J. J. Hoffmann gab 1684 zu Basel poemata heraus, deren zweiter Theil nur gewöhnliche Gelegenheitsgedichte und Gratulationen enthält, während im ersten die Oden des Horaz nicht nur einfach, sondern vielfach umschrieben werden

z. B. die berühmte Ode: O fons Blandusiae etc. wird hier umgedichtet in:

1) O fons Blandusiae, praeclaro nomine digne etc.
2) O fons Bl. crystallo purior, atque etc.
3) Fons puriorque electro,
Meroque digne dulci etc.
4) Fons Bl. nomine dicte,
Vitro purior atque liquore.

bis zu so geistloser Spielerei war der classische Geschmack entartet.

August Buchners poemata, Leipzig und Frankfurt 1694 lassen im Titelkupfer das Bildniß Buchners zwischen dem des Horaz und Virgil von einem Genius krönen. Die Gedichte sind geistlichen Inhalts, academische Gratulationen, Hochzeit= und Leichencarmina. Auch die hymni philosophici enthalten nichts Originelles, indem sie nach dem Schrecken des großen Krieges die Jugend nur zu classischen Studien ermahnen.

Friedrich Wilhelm Sommer schrieb zu Breslau 1720 eine Silesia ante Piastum, in lateinischen Hexametern, worin er die altpolnischen Sagen von Piast, Lech, Krack, Wanda 2c., wie auch die Nachrichten von den alten Germanen, Arminius, Marbod 2c., wie ein Ragout mit einer classischen Brühe zurichtet.

Der Pedantismus der gekrönten Poeterei und lateinischen Gratulationen dauerte auf den Universitäten noch bis tief ins 18. Jahrhundert. Noch im Jahre 1728 erschienen Chr. Gotl. Schwarzii, comitis palat. caes., rectoris acad. Altorfinae Carmina, voran er selbst im Kupferstich mit ungeheurer Allongeperücke, dann nichts als lateinische Gratulationen in virgilischen und horazischen Versmaßen.

Das letzte Licht der gelehrten lateinischen Poesie flammte zu Halle an der Saale auf. Hier gab der berühmte Professor Klotz noch 1766 carmina heraus und suchte durch acta literaria die Wissenschaft des 18. Jahrhunderts noch zu regieren, wie es nur im 17. möglich gewesen war. Deshalb mußte er zuletzt zum Spott werden, obgleich es keines großen Heldenmuths erforderte und von Seiten Lessings sogar wenig Edelmuth verrieth, das Henkeramt an ihm zu vollziehen. So schlecht, wie Lessing ihn gemacht hat, war Klotz nicht. Seine lateinischen Gedichte sind elegant und zart. Niemand würde im Dichter eines der zartesten Rosenlieder den groben Klotz vermuthen. Ich theile einige Verse aus Budiks Uebertragung mit:

Du, gewiegt vom Hauch kühlender Morgenluft,
Und von Thränen der Nacht, liebliche Rose, feucht,
Ringsum streust du die süßen
Düft' in stiller Bescheidenheit.

Doch vom sengenden Stahl Titans getroffen, senkst
Du das Köpfchen, von dem welkend die Blüthe fällt,
Und mit fallenden Blättern
Deckst du sterbend den heißen Sand.

Ach nicht andres empfängst, goldene Blüthe, du
Meines Lebens ꝛc.

Klotz dichtete auch eine schöne Ode auf die Schlacht von Kunnersdorf und auf den Tod des edeln Kleist, mit dem Schluß:

Blumen sprosset empor aus dem verströmten Blut
Zarter Veilchen Geduft, Rosen und Lilien ꝛc.
Den erhabenen Geist des Dichters
Tragt, o Grazien, durch grünende Thale, durch
Kühle Schatten des Hains fort nach Elysium.

2.

Volksthümliche Reaction innerhalb der lateinischen Dichtung.

Indem ich die Reihe der lateinischen Dichter, welche völlig im Geist der Renaissance dichteten, bereits geschlossen habe, muß ich noch einmal zu den Anfängen des Humanismus zurückkehren, um eine zweite Reihe zu beginnen, in welcher trotz der lateinischen Sprache, der echte deutsche Volkshumor gegen die Renaissance reagirte. Und zwar hat Schwaben die Ehre, daß von hier diese rühmliche Reaction hauptsächlich ausgegangen ist.

Der berühmte schwäbische Humanist Reuchlin (genannt Capnio) aus Pforzheim gab 1498 eine lateinische Comödie „Henno“ heraus, die nachher von Hans Sachs verdeutscht wurde.

Der Bauer Henno säuft und verthut das Geld, sein Weib Elsa klagt bitterlich, als er ihr auch noch ihr verstecktes Geld gestohlen hat. Sein Knecht Dromo soll mit dem Geld einen Wucherer befriedigen, behält es aber selbst und betrügt beide mit Hilfe eines schlauen Advokaten, der ihn lehrt, er soll auf jede Frage nur Blee! antworten. Indem er sich nun dumm stellt, gewinnt er den Prozeß, und täuscht den Advocaten selbst, denn als dieser für seinen guten Rath Bezahlung verlangt, sagt Dromo wieder nur Blee! Weil aber der schlaue Knecht das Geld hat und Hennos Tochter Greten heirathen will, sagen die Eltern mit Freuden Ja.

Das lateinische Gedicht ist abgedruckt in Gottscheds Vorrath II. 142.

Der lucianische Spott charakterisirt die meisten Humanisten. Er war schon lange bei den Italienern herrschend. Der allgelesene Boccaccio war voller Spott gegen die Pfaffen bei echt antiker Lebens- und Liebeslust.

Aretino, ein Zeitgenosse Luthers, war damals schon ganz Voltaire. Poggio gab 1470 eine Sammlung von Schwänken und Zoten heraus, die unermeßlichen Beifall fanden. Dieser Ton kam nun auch in Deutschland auf. Der Tübinger Professor Bebel aber unternahm es, den schwäbischen Volkswitz mit dieser neuclassischen Zotologie zu verschmelzen und gab lateinische facetiae heraus, in denen neben den Ausfällen auf die Pfaffen und raffinirten Stänkereien auch der kerngesunde deutsche Volkshumor seinen Platz fand. Man muß übrigens die ältere Ausgabe von den spätern unterscheiden, in denen, wie die Hitze des Reformationskampfes zunahm, auch immer mehr zur Beschimpfung der Pfaffen hinzugesetzt wurde. Das gilt auch von der unter dem Titel „Geschwenk" veranstalteten grobdeutschen Uebersetzung von 1558.

Facetiae facetiarum, hoc est Joco-seriorum fasciculus novus, Pathopoli, 1647 enthält burleske Plaidoyers mit juristischen Beweisen und Schlüssen, alles lateinisch, und zwar 1) de peditu mit einer eulenspiegelartigen, aber lustigen Classification der Kanonenschläge, der Brummer und Schleicher, der Verzwickten und Abgebissenen, eines „so spitzigen Nunen —, daß einer die Zähn mit streuen möcht" rc. 2) de cucurbitatione, 3) de jure potandi, worin Anfänge deutscher Weinlieder vorkommen, die zum Theil verschollen sind z. B. „Wir haben ein Schiff mit Wein geladen rc., und worin auch die berühmtesten deutschen Biere aufgezählt werden. 3) scabiei encomium. 4) de mulieribus. 6) de osculis. 7) de virginibus, diese alle drei sind candirt mit Zoten. 8) de jure et natura pennalium. 9) de multiscientia. 10) Hans Plumpsack, ein sehr rohes Gespräch. 11) de hanreitate, und noch einige andere kleinere Sachen. Alles ohne viel Witz.

Bebels Schwänke wurden unermeßlich populär, Jahr aus Jahr ein erschienen neue Auflagen derselben. Und doch, wie zotenhaft der gelehrte Professor erscheint, mangelte es demselben keineswegs an tieferen Gedanken. Die Zeit unmittelbar vor dem Ausbruch der Reformation, hat kein anderer Dichter so tief als dämonische Bezauberung aufgefaßt, wie Bebel in seinem merkwürdigen triumphus Veneris vom Jahr 1515.

Venus will die Tugend vom Throne stoßen und an ihrer Statt die Welt beherrschen. Indem sie ihre Streiter aufbietet, führt ihr Cupido zuerst die ganze Arche Noä mit allen Thieren zu. Das bezeichnet die Niedrigkeit der Motive des Venuscultus. Dann aber kommen sogleich die Menschen und zwar zuerst die Männer, von allen Nationen, die einander in Wollust überbieten, und von allen Ständen, den Papst und die ganze Klerisei nicht ausgenommen.

Auch von allen politischen Parteien, die Schweizer so gut wie der Adel. So weit die Männer. Nun kommen erst die Weiber, deren Eifer für die Venus noch viel brennender ist, ein unübersehliches und unüberwindliches Amazonenheer. Ganz zuletzt kommen die Bauern, die einfältigen und treuherzigen, die bisheran noch der Tugend gedient hatten, jetzt aber auch schon verführt sind und die Mode mitmachen. Als nun das große Heer beisammen ist, zieht Venus mit demselben aus und schlägt die Tugend siegreich aus dem Felde, deren kleines Häuflein gleich davonläuft. Trotz der Plagen, welche Gott den Menschen zur Strafe sendet, feiert Venus einen glänzenden Triumph.

Bebel hat viele, meist kleine und nur gelehrte Sachen geschrieben, unter anderm war er auch der erste, der deutsche Sprüchwörter sammelte. In Zapfs Werke „Heinrich Bebel 1802“ findet man die ausführlichsten Nachrichten über alle Ausgaben seiner Werke, ohne daß von Inhalt und Geist die Rede wäre. — Die facetiae wurden nachgeahmt in der großen Sammlung von Melander: Jocoseria, 1605.

Einer der ausgezeichnetsten, aber auch unglücklichsten Humanisten war Nicodemus Frischlin, geb. 1547 in Bahlingen, Professor in Tübingen, gekrönter Dichter und Schöngeist. Durch seinen Witz machte er sich Feinde unter seinen Collegen, wurde aber von Herzog Ludwig von Württemberg geschützt. Erst als er in einem lateinischen Gedicht vom Landleben auch den Adel in dessen damaliger Rohheit angriff, wurde der Haß gegen ihn so mächtig, daß er Tübingen verlassen mußte. In Laibach in Krain angestellt, wurde er auch von hier durch die Denunciationen, die ihm aus Schwaben folgten, vertrieben. Er irrte nun brodlos umher und schriftstellerte, flehte von Mainz aus vergebens, man möchte sein und seiner Frau Gut aus Württemberg ihm verabfolgen lassen, und schrieb, als man es ihm abschlug, einen zürnenden Brief, worauf ihn der Herzog von Mainz requirirte und ins Schloß Urach gefangen setzte. Von hier wollte Frischlin bei Nacht entfliehen, indem er sich aber an einem zu kurzen Strick den hohen Felsen herabließ, war sein Fall unvermeidlich und man fand ihn am Morgen zerschmettert unten liegen, 1590. — Er schrieb nur sehr wenig und schlecht deutsch, dagegen sehr viel ungemein fließend latein. Sein Leben ist von Strauß 1856 gründlich erörtert worden. Von seinen Dichtungen sind aber nur sehr wenige übersetzt.

Viele Dichtungen Frischlins sind monströs. Die Feder lief ihm mit den lateinischen Versen gleichsam davon. Man begreift kaum, wie er den

Dingen, die er besingt, irgend eine poetische Seite hat abgewinnen können. Und doch ist überall bei ihm ein Salz, ein Geist. Weitläuftig besingt er das Tübinger Stipendium und die Klosterschulen Württembergs, aber patriotischer und protestantischer Stolz legt Salz hinein. Scheinbar servil besingt er die Vermählung einer deutschen Erzherzogin mit König Karl IX. von Frankreich, aber sein Patriotismus legt Salz hinein. Er rühmt sich der Siege des Kaisers über die Türken und sieht in der Heirath eine Art von Demüthigung Frankreichs vor Deutschland, wobei er freilich nicht geahnt hat, daß bald darauf die Bartholomäusnacht kommen würde. Eben so patriotisch ist sein Gedicht auf die zehn Habsburgischen Kaiser und das auf die Straßburger Uhr. Er feierte die zweimalige Hochzeit seines Herzogs Ludwig in langen langen Gedichten, aber er trug in diese gravitätische Hochzeitsfeier der Renaissancezeit echtromantische Poesie hinein, indem er eine liebliche Volkssage zu einer Comödie benutzte, die freilich vor den Herrschaften nicht aufgeführt werden durfte. Der Inhalt findet sich auch in Crusius schwäbischer Chronik:

Friedrich der Einäugige aus dem Hause Hohenstauffen, Herzog von Schwaben, ließ bei Markgraf Rudolph von Zähringen und Baden um dessen Tochter Anna Maria für seinen Sohn, den nachher so berühmten Friedrich Barbarossa werben. Sein Werber war der junge Graf Hans von Württemberg, der dem alten Markgrafen so gefiel, daß er ihm auf die Schulter klopfte und im Scherz frug, warum er sich nicht selbst als Freier gemeldet habe? Als Hans zu seinem Herrn zurückkehrte, war dieser froh, daß die Sache so gegangen war, denn er hatte unterdeß seinem Sohn eine andere Partie ausgesucht und erlaubte nun dem Grafen Hans, zum Markgrafen zurückzukehren und denselben beim Wort zu nehmen. Der Markgraf lachte, das Fräulein war es zufrieden und durch diese reiche und vornehme Heirath erhielt Hans große Macht und Ansehen. Auch baute ihm der Markgraf damals Stuttgart.

Daß Frischlin bei aller Gewandtheit des Geistes nicht zum Schmarotzer gemacht war, beweist seine oratio de vita rustica, die ihn ins Verderben stürzte.

Im frommen Wüttemberg mußte er auch geistlich dichten, aber mehr pro rata und pro forma. So besang er die Geburt Christi, so dichtete er noch auf Urach eine lange Hebraeis, in der er die Geschichte der jüdischen Könige zusammenfaßt. In seinen besten Tagen schrieb er einige

geistliche Comödien voll von köstlichem Humor, Rebecca und Susanna, beide durch Frischlins Bruder ins Deutsche übersetzt, Frankfurt 1589.

Rebecca wird von Isaak gefreit, die bekannte biblische Geschichte. Als Zugabe ein gewisser Gastrodes, Suppenfresser des Jäger Ismael, der alt und dick und liederlich wie Fallstaff, auch wie dieser lügt und aufschneidet, sonderlich von seinen Reisen und den Wunderdingen, die er gesehen. — In der Susanna ist das Heranschleichen der beiden Greise, von denen jeder will, der andere soll sein Kuppler werden, und der schamhafte Zorn der Belauschten sehr gut gezeichnet. Originell ist die Beredsamkeit des Simeon, eines der beiden Greise, der sie zu überreden trachtet, ihn treiben keine sinnlichen Begierden, sondern ein göttlicher Traum, in dem ihm verheißen worden sey, mit ihr den Messias zu zeugen.

In seinem Kerker dichtete Frischlin noch einen Joseph, eine Ruth und eine Hochzeit zu Cana, die erst von Strauß im 41. Bande der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart edirt wurden, wie auch das Büchlein in deutschen Reimen vom großen Christophel, gedruckt 1591, merkwürdig als ein Spiegel, in welchem der unglückliche Dichter sich selbst betrachtet hat.

Christoph ist ein zweiter Eulenspiegel, nur im sittlichen Sinne. Er versucht sich in allen Berufsarten, dient unter allen Ständen, Klerus, Soldaten, Beamten, Handwerkern, Bauern 2c., wird aber überall verfolgt und verjagt, weil er den Naturfehler hat, überall die Wahrheit zu sagen.

In dem großen Streit der theologischen Facultäten seiner Zeit behauptete Frischlin eine ganz unabhängige Stellung, wie eine seiner witzigsten Komödien beweist: Phasma, hoc est comedia posthuma de variis, haeresibus, übersetzt von Glaser, Greifswalde 1593; von Bertel, Leipzig 1607; von Hoch, Stuttgart 1839.

Der Bauer Melcher drückt gegen den Bauer Dürrion seine Religionszweifel aus; er weiß lediglich nicht mehr, was er glauben soll, weil man so viel über den Glauben streitet. Dürrion bleibt dem Glauben seiner Väter treu, und läßt sich durch nichts stören. Da kommt Trostel, ein Bauernweib, die von ihrem Manne, Melber, verstoßen wird, weil er Wiedertäufer geworden, Hab und Gut verkauft und nach Mähren auswandert. — Zweiter Aufzug. Melber ist auf der Wanderschaft, die weinende Trostel verfolgt ihn. Er stößt sie fortwährend zurück. Da treffen sie auf Luther, der dem Melber tüchtig den Text liest, ihn aber nicht zu bekehren vermag. — Dritter Aufzug. Der Abendmahlstreit zwischen Luther, Melanchthon, Zwingli, Brenz, Carlstadt.

Dazu kommt noch der Schwärmer Schwenkfeld, der von Brenz übel abgewiesen wird. — Vierter Aufzug. Das Concilium zu Trident, wo Brenz gerade so hinausgejagt wird, wie er vorher den Schwenkfeld hinausjagte. — Schlußscene. Melcher ist durch alles, was er gesehen, nicht klüger geworden und zweifelt nur desto mehr, wer von so vielen Recht habe?

Das ist ganz derselbe humanistische Standpunkt, auf den sich, wie wir oben sahen, schon Erasmus gestellt hatte. Ueber die Facultäten und ihr Schulgezänke spottet Frischlin auch in seinem Priscianus vapulans einer lateinischen Komödie, 1583.

Der Schatten des großen Grammatikers Priscian kehrt zur Oberwelt zurück, um über die Barbarei in allen Facultäten in Deutschland die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen. Hier ist ächt rabelais'scher und aristophanischer Witz.

Daran reiht sich noch die beste und zugleich patriotischeste unter allen Komödien Frischlins, worin er sich, trotz seiner Vorliebe für die classische Sprache, dennoch als guten, echten Deutschen mit gerechtem Stolze auf sein Vaterland kund gibt: Das ist der Julius redivivus, verdeutscht von Ayrer 1585.

Mercurius führt die Schatten Cäsars (Julius) und Ciceros bei Nacht wieder einmal auf die Oberwelt zurück, damit sie sehen, wie sie sich geändert hat. Später kommt auch noch der Geist des deutschen Hermann. Während dieser mit Cäsar ein modernes Arsenal besucht, um die Artillerie kennen zu lernen, kommt Eobanus Hessus und gibt dem staunenden Cicero Nachricht von den Fortschritten der Wissenschaften in Deutschland. Dagegen kommt ein Savoyarde und ein italienischer Kaminfeger, die dem großen Schatten zur Beschämung zeigen, was aus den alten Römern für Lumpen geworden sind, während von den Deutschen seither die für die Menschheit wichtigsten Erfindungen gemacht worden sind. Am meisten staunt Cäsar über die Erfindung des Pulvers und Cicero über die des Drucks.

In Meißners Skizzen, 1. Sammlung, ist ohne Angabe der Quelle erzählt, wie einst Herzog Alexander von Württemberg in Venedig, um die übermüthigen Italiener zu beschämen, eine ganz ähnliche Comödie habe aufführen lassen. Nur daß hier ein Geist allein auftritt und von einem deutschen Reisenden alles erfährt, was er wissen soll. Der Reisende schießt eine Pistole ab, sieht nach der Uhr und liest in einem Buche. Offenbar hatte der Herzog Frischlins Comödie vor Augen. In den Münchener fliegenden Blättern 1849 wurde die kleine Fabel artig illustrirt.

Frischlins Drama Helvetiogermani schildert den Sieg Cäsars über die Helvetier und dann über den Ariovist, nachdem die Helvetier römische Hülfe gegen den Uebermuth der Germanen nachgesucht haben. Irgend eine Beziehung auf moderne Politik wird vermißt. Unangenehm berührt der Name einer Thusnelda meretrix, die eine comische Abwechslung in den Ernst des Drama bringt. — Das Drama Hildegardis magna behandelt die bekannte Legende der h. Hildegard, nach dem Volksbuch.

Merkwürdig ist die Comödie von der Frau Wendelgart, weil Frischlin sie in deutscher Sprache, daher auch sehr unbeholfen schrieb.

Graf Ulrich von Buchhorn wird von den Ungarn aus Schwaben fortgeschleppt, seine Gemahlin Wendelgart betrauert ihn als todt, geht ins Kloster und widmet sich ganz der Pflege der Armen. Da kommt einmal ein Bettler, den sie wie die andern beschenkt, der ihr aber feurig die Hand küßt. Da erkennt sie ihren Gatten wieder und beide leben fortan wieder beisammen.

Die Schilderung der Bettler, eine Landplage seiner Zeit, ist sehr launig und derb.

Frischlin gab den Callimachus heraus, übersetzte fünf Comödien des Aristophanes, schrieb Commentare zu Virgil, Horaz, Plautus, brachte die Liebesgeschichte der Dido nach Virgil in zwei Tragödien: Venus und Dido, schrieb eine lateinische Grammatik und viele Streitschriften. Auch besang er die ältesten Weltmonarchien.. In seinen kleinen Gedichten besingt er Melanchthon und die einerseits um Luther, andererseits um Calvin sich schaarenden Freunde, eifert gegen den Schwabenverächter Major in Sachsen, (die erste Spur der später so oft wiederkehrenden Antipathie zwischen Nord- und Süddeutschen, abgesehen von der Confession, die in Sachsen wie in Tübingen dieselbe war). Auch finden sich anagrammatische Spiele, eine eigene Gattung von Epigrammen, die in die Versetzung der im Namen enthaltenen Buchstaben einen witzigen Sinn bringen z. B. Valentinus Clessius salsus in saecula venit. — Paulus Melissus plus vales musis. — Joannes Schulterus nervus est in schola.

In den Klagliedern um den verstorbenen Herzog Christoph spielt Frischlin nicht weniger. Die Anfangsbuchstaben der Elegien enthalten den ganzen Titel.

In den Schulcomödien wurden die historischen Stücke meist aus der biblischen und antiken Geschichte gewählt, aber namentlich vaterländische

Stoffe kamen seltener vor. So außer den genannten von Frischlin des Cramer sächsischer Prinzenraub von 1591, des Michthonius Belagerung von Weinsberg von 1604.

Frischlin blieb nicht ohne Nachahmer in seiner Heimath. Johann Hildebrand schrieb, Tübingen 1598, eine lateinische Comödie: Pseudofridericus, worin Rudolf von Habsburg über den Betrüger siegt, der sich den wiedererstandenen Kaiser Friedrich II. nannte. Die Handlung ist unlebendig, fast alles wird nur erzählt, auch hat der Charakter des Usurpators keine tiefere Motivirung. Obligat sind zwei Soldatenhuren, wie die Thusnelda Frischlins, dem „Huren- und Bubenwesen" der damaligen Soldateska entnommen.

Sebastian Hornmold von Tübingen gab 1605 ein opus plane novum heraus, voll von Elegien in lateinischen Distichen, zuerst frommen Inhalts, dann Erinnerungen an Melanchthon, Reuchlin, Erasmus, Brenz, Sturm, Frischlin ꝛc. und Lobsprüche gelehrter Schwaben seiner Zeit.

Eigenthümlich sind in diesem Werke die guten Elegien, in welchen die Musik, die vier Stimmen, die Instrumente, endlich die großen Meister, vor allen Orlando Lasso gepriesen werden. Hier findet sich auch (10. Elegie des 4. Buchs) eine merkwürdige Beschreibung des Nachtigallgesangs.

Primum zinzilulat (criticorum pace loquendum
  Quam det Aristarchus) vividiore tono.
Hinc simul in medium medulamina congerit apte,
  Saepius immutans alterat inde vices.
Nunc melos intorquet, nunc multiplicare videtur,
  Nunc tardat, nunc inflectit et ore rotat.
Nunc vibrat et tremulat, nunc fistulat ore represso,
  Praecentor voluti sibilat ore puer.
Nunc silet omnino, quasi muta sit, illico pleno
  Gutture clarisonos integrat illa modos.
Stridula nunc in se partitur, murmura, fauces
  Nunc trahit, effingat mille quousque tonos.

Von Hornmold erschien ferner 1619 eine Sammlung von lateinischen Dichtungen der verschiedensten Verfasser, alle gerichtet gegen das deutsche Laster der Trunkenheit (in crapulam seu de vitanda ebrietate). Der Literarhistoriker findet hier die reichste Auswahl von Namen. Ungedruckt existirt in der Stadtbibliothek zu Heilbronn noch Hornmolds 1) Heil-

bronna, Lob und Beschreibung der Reichsstadt Heilbronn, in lateinischen Hexametern. Es beginnt sehr lebendig:

Fontis et urbis opus patriaeque insignis honores
Et vos frigidulos fabulosi Necaris undas etc.

2) Laurea oder lauri Apollinaris i. e. poëseos laus, eine allegorische Comödie zur Verherrlichung der Poesie, worin Apollo, die Musen, Homer und die alten Dichter, Aristoteles und die alten Philosophen, dann die neulateinischen Dichter Eoban, Sabinus, Frischlin &c. auftreten. 3) Seine Lebensbeschreibung in Prosa. Dieser schwäbische Dichter wäre einer ausführlichen Monographie werth.

Friedrich Hermann Flayder gab 1625 zwei Lustspiele heraus Imma portatrix und Ludovicus bigamus. Beide ließ er zu Tübingen von adeligen jungen Studenten aufführen, deren Namen im Buche stehn. Das erste Stück behandelt die berühmte Sage von Eginhard und Emma (vgl. Theil I. S. 52), mit einem Prolog der Venus und comischen Zwischenscenen, in denen Korydon, Menalkas und Amaryllis im griechischen Schäfercostüme doch nur schwäbische Bauern sind. Das zweite Stück behandelt die eben so berühmte Geschichte des Grafen von Gleichen mit seinen beiden Weibern (II. 61), gleichfalls mit comischen Scenen, in denen die abend- und morgenländische Dienerschaft Späße macht. Trotz der classischen Sprache sind beide Lustspiele durch und durch romantisch und bilden den Uebergang von Frischlin zu Gryphius und Tieck. — Zwei Jahre später schrieb derselbe Flayder noch eine dritte Comödie: Moria rediviva, mit Bezug auf des Erasmus Lob der Narrheit.

Moria, die Narrheit, hält den Prolog und versichert sich der Weltherrschaft. In der ersten Scene streiten Demokrit, der hellauf lacht, und Heraclit, welcher heult und weint. Hahaha der eine, hu hu der andre. Moria kommt dazu, heißt sie sich vertragen, weil sie ja alle beide doch nur ihre Diener seyen und befiehlt ihnen, ihre Hofleute zu holen, um bei ihrer Wiederkehr in die Welt ihr gleich einen stattlichen Hof zu bilden. Da werden nun Vertreter aller Stände gebracht, ein pfaffus, ein philosophaster, ein alcumista, ein mercator, miles, venator, rusticus etc. und gründlich verhöhnt.

Er schrieb auch Epigramme (sal musarum) 1629, meist Uebersetzungen.

Einige lateinische Dichter Schwabens waren vorzugsweise Anagrammatiker. So der berühmte Jurist Johann Harpprecht in Tübingen, dessen poemata von 1617 außer Gratulationen und Condolenzen haupt-

sächlich Anagramme enthalten, darunter die Mehrzahl auf seinen eigenen Namen z. B.

Johannes Harpprecht { Penna Christo pare
Hinc per honesta ruas.
Apponis jus, re Nectar.

Egidius Hunnius. — Hui dignus venis
Ulricus Besoldus — Sol lucidus rubes.
Emanuel Birglius — Lingua mel es urbi.

Ganz eben so alberne Wortspielerei trieb Daniel Grückler, dessen somnia insomnia, (Tübingen 1700), theils lateinische, theils deutsche Anagramme enthalten, z. B. divitiae — dea vitii. Am künstlichsten ist: Babel (Rom) wollte die Bibel ausrotten, aber Bebel, der Humanist in Tübingen) hat sie als Held vertheidigt, so daß gegen Bebel die Bibel von Babel unbesiegt blieb.

So viel von den Schwaben. Ich reihe ihnen noch einige lateinische Dichter aus andern Gegenden Deutschlands an. Zu den trotz ihrer lateinischen Sprache doch volksthümlichen Lustspieldichtern müssen wir insbesondere den Utrechter Georg Macropedius zählen, dessen Dichtungen in Deutschland beliebt waren. Seines Hecastus ist oben schon gedacht. Seine Andrisca, fabula lepidissima von 1537 ist eine lateinische Comödie ganz wie ein deutsches Fastnachtsspiel.

Andrisca ergibt sich hinter dem Rücken ihres Mannes Georg wüster Schwelgerei, bis er sie zu einem Zweikampf herausfordert, damit Gott urtheile, wer als der Stärkere zu befehlen haben soll. Sie wird überwunden, jämmerlich durchgeprügelt und muß um Gnade bitten. Zwei antike Chöre stehen sich in diesem Drama gegenüber, ein Chor der Bacchiden auf Seite der Weiber, ein Knabenchor auf Seite der Männer.

Derselbe Dichter schrieb auch einen Bassarus, mit obigem Stück beisammen in der Basler Sammlung comoediae et tragoediae aliquot, Basel bei Brylinger 1540. In diesem Stück geht es eben so toll und wüst her, wie im vorigen.

Bassarus, ein Bauer, stiehlt dem Pfarrer und Schulzen ihre Vorrathkammer und Keller aus, ladet sie dann zum Schmause und gesteht ihnen zuletzt, daß sie sich von ihrem Eignen gütlich gethan haben. Ein Parasit, Weiber und Masken geben dabei zu allerlei Possen Anlaß.

Des Hayneccius Hansoframea sive Momoscopus, eine Comödie, gedruckt Leipzig 1581

läßt den Hansoframea (den Kutscher Hans Pfriem) wider Verdienst in den Himmel kommen, indem ihm die alte Petrona, in Abwesenheit des Petrus, das Thor öffnet. Petrus, Paulus 2c. wollen ihn nun zwar wieder hinausbefördern, aber er jagt sie alle durch seine Grobheit davon, behandelt die Maria Magdalena, die ihm Vorstellungen macht, wie eine Hure und entledigt sich auch der auf ihn gehetzten unschuldigen Kindlein, indem er ihnen Leckerbissen verspricht und sie hinter sich herzieht, wie der Rattenfänger von Hameln.

Zum bessern Verständniß dieses Lustspiels ist nothwendig zu wissen, daß Hans Pfriem bereits in Luthers Tischreden als comische Person im Gefolge der zu Weihnachten die Kinder belohnend und strafend umziehenden h. Personen erwähnt ist. Ihm als grobem Tölpel wird allerlei freches Widersprechen und Tadel gegen Gott und seine Heiligen in den Mund gelegt. Vgl. Hase, geistliches Schauspiel S. 121.

Hartmann Schopper, ein Pfälzer, Soldat unter Max II., ließ 1588 seine lateinische Uebersetzung des Reinecke Fuchs drucken, die den deutschen Text sehr natürlich wiedergibt. Z. B.

Serena lucebat dies
Et sol micabat aureus,
Rex imperator omnium
Leo ferarum sceptiger
Totius urbis bestias
Festum peringens convocat.

Das Gedicht wurde in Gheri delit. V. 1437 f. aufgenommen.

Christoph Stymmel gab 1579 in Stettin zwei lateinische Comödien heraus, eine Opferung Isaacs und studentes. Nur die letztere ist von Interesse, weil sie die colossale Lüderlichkeit auf den damaligen Universitäten bezeugt.

Philargyrus schickt seinen Sohn Philomathes auf die hohe Schule, wo er aufs fleißigste studirt, während seine Jugendfreunde Acolastus alles mit Weibern, Acrates alles mit Spiel vergeuden. Zuletzt muß Acolastus ein Mädchen heirathen, die er entehrt hat, Acrates aber bestiehlt seinen Vater, um seine Spielschulden zu zahlen.

In Wichgrevs Cornelius relegatus, einer lateinischen Comödie von 1600, werden neben der allgemeinen Lüderlichkeit, welche die Relegation des Helden zur Folge hat, hauptsächlich die rohen Mißbräuche des akademischen Bacchantismus zur Schau gestellt. — Aehnlich die Comödie vom Studentenleben von Schoch, 1657.

Der Sohn eines Edelmannes und der eines Kaufmannes werden Studenten, Pekelhering ihr Bedienter. Von Landsleuten in den Pennalismus eingeweiht werden sie zunächst besoffen gemacht und treiben sich in allem umher, was das damalige Studentenleben mit sich brachte. Am naivsten sind die ländlichen Suiten, das Ende ist die Relegation.

Aus Mangel an Geist und Erfindung und weil die Humanisten von Haus aus mit einer fremden Sprache als Sprachkünstler kokettirten, kamen sie auf allerlei Spielereien, auf die Centonen d. h. musivische Zusammensetzung neuer Dichtungen aus wörtlichen Stellen des Alten, auf die Anagramme, d. h. das Auskünsteln neuer Wörter und eines neuen Sinnes aus der Verstellung der Buchstaben eines Wortes, besonders der Namen, und auf die macaronische Schreibart, d. h. die absichtliche, zum Zwecke der Satire dienende Mischung moderner, populärer und grober Ausdrucksweise mit der classischen, ursprünglich nur eine witzige Anwendung des s. g. Mönchs- oder Küchenlatein, welches aus der Mischung der lateinischen Kirchensprache mit der angebornen Mundart einfältiger Pfaffen entstand. Ferner die Spielerei mit Buchstaben, die Gedichte, in denen jedes Wort mit ein und demselben Buchstaben anfangen mußte rc. Vgl. darüber Genthes Geschichte der macaron. Poesie, 1829. Das non plus ultra dieser Spielerei war des Henr. Reimarus Proteus poeticus, Hamburg 1619, ein ganzes Buch, welches nichts enthält, als einen einzigen Vers:

Tempore da nostro bona pax, pie Christe, sit urbi

nicht weniger als 150mal durch Verstellung der einzelnen Worte variirt. — Des Hamconius certamen catholicum cum Calvinistis (ohne Ort und Jahr) und des Hucbald ecloga de calvis (Basel 1546) bestehen beide nur aus Wörtern, die mit C, das Petri Porcii pugua porcorum (Antwerpen 1530) nur aus solchen, die mit P anfangen.

Die eigentliche macaronische Poesie macht die beste Wirkung, wenn sie ernst und in heroischem Pathos kleine und lächerliche Dinge schildert und dabei die gemeinsten Ausdrücke unter die erhabenen einmischt.

In den facetiis facetiarum von 1657 ist eine lustitudo studentica in macaronischen Herametern abgedruckt, worin das Studentenleben sehr lustig abgeschildert ist.

Vos famuli Kannis Bachum demergite tieffis,
Et date Rhenano porula plena mero.
Vos pueri crassum, primum Biera indite in Humpum
Hoc fundamento est aedificanda domus. —
Nunc superest mensam damzandum et benkia circum,
Pocula de propriis praecipitate locis,
Praecipitate libros, quid cum tibi, Bache, Camoenis?

Daselbst ist auch die Floja abgedruckt, die schon 1593 einmal besonders gedruckt worden war, nochmals herausgegeben 1827 von Neander (Immermann).

Das Gedicht beginnt virgilisch angla floosque canam. Die Flöhe werden als überaus ritterliche Helden und Freiheitsmänner gepriesen, weil sie in so kühnen Sprüngen über alles sich hinwegsetzen und selbst die Majestät der Könige nicht fürchten, noch die Allmacht des Papstes.

Cogitur hinc Bapstus slotos crutzumque sacratum
Werpere de manibus etc.
Non furchtit Keisros, non reges etc.

Am launigsten ist die Schlacht der Jungfern mit den Flöhen beschrieben:

Se flous sanguine mekae
Fullit, repletus per Kleidros springit et huppit,
Vexerit adeo, aut Jungfrae absque pudore
Uprapant sese et beinos, bauchumque bekikant,
Saepe etiam Kragium upmakunt et titia runda
Defendunt, arcentque floos etc.

In den facetiis findet sich auch noch ein macaronisches Gedicht de casei stupendis laudibus, eine witzige Verherrlichung des Käses.

Im Jahr 1619 erschien zu Hanau Caspars Dornavi amphitheatrum sapientiae socraticae jocoseriae, in Folio, eine Sammlung zum größten Theil lateinischer, zum geringsten Theil auch deutscher Scherzgedichte, überaus reichhaltig.

Der Sammler beginnt mit einer lateinischen Uebersetzung des homerischen Froschmäusekriegs und noch zwei ähnlichen Dichtungen, reiht dann nicht weniger als dreizehn Gedichte von den Flöhen zusammen, worunter auch Fischarts Flohhatz, drei Dichtungen von den Läusen, zehn von den Ameisen, fünfundzwanzig von der Nachtigall, neunundzwanzig von Hunden. Den Thieren folgt allerlei anderes, vier Gedichte vom Bier, sechs vom Lachen, sechs vom Nichts rc. Die deutschen Dichter nehmen hier nur einen geringen Raum ein, die meisten sind alte Klassiker oder Romanen.

3.

Die erste schlesische Schule.

Gegen die lateinische Poesie des Gelehrten kämpfte die deutsche Dichtung im 16. Jahrhundert nur ohnmächtig an. Weder die groben kirchlichen Satiren, die wir schon kennen, noch die rohen Volksschauspiele, die wir später betrachten werden, waren im Stande, der verwilderten deutschen Sprache ihren verlorenen Adel zurückzugeben. Deswegen erscheint es ganz natürlich, daß am Ende die deutsche Sprache selbst sich der Renaissance gefangen gab und in die zunächst lateinische, dann auch italienische und französische Form goß, all ihre alte Eigenheit und Ursprünglichkeit verleugnend.

In der Wahl der Stoffe war die Renaissancedichtung von alter Gewohnheit und neuer Mode zugleich beherscht. Christliche Dichtung galt noch als obligat. Kaum durfte der Poet seine Sachen drucken lassen, wenn nicht geistliche Gedichte voranstanden. Neue Mode waren hauptsächlich die akademischen Schäfereien, also begann es von steifen Hirtengedichten zu wimmeln. Die Großthaten und Schrecken der Religionskriege konnten ihres Eindrucks auf die Sänger nicht verfehlen, daher einerseits die blutigen und hochtrabenden Haupt- und Staatsreactionen, andrerseits so viel Angst- und Bußlieder. Die alte Grobheit, die Lüderlichkeit der Soldateska, die neue von den Ausländern erlernte Frivolität pfuschte überall in das reinliche Werk der Renaissancedichter hinein. Aus den Reichsstädten und aus allerlei Winkeln der Provinzen drang noch der Volkston, wenn auch mit heiserer und betrunkener Stimme durch. An den Höfen und Universitäten aber blühten die neuen Myrthen-, Lorbeer-, Cedern- und Cypressenwälder von der Scheere reinlich zugeschnitten, mit Marmorstatuen und Renaissancepallästen, und elegante Dichter beugten sich darin bis auf den Boden vor den Durchlauchtigsten in Allongeperücken, welche gnädiglich die Huldigung entgegennahmen. Die übertriebenste Devotion und Kriecherei zeichnet beide schlesische Schulen und die fruchtbringende Gesellschaft aus.

Es fällt auf, daß gerade in dem abgelegenen und kaum recht ger-

manisirten Schlesien der deutsche Parnaß aufgeschlagen werden sollte. Aber es erklärt sich aus der Pflege, welche hier unter dem letzten Fürsten des Hauses Piast die Schulwissenschaften fanden. Namentlich war Trotzendorfs Schule zu Goldberg am Ende des 16. Jahrhunderts die berühmteste der damaligen Zeit. Schon vor Opitz traten hier Dichter auf. Theobald Höck gab 1601 zu Liegnitz ein „schönes Blumenfeld" heraus, wobei er seinen Namen in Otheblad Oekh verstellte. Es sind geistliche und Liebeslieder. In den erstern verräth er die Schule Johann Heermanns. Die letztern sind für die Entwicklungsgeschichte der deutschen Poesie von vielem Interesse. Seit Puchmann war der Meistergesang verstummt, die neue Gesangkunst der Renaissance hatte sich nur der lateinischen Sprache bedient. Kirchenlied und Volkslied allein füllten neben diesen lateinischen Dichtungen der Humanisten die Leere bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts aus. Höck nun war der erste uns bekannte Kunstdichter, der den Uebergang aus dem Volksliede zum deutschen Kunstliede des Renaissancegeschmackes bezeichnet.

Seine Lieder haben oft noch völlig den Volkston z. B.

Schönes Lieb, ich muß dich lassen,
Ich fahr dahin meine Straßen rc.

oder:

Man sagt, wems Glück wohl pfeift,
Der mag wohl lustig tanzen rc.

Weil seine Lieder dem natürlichen Volkstone treu bleiben, sind sie sogar gelenkiger und weniger steif, als die nachfolgenden von Weckherlin und Opitz. Zuweilen mahnt uns Höck noch an die schönsten Tage der Minnesänger, z. B. in dem Liede:

Selig und aber selig ist die Liebe
Wo Augen, Herz und Mund zugleich sich üben,
Wo Lieb an Lieb darf mahnen
Liebe mit Lieb belohnen,
Da wär gut wohnen rc.

Die lieblichste Naivetät herrscht in seinen ersten und ältesten Gedichten, in welchen er die Ueberraschung, Scham und süße Blödigkeit schildert, die ihn übernommen, als er zum erstenmal begriff, warum das schöne Geschlecht in der Welt ist.

Von einem andern Schlesier, Frenzel von Friedenthal, ist ein

Lob auf die Stadt Augsburg aus dem Jahr 1585 erhalten, worin sonderlich die Frauenzimmer höchlich gerühmt werden:

Wie ganz holdselig und wie mild
Sich da erging ein Frauenbild,
Scherzlich mit Worten und dabei
Redsprächig, wie sie auch so frei
Einen jeden zu bescheiden weiß
In Züchten doch 2c.

Vgl. Meister, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache I. 257. Zwischen dem echten Volkslied und Kunstlied in der Mitte stehen einige mit Melodien herausgegebene Liederbücher jener Zeit. Die neuen Galliardt (Tanzlieder) von Rosthius, Altenburg 1593 und der Lustgarten Leo Haßlers, Nürnberg 1601. Vgl. Meister das. 318. 321.

Vor Opitz dichtete auch schon Paul Schede (genannt Melissus) wie in lateinischer, so deutscher Sprache. Seine geistlichen Gedichte von 1572 scheinen verloren, einige wenige weltliche sind gerettet in der Sammlung der Zürcher Streitschriften IV. 9, und in Matthissons lyrischer Anthologie Th. 18. Auch sie halten auf bemerkenswerthe Weise den guten Ton des deutschen Volksliedes ein, z. B.

Roth Röslein wollt ich brechen
Zum hübschen Kränzelein
Mich Dörne thäten stechen
Hart in die Finger mein,
Noch wollt ich nit lan ab.

In den Züricher Streitschriften ließ Bodmer auch ein deutsches Hochzeitslied des Peter Donaisius aus Straßburg drucken, welches leicht und fließend den gleichen Ton des Volksliedes einhält.

Der bisher übliche kurze Vers, der aus den epischen Dichtungen in die Fastnachtspiele übergegangen und allerdings steifer und härter geworden war, fiel von nun an als sogenannter Knittelvers in Verachtung. Dagegen kam der (nicht minder steife) französische Alexandriner (so genannt, weil er zuerst in einem französischen Alexanderlied vorkommt) und kamen antike und italienische Versmaße, die eine leichtere und mannigfaltigere Bewegung zuließen, in die Mode. Lange jedoch hielt noch die

Rohheit der Gemüther und der Pedantismus der Gewohnheit die Dichter vom Ziel vollendeter Leichtigkeit zurück.

Der Uebergang aus dem volksthümlichen Knittelvers in den gelehrten Alexandriner mit Herbeiziehung der classischen Mythologie macht sich zuerst bemerklich in den Festgedichten und zwar nicht bloß der Höfe, sondern auch in den größern Städten. Bisher hatten die Spruchdichter und Pritschmeister obligate Knittelreime zu den Schützen- und andern öffentlichen Festen gemacht. Frischlin verfertigte schon für den Württemberger Hof lateinische Festgedichte im glänzendsten Renaissancestyl und diese neue Mode nahm bald überhand. Mathias Holzwart gab 1568 in Folio „der „Lustgart newer deutscher Poeterei" mit Festgedichten für den Württemberger Hof heraus. Dieser Geschmack ging im nächsten Jahrhundert hauptsächlich auf die Pegnitzschäfer und auf die jesuitischen Hofdichter über.

Die kunstreichen Versmaße der Italiener, die Schäfergedichte, Sonnete und Epigramme, führte, ebenfalls noch vor Opitz, zuerst ein Schwabe in die deutsche Poesie ein, Georg Rudolf Weckherlin. Dieser, geb. 1584 in Stuttgart, machte frühzeitig große Reisen, wurde Sekretär des Herzogs von Württemberg, schloß sich im dreißigjährigen Kriege dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz (dem vertriebenen Böhmenkönige) an, kam dadurch nach England und war dort Secretär der deutschen Kanzlei, welche die Verbindung mit den deutschen Protestanten unterhielt, noch im Jahr 1660. Sein Todesjahr ist nicht bekannt. Schon 1618 erschienen von ihm in Stuttgart „Oden und Gesänge" (in späteren Ausgaben zu Amsterdam), sechs Jahre vor denen des Opitz, und finden wir in Weckherlin den Prototyp nicht nur der ersten, sondern auch schon der zweiten schlesischen Schule und der Pegnitzschäfer.

Wie sein Lied von den Küssen beweisen mag, welches nach leichterem Versbau strebt wie Opitz, etwas schlüpfrig ist wie Hoffmannswaldau, und spielend wie Birken und Harsdörfer. Das Tändelnde, das die Nürnberger Schule annahm, zeigt sich auch in andern Liedern Weckherlins. Die Neigung zum Sinnreichen erzeugt bei ihm auch da Spielerei, wo sonst Gefühl und Sprache kräftig sind! So in dem schönen Gedicht von der Neuheit der Liebe. Originell und trefflich ist das Genrebild „die schöne Bettlerin". Ein Streben nach kräftiger Natur, Wahrheit und klarem Ausdruck beurkundet sich in dem Herbstlied:

Was kann doch angenehmer seyn,
Denn einen Becher ganz voll Wein

In seiner starken Hand am trocknen Mund zu haben,
Und seinen müden Leib und Geist damit zu laben? ꝛc.

Leider wird aber nicht in dieser Weise fortgefahren, die Strophe endet matt und dann beginnen „die Nymphen“ eine Gegenstrophe, worin statt des Trinkens das Lieben gepriesen wird, so daß alles auf einen ziemlich ordinären Wettstreit zwischen Bacchus und Venus hinausläuft, wo uns der schöne Eingang ein ächtes deutsches Trinklied hätte erwarten lassen. Ueberhaupt mischt Weckherlin zu viel antike Götter und Nymphen ein. Aecht antiken Schnitt haben z. B. die Epigramme auf die Niobe:

Gedrücket von der Freud und Pein
Der Kinder, welche ich geboren,
Und wieder durch den Tod verloren
Bin ich selbst ein Grab und Grabstein,

und auf die Venus

O Venus, weil mein Angesicht,
Nun lieblos, niemand machet flehen,
Ich meinen Spiegel dir verpflicht,
Denn, was ich war, kann ich mich nicht,
Und wie ich bin, will ich nicht sehen.

In einer Anzahl politischer Lieder nimmt der Dichter den lebendigsten Antheil an den protestantischen Helden seiner Zeit. Eine lange Elegie klagt über den Tod Gustav Adolphs. Er vergleicht ihn mit dem Herkules, der im Feuer gen Himmel gefahren.

Sehr schön und feurig ist der Nachruf „An Deutschland“ und nicht minder die „Ermunterung an deutsche Krieger“, die sich nur zu lang hinschleppt.

Weit größeren Ruhm als die bisher Genannten erndtete Martin Opitz ein, so daß nach ihm, weil er ein Schlesier war, die ganze moderne Dichtungsweise die der schlesischen Schule genannt wurde, und zwar galt Opitz als Begründer der sogenannten ersten schlesischen Dichterschule, sofern nach seinem Tode noch eine zweite entstund. Opitz selbst rühmt von sich, „er habe den Deutschen die erste Bahn zur Poesie, so nicht bald eingehen werde, gezeigt.“ Eine ungeheure Unvernunft, da die Deutschen seit tausend Jahren schon eine viel edlere Poesie besaßen, die ihre eigne und nicht wie die Opitzische von fremdher entlehnt war, und eine ungeheure Prahlerei, da schon lange vor Opitz die lateinischen Dichter dieselbe Bahn der Renaissance eingeschlagen hatten. Classische Bil-

dung war bei Opitz eins und alles, ohne sie erkannte er keinen Dichter an. Er schrieb an Zinkgref:

Wer nicht auf die Alten zielt
Nicht ihre Stärke kennt, der Griechen und Lateiner,
Als seine Finger selbst rc., ist zwar ein guter Mann
Doch nicht auch ein Poet.

Das einzige Verdienst des Opitz besteht darin, daß er wie Höckh und Weckherlin den Lateinern, Italienern und Franzosen einen leichteren, natürlicheren und anständigeren Styl ablernte und somit der groben, ungehobelten und unflätigen Sprachweise, wie sie seit Luther, Murner und Fischart herrschte, mit einer wirklich vornehmen Grazie entgegentrat, obgleich es ihm noch sehr schwer wurde, die gelehrte deutsche Steifigkeit abzulegen. Auch haben ihn an Natürlichkeit und Leichtigkeit viele unbekannte Dichter von deutschen Volksliedern, die nichts von Classicität wußten, weit übertroffen.

Das Schlimme an ihm war die Ausländerei, die gänzliche Entfremdung von der angebornen heimischen Art. Das war indeß so sehr die allgemeine Besessenheit der damaligen Gebildeten, daß er nicht besonders darum getadelt werden darf. Persönlich gereicht ihm mehr seine Charakterlosigkeit zum Vorwurf, obgleich auch diese in vielfacher Weise entschuldigt werden kann. Geboren 1597 zu Bunzlau (am Bober) in Schlesien machte er schon in seiner Jugend humanistische, italienische und französische Studien, kam dann überall auf Schulen herum von Jütland und Heidelberg nach Siebenbürgen, wurde zu Wien als Poet gekrönt und geadelt. Seitdem hieß er Opitz von Boberfeld oder der Boberschwan. Daß er nachher, obgleich Protestant, Secretär und Schmeichler des berüchtigten Grafen Dohna wurde, der in Schlesien die Protestanten mit Dragonaden verfolgte, ist ihm zum schweren Vorwurf gemacht worden. Nachher diente er dem Polenkönig Wladislav und starb 1639 zu Danzig an der Pest. Er war von Natur leichtsinnig, der Krieg schreckte und eckelte ihn. Er suchte heiteres Wohlleben.

Opitz brachte eine nie vorher bekannte Schweifwedelei in die deutsche Dichtung. Nur die lateinischen Dichter waren ihm hierin vorangegangen. Allein hündische Schmeichelei der Gelehrten gegen die großen Herren, durch welche sie Anstellungen erhielten, lag in der Zeit. Sonder-

lich auf protestantischem Gebiete gab es keine unabhängige Kirche mehr, in deren Schutz die Geister hätten wirken können. Immer mehr Existenzen, die sich geistiger Thätigkeit widmeten, wurden von Fürstengunst abhängig. Seit Opitz nahmen die Gratulationen den breitesten Raum in der lyrischen Poesie ein. Die gekrönten Poeten prosternirten fast alle in unzähligen niederträchtig demüthigen Gedichten vor ihren Gönnern. Und zwar in dem von nun an herrschenden Alexandriner, dem aus Frankreich entlehnten, ganz der pedantischen Grandezza angemessenen Versmaße: Daneben figurirte eine Unzahl Hochzeits- und Beileidscarmina. In vielen lyrischen Sammlungen bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts findet man nur solche.

Opitzens poemata wurden in drei Bänden vielmal aufgelegt, von 1624 bis 1648 nicht weniger als achtmal.

Sie enthalten nicht ein einziges größeres, der Unsterblichkeit würdiges Gedicht, überall nur ein buntes Durcheinander von Prosa und Versen, Lateinischem und Deutschem, Fremdem und Eigenem, Lob- und Lehrgedichten, Dramatischem und Lyrischem. Die „Poetischen Wälder" enthalten seine lyrischen Gedichte, meist Uebersetzungen aus dem Holländischen, Lateinischen, Französischen und Italienischen. Nichts Erbärmlicheres als in dem Gedicht in Alexandrinern „an die deutsche Nation" die Selbsteinweihung des Dichters in sein Amt. In der schlechtesten Sprache die gemeinsten Gedanken. Da nennt er sich selbst einen hohen Geist, spricht von seinem Lorbeer, zu dem ihm Amor noch den Myrthenkranz bringt, Vulcanus schmiedet ihm eine goldene Feder, und bei Apoll steht er ganz in Gunst und Holde. Daraus sey nun das vortreffliche Buch entstanden, das sein werthes Vaterland christlich von ihm annehmen soll. Opitz ist auch der Erste, der in einem andern Liede „die Leyer" ansingt, eine Unart, die leider noch immer von den deutschen Dichtern nicht gewichen ist. Von Leyern zu reden, wo keine sind, ist eben so abgeschmackt, als den Gesang zu besingen. Im Uebrigen ist der Haupteindruck, den Opitzens Gedichte machen, der fremdartige Anblick antiker mythologischer Staffagen in der schlichten deutschen Landschaft. Es ist ihm unmöglich, zu dichten, ohne die Alten, ihre Götter und Nymphen herbeizuziehen. — Die meisten unter den Originaldichtungen von Opitz sind Gelegenheitsgedichte auf Hochzeiten und Begräbnisse. In den ersteren macht sich bereits die undelikate Ausmalung von Brautnachtfreuden breit, worin der spätere Hoffmannswaldau das Mögliche geleistet. Eines der besten lyrischen Gedichte von Opitz, das man so oft bewundert und wieder abgedruckt hat, ist nur eine wörtliche Uebersetzung aus dem Französischen des Ronsard.

Ich empfinde fast ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin gesessen über dir;
Es ist Zeit hinauszuschauen
Und sich bei den frischen Quellen
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die schönen Blumen stehn
Und die Fischer Netze stellen.

Aus allem, was uns von Opitz bekannt ist, geht klar hervor, daß er einer sittlichen Erhebung, eines Erzürnens über Unrecht, einer patriotischen Begeisterung, eines religiösen Ernstes 2c. ganz unfähig, daß er ein oberflächlicher, seelenloser Modemensch gewesen ist. Der „Vater der neuen deutschen Poesie“ konnte auch gar nichts besseres seyn, er mußte, indem er nur französischen, afterclassischen Mustern folgte und somit die eigne deutsche Nationalität der fremden, den christlichen Grundton der Seele einem afterheidnischen aufopferte, nothwendig ein charakterloser Zwitter werden. — Die „Schäfferei von der Nymfen Hercinie“ ist eine aus Prosa und Versen gemischte Erzählung zu Ehren des gräflich Schafgottschen Hauses.

Der Dichter hat sich in einem Thal des Riesengebirges, wo die Schafgottsche ihre Besitzungen haben, verirrt. Da gesellen sich zu ihm drei poetische Hirten (seine Freunde Nüßler, Böhmer und Venator. Sie finden die Nymphe Hercinia, die ihnen eine Höhle zeigt, worin die Ahnenbilder und aufgezeichnete Thaten der Schafgottsche. Eine ganz dürftige und elende Erfindung, die später von den Nürnberger Poeten nur zu oft nachgeahmt wurde.

Daran reiht sich nun auch das schwülstige Loblied auf den König Wladislaw, in Alexandrinern, den er auch lateinisch anfang. Lobgedichte sind gewissermaßen auch die beiden Idyllen, 1) Vielguet, die Beschreibung eines Landsitzes des Herzog von Münsterberg-Oels und 2) Zlatna, die eines Bonvivants in Siebenbürgen, wo der Dichter schöne Tage verlebte. Beide verherrlichen die ländliche Ruhe. Ein Lob des Kriegsgottes ist dem Lob des Bacchus vom Holländer Heinsius nachgebildet und strotzt von Mythologie. Dem Grafen Dohna dedicirt er eine Rechtfertigung seiner Greuel. — Vesuvius ist dem Aetna des Cornelius Severus nachgebildet in der Manier des Lucretius, eine philosophirende Naturbeschreibung. Doch

behauptet die empfindsame Schilderung der durch den Feuerausbruch Verunglückten die Oberhand über die Physik. Das lateinische „Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs" strotzt von biblischen und mythologischen Anspielungen, erinnert aber doch lebhaft an die Leiden des dreißigjährigen Kriegs.

Opitz übersetzte des Sophokles Antigone in bocksteifen Alexandrinern, deßgleichen Senecas Trojanerinnen, Catos Distichen, Heinsius Lobgesang auf Christus, Hugo Grotius von der Wahrheit der christlichen Religion. Seine beste Uebersetzung ist die nach Tieck in seinem altdeutschen Theater aufgenommene Dafne aus dem Italienischen. Ein kleines Schauspiel, worin die Verfolgung der Dafne durch Apoll und ihre Verwandlung in leichter und anmuthiger Weise vorgestellt wird. — In ähnlichen leichten Versen und gleichfalls einem italienischen Original folgend, schrieb Opitz auch ein geistliches Schauspiel: Judith. Ich halte es für das beste, was er je geschrieben hat. Holofernes ist von Liebe zu Judith berauscht und die Art, wie sie sich dabei benimmt, ist würdig. Es ist hier etwas ächt Tragisches mit ungewöhnlicher Lebendigkeit gegeben. Opitz übersetzte auch die Klagelieder Jeremiä, Jonas, auch Psalmen und schrieb einige Lieder voll Reflexion. Die Regeln seiner Dichtungsweise legte er in einem besondern Buch „von der Poeterei" nieder.

Dem Opitz zunächst stand Andreas Scultetus, gleich ihm aus Bunzlau gebürtig, dessen „österliche Triumphposaune" (1642) ihm in concreter und natürlicher Sprachweise nachsteht. Seine übrigen geistlichen und Gelegenheitsgedichte sind unbedeutend. Eben so die lateinischen, die Lessing nicht hätte zu retten brauchen, da er von weit wichtigeren lateinischen Dichtern keinerlei Notiz nahm.

Tscherning, ebenfalls zu Bunzlau geboren, trachtete in seinen Gedichten (Frühling 1649, Vortrapp 1655) noch nach mehr Leichtigkeit und liebte daher besonders die Dactylen und Anapäste. Er dichtete auch die erste Ode im alcäischen Versmaß, glaubte aber dabei reimen zu müssen:

Weil dir, o Tarnau, Redlichkeit auch behagt,
Du sunst der Erden fast gute Nacht gesagt,
So geb ich dir dies nach der Reihe,
Trink zu bestätigen deine Treue.

Tscherning hat fast lauter Hochzeit- und Grablieder gemacht, oft tändelt er nur, z. B.

Liebt, die ihr sollt lieben,
Liebe, wer nur lieben kann,

Wer zum Lieben wird getrieben,
Nehme sich der Liebe an.
Wird das lieben nicht getrieben,
Wer will leben ohne lieben?

Steif ist sein „Lob der Buchdruckerei“. Das beste von ihm ist ein Ostergedicht, worin Maria Magdalena am Grabe Christi redet.

Seht ihr Thoren,
Was ihr mißgethan.
Nehmt zu Ohren,
Wie sich um und an
Jeder Fels erschüttert,
Das gewölbte Himmels Haus
Sieht hierüber traurig aus,
Die Natur erzittert.

Unter den Nachahmern des Opitz neigten viele der Verständelei zu. Das war ein ganz natürlicher Zug aus der Grobheit und Unbeholfenheit des Zeitalters heraus zum Feinen, Leichten, Zarten, und entsprach dem Hang zu Schäfereien.

Ein Landsmann des Opitz, Wenzel Scherffer von Scherffenstein Hofbeamter des Herzogs von Brieg, dessen Gedichte 1652 zu Brieg erschienen, fiel in arge Spielerei.

Im Liede an die Krippe des kleinen Heilands kommt vor: der Hahn kräht die Geburt des Heilands aus. Der Ochs im Stalle frägt: wo? die Ziege antwortet: zu Beth-Beth-Bethlehem. Der Esel bestätigt es: Ja, ja. Die weltlichen Gedichte sind meist tiefe Bücklinge vor den herzoglichen Personen, aus Gelegenheit von Jagden, Taufen, Hochzeiten ꝛc. Unter anderem läßt Scherffer aus einem auf der herzoglichen Tafel aufgesetzten großen Zuckerbau heraus ein Lobgedicht auf die hohen Gäste singen und aus dem fürstlichen Hochzeitsbette alle Theile des Bettes freundlich einladend die hohe Braut anreden. Auch auf die Zeit beziehen sich einige seiner Lieder. Beim westphälischen Frieden jauchzt er auf:

Zu lieblichen, lustigen, fröhlichen Dingen
Soll heute die teutische Leyer erklingen
Lieblich soll heute sie dactylisiren ꝛc.

Aus dem dreißigjährigen Kriege gibt er einige gräßliche Schilderungen des Elends. Immer aber schlägt die Fröhlichkeit wieder bei ihm vor.

Freud' und Wonn' erfüllt die Lüfte,
Freud umhüllet Berg und Thal,
Freud umschallet Feld und Klüfte,
Freud ist hier und überall.

S. 154. Ein Vorbild von Bürgers berühmtem Verse:

Wonne weht um Thal und Hügel
Weht auf Feld und Wiesenplan.

Das Eigenthümliche bei Scherffer ist die Naturnachahmung. Darin ist er ein Vorgänger von Brockes. So ahmt er z. B. S. 143 die Nachtigall nach:

Ihr Kybbutz, ihr Davit, Vitzcach singt
Ihr Zir, Zir, Merikod künstlich singt.

In der Ausmalung weiblicher Reize mischt sich bei Scherffer schon viel Aequivokes. Man muß jedoch die Dichter der Hochzeitscarmina in den ehemaligen slavischen Marken des östlichen Deutschland, hauptsächlich in Leipzig und Breslau, mit der uralten Sitte entschuldigen, die es bei den Hochzeiten gewissermaßen zur Pflicht machte, sich obscöne Freiheiten herauszunehmen, welche außerdem verpönt waren. Zur Charakteristik Scherffers dient vorzüglich im Hochzeitslied des Vulcan, worin die Venus also beschrieben wird (S. 404):

Sehet die Zöpflein am zierlichen Köpflein,
Sehet an Läpplein zwei perlene Tröpflein,
Sehet der Schönsten gold-güldene Spänglein,
Sehet der günstigen glimmende Wänglein,
Sehet des Mündleins genaues zufallen,
Sehet der Lipplein blutrothe Korallen,
Sollte die Mars nicht zu küssen sich neigen?
Sehet der Zähnlein schneeweiße zwo Reigen,
Sehet der Aeuglein zwintz-glintzerndes Blinken,
Sehet des Stirnleins natürliches Schminken,
Sehet des Näsleins Fündgrüblein und Höhen,
Sehet die Böglein der Augenbraun stehen,
Sehet der Oehrlein gunst-förmliche Länge,
Sehet der glänzenden Perlen Gedränge.
Ums alabasterne Hälslein sich schmiegen,
Sehet der güldenen Härlein Umfliegen,
In dem so kuglichen Häuptlein gewurzelt,
Wie sich's einkreiselt und unter sich sturzelt,

Machet das ganze Gesichte beliebet,
Alles an Venus ein Anmuth uns giebet.

Sehet das zarte Gewebe von Leinen,
Sehet die Silberhaut klärlich durchscheinen, ꝛc.

Sehet der Händlein geschwellete Höhen,
Gleich als ein Weitzenes Teiglein aufgehen,
Welch' in der Weiche die Wulle wegstechen,
Sollt' auch das Urtel ein Corydon sprechen!

Merket darinne der Grüblein Entstehen,
Wie sie bald werden, bald wieder vergehen.

Um die alten Teutschen nach des Tacitus Germania zu loben, ruft Scherffer erst die Pierinnen an. Seinen Gedichten sind einverleibt die Uebersetzung der pia desideria des niederländischen Jesuiten Hugo, und der polnischen, etwas groben Epigramme des Kochanowsky. Scherffer dichtete auch selbst Epigramme, darunter ziemlich frivole, z. B. warum erzürnt ihr Weiber euch so arg über die Flöhe, seyd vielmehr froh, daß sie nicht reden können!

Calisius, der sich Floridan von Wohlau nennt, ein Schlesier, gab 1655 „blaue Kornblumen“ oder einfältige Hirtengesänge heraus, schon mit der Hinneigung zu der Nürnberger Schäferei und Blümelei.

Unabhängig von Opitz war sein Zeitgenosse Zinckgref, dessen Sammlung scharfsinniger Sprüche berühmter geworden ist als seine Gedichte von 1624. Unter den letzteren, deren nur wenige sind, zeichnet sich ein Kriegslied aus:

Kein Tod ist löblicher, kein Tod ist mehr geehrt
Als der, durch den das Heil des Vaterlands sich nährt ꝛc.

Die besten Verse dieses langen Liedes sind:

Drum gehet tapfer an, ihr meine Kriegsgenossen,
Schlagt ritterlich darein, euer Leben unverdrossen
Fürs Vaterland aussetzt, von dem ihr solches auch
Zuvor empfangen habt. Das ist der Tugend Brauch ꝛc.

Ein Jeder sey bedacht, wie er das Lob erwerbe,
Daß er in männlicher Postur und Stellung sterbe,
An seinem Ort besteh fest mit den Füßen sein,
Und beiß die Zähn zusamm und beide Lippen ein,
Daß seine Wunden sich lobwürdig all befinden
Davornen auf der Brust und keine nicht dahinten.

Zacharias Lund, in Schleswig geboren, gab zu Leipzig 1636 „allerhand artige deutsche Gedichte“ heraus, die wirklich artig sind. Sie zeichnen sich durch eine seiner Zeit noch seltene Leichtigkeit aus z. B.

Gehet weiden, Schäflein gehet,
Da der süße Westwind wehet rc.

* * *

Möcht ich tausend Augen haben,
Möcht ich itzund Argus seyn,
Daß ich in der Augen Schein
Meiner Schönsten mich könnt laben,
Nach dem Himmel frag ich nicht,
Hab ich deiner Augen Licht.

Der Dichter liebt das Tändelnde, z. B. in dem Lied von dem neugebornen Heiland:

Liebstes Kindlein, liebste Sonne,
Liebste Freude, liebste Lust,
Mir ist Liebers nicht bewußt,
Liebste Liebe, liebste Wonne!
Deine Liebe thut mir wohl,
Ich bin deiner Liebe voll.

In einem Hochzeitliede S. 46 läßt der Dichter den Amor sich selbst verbrennen, aber nur wie den Phönix. Unter andern findet sich hier auch S. 59 ein Lob des Höckers. Lund übersetzte ein lateinisches Gedicht des Vincentius Fabricius ins Deutsche, Hamburg 1836. Es handelt von einem sehr seltsamen Falle.

Eine schöne junge Holländerin erkrankte an der Pest, ihr feuriger Liebhaber ließ sich dadurch nicht abhalten, sie noch vor ihrem Ende zu umarmen, und in dieser Umarmung genaß sie, ohne ihn selbst anzustecken. In der rohen und schmutzigen Schale dieses Gedichts verbirgt sich doch der schöne Sinn: Liebe heilt und reinigt alles.

Rudolf Wasserhuns Kauffenster, Hamburg 1644, enthält nur wenige Gedichte.

Eine Klage der Kunst, daß sie verlassen sey, weil alle Welt nur dem Gelde und rohem Genusse nachlaufe; die Klage einer alternden Nonne, daß sie keinen Mann bekommen habe (sehr frivol), eine ähnliche Klage über die Entbehrungen des Alters.

Da meinem jungen Herzen
In stets geflammtem Haar
Noch Kraft und Lust zu scherzen
In allen Gliedern war,
Da mir die Lüste hingen
Nach einer schönen Brust,
Ging stets in vollem Springen. —
Nun sitz ich hin und hust.

Ein Schlachtlied:

Da die Trompeten, Heerpauken und Pfeifen
Machen die Herzen begierig zur Schlacht 2c.

Der Dichter ist lebhafter und feuriger als Opitz und wenigstens eben so gewandt im Verse.

Johann Wilhelm Simlers, eines Schweizers, teutsche Gedichte in Zürich 1648 enthalten Psalmenübersetzungen, geistliche und weltliche Lieder mit Melodien, am Schluß Epigramme. Die geistlichen zeichnen sich nicht aus.

Unter den weltlichen Gedichten bemerken wir vorzüglich Hochzeits-, Frühlings-, Herbst- und Wintergesänge. Auch einen Mahngesang „zu rechtmäßigem und herzhaftem Streit."

Frisch auf, frisch auf, ihr Helden,
Mit kecker Faust und Wehr,
Thut Thaten Gott zu Ehr,
Die ewig werth zu melden,
Dem Vaterland zu gut.
Ihr kühnen Heldenkinder,
Nicht sparet euer Blut
Des Feindes noch viel minder.

Doch ist es des Streites schon zu viel. Mit einem Blick von den Alpen herab auf das weite Schlachtgefild des dreißigjährigen Kriegs klagt der fromme Schweizer:

O Fried, o Fried, wo find man dich?
Wo hast du dich versteckt?
Europa nach dir sehnet sich,
Die blutigen Händ ausstreckt 2c.

Simler besingt die Natur im Frühling, Herbst und Winter, aber sehr ordinär:

Alle Matten und Wiesen grasreiche,
Alle Bühel und Berge zugleiche,
Werden Weiden dem nützlichen Viehe.
Auf den grünen bethauten Auen
Freudig springende Heerden wir schauen
Die zuvorn in Ställen geschrauen.

Johann Friedrich Bechmann gab zu Erfurt 1649 Epigramme heraus, worunter achtzig allein von dem schönen Angesicht des kleinen Jesusknaben handeln, aber nicht sehr geistreich.

In den übrigen Epigrammen, die herzoglich sächsischen Durchlauchten gewidmet sind, feiert er seine Geliebte Rosabella, gibt aber im Uebrigen eine eher praktische, als verliebte Natur zu erkennen, indem er in einem Distichon sagt, eine Schöne sey ihm zu arm, eine Reiche zu häßlich, deßhalb wolle er lieber gar nicht heirathen. Merkwürdig ist ein Epigramm gegen den Tabak, in dem er das Gift aller Elemente, ein concentrirtes Naturböses von Erde, Luft, Wasser und Feuer erkennt. Er hat doch geheirathet, aber seine lacrimae sponsales verhöhnen die verstorbene Frau.

In den deutschen Epigrammen und Sonnetten" des Georg Martinus, Bremen 1654

begegnen uns neben eigenen und nur übersetzten kleinen Epigrammen von meist erotischer Beziehung, auch verliebte Sonnette, die einigermaßen an Petrarca erinnern, sofern sie jeden äußern Anlaß ergreifen, um der Geliebten zärtliche Gefühle und Erinnerungen auszudrücken. Die meisten Sonnette sind noch in Alexandrinern geschrieben, einige aber zeichnen sich durch die correcte Form aus. Das eine z. B. in welchem er der schlafenden Geliebten einen Kranz windet, hat folgenden Schluß:

Kommt, bindet ihr ein Kränzlein von Violen,
Meyran und Klee, setzt ihr es auf verholen,
Damit es sie, wenn sie vom Schlaf erwacht,
Mit aller Lust durch den Geruch ersüße,
Und sie im Schlaf auch süße Luft genieße
Und wisse doch nicht, wer es hat gemacht.

David Schirmer, Bibliothekar in Dresden, gab heraus: Poetische Rosengepüsche, Dresden 1657 (ein Theil davon Singende Rosen, Dresden 1654) und poetische Rautengepüsche, Dresden 1663. Ein recht guter Dichter.

Er übertrifft an Reinheit und Wohllaut der Sprache viele Zeitgenossen, z. B. in dem Maienlied S. 143.

Ihr Nymphen, kommt herbei!
Es buhlt der grüne Mai
Auf unsern Auen.
Laßt uns spazieren gehen,
Wo Büsch und Kräuter stehen,
Uns umzuschauen.

Der vorhin dünne Wald
Ist wieder wohlgestalt,
Die Felder prangen,
Der blaue Himmel lacht,
Der Thau fällt durch die Nacht,
Die Tage langen ꝛc.

Die Frösche koaxen und quaxen und murren;
Die Tauben, die turteln und lachen und gurren;
Die schwirrende Schwalbe besuchet die Dächer;
Die Finken bezinken die grünen Gemächer;
Die Lerche tirliret
In sicherem Stande
Und führet gezieret
Die Freiheit zu Lande;
Die Nachtigall schläget und schlürfet und singet
Und hallet und schallet vor Freuden und springet.

Um Paul Flemming sammelt sich eine eigene kleine Gruppe preußischer Dichter. Gebürtig im Voigtlande, eines reichen Predigers Sohn, nahm er als Arzt Theil an der Gesandtschaft, welche Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein an den Czaar Michael Feodorowitsch nach Moskau schickte, 1633. Daß ihn dazu nicht bloß die Lust, fremde Länder zu sehen, sondern auch die Trauer um sein Vaterland bewog, sagt er selbst. Denn in Deutschland entbrannte damals der dreißigjährige Krieg am heißesten. Gustav Adolf war eben bei Lützen gefallen und auf Wallenstein harrte der Tod. Als daher Flemming nach Moskau kam, und das russische Volk daselbst in einem tiefen Frieden und bei wenig Bedürfnissen im glücklichsten Behagen fand, beneidete er dasselbe um sein Glück. Die Reisenden kehrten 1635 von Moskau zurück, sogleich wurde aber eine noch glänzendere Gesandtschaft, welcher sich Flemming abermals anschloß, nach

Persien geschickt. Bald nach seiner Rückkehr von dort starb Flemming in Folge der erlittenen Strapazen 1640. Seine deutschen Gedichte erschienen 1642. Auch schrieb er lateinische Gedichte, 1) Rubella seu suaviorum liber, gedruckt Leipzig 1631, zur Erinnerung einer an der Pest gestorbenen Jugendgeliebten und 2) Epigrammata, von Olearius edirt, Amsterdam 1649.

Flemming dichtete auch einige geistliche Lieder, unter denen das schönste das war, womit er sich zu seiner Reise stärkte:

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen 2c.

Mehrere schöne, tiefgefühlte Gedichte widmete er dem Vaterland. So die klagende Neujahrsode 1633 und das Danklied nach der Schlacht bei Lützen:

Billig ists, daß wir uns freuen,
Und mit lautem Jubel schreien:
Lob sey Gott und seiner Macht!
Der die stolzen Feinde beuget,
Und mit seiner Allmacht zeuget,
Daß er uns noch nimmt in Acht.

Von gewaltiger Kraft ist das Sonnett auf Gustav Adolfs Tod. Unübertrefflich das Strafsonnett an die Deutschen, worin er ihnen die Unfähigkeit vorwirft, das Reich zu erhalten, das ihre tapferen Ahnen gegründet.

Des großen Vaters Helm ist viel zu weit dem Sohne,
Der Degen schändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir Starken auf den Schein, so ists um uns gethan,
Uns Namensdeutsche nur! Ich sags mir auch zum Hohne.

Vom männlichen Sinne des Dichters zeugt auch das schöne Sonnet, womit er sich gegen jeden Unmuth waffnet:

Sey dennoch unverzagt! Gib dennoch unverloren! 2c.

Sein Sinn für Freundschaft spricht sich am schönsten aus in dem Gedicht:

Ein getreues Herze wissen
Hat des höchsten Schatzes Preis.
Der ist selig zu begrüßen
Der ein treues Herze weiß.
Mir ist wohl beim höchsten Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

Viele poetische Beschreibungen der orientalischen Reise sind Episteln an

Freunde. Nach damaliger Sitte machte Flemming auch eine Menge Gelegenheitsgedichte für Freunde, Hochzeits- und Leichencarmina. In einem der letztern wird der Tod eines jungen Mädchens, allerdings ziemlich seltsam phantastisch, als Zubereitung zur Hochzeit mit Christo aufgefaßt, den ihre Eltern bereits Sohn und ihr Bruder Schwager nennen.

Unter den Liebesliedern Flemmings sind hervorzuheben: Wohllautende Uebersetzung eines italienischen Liedes O fronte serena. Hier ist ein Schwung im Verse, für jene Zeit gewiß außerordentlich. — Ein ganz allerliebstes geistvolles Sonnett auf den Spiegel der Geliebten. Ein anderes auf den Ring mit einem Smaragd, den er der Geliebten schickt, mit dem reizenden Schluß: o Ring, wenn sie dir heimlich einen Kuß gibt, so heb ihn für mich auf. — Das schönste aller Flemmingschen Lieder ist das, worin die tiefste Sehnsucht nach der Geliebten, als er am fernsten von ihr ist, sich ausspricht. Der Dichter glaubt, die Sterne selbst fliehen am Himmel immer weiter abwärts von ihr. — Ein sehr lascives Lied S. 653 der Ausgabe von 1651.

Dem Flemming zunächst steht der Preuße Simon Dach, Professor zu Königsberg, († 1659). Außer heroischen Gelegenheitsgedichten und Festspielen, wie die Neubrandenburgische Rose, die Schäferspiele Cleomedes und Sorbuisa, schrieb er treffliche sowohl geistliche als weltliche Lieder, (1696), mit Auswahl in W. Müllers Bibliothek V. Seine Biographie in Gebauers: Simon Dach und seine Freunde, Tübingen 1828.

In Cleomedes verherrlichte Dach den Polenkönig Wladislaw IV. Die Russen werden hier als Satyrn von dem Hirten Cleomedes besiegt, den dafür die schöne Venda belohnt. — In der Sorbuisa personificirte Dach das Land Preußen, wie es durch Apoll und die Musen Civilisation empfängt.

Am bekanntesten ist Dachs schönes Lied „Annchen von Tharau", ursprünglich plattdeutsch geschrieben, ein zum Volkslied gewordenes Liebeslied voll innigen Vertrauens „Annchen von Tharau ists, die mir gefällt". Wie er gleichwohl unglücklich liebte und die Schöne, die er unsterblich gemacht, an einen adeligen Nebenbuhler verlor, hat Willibald Alexis in einem für den bürgerlichen Dichterstand gar zu demüthigenden Drama dargestellt. Uebrigens geht der Schluß des ursprünglichen Dachschen Liedes, den Herder und die Neueren immer weggelassen, ins burleske über und verwandelt seine innige Liebe in Schmollen und Zank. Es war ganz passend, diese zwei ungleichen, auch wohl in sehr verschiedener Zeit entstandene Hälften zu trennen. — Zierlich ist ein Frühlingslied von Dach:

Die Sonne rennt mit Prangen
Durch ihre Frühlingsbahn,

Und lacht mit ihren Wangen
Den runden Weltkreis an ꝛc.

Lied an die Freundschaft:

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann,
Wenn er mit seines gleichen
Soll treten in ein Band,
Verspricht sich nicht zu weichen,
Mit Herzen, Mund und Hand ꝛc.

Zu den besten Liedern Dachs gehört das vom Glück der Ehe:

In seiner Liebsten Armen
Entschlafen und erwarmen,
Ist, was in dieser Zeit
Uns einzig noch erfreut,
Wann Gnüge, Scherz und Lachen
Um unser Bett her wachen,
Und man kein Licht erkennt,
Als was im Herzen brennt ꝛc.

Uebrigens finden sich bei Dach auffallend viele Sterbelieder. Denselben melancholischen Charakter tragen die Lieder seiner Freunde, des Componisten Albert und des Roberthin, die, den seinigen ähnlich im Verse leicht, aber dem Inhalt nach unbedeutend sind. Man erklärt die Schwermuth dieser Königsberger Schule aus einer Pest, die jenen Dichtern ihre liebsten Angehörigen entrissen habe. Albert schrieb einmal im Garten auf jeden Kürbis einen das memento mori variirenden Vers und componirte nachher alle diese Verse (musikalische Kürbishütte 1645). Der damals wüthende dreißigjährige Krieg mag auch das Seinige beigetragen haben, die frommen Dichter schwermüthig zu machen. Es liegt aber auch schon in der nordischen Natur jener Ostseeufer ein Etwas, was auch später noch durch Hippels Werke wie eine leise Wehklage geht. — Ganz in diesen Ton stimmen die 1648 zu Elbing in zwei Bänden erschienenen „Grabgedichte" des Christoph Kaldenbach ein, die übrigens schrecklich geistlos und langweilig sind.

Christian Brehm, Leipziger Bürgermeister, dessen Gedichte 1637

erschienen, besang Flemming und wurde von Finkelthaus besungen. Mit ihm zweigt sich aus der ersten schlesischen Schule ein sächsischer, speciell leipziger Zweig ab, der zum selbständigen weitschattenden Baume werden sollte. Obgleich damals noch keine Rede davon seyn konnte, daß Leipzig einmal Klein-Paris werden und unter allen deutschen Städten am meisten französische Frivolität annehmen würde, trat bei Brehm doch schon eine tändelnde Leichtfertigkeit in den Hochzeitsliedern hervor. Sein längstes Gedicht beschreibt eine lustige Fahrt nach Riedewitsch, wo die ganze Gesellschaft sich betrinkt. Sein Stadtrichter Finkelthaus blieb in deutschen Gesängen (1640) und lustigen Liedern (1646) nicht hinter ihm zurück und übertrifft ihn noch in erotischen Licenzen. Die Prahlerei mit Galanterien, die in Frankreich guter Ton wurde, wurde es damals auch schon in Leipzig.

Eine eigenthümliche Stellung nahm die Anna Ovena Hoyers († 1648) ein, die in Holstein als Verehrerin Schwenkfelds und des David Joris die lutherische Orthodoxie der Zeit haßte und die heftigsten Satiren gegen die Consistorialkirche schrieb.

Dieweil von vielen Jahren her
Groß streit und spaltung in der Lehr
Unter den Weltgelehrten
Gewesen und noch itzo ist,
So alles aus des Satans List.
Herkommt von den Verkehrten ꝛc.
Meint ihr, daß das rechte Weisheit sey,
Wenn man viel Sprachen lernet frei
Griechisch und lateinisch kann schwatzen?
Nein, liebe Leut, das fehlet weit
In Sprachen stecket nicht die Weisheit ꝛc.
Wie dürft ihr euch so keck und frei
Der Wahrheit widersetzen?
Und mit eurer Schulfuchserei
So manche Seel verletzen?
Dem gemeinen Mann nehmt ihr das Licht
Setzt ihm auf eure Brillen.

Die Nachricht von der Hinrichtung Karls I. von England veranlaßte sie zu einem wüthenden Zornausbruch gegen das Parlament. Andererseits setzte sie (irrige) Hoffnungen auf die schwedische Christine. Ihre längsten und friedlichsten Dichtungen sind ein geistliches Gespräch zwischen Mutter und Kind

und eine Uebertragung des Buchs Ruth. Ihre Gedichte sind in einer zierlichen Elzevir'schen Ausgabe von 1650 vorhanden.

Sibylle Schwarz aus Greifswald, deren Gedichte 1650 in Danzig gedruckt wurden, ermahnte mitten unter den Schrecken des Kriegs zur Fröhlichkeit und lud zu ihren kleinen Parnaß in Fretow ein.

Sie huldigte poetisch ihrer Königin Christine (Greifswald war damals schwedisch), liebkoste in Gedichten ihre Freunde und Freundinnen, verspottete den „unadeligen Adel", erklärte, der Geist adle den Poeten viel höher als die Geburt unwürdige Enkel, schrieb in Gesprächform eine Daphne (Apollos Geliebte), eine Susanna, einen Faunus und die Einäscherung ihres Freudenorts Fretow. Den Schluß des letzteren macht eine treffliche Beschreibung der halb entkleideten neun Musen auf ihrer Flucht. Man findet bei ihr auch ein paar regelrechte Sonnette in fünffüßigen Jamben.

Die Lieb ist blind und gleichwohl kann sie sehen,
Hat ein Gesicht und ist doch stahrenblind,
Sie meint sich groß und ist ein kleines Kind,
Ist wohl zu Fuß und kann dennoch nicht gehen ꝛc.

Diese muntre Pommerin erfreut unter so vielen schwächlichen Poeten und ihr Bild tritt uns reizender vor die Seele, wenn wir lesen, sie sey schon in ihrem 17. Jahre gestorben.

4.

Italomanie. Akademien. Schäfereien.

Die genannten Dichter wirkten einzeln, zugleich bildeten sich aber auch förmliche Vereine nach dem Muster der italienischen Akademien. In diesen hatte man sich ganz antikisirt, aber in einer heitern und friedlichen Form. Man hatte sich in die Lage derjenigen gebildeten Hirten hineingeträumt, welche Theokrit in griechischen, Virgil in lateinischen Idyllen und Elegien so liebenswürdig dargestellt haben. In dieser Maske konnte man eben so wohl die Gegenwart galant genießen, den Herzen und den Sinnen alles Genüge thun, als auch die Begeisterung für das classische Alterthum pflegen. Die edelsten Männer und Frauen, selbst fürstlichen Geschlechts, spielten gerne die einmal Mode gewordene Schäferrolle. An den Höfen wurden „Schäfereien" aufgeführt, sonderlich die Galanterie

kleidete sich ganz in das Hirtencostüm, wovon der Schäferstunde ihr Namen sprichwörtlich geblieben ist. Aber auch edlere Gefühle und Gesinnungen bedienten sich dieser Maske, ja die ältesten Schäferromane zeigen uns die Schäfer noch ganz ritterlich, als Gestalten, die aus den spanischen Amadisromanen entlehnt sind. Von dieser nobeln Art waren die Schäfereien der schönen Juliane (schon 1595), die berühmte Diana des Montemajor, die Asträa des d'Urfé, die Arcadia des Sidney, die Schäfereien des Tasso, der treue Schäfer des Guarini ꝛc.

Diese ganze Schäferpoesie, die im romanischen Süden unmittelbar aus der noch aus dem christlichen Mittelalter stammenden, aber allmählig entarteten Ritterdichtung in die antikisirende Renaissancepoesie hinüberführte, wurde den Deutschen zunächst durch die calvinistischen Höfe vermittelt. Unter diesen, die bereits ganz die französische Sprache, Sitte und Geschmacksrichtung angenommen hatten, ragte der pfälzische hervor, schon unter Friedrich III., noch mehr unter Friedrich IV. und V. Der letztere spielte im Anfang des dreißigjährigen Krieges als Böhmenkönig die traurigste Rolle. Neben diesen Pfälzern zeichnete sich Fürst Christian von Anhalt durch die Dienste aus, die er als Feldherr an der Spitze des deutschen Hülfsheers den Hugenotten in Frankreich geleistet hatte. Später vom Pfälzer Friedrich IV. zum Statthalter der Oberpfalz ernannt und mit einer schon völlig französisch gebildeten Gräfin Bentheim vermählt, impfte derselbe auch dem anhaltischen Fürstenhause die französische Bildung zugleich mit dem Calvinismus ein.

Aber gerade im anhaltischen Fürstenhause sollte eine Reaktion gegen den französischen Geist erfolgen. Christians jüngster Bruder Ludwig fühlte sich auf seinen Bildungsreisen weit mehr von Italien als von Frankreich angezogen und nahm sich an den italienischen Akademien, die mit so viel patriotischem Eifer die Muttersprache pflegten, ein Beispiel, welches er auch auf die eigene Heimath und die Pflege der deutschen Sprache anwenden wollte und nachdem er in Köthen zur Regierung gekommen war, auch wirklich anwandte. Er gründete nämlich im Jahr 1617 (also gerade ein Jahr vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges) nach dem Muster der italienischen Akademien eine deutsche „fruchtbringende Gesellschaft", die sich zum Zweck setzte, die deutsche Sprache in Ehren zu halten und die deutsche Poesie auszubilden. Die Zeit war frei-

lich dem Unternehmen nicht günstig, denn mit dem Kriege brach eine allgemeine Verwilderung ein und durch die fremde Soldateska, so wie durch den wachsenden Einfluß der französischen Diplomatie wurde die Sprache des Volks wie der Vornehmen immer mehr korrumpirt. Doch ist es rührend, inmitten dieses nationalen Unglücks und Verderbens die treuen Köthner wenigstens mit gutem Willen ringen und arbeiten zu sehen, um aus dem allgemeinen Ruin den vaterländischen Geist zu retten.

Zum ostensibeln Haupte der Gesellschaft wurde der alte Geheimerath Kaspar von Teutleben in Weimar ernannt, aber die Seele der Gesellschaft war und blieb Fürst Ludwig von Köthen.

Der Krieg drohte auch die Gesellschaft in ihrem innersten Princip anzugreifen. Als nämlich nach der großen Niederlage in Böhmen die pfälzischen, anhaltischen und weimarschen Prinzen und Prinzessinnen sich in Köthen versammelt und große Langeweile hatten, bildeten sie eine französische Gesellschaft, eine sogenannte Académie des vrais amants und schrieben einen noch erhaltenen Brief (vom 10. März 1624) an Honoré d'Urfé, um ihm für seine göttliche Astrée zu danken und ihm zu melden, daß sie unter sich einen Verein von Schäfern und Schäferinnen ganz in seinem Geist gebildet hätten. So sehr überwog der französische Geschmack der Pfalz damals noch das schüchterne deutsche Bestreben Anhalts. Indeß jagte der Krieg diese vornehmen Gallomanen bald wieder aus einander und Fürst Ludwig blieb seinem deutschen Streben treu.

Der Gesellschaftssaal in Köthen prangte mit einer großen Tapete, in welche das Wappen jedes neuen Mitglieds eingewebt wurde, mit einem Stammbuch, in das sich alle einzeichneten, und einem Erzschrein mit dem Archive. Leider ist der Saal mit der Tapete verschwunden. Die gedruckten Arbeiten des Vereins, der Versuch einer deutschen Verskunst, Uebersetzungen und Gedichte sind alle kaum der Rede werth, indem sie beim besten Willen die Ohnmacht jener Zeit verrathen.

Fürst Ludwig von Köthen überlebte noch den unheilvollen großen Krieg. Nach seinem Tode im Jahr 1650 wurde Herzog Wilhelm von Weimar das Oberhaupt der Gesellschaft und ihr Sitz wurde nach Weimar verlegt. In Weimar fristete sich die Gesellschaft nur noch kümmerlich fort. Nach Wilhelms Tode 1667 wurde Herzog August von Sachsen das Haupt derselben, nach dessen Tode 1680 sie völlig erlosch.

Fast gleichzeitig mit Weckherlin und Opitz war der Hesse Dietrich von dem Werder eifrig beflissen, durch Uebersetzungen des Tasso (1626) und Ariost (1636), der Dianea des Loredano (1644) den deutschen Geschmack nach dem Italienischen zu bilden. Diese Uebersetzungen sind gar nicht schlecht, wenn gleich Werder dabei immer noch den leidigen Alexandriner brauchte. Die eigenen Gedichte Werders sind unbedeutende Bußpsalmen und Sonnette auf Christus. Er war einer der Stifter der fruchtbringenden Gesellschaft. Nächst ihm übersetzte Stubenberg am meisten italienische und französische Romane.

Georg Neumark, Archivsekretär in Weimar, († 1681), sehr thätiges Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, schrieb viele weltliche und geistliche Gedichte, eine Anweisung zur deutschen Verskunst 1667 und eine Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft, 1668. Seine frommen Lieder sind die besten, darunter das berühmteste: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ In seinem Hirten Filamon (1648) schildert er ein vornehmes Liebespaar im Schäfercostüme, in seinem Lustgarten (1666) faßt er zum erstenmal antike Stoffe (Sophonisbe, Kleopatra) als Romane auf, aber hier nur romanischen und holländischen Vorgängern nachahmend.

Homburg, eines der berühmteren Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft und des Schwanordens, schrieb 1638 eine „schimpf- und ernsthafte Clio“, voll von leichten und hüpfenden Gedichten, unter denen sich besonders eine bacchische Ode und eine Ode an Lesbia auszeichnen. Die erste beginnt:

Obgleich der Winter die Herrschaft bekommen,
Und durch den Norden, o Blumentyrann,
Alle behagliche Lust uns benommen,
Keiner muß sich doch nicht kehren daran.
    Was diese uns rauben,
    Soll gelten die Trauben
    Muß büßen der Wein.

Wie im Winter dem Bachus, so huldigt der Dichter im Frühling der Venus. Zu ihrem Dienst fordert er Lesbia auf.

Weil sich der Frühling nun wiedergefunden
In dem Gefilde mit vielerlei Lust ꝛc.

Homburg schrieb auch eine „Dulcimunda“ 1643.

Schottel, Consistorialrath zu Wolfenbüttel, † 1676, schrieb als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft eine „ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache" 1663, worin er die wärmste Liebe zum Vaterlande kund gab und die Einmischung des Fremden verdammte. In der hinsterbenden Nymphe Germaniä Todesklage 1640 spricht sich dies am schönsten aus, obgleich er vergaß, daß die Sprachreinigung unmöglich war, wenn er nicht auch die Illusion von den herrschenden antiken Nymphen und Göttern reinigte. Er singt:

Seht, eure schönste Sprach', ein Zeichen der Freiheiten,
Voll Pracht, voll Süssigkeit, voll der Glückseligkeiten,
Die jemals eine Sprach gehabt hat in der Welt,
Wird so geschändet und von euch hintangestellt.
Was redet der Franzos mit fließendem Gemenge?
Was prahlt der Spanier mit trotzigem Gepränge?
Was bellt der Engelsmann? Was singt der Welsche her?
Das ist vermengtes Werk, sind Bastardkinder nur.
Doch wer was Fremdes kann mit halber Zungen lallen,
Der muß sein hochgeehrt. Es kitzelt euch vor allen,
Wenn ihr aus Unverstand die deutsche Zier beschmiert,
Aufsuchend fremden Koth, und euch bei euch verliert.
Die schönste Reinlichkeit der Sprache wird beflecket
Mit fremdem Bettelwerk, ja schändlich wird zertrecket
Die eingepflanzte Art; der redet deutsch nicht recht,
Der den Allmodemann nicht in dem Busen trägt.
Die Sprache, die da kann die Kron Europens nehmen,
Die will man henkergleich zerstückeln und verlähmen.

Schottel verrieth zuerst einen feinern Sinn des psychischen Grundtons in der Lyrik. Er unterscheidet die „Angstlust" in einem Liede, bei dem man wirklich bange werden könnte, den Trotz in einem andern, die heiße Ungeduld in einem dritten. Auch überrascht er uns mit sehr guten Priameln z. B.

Die Blasen in Eile verzischen,
Die Schlangen in Eile wegwischen,
Die Winde mit Eile hinbrausen,
Die Schiffe mit Eile wegsausen.
Wir Menschen auch also bestehen
In Eile mit Eile vergehen.

Schottel hat auch ein echt antikes Satyrspiel gedichtet, freilich im

Widerspruch mit seinem Deutschthun, aber sehr zu loben wegen des poetischen Gefühls, was durch das Ganze geht. Der bocksfüßige Pan buhlt um die zarte Echo, das Thier um den Geist. Zu dem geisterhaften Verschweben der Geliebten bildet das drastische Gelag des Pan, Satyr und Silen einen echtpoetischen Contrast.

Die s. g. fruchtbringende Gesellschaft hat keine Frucht gebracht. Die Mitglieder beehrten sich mit allegorischen, meist kokett erfundenen Namen, mit Sinnbildern und Devisen, mit gegenseitigen Anposaunungen und Wichtigthuerei aller Art, es kam aber niemals etwas heraus. Fürst Ludwig hieß als Mitglied „der Nährende", Wilhelm von Weimar „der Schmackhafte", Neumark „der Sprossende".

Philipp von Zesen, aus Anhalt gebürtig, ist derjenige, der den ursprünglichen Zweck der fruchtbringenden Gesellschaft, nämlich die deutsche Sprache zu Ehren zu bringen, in Hamburg, wo er sich niedergelassen, mit dem lebhaftesten Eifer verfolgte. Er gründete desfalls mit Petersen und von Liebenau verbunden 1643 die deutschgesinnte Genossenschaft oder Rosengesellschaft mit einer Rosen-, Lilien- und Rautenzunft. Theoretisch eröffnete er den „Wunderschatz der hochdeutschen Sprache" in seinem Helikon 1640 und Rosenmand (monat) 1651. Seine Liebe zur deutschen Muttersprache ging bis zur Schwärmerei. Er hielt sie geradezu für die Ursprache, oder wenigstens für diejenige Mundart, in der sich die Sprache, des Paradieses am reinsten erhalten habe. Deshalb erklärte er das Griechische und Lateinische als bloße Entartungen des Deutschen. Herkules z. B. heißt ihm ursprünglich Heerkeule, Apollo Achbolle, s. v. a. Wasserball (von Ach, Bach und Bolle, Ball), weil die Sonne wie eine Kugel aus dem Wasser steigt. Doch hält er auch für möglich Apollo könne Achbuhler heißen, weil die Sonne im Wasser auf- und untertauchend gleichsam mit ihm buhle rc. Wenn sich nun aber auch nicht alle griechischen und lateinischen Namen und Wörter mehr auf das Deutsche zurückführen lassen, so habe doch, meint Zesen, der Deutsche das Recht und die Pflicht, sich von fremdher keine jedenfalls verderbte Wörter aufdringen zu lassen, sondern dürfe nur in den unerschöpflichen Schatz seiner eigenen Ursprache greifen, um jedes Fremdwort trefflich ersetzen zu können. Aber sein wohlgemeinter Purismus fiel ins Lächerliche. Aus Natur macht er Zeugemutter, aus Venus Lustinne, aus Aurora Röthinne, Diana

Jagdinne, Pallas Kluginne, Flora Bluminne, Pomona Bauminne, Theater Schauburg, Person Selbststand ꝛc. Aber wenn er nur deutsch seyn wollte, hätte er die fremde Mythologie überhaupt gar nicht brauchen sollen, die Uebersetzung ihrer Namen gar nicht nöthig gehabt. Indem er den Laut änderte, behielt er die Sache. Seine Lieder sind leicht versificirt, aber voll Spielerei. Selbst in den geistlichen Liedern (gekreuzigte Liebesflammen, Hamb. 1653 mit Melodien, hohes Lied und geistliche Seelenlust 1657) redet er Christum ohne Ehrfurcht, nur mit den vertraulichsten Liebkosungen an und will ihn immer küssen. Er vergleicht selbst seine Lieder mit Liebespfeilen, mit denen er das Crucifix beschieße. Er spielt mit Worten:

Es wird beherzt mein Herz und springet,
Mein Mund ermuntert sich und singet,
Mein Hals gibt ꝛc. ein helles Hallen ꝛc.

In mehreren Liedern bilden die Anfangsbuchstaben einen weltlichen Frauenzimmernamen, indeß der Inhalt ganz nur Andacht vor dem Kreuz zu seyn scheint. Ueberhaupt war Zesen sehr galant, nahm die Damen in seine Rosengesellschaft auf und wurde auch wieder von ihnen sehr fetirt. Das erregte dann den Neid seines Nachbar Rist, der ihn mit giftigen Schmähungen verfolgte. Zesens weltliche Lieder stehen in seinen Jugendflammen 1651 und im Rosen- und Lilienthal 1670. Sie haben nichts Eigenes, außer die lichte Bequemlichkeit des Verses, Inhalt und Tendenz sind noch ganz die Opitzisch-holländisch-italienische. Zesen schrieb selber holländisch. Von seinen Romanen später. Das ausgezeichnetste Mitglied seines Rosenordens war Jakob Schwieger, der früher Dänemark gedient und zuletzt in Hamburg lebte. Derselbe schrieb „Liebesgrillen 1654. Ueberschriften d. i. kurze Gedichte 1654. Flüchtige Feldrosen 1655. Wandlungslust oder Schäfereien 1656. Geistliches Lustgemach 1656. Geistliche Seelenangst 1660. Die geharnischte Venus oder Liebeslieder im Kriege 1660. Filidors Trauer-, Lust- und Mischspiele 1665. Dazu die verlachte Venus 1659. Die adelige Rose (vom getreuen Schäfer Siegreich) 1659. Die verführte Schäferin Cynthie 1660.

Die Lieder der geharnischten Venus sind am bekanntesten geworden, ein Auszug bei W. Müller. Doch ist wenig dahinter. Da ist z. B. die Liebe als „Wetzstein der Poeten" besungen. Das Lied S. 74, worin er die Ge-

liebte warnt, sie solle in Gegenwart anderer Leute sich damit begnügen lassen, ihm die Hände zu drücken, ihn mit den Füßen zu treten und ihm mit den Augen zu winken und nicht noch mehr thun, beweist, daß er seine Geliebte nicht aus den zartesten Classen gewählt. Dazu viele triviale Lieder, worin er die Nacht herbeiwünscht. Seine ganze Poesie liegt zwischen Arkadien und der Wachtstube.

Zesens Feind war Johann Rist, ein Holsteiner Pastor († 1667), der eine eigene neue Dichtergesellschaft an der Elder unter dem Namen des Schwanenordens stiftete (1660), wovon er der Cimberschwan hieß, und sehr viel schrieb. Vor allen geistliche Dichtungen, ein musikalisches Seelenparadies, himmlische Lieder, sabbathische Seelenlust ꝛc. Am berühmtesten ist sein in die Gesangbücher übergegangenes Lied: O Ewigkeit, du Donnerwort! Eben so zahlreich sind seine weltlichen Lieder.

In den vier großen lyrischen Sammlungen Rists (musa teutonica 1637, poetischer Lustgarten 1638, poetischer Schauplatz 1646, teutscher Parnaß 1652) kämpft das kurzzeilige Lied in Jamben mit den langathmigen Alexandrinern. Der Dichter ringt nach Lieblichkeit und Wohllaut, die ihm auch zuweilen gelingen, im Ganzen aber herrscht die alte Unbehülflichkeit vor.

Die Sammlung umfaßt viele hundert Gelegenheitsgedichte. Nur ein Theil davon besingt die großen Helden und Thaten der Zeit, überall im einseitig protestantisch-norddeutschen Interesse. Daher wird nicht nur Gustav Adolf, sondern auch Cardinal Richelieu gepriesen. Die Gedichte auf den Magdeburger Brand und die Lützener Schlacht sind des großen Gegenstandes nicht würdig. Gelegentlich spottet der Dichter des Abtes von Fulda, der aus Neugier die Schlacht bei Lützen mit ansehen wollte und darin umkam.

Romanzenartig behandelt Rist das Opfer der Virginia und den Verlust der Euridice. Die meisten Gedichte sind Hochzeits- und Leichencarmina, Freunden und Gönnern geweiht. Sie sind viel kürzer als die Hofmannswaldaus und seiner Schule, auch nicht so geschraubt, und welcher Freiheit der Dichter sich dabei bedient, erkennt man aus einem Traugedicht, worin es heißt:

Nach dem Winter kommt gegangen,
Der begrünte Frühlingsmai,
Da sich alle Thier umfangen
Und die Vöglein mit Geschrei
Ihre Nestelein bereiten
Und die güldne Zeit andeuten ꝛc.

In einem Frühlingsliede braucht Rist wie Wellen hüpfende Verse:

Nun sich Himmel und Erd erfreut,
In der lieblichen Frühlingszeit,
Nun die Vögelein stimmen an,
Was die Menschen ergötzen kann rc.

Ein edles Gefühl drückt der poetische Brief aus, in welchem er seinem Freunde Harsdörfer für ein geschliffenes Glas dankt.

Edler Herr, ich hab empfangen
Das so schön geschliffne Glas,
Trefflich werd hinfort ich prangen,
Wenn das süße Rebennaß
Diesen klaren Becher füllet,
Und so manche Traurigkeit
In der schweren Kriegeszeit
Ganz durch seine Kraft verhüllet rc.

In den Hochzeitgedichten Rists macht sich dagegen eine wahre Albernheit breit. Der Bräutigam heißt Müller, soll also mit der Braut mahlen, oder er heißt Busch, er soll also der Braut Schatten geben rc.

Rist schrieb auch ein Schäfergedicht von der Galathea. — Seinem Schwanorden gehört Andreas Göbeke an, welcher 1667 cimbrische Kriegs- und Siegeslieder schrieb, und Kindermann (Curandor), Romanschreiber und Humorist.

Rempler von Löwenhalt stiftete die aufrichtige Tannengesellschaft zu Straßburg und gab daselbst 164 Reimgedichte heraus. Darin findet sich eine gute Elegie von 1634, „das rasende Deutschland“, den damaligen Jammer beschreibend. Und in einem Begräbnißgedicht eine Klage über das Verderben der deutschen Muttersprache durch die vielen fremden Ausdrücke. Sein Dichterorden hatte keinen Bestand.

Neben der fruchtbringenden Gesellschaft glänzten vor allen die Pegnitzschäfer in Nürnberg. Sie spielen eine ganz eigenthümliche Rolle in der Zeit. Angeregt, wie Opitz, durch die in der romanischen Poesie aufgekommenen Schäfereien, würden sie als bloße Nachahmer erscheinen, wenn ihren Idyllen nicht der dreißigjährige Krieg zum blutigen Hintergrunde diente. In all ihrer Unnatur und Affectation liegt doch ein natürliches Gefühl, die Sehnsucht aus dem blutigen Greuel der Schlachten und Verwüstungen und aus der Arglist der Diplomatie heraus zur Ruhe, zum Frieden, zum neuen Genuß des Lebens. Diese Sehnsucht

mußte in der Form der Schäferpoesie, dem arkadischen Ideale, ihre Befriedigung finden. Ja selbst die bis zur Niederträchtigkeit übertriebene Complimentirerei und Beschmeichelung der Mächtigen läßt eine gewisse Entschuldigung zu, sofern nach lange ausgestandener Todesangst die Dankbarkeit für wiedererlangten Schutz leicht zu weit gehen kann.

Bekanntlich liegt Nürnberg an der Pegnitz. Hier fanden sich gegen das Ende des dreißigjährigen Kriegs der einheimische Patrizier Harsdörfer, der Italien bereist und von hier aus den Geschmack für Akademien und Schäfereien mitgebracht hatte, auch schon Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft geworden war, mit Johann Klay aus Meißen zusammen, der bei Buchner in Wittenberg einen ähnlichen Geschmack angenommen hatte. Buchner, Professor in Wittenberg, der Lehrer des Klay, führte die hüpfenden Dactylen in die deutschen Verse ein, schrieb aber, einige geistliche Gedichte abgerechnet, nur lateinisch. Sein vorzüglichstes Werk ist Jonas, welches Klay ins Deutsche übersetzte (1642). Es verherrlicht die Geburt Christi. Jonas als Schäfer flötet dazu und sieht den Himmel offen mit allen seinen Heerschaaren.

Harsdörfer und Klay wurden nun vertraute Freunde.

In ihrem gemeinschaftlich herausgegebenen Pegnesischen Schäfergedicht 1644 erzählen sie, wie sie sich als Schäfer an den Ufern der Pegnitz gefunden und in Liedern gewetteifert hätten, zumal in der Mannigfaltigkeit der Versmaße und in der Nachahmung der Natur, denn ihnen war, wie eine neue helle Beleuchtung der Natur, der Sinn für das Ausmalen im Kleinen und sonderlich für das Anpassen der Sprache an die mannigfachsten Naturlaute vom Donner bis zum Zwitschern der Vögel herab aufgegangen. Schade, daß sie diesem Sinn nicht mit reinerem Geschmack, etwa gleich den niederländischen Malern, gefolgt sind, sondern sich wie in künstliche Reimspielereien, so in die Mythologie der Renaissance verirrt haben. Beide wettsingende Schäfer, Harsdörfer und Klay, fingirten eine vornehme Gesellschaft, vor welcher sie gesungen, und in welcher die Göttin Fama den Kranz des Ruhms dem Sieger habe zutheilen sollen. Sie entschied sich für keinen, jeder nahm nachher eine Blume aus dem Kranze. Diese in der Fortsetzung jenes Schäfergedichts von Klay erhaltene Dichtung wurde der Stiftung des neuen poetischen Blumenordens der Pegnitzschäfer zum Grunde gelegt.

Bedeutsam erscheint in dem Pegnesischen Gedicht die Begegnung der beiden friedlichen Schäfer mit einem durch die höchste Noth zum Wahnsinn gebrachten Mädchen, in welchem die Germania personificirt wird.

Die Pegnitzschäfer zeichnen sich durch die reinlichste Holländerei aus und bilden in sofern einen anständigen Gegensatz gegen die unflätigen Nürnberger Fastnachtsspiele der frühern Zeit, wie auch gegen die Zotenlust der zweiten schlesischen Schule. Gesellschaftliche Eleganz charakterisirt sie vor allem. Die italienische Grazie wurde etwas bürgerlich steif, aber doch weit gefälliger nachgeahmt, als sonstwo in Deutschland. Alles athmet bei ihnen Geselligkeit. Harsdörfer und Klay schrieben zusammen von 1642—49 acht Bände Gesprächsspiele mit Bildern und Musikbeilagen, ausschließlich Anweisungen zu Gesprächen und Muster derselben, für ausgewählte Kreise gebildeter Herren und Damen, worin alles mögliche Wissen vorkam. Außerdem schrieben sie für alle Arten von Festivitäten und Feierlichkeiten und für die Bühne. Ihre ganze Richtung ging nach außen. Sie wollten das gewöhnliche Leben mit Poesie durchdringen, nicht sich in sich selbst zurückziehen. Eine besondere Monographie hat ihnen Mönnich bei der 200jährigen Stiftungsfeier des Ordens in einem Programm von 1844 und Tillmann in seiner „Nürnberger Dichterschule", Göttingen 1844, gewidmet.

Harsdörfer gab für sich seinen berühmten, ja sprichwörtlich gewordenen Nürnberger Trichter d. h. „den poetischen Trichter" heraus, durch den „die deutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden jedem einzugießen" seyn sollte, 1650, eine gedrängte Theorie der deutschen Prosodie, sonderlich des Reims. Verschiedenen Zwecken der Belehrung sollten ferner dienen die „philosophischen und mathematischen Erquickstunden" 1641, der „große Schauplatz nutz- und lehrreicher Geschichten", 1650, „der Geschichtsspiegel oder 100 denkwürdige Begebenheiten", 1654 die ars apophthegmata oder Kunstquell denkwürdiger Lehrsprüche 1659, die hohe Schule geist- und sinnreicher Gedanken, 1656, Heraklitus und Demokritus, 100 fröhliche und traurige Geschichten 1652, großer Schauplatz jämmerlicher Blut- und Mordgeschichten, 1652.

Das Eigenste und Geistvollste, was Harsdörfer geschrieben hat, findet sich in seinem Nathan, Jotham und Simson 1650. Es sind nämlich Fabeln, Parabeln und Räthsel. Der Schwulst und Aberwitz des Allegorisirens spielt darin zwar eine große Rolle, doch findet sich auch viel Zartes, z. B.

Die Kaiserkrone wird von den andern Blumen beneidet, bemerkt ihnen aber

einfach, daß sie eben so schnell verblühe, wie sie alle. — Alle Temperamente Tugenden und Laster treten klagend auf gegen den Traum, der sie alle betrüge. — Einer will um jeden Preis seinen Schatten losseyn; daß ihm überall der Schatten nachfolgt, macht ihn fast wahnsinnig. Da stellt er sich so, daß ein Gebäude auf seinen Schatten fallen muß, um denselben zu zertrümmern, aber vergebens. — Der Stolz will den Tugenden präsidiren, sie leiden es nicht, da präsidirt er den Lastern. — Der Verstand hat eine Tochter, die Wahrheit, und einen Sohn, den Wahn, welcher letztere die Welt regiert und seine Schwester verachtet. — Der Strauß wurde krank, eine Menge Vögel riethen ihm nach einander Arzneien an, zankten sich dann aufs heftigste, welches Arzneimittel das beste sey, und ließen darüber den armen Strauß sterben. — Ein Jüngling liebte eine Blume, da verwelkte sie, ein Bund Heu, da verbrannte es, seinen eigenen Schatten, da verschwand er mit der Sonne. So liebt die Seele Flüchtiges und Vergängliches. — Hinter jedem bösen Menschen geht ein Engel her und folgt ihm wie sein Schatten, der Engel der Furcht.

Auch in den „Sonntagsandachten" und „Andachtsgemälden" verläugnet Harsdörfer seine geschraubte Manier nicht.

Wie die holländischen Poeten den Amor, so läßt er einen Engel am menschlichen Herzen drechseln rc. Von Ernst und Würde der Andacht ist keine Rede. Die gottergebene Seele darf spielen und scherzen wie die Nachtigall:

Der Nachtigall krauslichter Klang
Tirliret den reinsten Gesang,
Sie fällt auf liebliche Terzen,
Sie lispelt und wispelt zu Scherzen rc.

Eigenthümlich ist die bei ihm ein paarmal wiederkehrende Vorstellung der (als geflügelte Psyche) gekreuzigten Seele, mahnend an die schöne Legende von der h. Kümmerniß. Auf seltsame Weise spielen in seine christliche Symbolik die modernen Erfindungen hinein. So vergleicht Harsdörfer die Sünden der Welt mit dem „verkehrten" Bilde in der camera obscura, das Böse überhaupt mit dem Schatten, den wir nur sehen, wenn wir der Sonne (Gott) den Rücken kehren.

Die Vergleichung der christlichen Gemeinde mit einem Bienenstocke ist eines der lieblichsten Lieder von Harsdörfer.

Ein Liedlein will ich singen
Von Honigvögelein,
Die hin und her sich schwingen
Wo bunte Blumen seyn.

Der Winter hält gefangen
Das zarte Jungfernvolk

Bis daß der Schnee vergangen
Frost, Schauer, Nebelwolk ꝛc.

Johann Klay hat am meisten geleistet für das geistliche Schauspiel. Dasselbe blühte unter ihm in Nürnberg, wie einst das mehr weltliche unter Hans Sachs. Wir haben oben (S. 223) schon davon gesprochen. Sodann widmete sich Klay den großen Schaustellungen während der Friedensunterhandlungen in Nürnberg, nach dem dreißigjährigen Kriege. So besang er „das schwedische Frieden- und Freudenmahl 1649", eine überaus schwülstige, mit allen möglichen Anspielungen und in allen Versmaßen wechselnde Dichtung, ferner den Frieden selbst als „Irene" und, weil diese Sachen großen Beifall fanden, auch noch einen „Geburtstag des Friedens".

Mit Harsdörfer und Klay füllte Birken das berühmte Nürnberger Kleeblatt. Gewöhnlich nennt man in ihrem Kreise auch den Nürnberger Prediger Dilherr, der sehr viel Achtung genoß, aber nur mittelmäßige geistliche Lieder schrieb.

Obgleich kein ächter Nürnberger, sondern Sohn eines dahin geflüchteten protestantischen Böhmen, erscheint doch Sigmund von Birken (lateinisch Betulius) als die eigentliche Personification des immer mehr zum Kleinen und Zierlichen hinneigenden Nürnbergerthums, des poetischen Spielzeug-, Goldflitter- und Kurzwaarenhandels. Bei Harsdörfer tritt immer noch etwas Männliches hervor, während Birken nur immer den zierlichen Schäfer und Lecker macht. Soll es nun einmal Schäfer geben, so paßt zu ihrem Ideal Birken besser, als Harsdörfer. Wie viele Heldengeschlechter der Deutschen haben untergehen müssen, ehe auf ihren Gräbern jener alberne Pegnitzschäfer die Rolle des Orpheus übernahm und bei den übriggebliebenen Schwächlingen Gehör finden konnte! Auf den Titelkupfern zu Birkens Werken erscheint er in der Regel im galanten Anzug mit Allongeperücke und einen langen Schäferstab in der Hand, tiefen Bückling machend vor einer hochfürstlichen Person oder vor dem Genius eines Fürstenhauses. Unter dem Namen Floridan überall den naiven Schäfer spielend, der von der Welt nichts weiß, spickt er seine Gedichte doch nicht blos mit antiken Phrasen und mythologischen Namen, sondern hat in der Regel auch keinen andern Zweck, als den fürstlichen Herrn zu hofiren, die ihn als Hofmeister, als Schauspiel- und Ballet-

direktor ꝛc. zeitweise berufen und am Ende in den Adelstand erhoben haben. Der Nürnberger, der sich noch ein Jahrhundert früher als freier Bürger gegen Kaiser und Fürsten schlug, war zum Speichellecker der Höfe herabgesunken. Birken nahm sich die Hercynia des Opitz zum Muster, indem er allen Fürstenhäusern hofirte.

Der ostländische Lorbeerhain von Birken, Nürnb. 1657, enthält in Prosa und Versen und mit viel poetischer Gelehrsamkeit Lobpreisungen der habsburgischen Fürsten, woran noch eine Anzahl Lobgedichte auf große Herren in Oesterreich die Harrah, Traun, Windischgrätz, Rubenberg ꝛc. sich anreihen. — Weit besser ist die neue historische Ueberarbeitung von Fuggers Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich, zu der ihn Kaiser Leopold I. veranlaßte (1668). Dagegen preist wieder seine Dannenbergische Heldenbrut (Brut oder Blut?) 1648 und noch ausführlicher sein Guelfis oder der niedersächsische Lorbeerhain, Nürnb. 1669 die Welfendynastie in Braunschweig mit emphatischer Uebertreibung. Im Eingang becomplimentiren sich die Pegnitzschäfer gegenseitig und Floridan (Birken) erzählt, was ihm in Niedersachsen widerfahren. Zuerst Liebesabenteuer, wobei eine gewisse Amaryllis gepriesen und in allerlei herz- und becherförmigen Liedern besungen wird. Die Länge und Kürze der Zeilen bilden nämlich die Herzen. Nachdem auch noch ein Hund weitläuftig besungen worden ist, tritt Floridan endlich in den Lorbeerhain und in eine Höhle, deren Inneres ihm den welfischen Ruhmtempel mit den Bildnissen aller Welfen von der ältesten Zeit her enthüllt, die er nun alle anposaunt. — In dem chursächsischen Heldensaale 1677 preist er eben so die Ahnen des Hauses Wettin, und im hochfürstlich brandenburgischen Ulysses 1667 die Markgrafen. Man sieht, er war der Diener aller Herren und affectirte Begeisterung für alle.

Birken schrieb für fürstliche Vermählungen Ballette im italienischen Style.

So bei der Hochzeit der sächsischen Prinzessin Sophie 1662 ein „Ballet der Natur“, worin die Natur mit ihren vier Elementen ihre Huldigung darbringt, und ein Ballet „Sophie“, worin Sophia (die Weisheit) als Schutzpatronin des Bräutigams, eines Markgrafen von Brandenburg, durch Albrecht Dürer für den Prinzen das Bild seiner Braut malen läßt. Einer der wenigen feineren und wirklich graciösen Einfälle dieses Dichters. Birken dichtete für die Bühne eine bivium Herculis, den bekannten Herkules auf dem Scheidewege zwischen Tugend und Laster. In seiner Psyche, die vom Prinzen Theagenes gerettet wird, stellt er die von Christo gerettete Seele dar.

Das große Friedensfest in Nürnberg im Jahr 1650 gab den Pegnitzschäfern Gelegenheit, ihre ganze Herrlichkeit zu entfalten. In Allegorien, wie sie damals Mode waren, kriechenden Redensarten und unverschämtem Lob aller

hohen Potentaten leisteten sie das Aeußerste. In dieses Gebiet gehören von Seiten Birkens sein Kriegsbeschluß und Friedenskuß und seine Teutonia, in welch letzterer er den Friedensgesandten die Allegorie der glücklich überwundenen schlangenhaarigen Eris und den Sieg und Triumph der Concordia vorführt. Eben so die Margenis (Germania) oder das befriedigte Deutschland.

Als Pegnitzschäfer schrieb Birken drei Bände Pegnesis 1673 voll zierlicher Schäferaffectionen, und eine „Redebindkunst“, wie denn jeder dieser armseligen Poeten eine besondere Anweisung zum Dichten schreiben zu müssen glaubte. Auch Passionsandachten und einen christlichen Weihrauch gab Birken heraus, weil es damals für jeden Dichter noch Pflicht war und die Mode verlangte, daß er auch gereimte Andachten schreibe. Birkens Verse sind zierlich, leicht und fließend, aber die hüpfende Schäfermanier taugte am wenigsten in die Kirche. Hier ein Vers aus seiner Morgenandacht:

Dir, dir, dir hier o Gott, stimmt an
Was schwebt, was webt, was beben kann,
Ein Loblied deiner Güte.
Auch mich soll nichts beschämen nicht,
Daß ich vergesse meine Pflicht
Und dankbares Gemüthe.
Höre, mehre
Dies Erklingen
Laß mein Singen
Dich jetzt preisen,
Und dir Ruhm und Ehr erweisen.

Birken war übrigens so sehr Fanatiker für die Schäfereien, daß er außer ihnen gar keine Poesie gelten lassen wollte; weil die Poesie überhaupt schon vor der Sündfluth bei den frommen Hirten aus Seths Geschlecht den Ursprung genommen, so solle sie von Rechtswegen ewig Schäferpoesie bleiben.

Helwig (Montano) in seiner Nymphe Noris 1650 ahmte wie Birken die Hercynia nach und knüpfte an gedachte Nymphe den Ruhm und Preis der Stadt Nürnberg, ihres Raths, ihrer fürnehmen Familien ꝛc. an. Ebenso Albinus in seiner kursächsischen Venus (1686).

Unter den spätern Pegnitzschäfern glänzte Omeis, Professor in Altorf († 1708), ist aber wunderlich zu lesen, weil er in den Hofmannswaldauschen Schwulst fällt.

In seinem Prosaschauspiel „die in Eginhard verliebte Emma“ (1680) ruft der verzweifelnde Liebhaber, als er durch den Schnee nicht fortkommen kann: „O daß ich Dädalus Flügel hätte! o daß mein Bellerophon zum Flügelpferd dienen könnte, oder ich wie Arethusa in einen Thränenbrunnen verwandelt

würde! Laß mich zu einem Ochsen werden, Jupiter, daß ich Emma über das äußerste Meer tragen kann ꝛc.“ Das alles ist nicht etwa Spaß, sondern bitterer Ernst. Der Emma angehängt ist ein „deutscher Paris“ oder die Liebesgeschichte der von Graf Altenburg entführten Kaiserstochter Helena in Form von Heldenbriefen, dem Hoffmannswaldau nachgeahmt. Schließlich noch kleinere Gelegenheitsgedichte.

In Italien spielten die gekrönten Poetinnen keine geringe Rolle. Sie fanden sich nun auch zahlreich genug bei den Fruchtbringenden und Pegnitzschäfern ein, aber ohne daß Eine auf die Nachwelt zu kommen verdient hätte. Die meisten waren Frauen von Mitgliedern der genannten Gesellschaften, die sich aus Eitelkeit aufdrängten und denen man aus Höflichkeit um so leichter huldigen konnte, als die Männer selbst nur Schwaches hervorbrachten. Im Jahr 1734 erschien zu Leipzig eine von Lamprecht veranstaltete Sammlung von Schriften und Gedichten zur poetischen Krönung der Chr. Maria Ziegler, geb. Romanus, eine gänzlich verschollene Größe. Zu Frankfurt a. M. gab Lehms 1715 „Teutschlands galante Poetinnen“ heraus, deren er damals schon 111 namhaft machte, ohne irgend etwas von ihnen zu citiren, was sie der Unsterblichkeit werth machte. Vgl. auch die Erinnerung an einige deutsche Dichterinnen des vorigen Jahrhunderts von Gustav Klemm.

5.

Die zweite schlesische Schule.

Die sogenannte zweite schlesische Dichterschule, deren Häupter Hoffmannswaldau und Lohenstein waren, charakterisirt sich als eine unwillkürliche Reaction gegen die erste. Die deutsche Natur konnte die Abschwächung und Erschlaffung, welche ihr die Renaissance bereitete, nicht ertragen. Ihre uralte Eigenheit wiederzufinden, war ihr bei ihrer damaligen Bethörung und Besessenheit nicht möglich. Da machte sich das Bedürfniß der Kraft und Innigkeit in dem Schwulst geltend, den man der zweiten schlesischen Schule so oft und mit Recht zum Vorwurf gemacht hat, in dem sich indeß etwas Achtungswürdiges verbirgt. Man wollte nicht länger, wie Opitz, wasserglatte Formen und einen nüchternen verständigen Inhalt, sondern kühnere, dem stürmischen Meer und Gebirge

ähnliche Formen und einen die tiefsten Leidenschaften ausdrückenden und aufregenden Inhalt. Daraus erklärt sich nicht nur die symbolische Redeweise, sondern auch das Gräßliche und Zotenhafte Lohensteins und Hofmannswaldaus in der Wahl ihrer Stoffe.

Etwas Aehnliches zeigt sich in der Renaissancedichtung der Holländer. In Holland trat an die Stelle der ältern katholischen Volkspoesie, durch welche sich die Niederlande so sehr ausgezeichnet haben, im Gefolge der Reformation eine höchst wunderliche Mischung von Classicität und bäurischer Unfläterei. Hofmann, horae belg. II. 77 drückt sein Erstaunen darüber aus, wie gerade diese so reinlichen und kostbaren Republikaner in solchem Schmutz der Poesie (und Malerei) behaglich haben wühlen mögen. Allein es war natürlich. Indem man mit einmal der gesammten Poesie des Mittelalters, der nationalen wie der kirchlichen, abschwur, reagirte die Nationalität in der Gemeinheit und Rohheit des Natürlichen gegen die Ziererei und Ueberbildung der Renaissance und die kokette Anbetung antiker Götter und es liegt ohne Zweifel ein guter Humor darin, daß in Holland Bürger und Bauern in ihren Volksliedern mit Citaten von classischer Mythologie den Koth selbst vergoldeten. Aehnliches übte der Humor nun auch in der zweiten schlesischen Schule, diese Schule pflegte aber auch eine Tendenz zum Erhabenen und übertraf hierin die Holländer.

Vom Ansehen der beiden schlesischen Schulen geben Zeugniß Treuers deutscher Dädalus oder poetisches Lexicon aus Opitz, Flemming, Harsdörffer rc. gesammelt, Berlin 1675, und Männling, poetisches Lexicon aus den berühmten Poeten Schlesiens, Frankfurt 1719.

Obgleich Lohenstein den Hoffmannswaldau weit überragt, gab er doch selbst diesem den Vorrang und sagt in seinen Hyacinthen einmal: „Opitz that es den Alten und Ausländern nach, Hoffmannswaldau aber zuvor.“ Christian Hofmann von Hoffmannswaldau, Präsident des Rathes zu Breslau, † 1679 als ein allgemein hochverehrter Beamter, dem Niemand seine lasciven Gedichte verargte, der vielmehr von Jedermann geachtet und bewundert war. Auch schrieb derselbe geistliche Dichtungen: die erleuchtete Maria Magdalena, die Thränen der Tochter Jephtha, die Thränen des Johannes unter dem Kreuze, eine Klage Hiobs, geistliche Oden und sehr ernsthafte Begräbnißgedichte. Den größten Ruhm aber

brachten ihm seine weltlichen Hochzeitgedichte und Heldenbriefe (den Heroiden des Ovid nachgebildet), so wie eine Uebersetzung von Guarini's Pastor Fido. Die Heldenbriefe erschienen 1673 und mit den übrigen Gedichten vereint wieder in der 1695 in sieben Bänden von Neukirch veranstalteten Sammlung: Hoffmannswaldau und Anderer (seiner Anhänger und Freunde) deutsche auserlesene Gedichte. Im Allgemeinen halten diese Dichtungen noch die Manier des Opitz ein, schweifen aber im Schwulst der Metaphern und im Wohlgefallen am Gräßlichen und Zotenhaften weit über sie hinaus.

Die sieben Bände der „Gedichte von Hoffmannswaldau und Andern" enthalten regelmäßig Ehren- und Lobgedichte, Geburtstags-, Hochzeits- und Begräbnißgedichte, galante und Sinngedichte. Die meisten in Alexandrinern, die Minderzahl in kürzeren Versmaßen und dann auch einfacherer Sprache. Man begegnet darin den meisten Kaisern, Königen, Kurfürsten und Helden der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, denen die Poeten in Allongeperücken mit tiefen Bücklingen und in einem merkwürdigen metaphorischen Kanzleistyl huldigen. Daneben eine Unzahl von adeligen Herren, dann auch bürgerliche und gelehrte Autoritäten und ihre Frauen, denen nicht weniger reichlich Weihrauch gestreut wird. Wenn auch hin und wieder in Sinngedichten sowohl als Lobgesängen auf die brandenburger Kurfürsten und die Kaiser ein patriotischer Stolz und Abscheu vor dem Franzosenthum durchblickt, z. B. II. 192, so kommen anderseits wieder verliebte „Heldenbriefe" vor, welche Ludwig XIV. mit der Montespan und Lavaliere wechselt, als Muster für die galante Poesie der Deutschen. Nur zur französischen Leichtigkeit und Anmuth der Form sind diese deutschen Poeten damals noch nicht durchgedrungen, während sie die laxen und frivolen Grundsätze ihrer Vorbilder sogar übertrieben. Hoffmannswaldau überträgt den Lohensteinischen Schwulst, die übermäßig gehäuften und geschwängerten Metaphern aus dem heroischen in das galante Gebiet und tischt mit pretiöser Feierlichkeit die unflätigsten Zoten auf, die sonst nur in der satirischen Sprache des Aristophanes, Juvenal, Rabelais, oder im niedrigsten Genre der Fastnachtsspiele und Bauernschwänke erträglich sind.

In den Lob- und Trauergedichten ist die Theilnahme immer affectirt und übertrieben, z. B. S. 125 sagt Neukirch beim Todesfall eines Herrn von Hochberg:

So wie ein Donnerkeil durch hohe Cedern fährt,
Wenn der gepreßte Knall den grünen Wald erschüttert,
So hat des Himmels Kraft auch meinen Geist verzehrt ꝛc.

Oder IV. 195 beim Tode eines Herrn von Miltitz:

Ihr Brunnen, öffnet euch! die ihr in meinen Augen
Der Thränen treue Fluth in euern Circul schließt,
Und laßt den Trauerfall die Tropfen aus euch saugen,
Da meine Perl jetzund im todten Meer zerfließt 2c.

Oder V. 149, wo im Trauergedicht auf eine Gräfin von Neithard Melpomene halb todt zu den Füßen des betrübten Phöbus stürzt, ihm Vorwürfe machend, daß er, der Allheilende, die Dame, die ihn noch dazu verehrt habe, nicht geheilt habe.

In den Hochzeitgedichten geht der servile Ton unbegrenzter Verehrung für die Gefeierten gewöhnlich am Schluß in erotische Schlüpfrigkeit über, die hin und wieder auch schon in den Aufschriften liegen z. B. „die Jungfernnoth" bei der Frantz- und Hallmannischen Hochzeit (II. 163), die innerlichen Kriege der Jungfern bei der Br. und Fr. Hochzeit (II. 170), Trauer- und Trostgedanken beim Grabe der Jungferschaft auf der S. und G. Hochzeit (II. 174), das schönste Wildpret bei der Förster- und Zobelschen Vermählung (IV. 163), die bestürmte und eroberte Annaburg bei der S. und B. Hochzeit (V. 93). Dieselbe schlüpfrige Sprache findet sich in den sogenannten „Wirthschaften" und „Schäfereien", galanten Hoffesten, wozu die Dichter Verse machten. Solche Verse legten sie z. B. allerlei Masken in den Mund, der den Damen Zoten sagten (III. 115).

Unter den eigentlich galanten Gedichten stellen wir oben an die berüchtigte „Amanda", die Angebetete des Hoffmannswaldau, an die er folgende Verse richtete:

Amanda, liebstes Kind, du Brustlatz kalter Herzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldschachtel edler Zier,
Der Seufzer Blasebalg, des Trauerns Löschpapier,
Sandbüchse meiner Pein, und Baumöl meiner Schmertzen,
Du Speise meiner Lust, du Flamme meiner Kerzen,
Nachtstülchen meiner Ruh, der Poesie Clystier,
Des Mundes Alecant, der Augen Lustrevier,
Der complementen sitz, du Meisterin zu schertzen,
Der tugend quodlibet, calender meiner Zeit,
Du andachtsfackelchen, du quell der frölichkeit,
Du tiefer abgrund du voll tausend guter morgen,
Der zungen honigseim, des hertzens Marcipan,
Und wie man sonsten dich mein kind beschreiben kan.
Lichtputze meiner noth, und flederwisch der sorgen.

Dem entspricht „die Abbildung der vollkommenen Schönheit" II. 58, worin die weiblichen Reize in Dreiheiten eingetheilt werden, drei schwarz, drei weiß, drei roth; drei kurz, drei lang, drei dick, drei dünn, drei eng, drei weit, drei klein, drei groß. Diese Pedanterie, gewürzt mit zotologischem Witze,

wiederholt sich in vielen andern Gedichten, in denen die einzelnen weiblichen Reize durch Metaphern erklärt werden z. B. II. 1, wo Hoffmannswaldau die Brüste vergleicht mit Aepfeln, Marmorballen, Felsen, Quellen, zwei Schwestern, die in einem Bette schlafen, Fässern, Sonnen, Hügeln, Schneegebirgen, Flaschen, Schneeballen, Körben, Blasebälgen, einem Milchsee, einem Altar rc. Ganz ähnlich IV. 12. In dem Gedichte I. 173 wird in ähnlicher Art die Schooß mit allem Möglichen verglichen. Das Schamloseste aber sind Heldenbriefe, welche Arminius mit seiner Thusnelda wechselt, und worin dieses Paar, an welches sich immer ein patriotischer Ernst knüpfen sollte, sich ganz so zotenhaft unterhält, wie Ludwig XIV. und die Montespan, oder wie König August mit seiner Aurora, die auch in diesen Bänden vorkommen. Arminius vergleicht Thusnelden mit der Stadt Rom und alle Theile und Verrichtungen (IV. 21 selbst die schmutzigsten) ihres Körpers mit den Merkwürdigkeiten Roms. In andern Gedichten streiten die einzelnen weiblichen Reize Augen, Brust, Mund rc. um den Vorrang (I. 219). Ein einziges dieser Gedichte zeichnet sich aus, der Wettstreit zwischen den schwarzen und blauen Augen (V. 237), worin unter andern der liebliche Gedanke vorkommt:

Venus selbst kam aus den Fluthen
Mit blauen Augen auf die Welt,
Doch als Adonis sich zu Tode mußte bluten
So ward ihr alle Freud und alle Lust vergellt.
Drum ließ sie, um der Wehmuth willen,
Der blauen Augen Licht mit schwarzem Flor umhüllen.

Daran reihen sich nun noch viele galante Lieder, in denen jede Scham abgestreift ist, z. B. I. 6 an die kleine Blessine, bei deren unschuldigem Anblick Hoffmannswaldau nichts anders denkt, als wie sie einst die Unschuld verlieren werde, was er in obscönen Bildern ausmalt, I. 35 und I. 371, die alles an Frechheit überbieten. Dazu „der schwangern Jungfern Trostgedanken" I. 307, Klagen der alten Jungfern, höchst üppige Schäferscenen, mehr dem Longos als Theokrit entlehnt.

Daniel Caspar von Lohenstein, kaiserlicher Rath in Breslau († 1683), ist zwar übel berüchtigt durch seinen sprichwörtlich gewordenen Schwulst, war aber trotz dieser Formfehler ein Mann von reicher Phantasie, einem warmen patriotischen Herzen und großer Gelehrsamkeit. Im Lyrischen steht er unter Hoffmannswaldau, dagegen übertrifft er ihn als dramatischer und epischer Dichter.

Die lyrischen Dichtungen Lohensteins erschienen unter dem Namen Blumen und zwar

1) Rosen in Alexandrinern, strotzend von pedantischen, mit mytholo-

gischen Anspielungen durchspickten Zoten, indem die Rosen theils Heldenbriefe, den ovidischen nachgeahmt, theils Hochzeitscarmina sind. Unter den Heldenbriefen finden wir Briefe von Don Petro und Inez de Castro, König Philipp II. und der Prinzessin Eboli; einen Abschied der Maria Coromelia, die um den heißen Brand ihrer Lüste zu stillen, sich einen Holzbrand in die Genitalien stieß. Die Natürlichkeit der Schilderung und Schamlosigkeit der Sprache ist unglaublich. In einem poetischen Wettstreit zwischen der Schönheit und Freundlichkeit wird gleichfalls alles ins sinnliche Gebiet hinübergespielt und z. B. folgendes gesagt:

Schönheit.

Ihr Brüste kämpft für mich, ihr schneegebürgten Brüste,
Aus deren Gipfel Gluth mit rothen Flammen schlägt,
Sprecht, eure Schönheit sey der Venus Schaugerüste,
Worauf sie in den Sarg der Buhler Freiheit legt.
Ein Fels, woran die Lieb ihr Goldgeschoß muß wetzen,
Ein Milchbrunn, dessen Saft auch Geister kann ergötzen.

Freundlichkeit.

Wo diese Bälge solln die Liebesbrunst anfachen,
So müssen sie von mir vor aufgeblasen seyn ꝛc.

In den „Brautgedanken bei Aufsetzung einer Haube“ wird die Haube mit unerträglicher Pedanterie als Sarg der Jungfrauschaft aufgefaßt.

2) Hyacinthen, Begräbnißlieder und poetische Ehrengedächtnisse für Verstorbene. Darunter auch eines für Andreas Gryphius, in welchem Lohenstein auf eine würdige und schöne Weise die Vorzüge des menschlichen Geistes überhaupt preist.

3) Himmelschlüssel oder geistliche Gedichte. In einem auf die Wundergeburt unseres Erlösers wird der bekannte Ruf „Pan ist gestorben“ in den verwandelt „der große Pan, der Hirt der Hirten ist geboren“. Daran schließen sich

4) Geistliche Gedanken über das 53. Kapitel des Jesaias und

5) Thränen, Klagelieder über Jesu Tod und zwar in Thränen der Mutter Gottes, Thränen der Maria Magdalena ꝛc.

Besondern Ruhm erlangte ein längeres Gedicht Lohensteins in Alexandrinern, „Venus“, abgedruckt in Hoffmannswaldaus und Anderer deutschen auserlesenen Gedichten, Leipzig 1697, II. 238—287.

Er schildert darin die Geburt der Göttin aus dem Schaum des Meeres, der Neptun und seine maritimen Vasallen staunend zusehen; dann ihre Ankunft am Ufer, wie alle Bäume sich neugierig zudrängen, sie zu sehen, bei welchem Anlaß sich die Bäume dergestalt in Liebestrunkenheit vermischen, daß die Tannen Oel, die Fichten Honig, die Kiefer Pomeranzen, der Schleedorn

Trauben trägt ꝛc. Dann ihre Ankunft im Olymp und ihre erste Vorstellung vor Zeus, dem sie sogleich seine Blitze abschmeichelt. Als er Bedenken trägt, tröstet sie ihn, alle ihre Blitze würden nur Wollust und Entzücken bereiten. Dann erprobt sie ihre Macht in Beispielen und belebt die Statue des Pygmalion. Alle Götter dienen ihr. Keiner ist, der nicht, auch unbewußt, die Liebe befördern hilft. Am eifrigsten aber dient ihr Mars, der ganz in sie vernarrt ist. Die Liebe selbst wird als ein Krieg dargestellt, eine gut durchgeführte Vergleichung S. 273. Dem rauhen von ihr besiegten Mars zieht Venus bald den reizenden Adonis vor, wie die persische Schirin dem stolzen Chosru den liebenswürdigen Ferhad, wie bei Ariost Angelica dem herkulischen Orlando den sanften Medor. — Dieses Gedicht Lohensteins faßt in der That die Mythe der Venus geistreich auf.

Im Trauerspiel hat Lohenstein seine ganze Kraft concentrirt, aber auch seine Geschmacksverirrung. Davon, wie von seinem großen Roman Arminius handle ich später. — Zu den bedeutendsten Dichtern dieser Zeit gehört der Schlesier Andreas Gryphius († 1664), den ich bei den Schauspielen näher besprechen werde. Er war aber auch Lyriker. Seine Epigramme und Sonnette erschienen schon 1638. Die Epigramme (Beischriften) gehören zu den besten dieser Gattung vor Logau. Eines der witzigsten ist das auf Balbinus:

Wie seltsam ists! Balbinus ist ein Dieb,
Und sein Weib hat stets fremde Männer lieb.
Er nimmt von allen, was er immer kann,
Und diese beut sich allen selber an.
Was dünkt euch wohl, daß hieraus sey zu schließen?
Sie will sein Nehmen durch ihr Geben büßen.

Andere gute siehe Buch II. Nr. 11. 14. 66. Die Sonnette enthalten meist ernste Gedanken und sind zum Theil Grablieder, zum Theil aber auch Hochzeitslieder.

II. 19 schildert er den Jammer des dreißigjährigen Kriegs unter dem er aufwuchs und der ihm Bruder und Schwester raubte:

Betrübtes Schlesien, bestürztes Vaterland
Was hast du, das der Grimm der Seuchen nicht verzehrt,
Das der geschwinde Blitz der Schwerter nicht verheert?

und II. 28:

In meiner ersten Blüth, im Frühling zarter Tage
Hat mich der grimme Tod verwaiset und die Nacht
Der Traurigkeit umhüllt.

Seine Oden sind meistentheils geistlichen und ernsten Inhalts, häufig von schönem Wohllaut und ergreifender Trauer, meist aber in der ungenießbaren Breite und Schwülstigkeit des Hoffmannswaldauschen Styls.

Gleich die erste Ode des ersten Buchs hat einen schönen Ton.

Du traurige Sion
Du bis in den Tod betrübte,
Du itzt Waise, vor Geliebte
Reißt ihre Lorbeerkron
Von dem gerauften Haar, sie wirft der Perlen Zier
Sie wirft der Steine Pracht, den goldenen Schmuck von ihr,
Und windt die Händ und schlägt die Brust.
Sie weint, sie ruft, sie schreit, sie klagt,
Sie sucht, sie starrt, sie fällt, sie zagt ꝛc.

Die zweite Ode des zweiten Buchs drückt die tiefste Klage aus:

Mit Thränen grüßen wir,
Mit Thränen gibt man gute Nacht!
Was ist der Erde Saal?
Ein herbes Thränen Thal.
Wie Rosen, die wir ziehen,
Auf Dörnern nur verblühen,
Wie ein verworfenes Kind verschmacht,
So muß, wer hier will stehen
In Kummer untergehen.

In der zweiten Ode des dritten Buchs besingt er seine eigene Hochzeit, wobei aber kein Freudenlaut zu hören ist, sondern nur finstere Worte, „der Erde Abgrund“, „durch schwarze Lüfte“, „der Tod“, „Trauerfackeln“, „die Hölle“, „die Folter“, „der Aengste Angst“. Das vierte Buch enthält ausschließlich „Thränen über das Leiden Christi“.

Die neunte Ode des zweiten Buchs macht eine erfreuliche Ausnahme, indem der Dichter hier sehr schön die „Ruhe des Gemüthes“ preist.

In den Kirchhofs-Gedanken, einem Gedicht in fünfzig Strophen, versenkt sich die melancholische Phantasie des Dichters in die detaillirteste Betrachtung der Gerippe, der verfaulten Leichname und der darin wühlenden Würmer.

Von Gabriel Voigtländer, königl. dänischem Hoftrompeter, erschienen 1650 deutsche Lieder mit Melodien „auf Verlangen“, darunter kostbare Unsauberkeiten, womit sich die damaligen Großen am liebsten ergötzten, z. B.

Mit ars, lex, Mars wird die ganze Welt regiert
Mars, lex, ars gubernirt &c.

Heinrich Bredelou aus Königsberg in Preußen gibt sich in seinem „poetischen Tisch“, Frankfurt und Leipzig 1688 als Nachahmer Hoffmannswaldau's zu erkennen, zumal in schlüpfrigen Liebes- und Hochzeitsgedichten. Auch im Styl durchgängig.

Rosimene, meine Zier,
Meines Lebens Licht und Wonne,
Meines Trauerns Löschpapier &c.

Schamloser als das Lied S. 93 kann nicht gedichtet werden. Dagegen ist ein Ständchen nicht übel:

Mein Kind, wie? schläfest du
Und siehst mein Ungemach.
Ach ja, du liegst in Ruh
Und schläfest ein. Ich wach,
Ich irr auf dunklen Gassen
Und suche dich, mein Licht,
Doch muß ich Schatten fassen
Du deckst dein Angesicht &c.

Schließlich bereut der Dichter seine Jugendsünden und wollüstige Schreibart, wendet sich der Tugend zu und bittet den Leser um Verzeihung. Besser sind seine Madrigale.

Johann von Besser, Oberceremonienmeister unter König Friedrich I., († 1729), schrieb eine Menge Staatsgedichte, zur Ehre des brandenburgischen Hofes, Hochzeits- und Begräbnißgedichte, Ballette und Singspiele für die Hoffeste, endlich galante Gedichte. Sie erschienen zuerst 1711 und in mehreren Auflagen mit Kupfern. Besser hat einen leichten Versbau.

Zu seinen bessern Gedichten gehören die „Unterredung mit dem Widerhall“ S. 733 und der Streit zwischen den blauen und schwarzen Augen S. 735. Aber seine „Ruhestatt der Liebe oder die Schooß der Geliebten“, ist ganz im Lohensteinischen Geschmack und wenn sie auch die geheimsten Reize der schönen Chloris enthüllt, so bedeckt sie dieselben wieder mit allem möglichen von Edelsteinen, Blumen und aus der Mythenwelt hergeholten Metaphern.

Besser dichtete 1690 eine große sogenannte Wirthschaft für den üppigen Hof Augusts II. in Dresden, worin ein Scheerenschleifer allen anwesenden hohen Masken Zoten sagt.

Heinrich Mühlpfort in Breslau († 1681), dessen Gedichte 1686 und 87 in zwei Bänden erschienen, war ein schwacher Nachahmer von Hoffmannswaldau in Hochzeits- und Leichengedichten. Ganz ohne eigenen Geist. Eben so Gottlieb Stoll († 1744), der sogenannte Leander von Schlesien. Burchard Mencke († 1732), der sich Philander von der Linde nannte, Professor in Leipzig, äffte Hoffmannswaldau insbesondere in den schwülstigen Beiwörtern nach. Christian Gryphius († 1706), Sohn des berühmten Andreas, erreichte seines Vaters Geist nicht und schrieb nur gewöhnliche Gratulationspoesien, die unter dem Namen „poetische Wälder" gedruckt wurden. Doch zeichnen ihn politische Gedichte aus, auf die man bisher noch nicht aufmerksam gemacht hat, vom edelsten und feurigsten Patriotismus eingegeben. Es war die Zeit, in welcher Ludwigs XIV. Horden die Niederlande und die Pfalz verwüsteten.

Hat sich denn des Himmels Grimm zu der Teutschen Fall verschworen?
Geht denn alle Hoffnung hin? sind wir durch und durch verloren?
Soll der B . . . länger rasen? und der Franzmann Stadt auf Stadt
Land auf Land zu Grunde richten? Ist denn weder Rath noch That,
Weder Witz noch Tapferkeit bei den Fürsten anzutreffen,
Die das arme Vaterland mit vergebener Hoffnung äffen.
O wo sind die alten Helden? ꝛc.

Die Form der Heldenbriefe, die Hoffmannswaldau dem Ovid entlehnt, wurde damals Mode. Der pseudonyme Bellander, ohne Zweifel ein Schlesier, gab zu Oels (ohne Jahrszahl) ähnliche Heldenbriefe heraus.

Die Gratulationspoesie im Geschmack der zweiten schlesischen Schule überwucherte seiner Zeit den Büchermarkt. Ich habe so viel als möglich Bücher dieser Art durchgesehen, um in der Spreu ein Goldkorn zu finden. Nur zur Warnung Anderer nenne ich einige derselben. Wer z. B. in Weichmanns Poesie der Niedersachsen, 1725, etwas Originelles oder Mundartliches erwartet, täuscht sich arg, denn er findet nichts als seichte hochdeutsche Gratulationscarmina. Von gleicher Art sind Wentzels Lorbeerhain 1700. Der Holsteiner Amthor gab noch 1735 „Gedichte und Uebersetzungen" heraus, die davon wimmeln, und die den steifen Gratulationston beibehalten, wenn auch die Verse nicht mehr Alexandriner,

sondern kürzer und leichter sind. Denselben Ton, aber auch noch die Alexandriner, finden wir in Neudeckers Früchten der deutschen Poesie, Jena 1724.

Johann Christoph Männling blieb in seinem poetischen Blumengarten, Breslau 1717, noch ganz in der Manier Hoffmannswaldaus.

Sein Buch ist voll von Hochzeits-, Begräbniß- und Gratulationsgedichten in verzwicktem und schwülstigem Style z. B.

Was willst du dich, mein Herze, selbst verzehren?
Mit Schwermuthsblei dein eigner Henker seyn?

* *
*

Der schwarze Flügel trüber Zeiten
Legt meinem Geist die Sklavenkette an.

Der Schlesier Nicolaus Peucker, der 1674 in Berlin als Stadtkämmerer starb, dichtete eine Menge Gratulationsgedichte, die unter dem Titel „die rechte klingende Paucke 1702" gedruckt wurden. Es sind wirklich nur in Worte gesetzte Pauken- und Trompetentöne, z. B.

Mein Paukenschlag, das bom di bi di bom
Spricht: Friedrich Wilhelm, komm!
Die ganze Mark schreit: Wenn,
Wenn — hat man nicht vernommen? —
Wird unser Vater kommen?
Bom, bom di bi di bom.

Des Feldes Trost, die Lerche, steigt herfür
Und singt: Dir, dir, dir, dir,
Dir Kurfürst zu gefallen ꝛc.

Daniel von Czepka, ein schlesischer Edelmann, schrieb ein „Siebengestirn königlicher Buße", das erst 1671 nach seinem Tode erschien und einige Kirchenlieder. Einen handschriftlich noch von ihm erhaltenen Schatz hat Kahlert bei Prutz, literar-historisches Taschenbuch von 1844, S. 131, aufgedeckt.

Darin finden sich mehrere politische Lieder z. B. auf Wallensteins Untergang und vorzüglich hübsche epigrammatische Liebesliedchen, z. B. wie seine Schöne einmal ihre blonden Locken in den Mund nimmt und ihn schalkhaft durch deren Gitter anlacht; wie sie, an Hals und Händen mit goldenen Ketten gefesselt, doch selber frei bleibt und nur ihn als Sclaven nachschleppt. Derb aber gut ist das Epigramm auf eine zu viel jammernde Wittwe, die gleich der

Wittwe von Ephesus über den Verlust ihres geliebten Mannes gar nicht zu trösten war:

Doch wißt, dieweil ihr Leid durch nichts war sonst zu stillen,
Ließ über Jahresfrist sie sich in Schleier hüllen
Und hat vor Angst darnach ein Kind zur Welt gebracht.

Hans Aßmann von Abschatz, Landesbestallter des Fürstenthums Liegnitz († 1699), dessen Gedichte 1704 erschienen, hat nur Eines von bleibendem Werth gedichtet, die „Aufmunterung an die Deutschen", voll Zorn über die Intriguen, mit welchen damals Ludwig XIV. Deutschland umgarnte. Die übrigen sind schwach, ein Lob des Barts noch eines der artigern. Jenes Zornlied beginnt:

Nun ist es Zeit zu wachen,
Eh Deutschlands Freiheit stirbt,
Und in dem weiten Rachen
Des Krokodils verdirbt.
Herbei daß man die Kröten,
Die unsern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke
Zur Saon' und Seine schicke!

Beccau gab zu Hamburg 1719 geistliche und weltliche Poesien heraus, die im Allgemeinen dem Hamburger und Nürnberger Schäferspiel treu bleiben, aber eine erste Spur von Matthissonscher Mondscheinwehmuth zeigen.

Die tiefe Nacht hieß alles stille seyn
Und breitete die feuchten Flügel
Auf Flächen, Thäler, Hügel.
Kein Baum bewegte sich von Winden,
Nur ließ der Mond noch seinen Schein
Durch die belaubten Büsche finden
Und warf sein weißes Silberlicht
Zum Gegenstrahl in einen klaren Bach
Als dies mit traurigem Gesicht
Ein treuer Hirte sah und sprach:

Heller Mond! von deinen Strahlen,
Die sich in dem Wasser malen,
Siehst du noch den Gegenschein.
Könnt ich mich mit meinen Blicken
So in Doris Herze drücken
Würd ich höchst vergnüget seyn!

Davon stechen dann einige Lieder im deutschen Geschmack Hoffmannswaldaus ab z. B. eines an die Brüste der Geliebten:

Ihr angenehmen Zuckerberge,
Weiht euern anmuthsvollen Schnee rc.

Ein satirisches Quodlibet S. 131 modernisirt die verkehrte Welt des Hans Sachs.

Es war einmal in einem Lande
Allwo die Gänse barfuß gehn rc.
Die Edlen gingen hier zu Fuße,
Indem der Knecht mit Rossen fuhr
Die Weiber trugen alle Hüte,
Die Männer hatten Schürzen vor rc.

Beccau behandelte auch den spanischen Amadis und Zieglers Banise theatralisch.

Johann Christian Günther, aus Striegau in Schlesien, dichtete schon auf der Schule mit größter Geläufigkeit, wurde zu viel gelobt und verwöhnt und ließ sich auf der Universität zu Wittenberg zu Trunk und Lüderlichkeit hinreißen. Hoffmann (Spenden II. 132) entschuldigt ihn durch die Verzweiflung, in welche ihn die Untreue seiner Geliebten gestürzt haben soll. Sein Vater stieß ihn von sich. Durch poetische Gönner kam er an den Hof des König August in Dresden, erschien aber vor Seiner Majestät total betrunken (in der seinen Werken vorangeschickten Lebensbeschreibung heißt es beschönigend, böse Neider hätten ihn vorher zum Trunk verlockt) und fiel gleich wieder in Ungnade. Das nämliche begegnete ihm später vor seinem schlesischen Gönner, dem Grafen Schafgotsch. Er fraß und soff sich nun bei guten Freunden herum. Ein anderer seiner Gönner, Herr von Niemptsch, suchte ihn durch eine Heirath zur Vernunft zu bringen. Günther war aber schon so tief gesunken, daß er seiner Braut einen Verlobungsring schenkte, auf dem ein Todtenkopf angebracht war. Er hatte wirklich den Tod im Leibe, suchte zwar in einem Bade sich zu heilen, starb aber, 1723.

Man hat diesen eiteln Schwächling viel zu hoch gestellt. Welchen Werth hat eine Dichtung, aus der man erfährt, ein lüderlicher junger Mann sey der Trunkenheit und Wollust erlegen, nachdem er sich eingebildet, ein großes Genie gewesen zu seyn, und in dieser Einbildung habe er über Gott und die Welt, die ihn nicht hoch und sicher genug gestellt,

geschimpft? Leider hat aber dieser Elende eine nur zu hohe Bedeutung erlangt, weil in ihm zum erstenmal die Tendenz zur Entfesselung aller Begierden, zur Emancipation des Fleisches, zur Berechtigung aller und jeder Unzucht zum Durchbruch kam.

Im Aeußern sehen die Gedichte den übrigen der zweiten schlesischen Schule auffallend ähnlich. Voran geistliche Oden und Lieder zum Lobe Gottes, dann Loblieder auf Fürsten und große Herren voll niederträchtiger Schmeichelei, lascive Hochzeitscarmina und steife schwülstige Begräbnißlieder, Glückwünschungsgedichte zu Doctorpromotionen 2c. Endlich galante Gedichte, Satiren und Epigramme. Außer Opitz, Lohenstein und Hoffmannswaldau erkennt Günther den wäßrigen Neukirch für den größten Dichter auf Erden. Die weitläufige, wäßrichte Sprache seiner Alexandriner wird nur dann durch eine ächte Naturkraft unterbrochen, wenn sich Günther zügellos seiner Lüderlichkeit und Gemeinheit überläßt, wenn er an einem, der ihn getadelt, seine ganze Wuth auslassen will, und, wenn ihn in wenigen bessern Augenblicken das innere Entsetzen vor seinem Treiben ergreift und er auf Augenblicke tief reuig Buße thut, natürlich nur so lange, bis er wieder besoffen ist.

Im höchsten Grade gemein und unflätig ist sein Studentenlied (Ausgabe von 1742 II. 916), worin die ganze Rohheit des damaligen Studentenlebens sich spiegelt. Weniger obscön, aber moralisch desto schmählicher sind seine „im Rausch" gedichteten Lieder, worin er seine verworfene Lebensweise mit der allgemeinen Narrheit der Welt zu entschuldigen sucht. In einem Gedicht (II. 940) schildert er die Unzucht des weiblichen Geschlechts seiner Zeit und fragt ganz ernsthaft, ob er sich als einen Pinsel auslachen lassen soll, wenn er die allgemeine Lust nicht mitmache? In zwei besondern Gedichten entschuldigt er sich dagegen bei ehrbaren Frauenzimmern, daß er zu frech gegen sie gewesen, indem er ihnen seine Zuneigung gleich habe handgreiflich zu erkennen geben wollen. Dieselbe Frechheit herrscht in dem Rachegedicht auf „den entlarvten Crispinus", einen gewissen Krause in Schweidnitz, der ihn zu tadeln gewagt hatte. Hier läßt er den Krause entstehen aus den Excrementen, die bei einem Festmahl der Eris den überladenen Gästen entweichen und die zufällig dem Momus in die Hand fallen, der gerade darüber nachdenkt, wie er dem Prometheus nachahmen und auch Menschen machen solle, und dem der so unverhofft in seine Hand fallende Stoff ganz geschickt dazu bedünkt. So formt er daraus den Krause, den sofort alle um den Tisch der Eris versammelten Laster in Pflege nehmen und groß ziehen. Aber seine Tadelsucht mißfällt den Göttern und Jupiter läßt ihn als Sklaven feil bieten. Da will ihn Niemand

kaufen, bis Silen zwei Dreier für ihn gibt und ihn zum Treiber seines Esels macht. Mit diesen Rohheiten wechseln dann tiefe Jammertöne ab. Die schmerzlichsten findet man II. 935, wo der Dichter sich verworfen nennt, Gott anklagt, den heißesten Wunsch hegt, nie geboren worden zu seyn, seiner Mutter vorwirft, ihn „mit Angst zur Angst“ geboren zu haben ꝛc.

6.

Volkslieder.

Ueber den Kunstgedichten dürfen wir das Volkslied nicht außer Acht lassen.

Die neuern Volkslieder, seit dem 16. Jahrhundert, sind überaus verschiedenartig. In einigen verräth sich das ächte Volksgemüth im frischen freien Jäger- und Soldatenton, auch in rührenden Romanzen. In den meisten jedoch macht sich der Bänkelsängerton mit einer kleinen Nachäfferei der Classiker unangenehm bemerklich. Das erkennt man am besten aus Hoffmanns „Gesellschaftsliedern“, die aus mehreren älteren Sammlungen und fliegenden Blättern zusammengetragen sind z. B. ein Lied gedruckt 1588.

Gott grüß mir du im grünen Rock
Die schön und allerfreundlichst Dokk ꝛc.

ein anderes von 1593:

Ich und du
Sind die allerschönsten zwu ꝛc.

von 1609:

Einmals Cupido lag und schlief
Als heimlich mein feines Lieb zulief ꝛc.

Man muß sich übrigens hüten, gedruckte Lieder für Volkslieder zu nehmen, wenn sie auch so heißen und unter ächten Volksliedern gemischt sind. Seit der Druck erfunden war, eignete man vieles dem Volk an, wovon es doch keine Notiz nahm. Im Allgemeinen litt das weltliche Lied seit der Reformation an denselben Fehlern, wie das geistliche, indem es Reflexionen statt unmittelbare Gemüthsäußerungen gab, und dabei ungelenk und weitläuftig wurde.

Auch in die Weinlieder trat mit der Zeit zu viel Reflexion ein. Die geistlosen Sänger wußten nichts mehr zu sagen, als: laßt uns singen, nun hebt zu singen an! oder: nun trinken wir! Diese trostlose Manier zu beschreiben, was man thut, ist heute noch nicht überwunden. Wir begegnen ihr schon in ältern Volksliedern bei Uhland Nr. 222:

So trinken wir alle
Diesen Wein mit Schalle.

oder:

Wer hier mit mir will fröhlich seyn,
Das Glas will ich ihm bringen,
Wer trinken will ein guten Wein
Der muß auch mit mir singen rc.

In Hoffmanns Gesellschaftsliedern ein Lied von 1583:

Fröhlich zu seyn, ist meine Manier
Dabei da will ich bleiben rc.

Das berühmte Lied mit dem Refrain:

Nu gang mir aus den Bohnen!

bei Uhland Nr. 235 drückt recht gut die Stimmung eines Trinkers aus, der sich einmal freuen will und alles, was ihn sonst geärgert, von sich abweist. Doch ist dieses Lied zu geringen Gehalts, als daß ich glauben könnte, es sey das nämliche, von dem man noch sprichwörtlich sagt: S' geht nichts über das Bohnenlied.

In den Liebesliedern hat sich noch am besten der alte tiefe Ton ächter Volkspoesie bewahrt. Die Tiefe des Liebesschmerzes ist von keinem Kunstdichter je so einfach und rührend ausgedrückt worden, wie in den Volksliedern, z. B. in einem im Wunderhorn III. 17:

Die Distel und die Dornen, die stechen also sehr,
Die falschen, falschen Zungen aber noch vielmehr,
Kein Feuer auf Erden auch brennet also heiß,
Als heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß.

Eben so ächt volksthümlich ist das Lied vom Tannenbaum, bei Zarnack II. 51.

O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie treu sind deine Blätter,
Du grünst nicht nur zur Sommerzeit.

O Mädelein, o Mädelein, wie falsch ist dein Gemüthe,
Du schwurst mir Treu in meinem Glück ꝛc.

Ein Liedchen in den Schelmenliedern eines lustigen Malers, aber ohne Jahrzahl, aus Schwaben:

Mei Mutter mag mi net
Und kein Schatz han i net,
Ei worum stirb i net,
Was thu i do?

Das Lied von der Nachtigall in Ecks Volksliedern I. Nr. 25.

Nachtigall, ich hör dich singen,
Das Herz im Leib thut mir zerspringen ꝛc.

Von höchst eigenthümlichem Reiz ist der allbekannte Schweizer Kuhreigen:

's isch ebe — n — e Mönsch uf Erde, Simeliberg,
Und d's Vreneli ab em Guggisberg,
Und d's Simes Hans Joggeli änet dem Berg,
's isch ebe — n — e Mönsch uf Erde,
Daß i möcht by — n — ihm sy.

Das Lied endet traurig. Der bekümmerte Sänger sucht tief im Thal die Mühle, die nichts als Liebe mahlt, aber mit zerbrochenem Rade, und stirbt er vor Kummer, so bittet er, so legt mich in das Grab.

In vielen Volksliedern, die von Mädchenverführung handeln, spricht sich der derbste Realismus aus. Der Grundgedanke ist: das ist der Welt Lauf. Der Verführer fühlt keine Reue, er fügt zum Raub der Unschuld noch Raub der Kleider und rücksichtslosen Hohn. So in dem berühmten Liede „Schürz dich, Gretlein, schürz dich“ im Wunderhorn I. 46, zuerst gedruckt in Eccards neuen Liedern 1589.

Aecht volksthümlicher Humor waltet in dem Passauer Schifferliede (Kretschmer, Volkslieder II. Nr. 323) worin ein Schiffer auf der Donau die Mädchen vor dem Strudel warnt, den keine passiren könne, die nicht mehr Jungfer sey. Alle steigen aus, bis auf eine:

Es kommen ihrer hundert und drei
Ueber das Feld gelaufen,
Das war ein sehr groß Geschrei,
Zu sitzen auf einen Haufen.

Konnt keine über den Strudel fahren
Als ein Mädchen von achtzehn Jahren,
Sie ist nicht ausgestiegen,
Ist im Schiff geblieben.
Schwäbisch, bayrisch Dirndl, juchhei
Muß der Schiffmann führen.

Die Melodie dazu ist allerliebst.

Daß dirs nicht geht wie den andern, ist ein Refrain vieler Volkslieder, in denen die Mutter ihre vorwitzige Tochter warnt. So in Görres Volksliedern S. 190 das Lied:

Es sollt ein Mädchen waschen gan
Ihr Hemdlein weiß, ihr Aeuglein klar ꝛc.

Hüt dich fein, wahre dich, wiederholt sich ebenfalls oft. Das artigste Volkslied dieser Art ist das von Herder zuerst in seinen Stimmen der Völker aufgenommene:

Es sah ein Knab ein Röslein stehen,
Röslein auf der Haiden.
Der Knabe sprach: ich breche dich
Röslein sprach: ich steche dich
Röslein, Röslein, Röslein roth
Röslein auf der Haiden.

Bekanntlich hat Göthe sich willkührlich dieses alte Volkslied angeeignet.

Hieher gehören die Schnaderhüpfeln (Lieder zum Hüpfen der Schnitter), die noch itzt im bayerischen Gebirge immer neu gesungen und gedichtet werden. Sie sind theils rührend klagend, theils frohlockend, theils spöttisch und in ihrer Kürze von unnachahmlichem Reize. Sie kehren unter andern Namen überall in den deutschen Alpen wieder, besonders bei den witzigen Appenzellern und bei den gemüthlichen Tirolern und Steyermärkern. Das Alter dieser Lieder ist gar nicht mehr zu erkennen. Viele dürften sehr alt und seit vielen Generationen gesungen seyn. In die in neuerer Zeit gedruckten Sammlungen hat sich schon zu viel modernes Raffinement eingeschlichen.

Aus der Pfalz in Mones Quellen I. 163:

Was nutzt ein schöner Apfel,
Wenn er inwendig faul ist?

Was nutzt mich ein schön Schätzl,
Wenns Herzl falsch ist? —

Bald gras' ich am Neckar
Bald gras' ich am Rhein,
Bald schlaf ich beim Schätzl
Bald schlaf ich allein.

Aus des Knaben Wunderhorn III. 127:

Mein Schätzle ist hübsch,
Aber reich ist es nit;
Was nützt mir der Reichthum,
Das Geld küß ich nit.

Aus Tschischkas und Schottkys österreischen Volksliedern S. 136:

Daß im Wald finster ist
Das machen d'Bam.
Daß mi mein Schatz nit mag
Das glaub i kam.

Aus Toblers Appenzeller Sprachschatz S. 160:

Mein Schatz ist kein Zucker
Wie bin ich so so froh,
Sonst hätt ich ihn gessen,
Jetz han ich ihn no.

Sehr reich an ächter Volkspoesie dieser Art sind die von E. Meier gesammelten schwäbischen Volkslieder (1855) z. B.:

Mei Schatz ist a Weber
A Weber muß seyn
Er webt mir a Schürzl
Und a Blümle drein nein.

Mei Schatz ist a Schreiner
A Schreiner muß seyn,
Er macht mir a Wiegle
Und a Kindle drein nein.

* * *

S' ist no net lang, daß 's gregnet hot,
Die Bäumle tröpflet no,
I han a mol a Schätzle ghett,
I wöllt, i hätt es no.

* * *

Mein Schatz halt i fest,
Wie der Baum seine Aest,
Wie der Aepfel seine Kern
Drum hab ihn so gern.

Eines der hübschesten schwäbischen Volkslieder mit reizender Melodie ist der „lustige Bua“ (bei Erk, Volkslieder IV. Nr. 11), der sich seines Putzes freut, seiner Strümpfle und Zwickele dran, seiner Schnürle und Schnalle dran, seiner Hösle und Westle dran, seines Wämsle und Knöpfle dran, seines Hütle und Bändle drauf.

Sehr nett sind die verliebten Trutzliedchen, oft freilich etwas frivol, aber voll Natur und Leben. Ich gebe einige Beispiele aus Webers Deutschland I. 497.

Geh weg von ma Fenster,
Hör auf dei Singa,
Wenn der recht Bub wärst,
Wärst schon lang drinna.

Aus Tirol:

Bin hoch auffi gstiegn
Frag mei Diendl ums liegn,
Und oft rädts ma zum Gspött:
Is viel zu flohig mei Bett.

Aus Appenzell:

Und Appenzeller Meiteli
Wie machest du den Kes?
I thu n'a in ei Kübeli
Und druck a mit dem Füdeli,
Drum wird der Kes so reß.

Aechte Schelmenlieder voll Schalkheit sind „der Tod von Basel“ (Erk, Volkslieder I. Nr. 56), worin Einer den Tod von Basel bittet, ihm doch seine verachtete Alte wieder zu bringen, da ihn die Jungen zu arg plagen. Ferner das Bettlerlied (Büschings Volkslieder S. 61):

Ik und mein junges Weib
Können schön tanza,
Sie mit dem Bettelsack,
Ik mit dem Ranza.
Schenkt mir mal bayrisch ein,
Wollen mal lustig seyn,
Bayrisch, bayrisch, bayrisch muß seyn!

Das tolle Pinzgauer Wallfahrtslied (Kretzschmer, Volkslieder I. Nr. 135) im Tone der Litaneien, aber voller Spott und Hohn. Ein österreichisches Volkslied bei Tschischka und Schottky S. 60 beim Walzen zu singen von einem Weibe, der man sagt, ihr Mann sey krank und endlich, er sey gestorben, die aber immer forttanzt:

Is a schlecht,
Gschicht am recht. —
Liegt er in Zügen
Laßtn liegen. —
Is a dod
Drest en Gott!

Ein lustiges Tirolerlied in den meisten neuen Singbüchern vorkommend:

Zu Lauterbach hab i mein Strumpf verloren ꝛc.

Darin heißt es:

Wenn i ins Zillerthal eini geh,
Leg ich mein Pluderhos an,
Und wenn mi mei Diendl in der Kirche sieht,
So schaut se kein Heilgen mehr an.

Das Müllerlied (bei Erk, Volkslieder II. Nr. 16):

Es wohnt ein Müller an jenem Teich,
Lauf, Müller, lauf
Der hat eine Tochter und die war reich
Lauf, Müller, lauf ꝛc.

Ein Liebhaber läßt sich in einem Sack zur Tochter tragen. — Das berühmte Kinderlied vom ausgeschickten Jockel. Hieran reihen sich noch viele lustige Spottlieder, z. B. auf die Schneider (Hoffmann, schlesische Volkslieder, Nr. 215 f.). Ferner die phantastischen Thierlieder vom dummstolzen Kukuk, vom Käfer auf dem Zaun, der Hochzeit macht, die jämmerliche Klage des Häslein:

Hab ein Schwänzlein, das ist klein,
Wollt' es möchte größer seyn,
Wenn ich an mein Schicksal denk,
Ich mich recht von Herzen kränk.
Wenn ich dann geschossen bin
Trägt man mich zur Küche hin ꝛc.

Am witzigsten das Lied von der Gans:

Was trägt die Gans auf ihrem Schnabel? &c.

worin am Schluß gefragt wird: und was trägt die Gans auf ihren Füßen? Antwort: die Jungfer Braut. Diese und viele andre Lieder findet man im Wunderhorn und Hoffmanns schlesischen Volksliedern, in v. Erlachs Sammlung &c.

Die alten Soldatenlieder gehören zu unsern schönsten Volksliedern. Sowohl die fröhlichen als die traurigen haben eine Anspruchslosigkeit und Einfachheit, wie sie dem ächten Soldaten gezient. Am besten sind die, welche noch gar nicht reflectiren, sondern unmittelbar etwas erzählen oder eine Stimmung des Augenblicks ausdrücken. Die Soldatenlieder verschlechtern sich bis zur neuern Zeit hinab in dem Grade, in dem sich in ihnen das Bewußtseyn oder die Anmaßung der Tapferkeit ausspricht. Die alten guten Soldatenlieder gleich dem ruhenden Herkules renommiren nicht.

Das berühmte Soldatenlied vom Prinzen Eugenius:

Prinz Eugenius, der edle Ritter
Sollt' dem Kaiser wiedrum liefern
Stadt und Festung Belgarad &c.

ist seit dem Jahr 1717 bekannt und ging aus der österreichischen Armee in alle deutsche Heere über, so daß es noch jetzt allen deutschen Soldaten geläufig ist und auch vom Civilstand in allen Singvereinen gesungen wird. Und mit Recht, denn in ihm ist alles ächt deutsch, einfach, schlicht und ernst, und gerade das spricht zum Herzen.

Aus dem Zeitalter der Restauration sind viele Landsknechtlieder erhalten, aber nur in fliegenden Blättern, nicht von den Landsknechten selbst ersonnen, sondern in ihrem Namen gemacht, Parteifabrikat ohne irgend ein Kennzeichen des ächten Volksliedes. Man kann höchstens das Spottlied auf Kaiser Karl V.:

Es geht ein Butzemann im Reich herum.

ausnehmen. Eben so wenig sind die fliegenden Blätter des dreißigjährigen Kriegs ächte Volks- und Soldatenlieder, sondern nur Parteifabrikat. Nur das Jammerlied:

Der Schwed ist kommen
Hat alles weggenommen ꝛc.

hat den Charakter des wahren Volkslieds. Das Lied „fleuch, Tilly, fleuch" drückt helle Siegesfreude aus, scheint mir aber doch gemacht. Das ist noch weit mehr der Fall bei den Liedern zu Ehren Gustav Adolphs, vor der Belagerung Stralsunds, Breisachs ꝛc. Vgl. Soltaus historische Volkslieder, 1836. Alles steifes zweckvolles Gereime ohne den lebendigen Hauch der Volkssprache.

Es gibt eine Gattung Soldatenlieder seit dem dreißigjährigen Kriege, in denen sich ein gar männliches Bewußtseyn fest und ehrlich ausspricht, wenn gleich schon mit zu viel selbstgenügsamer Breite z. B. das berühmte Lied Zinkgrefs.

Drum gehet tapfer an, ihr meine Kriegsgenossen,
Schlagt ritterlich darein, eu'r Leben unverdrossen ꝛc.

Hieher gehört auch Morhofs:

Kein selger Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen
Auf grüner Haid, in weitem Feld
Darf nicht hören groß Wehklagen ꝛc.

In dem Husarenlied des Wunderhorn I. 43 herrscht schon zu viel moderne Reflexion: „Es ist nichts Lustigers auf der Welt Als wir Husaren in dem Feld" das ist schon nicht mehr ächt. Der Husar soll lustig seyn, aber nicht sagen, er sey es.

In einem ältern Soldatenlied ruft der gespenstische Trommler durch Trommelschlag seine todten Kameraden aus den Gräbern und sie stellen sich in Reih und Glied vor dem Fenster seiner Geliebten auf. Hauff, altdeutsche Blätter II. 179.

Viele romanzenartige Volkslieder stammen aus der rauhen Kriegszeit des 17. Jahrhunderts. So das Lied von den Mordeltern:

Eines Wirths Sohn kommt von langer Wanderung heim, will sich den Eltern erst am andern Morgen zu erkennen geben, wird aber noch in der Nacht, weil sie ihn für einen reichen Fremden halten, erschlagen und beraubt. Volkslied bei Meinert 210. Wunderhorn II. 197. Erlach IV. 117. Hoffmann, schlesische Volkslieder, Nr. 34. 35. Alsatia 1851 S. 58. In Vogels Leipziger Annalen S. 367 wird die Geschichte von einem Schenkwirth

in Leipzig unter dem Jahr 1618 erzählt. In Löschlins Beiträge zur Geschichte Danzigs III. 64 und Karls Danziger Sagen II. 1, von einem Wirth in Danzig. Auch in einem nicht mehr erhaltenen Dithmarsischen Volkslied siehe Müllenhoff, holsteinische Sagen S. 534. Happel rel. cur. S. 351 kennt den Vorfall auch als historisch, nennt aber den Ort nicht.

Die Kindsmörderin, Volkslied vom Jahr 1615 in Reichardts musikal. Zeitung 1806. Nr 10. S. 40 Talvj, Volkslieder S. 423.

Das schöne Nanerl wird zur Hinrichtung geführt, klagt über Joseph, der sie in dies Unglück gebracht, freut sich aber auf den Tod, um zu ihrem Kinde zu kommen. Ein Fähnrich bringt Pardon, aber zu spät, sie ist schon todt. Dieses natürliche und rührende Volkslied hat Schiller in seinem bekannten Gedichte im widrigen Schwulst übersetzt und des altvolksthümlichen Reizes entkleidet. Eine nicht sehr poetische Abänderung in mehreren deutschen Volksliedern ist, daß die Kindesmörderin vom Teufel geholt wird. Meinert 164. Hoffmann, schlesische Volkslieder Nr. 31. 32.

Das Lied von des Pfarrers Tochter von Taubenheim (Wunderhorn II. 222) ist eben so schaurig. Die Verführte hat ihr Kind ermordet und wird gerädert.

In viele Volkslieder spielt auch das Gespensterwesen der Zeit hinein. Von dieser Art war das verlorene Lied, welchem Bürgers berühmte Leonore zu Grunde liegt. So auch das Lied vom todten Bräutigam.

Eine Braut wurde bei Nacht durch Klopfen an ihr Fenster geweckt. Ein Liebhaber bat um Einlaß. Sie erwiederte, sie sey schon versprochen und liebe nur ihren Bräutigam. Da sagte er: ich bin es ja selbst. Sie öffnete das Fenster und sah einen Todten vor sich. Unwillkürlich schauderte sie vor dem Grabgeruch zurück. Er aber faßte ihre Hand und sagte: wecke Vater und Mutter, schmücke dich mit dem Brautkranz und folge mir, denn du sollst ihn bis in den Himmel tragen. Meinert, Volkslieder des Kuhländchens I. 3.

Das Volkslied vom Grabhemd:

Eine Wittwe nahm einen zweiten Mann, der sie hart hielt und weinte um den ersten. Da kam einmal der zweite zu des ersten Grab und dieser rief ihm zu, er solle die Frau auffordern, ihm ein neues Grabhemd zu schicken, weil das, was er anhabe, von ihren Thränen ganz naß geworden sey. Der zweite Mann richtete es aus, die Frau brachte das Hemd zum Grabe, wurde aber zu dem Todten hineingezogen und kam nicht wieder. Kuhländchenlieder Nr. 1.

7.

Lehrgedichte und weltliche Satiren.

Die Lehrgedichte seit dem 15. Jahrhundert nahmen viel antiken Geist und Stoff in sich auf und seit der Reformation viele kirchliche Polemik.

Das älteste Vorbild der Renaissancedidaktik ist das 1386 von Otto von Passau verfaßte Buch „die 24 Alten oder der güldene Thron", eine Uebersicht aller christlichen Tugenden, die aber schon durch Beispiele aus den alten Heiden und classischen Citaten erläutert werden.

Albrecht von Eybe, Domherr in Bamberg und Eichstädt, schrieb ein Ehestandsbuch, gedruckt Nürnberg 1472 bei seinem Leben. Obgleich katholischer Geistlicher spricht er doch als ein Kundiger von der Ehe und ertheilt darüber die besten Rathschläge, wobei er auch Scherze und kleine Geschichtchen einmischt. Auch schrieb er eine lateinische margarita poetica, Norimb. 1472, Sammlung von Sentenzen und schönen Stellen, und einen „Spiegel der Sitten", dabei zwei Comödien Plauti, Augsb. 1511. — Ingold schrieb ein „güldin spil" Augsb. 1472, worin in sieben Spielen die sieben Hauptlaster bestraft werden. — In Köln erschien ein Buch de nativitate et moribus Antichristi, ohne Jahrzahl, aber noch im 15. Jahrhundert.

Der Hörselberg, eine Handschrift in Jena, (von der Hagen, Germania II. 346 f.) schildert die Unterwelt, die nach einem alten Volksglauben im Innern des Hörselberges (in den man die armen Seelen stürzen hört) bei Eisenach seyn soll. Aber obgleich deutsch und auf deutsche Sage gegründet, bewegt sich das Gedicht schon nach des Erasmus Beispiel in antiken, namentlich lucianischen Erinnerungen. Merkur unterhält sich mit Charon, der die Todten aus Deutschland über den Styx führt, und frägt sie selber aus, woher sie kämen, was sie sind. Da wird viel gespottet. Im Hintergrunde werden die Sünder nach Rang und Stand verschiedenartig gepeinigt, was an die Bilder von Höllenbreughel erinnert. Zuletzt kommt Agrippa ohne seinen schwarzen Hund, mit dem er auf Erden so viele Wunder that, Dr. Faust, der gebrand-

markt wird, der Berliner Alchymist Thurneissen, dem man die Ohren abschneidet ꝛc. Alles leicht hingeworfener Spaß ohne eine tiefere Idee.

Albertanus schrieb „von Verleidung der Liebe", enthalten im Andreae Buch Ovidii, die Liebe zu erwerben, Augsb. 1482., Straßb. 1484 fol. auch handschriftlich in Wien, Serapeum VII. 62. Es lehrt, wie man Liebe meiden und ausrotten solle, mit fünfzehn Gründen, und enthält dann ein Verzeichniß weiblicher Laster und Unarten. — Ausgezeichnet war das 1510 gedruckte Buch liber vagatorum mit sehr guten Schilderungen von Bettlern, jenes Proletariates, welches im Bund des armen Konrad und im Bauernkriege eine traurige Berühmtheit erlangte. Vgl. Scheible, Schaltjahr IV. 231 f.

Einer der ausgezeichnetsten Prosaisten der Reformation war Sebastian Frank von Donauwörth († 1545), den Herman Bischof 1857 zum erstenmal in einem eigenen Buche gehörig gewürdigt hat als den ersten, der die Weltgeschichte großartig auffaßte und mit seinem Geist über den Parteien der Zeit stand, weshalb er von allen mißachtet wurde. Da er kein Dichter war, begnüge ich mich mit dieser kurzen Erwähnung.

Merkwürdig erscheint Anton Schorus, Professor in Heidelberg († 1552), der daselbst eine Comödie von der Religion aufführen ließ:

> Die Religion sucht vergebens Herberge bei den Großen und wird nur von den Geringen und Armen liebreich aufgenommen.

Das nahmen die Großen so übel, daß Schorus vor dem Zorn des Pfälzer Kurfürsten flüchten mußte. Vgl. Bayle dict. s. v. Schorus.

Georg Wickram von Kolmar, dessen Goldfaden wir schon kennen (I. 402), bearbeitete fremde Stoffe in einer überaus harten Prosa. Seine eigenen Erfindungen sind überall zweifelhaft, da er eben so gewissen- als geschmacklos war. In den „sieben Hauptlastern" (1538) ist er Moralist, im „Rollwagen", einer Sammlung von Schwänken, ein wahres Schwein, im „irre reitenden Pilger" spottet er über die katholischen Wallfahrten und in einer Bearbeitung der Murner'schen Narrenbeschwörung über Luther. Sein Geistesverwandter Fischart, obgleich viel entschiedener in der Partei, lobt ihn doch der Grobheit seines „weltlichen Loosbuchs" wegen. Die besten Arbeiten Wickrams, aber schwerlich seine Erfindung, sind außer dem Goldfaden noch „der unbesonnenen Jugend Arzneispiegel" und „der jungen Knaben Spiegel", beides moralische Stoffe. Eigen

scheint ihm das Buch „von guten und bösen Nachbarn“. Hier nämlich stellt er einen aus dem Bauernstand Emporgekommenen einem aus dem Adelstand Herabgesunkenen gegenüber. Das entspricht ganz dem groben Wesen Wickrams und dem revolutionären Geist in Oberdeutschland zu seiner Zeit. Wir haben hier unsern ältesten demokratischen Roman vor uns. — Wickrams treuer Eckhardt ist nichts als ein wechselnder Dialog Eckharts mit einem Kinde, Vater, Pfaffen, Edelmann, Handwerker ꝛc. etwa in der Art der Todtentänze, in den härtesten Knittelversen.

Barth. Ringwald, luth. Pfarrer in der Mark Brandenburg, schrieb 1589 unter dem Titel „die lautere Wahrheit“, eine poet. Vergleichung zwischen dem Christen und dem Soldaten, nicht ohne heroische Anwandlungen, und 1598 den „treuen Eckhart“, den er eine Reise durch Himmel und Hölle machen läßt, was ihm Anlaß gibt, mit der ihm eigenen Wärme die Wonnen des ersteren und die Martern der letztern auszumalen. Bei diesem Dichter war der Geist willig, aber das Fleisch schwach. Er konnte sich nicht über die Härten und Gemeinheiten der Sprache erheben. Er schrieb auch viele geistliche Lieder, eine Vergleichung des h. Ehestandes mit der h. Dreieinigkeit 1588, eine Anweisung für junge Gesellen zum Ehestand ꝛc. Näheres über ihn in Hoffmanns Spenden II. 17.

Ein älterer Johann Clajus (Klay) schrieb 1586 eine Altkumestika oder die Kunst, aus Mist Gold zu machen, zur Verspottung der Alchymisten, indem er den vernünftigen Gedanken vertheidigte, wer den Acker baue, dem wachse wahres Gold, die Goldkocherei lasse alles nur im Rauch aufgehen.

Hans Rudolf Räbmann schrieb zu Bern 1606 ein „poetisches Gastmahl und Gespräch zweier Berge“, nämlich des Nisen- und Schreckhorn über dem Thuner See, die sich von sich selbst, von der Natur der Berge, dem Nutzen des Bergwerkes ꝛc. unterhalten, ein rohes Vorbild für Hallers Alpen.

Math. Holzwart aus dem Elsaß schrieb 1568 in Folio einen Lustgarten deutscher Poeterei, worin er die alte Mythologie weitläufig erklärte, dazu lehrhafte Sinnbilder. Caspar Bach schrieb 1626 einen „deutschen Phönix“, voll religiöser und moralischer Gedanken in rauhen Versen. Christian Hoffmann gab 1659 eine Bergprobe oder goldenen

Esel heraus, worin er das Bergwerk Reichenstein in Schlesien, das Bergwesen überhaupt und den Ursprung der Metalle nach den Begriffen der Zeit in Alexandrinern beschrieb.

An die alchymistische Allegorie des Val. Andreä reiht sich ein conjugium Phöbi et Palladis des Knorr von Rosenroth (1677), worin bewiesen werden soll, daß aus der Vermischung unedler Metalle keine edle hervorgehen können.

Jakob Vogel, ein Bader aus Württemberg, ließ sich zu Stößen an der Saale nieder, wo er im Anfang des 17. Jahrhunderts durch seine Rodomontaden und zahlreichen Schriften ungemeines Aufsehen erregte und während er einerseits an den kursächsischen Hof berufen und feierlich zum Poeten gekrönt wurde, anderseits als unleidlicher Schwätzer von seinem Beruf und Wohnsitz den Namen empfing, der sprichwörtlich geblieben im Salbader. Er war ein Autodidakt und stellte sich keck allen Gelehrten gegenüber. Wie er in seinem poetischen Adler 1623 sich selbst mit dem königlichen Adler vergleicht, der über Länder und Meere fliege, so hofmeistert er in seinen Wandersregeln 1619 als ein zweiter Rornagest, als viel erfahrener Wanderer alle Stände und Confessionen. Im ersten Theil dieses merkwürdigen Buches läßt er einen Richter und Pfarrer streiten, als Vertreter der Theologie und Jurisprudenz und fährt dann mit seinem allen überlegenen praktischen Verstande zwischen sie. Im zweiten Theile läßt er Heiden, Türken, Juden, Calvinisten die Revue passiren und mustert sie abermals alle. Das Buch ist in rauhen Knittelversen geschrieben, enthält aber mancherlei hübsche Erzählungen z. B. von der Regung des Gewissens eine Menge Fälle:

Ebn auch in Wien der festen Stadt,
  Ein Beckersgesell ermordet hat
Meister und Fraw, sampt dem Gesind,
  Lag auch in der Wiegn ein kleins Kind,
Das bath, ach Paul laß mich doch lebn,
  Ich wil dir all mein Docken gebn,
Da solcher Mörder wurd gespiest,
  Schrey er, mit Nichten die Marter ist
So groß, als nur des Kindes Wort,
  (Vnd wurd doch nicht von mir erhort)

Die schneiden mir durch Mark vnd Bein,
Zermartern mir das Hertze mein,
So grewlich als der Hellenpein.

Friedrich Taubmann, Professor in Wittenberg und wegen seiner guten Einfälle ein Liebling des sächsischen Kurfürsten Christian II. († 1613), schrieb nicht nur lateinische Gedichte, die wir oben schon erwähnt haben, sondern lieferte auch den Stoff zu dem Buch die Taubmanniana, Frankfurt und Leipzig 1707, worin alle Schwänke von ihm gesammelt sind. Vgl. über ihn noch Flögel, Geschichte der Hofnarren S. 288. Hier einige Proben:

Taubmann frug einmal an der Kurfürstlichen Tafel den Cardinal Clesel, ob er wohl wisse, wo Gott nicht sey? der Cardinal meinte, in der Hölle. Nein, sagte Taubmann, in Rom, denn da hat er seinen Statthalter. In diesem einzigen Cardinal, sagte Taubmann, stecken 150 (CL) Esel. — Einmal fuhren die Hofdamen im Garten zu Dresden auf einem Kahn, da schrie er ihnen vom Ufer zu, der Kahn werde sinken, weil er so viele Löcher habe, und erschrocken sprangen sie heraus. Die Hofdamen rächten sich, indem sie ihm bei Tisch leere Teller vorsetzten. Da nagelte er einen Sack mit Kienruß in die Commodité, und sämmtliche Damen puderten sich, ohne es anfangs zu merken. Zur Rache wollten ihm die Damen den langen Bart abscheeren lassen und der Kurfürst bewilligte es, Taubmann aber bewog den Kurfürsten, zugleich alle Herrn an seinem Hofe mitscheeren zu lassen, sammelte alle abgeschorene Bärte, ließ einen Sattel davon stopfen und verehrte den Sattel dem Kurfürsten. — Einmal reiste Taubmann von Wittenberg nach Dresden im harten Winter und stellte sich in des Kurfürsten Zimmer, ohne ein Wort zu sagen, an den Ofen. Gefragt, warum? sagte er, er habe sich nur ein wenig wärmen wollen; da schickte ihm der Kurfürst Holz. — Taubmann hatte alte Fenster; um neue zu bekommen, lief er in einer dunkeln Winternacht auf die Straße, mischte sich unter die betrunkenen Studenten und reizte sie, dem alten Taubmann die Fenster einzuwerfen, merkte sich aber die, welche es gethan, und ließ sich von ihnen die neuen Fenster bezahlen. Taubmann war beim Kurfürsten in Ungnade und die Hunde sollten auf ihn gehetzt werden, wenn er wieder nach Hofe käme. Da nahm er drei lebendige Hasen unter den Mantel, ging nach Hofe und ließ im Schloßhof, dann im Schloß, endlich noch im kurfürstlichen Zimmer je einen Hasen springen, denen alle Hunde nachliefen, so daß er freien Eintritt bekam. — Der Kurfürst ließ ihm bei Tisch keinen Löffel geben und sagte: ein Schelm, wer nicht suppt. Da machte sich Taubmann einen Löffel von Brodrinde, suppte und rief: ein Schelm, wer seinen Löffel nicht mit ißt. — Die Kurfürstin wollte einmal Taubmanns Frau sehen. Da sagte er ihr, seine Frau sey taub und bat sie, etwas laut mit ihr zu

reden. Seiner Frau sagte er das nämliche von der Kurfürstin, und nun schrieen sich die beiden Frauen überlaut an.

Aegidius Albertinus, des berühmten Herzogs Maximilian I. von Bayern zur Zeit des 30jährigen Kriegs Hof- und Geistlichen Rathes secretarius, schrieb eine Menge allegorischer und didaktischer Schriften im damals herrschenden spanischen Geschmack, ohne eigenen Geist, roh und gefühllos, wie es im Parteiwesen jener Kampfzeit lag. Das Titelkupfer zu seinem 1618 gedruckten Hirnschleifer zeigt drei Schleifer, welche Menschenköpfe auf dem Stein abschleifen. Dieses grausame Bild soll aber nur den schlechten Witz ausdrücken, daß der Verfasser mittelst seines lehrreichen Buches seinen Lesern den Kopf läutern wolle. Der Inhalt des Buches besteht aus höchst langweiligen durch Discurse erläuterten Allegorien. Eben so roh sind desselben Verfassers de conviviis (1598), Narrenhatz oder Lucifers Königreich (1617). Seine Phantasie sucht die ärgsten Extreme des Possenhaften und Gräßlichen in Narren und Teufeln, und doch fehlt ihm jede Spur von Humor, und langweilt er überall nur durch moralisirende Discurse. Lucifers Reich ist nach dem Vorgang des Narrenschiffs von Brant behandelt, eine Statistik der Hölle mit Abtheilungen für alle Arten von Verdammten.

Mehr lehrhaft, predigtartig und langweilig als witzig sind auch die vielen andern Ermahnungs- und Erzürnungsschriften, welche die Laster der Zeit als Teufel auffassen. In dem zu Frankfurt a. M. 1587 gedruckten theatrum diabolorum sind viele Schriften der Art gesammelt. Theil I. Des Fabricius heiliger und gelehrter Teufel, des Milichius Zauberteufel, des Daulen von Fürstenberg Tanzteufel, Glasers Gesindteufel, Spangenbergs Jagd- und Saufteufel, des Musculus Eheteufel, Hoppenrods Hurenteufel, Blankenbergs Geizteufel, des Milichius Schrapteufel (d. i. Finanzteufel), Westphals Faulteufel. Theil II. Westphals und Spangenbergs Hoffahrtsteufel, eines Ungenannten (Musculus) „zuluderter, Zucht- Ehrerwegener, pludrichter Hosenteufel“, Elsterbergs Kleiderteufel, Rhodes Neidteufel, Freys Schmeichelteufel, Marstallers „Pfarr und Pfründen Beschneideteufel“, Seligs melancholischer Teufel, Portas Lügen- und Lästerteufel, Papes Bettelteufel, des Georg am Wald Gerichtsteufel, Schütz Sakramentsteufel, eigentlich Theologieteufel (eine streng lutherische Schrift gegen die Anfechter der lutherischen Lehre in Betreff

des Abendmahls), eines Ungenannten Spielteufel, des Chrysius Hofteufel (eine Comödie, in welcher Daniel unter der Intrigue am persischen Hofe dargestellt ist), Stracks Pestilenzteufel, Fabri Sabbathsteufel (gegen die Sabbathschänder), Obenhins Schwör- und Eidteufel, Brants Bauchsageteufel. — Dazu gesellen sich noch des Haynecclus Schulteufel (1603), Ammerbachs Vielfraß, des Teufels Leibpferd (1664), Hartmanns Tanz-Sauf- und Fuchsschwanzteufel (1677—1679), Michael Frunds Alamodeteufel (gegen die Kleiderpracht 1682); Weidlers neun Priesterteufel (von Jammer und Elend der armen Dorfpfarrer) ohne Jahrzahl, aber aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Dazu dessen „sieben böse Geister der Dorfschulmeister".

Veridor von Stackdorn schrieb 1664 zu Leipzig einen barbatos oder Teufel von Uneinigkeit und einen Eligor und Permalfar, Soldaten- und Verzweiflungsteufel, worin er die Gräuel des dreißigjährigen Kriegs recapitulirt und entsetzliche Schilderungen von den Volksmartern macht. Er fügt noch Belfry, den Goldmacheteufel, hinzu. Alles treu im Charakter der Zeit, aber geistlos behandelt.

Friedrich Dedekind, Pastor in Lüneburg († 1598), schrieb die latein. Satire Grobianus, Frankfurt 1549, welche von Scheyd (Worms 1551) von Wendel Hellbach (1572) und von Scherff (Brieg 1640) in deutsche Knittelverse übertragen wurde.

Der Grobianus ist ein Spiegel der Rohheit und verwilderten Sitte seiner Zeit. Nur waren die Höfe und der Adel roher. Die nobeln Passionen (Saufen, Jagen, Huren) standen in der üppigsten Blüthe. Die frühere Kraft war noch nicht so abgeschwächt, daß nicht in allen Ausschweifungen die furchtbarste Unmäßigkeit hätte walten sollen. Es wurde Ehrensache, das Saufen rc. am längsten aushalten zu können. Die niedern Stände, selbst die Bauern, ahmten den höheren nach. Dedekind spottet über die modischen Kleider, in denen auch der Bauer zu prunken trachte. Von dieser allgemeinen Völlerei und à la mode Schweinerei entwirft nun Dedekind ein humoristisches Spiegelbild, indem er ironisch dazu anmahnt und Lehren ertheilt, wie man es machen soll, um in dieser Beziehung ganz auf der Höhe der Zeit und des guten Geschmacks zu seyn. Die Anweisungen beziehen sich hauptsächlich auf die guten Tischsitten und das Hauptthema ist „grölzen, farzen und speien". Wenn der Gast toll und voll ist, wie eine gefüllte Taube, dann soll er sich ungenirt vor den Gästen seines Ueberflusses wieder entledigen, soll den Frauenzimmern die unflätigsten Dinge sagen und anthun, soll, wenn ihn der Schlaf übermannt,

auf dem Tisch oder unter dem Tisch liegen bleiben ꝛc. Hier eine kleine Probe aus Buch II. Cap. 2 der ersten Uebersetzung, wo von den Hunden die Rede ist, welche die Gäste mit zu Tisch bringen sollten:

Dann streichele ihn und fang ihm Flöh
Und sprich: das thät meim Hündlein weh.
Die Knütsch davon auf dem Deller do
Des sind die Gest besonder fro.
Dann gib ihm einen groben Namen ꝛc.
Das man zu lachen überkumm.
Dann laß dich in das Angesicht lecken,
Auch laß ihn laufen auf dem Tisch,
Daß er seine Nahrung da erwisch ꝛc.

Im 4. Capitel desselben Buchs wird eine wüste Geschichte erzählt von Einem, der bei einer Hochzeit ein Huhn tranchiren sollte. Es rutscht ihm aus der Schüssel und fällt unter den Tisch, er bückt sich darnach und läßt einen großen Wind gehen. Er steht auf und reißt das Tischtuch mit allen Tellern und Gläsern herunter. Den Schluß bezeichnet das Sprichwort: wenn die Säue voll sind, werfen sie den Trog um. Auch noch im Bette darf die Cochonerie nicht aufhören.

Des Hamburger Delius lateinisches Gedicht de arte jocandi (Gheri delit. II. 1150 f.) ist ein ziemlich langweiliges Lehrgedicht über die Gränzen des erlaubten Scherzes, voll classischer Reminiscenzen, aber ohne ursprünglichen deutschen Humor.

Daniel Wülffer gab 1656 zu Nürnberg ein „vertheidigtes Gottesgeschick und vernichtetes Heidenglück" mit vielen Kupfern heraus, worin er in lauter Sinnbildern und Parabeln christliche Weisheit dem heidnischen Fatalismus entgegensetzte, meist in Prosa, zuweilen aber auch in Versen, die ihn als einen geschickten Pegnitzschäfer verrathen, z. B.

Die begrünte Lust der Erden lockte mich ins Feld hinaus.
Ich spazirte auf und nieder,
Wo der Pegnitz Hirtenbrüder
Ihre krausen Schäflein weiden nächst der Nymphe Wasserhaus.
Ich kam zu dem Wäldlein dort, wo die rothen Kirschen hangen
Und bepurpern manchen Ast.

Dort fand der Dichter einen Knaben, den nach den rothen Kirschen gelüstete und den er mitleidig auf den Baum hob. Kaum aber war er droben, so brach der Ast und der Dichter erkannte, daß es auch ein

falsches Mitleid, eine schädliche Hülfeleistung gebe. Von so sinniger Art ist vieles bei Wülffer, den man bisher gar nicht beachtet hat.

Wahrmunds „nagelneue Bauren-Anatomia“ von 1674 schildert in Prosa die Grobheit, Rohheit, Dummheit, Zähigkeit, Bosheit ꝛc. der Bauern, mit Uebertreibung, ohne Anerkennung der guten Seiten des deutschen Bauers, und ohne Witz.

Einen sehr übertriebenen Ruhm genoß und genießt noch Moscherosch, eigentlich Johann Michael Musenrosch von Weilstädt, Präsident in Hanau († 1669), Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen Philander von Sittewald. Derselbe gab 1650 in Straßburg „Wunderliche und wahrhafte Gesichte“ heraus, nur eine Umschreibung der Suennos oder Visions des Quevedo (wie Fischart den Rabelais bearbeitete). Den Namen Moscherosch gab er sich vom griechischen μόσχος Kalb und dem hebräischen ראש Kopf. Es gibt eine unächte von fremder Hand vermehrte Ausgabe, Leyden, von 1646 datirt.

Das Buch enthält eigentlich nicht Satire, sondern nur Sittenschilderungen, die oft grell genug sind, aber immer auf langweilige Allegorie und Moral hinauslaufen und auf unerträgliche Weise mit lateinisch-französischen Versen, fremder Gelehrsamkeit und Citaten durchflochten sind. Das Ganze ist in einzelne Träume eingetheilt, die aber nichts ächt Traumhaftes haben, sondern nur Spiegelbilder der verdorbenen Sitten einzelner Stände, z. B. der Gelehrten, der Soldaten, der Hofleute ꝛc. sind und zur Sünde gleich Tod und Hölle hinzufügen. Aber weder „das Todtenheer“, noch die Höllenkinder haben etwas so Malerisches und Eindringliches wie Dantes Hölle; alles läuft auf ein Einregistriren und Rubriciren hinaus, wie das Einpacken wohl assortirter Narren bei Brant.

In dieser häßlichen und noch dazu fremden Manier wurde noch viel gedichtet. Die ganze Verwilderung des dreißigjährigen Kriegs, die Lust am Rohen und Gräßlichen culminirt hier.

Kindermann (Curandor) ahmte Moscherosch in den Visionen seines „Schriftenteufel“ 1661 und in seinen neuen Gesichten 1673 nach. Auf dem Titelkupfer zum ersteren werden einem nackten Weib vom Teufel die Brustwärzchen abgezwickt. Das ist die Art von Kitzelung, die durch das ganze Buch geht. Der Dichter schwimmt in Schilderungen der Hölle

lustig, wie in einem warmen Bade. Das Ganze wird aber durch moralische Betrachtungen abgeschwächt und langweilig. Desselben Kindermanns „böse Sieben" von 1662 ist gegen die Weiber gerichtet und äußerst roh, das „Buch der Redlichen" 1664 enthält nur gemeine Gelegenheitsgedichte. Sein Loblied auf das Zerbster Bier 1658 und seine unglückselige Nisette 1660 habe ich nicht einsehen können.

Auch Christian Weise, der hauptsächlich als Schauspieldichter ausgezeichnete Rector in Zittau, wandelt, wo er nicht Dramatiker ist, auf dem Wege des Moscherosch und Seb. Brant, indem er Laster und Narrheiten classificirt. So in den drei Hauptverderbern, den drei klügsten Leuten der Welt und den drei Erznarren.

Unter den drei Hauptverderbern (1673) versteht Weise die Verderber des deutschen Volks und zwar 1) die wachsende religiöse Gleichgültigkeit und Gottentfremdung, 2) die classische, wesentlich heidnische Bildung und Gelehrsamkeit, 3) die ausländische Mode. Etwas seltsam erscheint, daß der alte heidnische Wendenkönig Mistevoi, den die stolzen Sachsen einmal einen Hund genannt hatten, jetzt noch als Geist aus Rache jene Verderber ins deutsche Volk hetzt. Im Uebrigen hat der Dichter mit seiner Auffassung dessen, was Deutschland in jener Zeit am meisten schadete, völlig Recht.

Die drei klügsten Leute in der ganzen Welt, mehr romanhafte Erzählung (1691). Ein gewisser Florindo hält seine Gemahlin Sylvia für untreu, weil er gesehen, wie sie im Garten einen jungen Herrn geküßt hat, (er wußte nicht, daß es ihr Bruder war). Voll Unmuth verläßt er sie, findet Gesellschafter und sie machen aus, die drei klügsten Leute in der Welt zu suchen. Allein es geht ihnen schlecht. Sie werden von Räubern überfallen und ausgeplündert. Die Räuber haben auch ein Brieffelleisen erbrochen, welches die Reisenden nunmehr zu lesen bekommen. Eine lange Reihe von charakteristischen Briefen (ohne Geist). Neben den Briefen finden sie auch Manuscript eines Gesprächs zwischen König Ludwig XIII. und Monseigneur seinem Bruder. — Unterdeß trauern die von den Reisenden verlassenen Frauen, vor allen Sylvia. Sie zerstreut sich durch Spaziergänge und findet in armen Waldleuten ein vollkommen glückliches Paar, zurückgezogen von der Welt. Inzwischen ist der noch immer bei den Räubern gefangene Florindo von diesen an einen Baum gebunden worden und will verschmachten, als Amando, Sylviens Bruder, ihn findet und rettet. Dame Belise ist gleichfalls von Räubern gefangen worden, geräth mit diesen in die Gewalt von Soldaten und wird ins Gefängniß geworfen, als vermeintliche Genossin der Räuber. Der Richter bewundert ihre Schönheit und buhlt um sie. Sie stellt sich, als wolle

sie ihn erhören, wenn er sie nur in sein Haus führe, kommt dadurch ins Freie, begegnet Amando und wird von ihm gerettet und verkleidet zu ihrem Geliebten Lysias, des Florindo Reisegefährten, gebracht. Endlich findet auch Sylvia ihren Florindo wieder, der unterdeß ein Bergmann hat werden müssen. — Nur wenige Scenen dieses Romans sind ansprechend, die Grundidee, der Zweck der Reise, geht ganz verloren, so wie auch die Hauptcharaktere unter einer Last von Nebendingen verdrückt werden. Der Styl ist schlecht.

Die drei ärgsten Ertznarren in der gantzen Welt (1688) sind ein Pendant zu den drei klügsten Leuten, aber die Auffassung ist eben so confus und ohne Verfolgung der im Titel angedeuteten Idee. Derselbe Florindo macht sich hier mit andern Reisegefährten auf den Weg, um die drei ärgsten Narren zu suchen. Sie begegnen einem Maler, der die drei Narren nicht übel abgemalt hat; nämlich einen, auf dem die Frau reitet; den andern, der auf der Frau reitet und sie grausam spornt; den Dritten, der auf der Frau reitet, aber ohne Zügel. Sie begegnen noch allerlei Personen, die sich durch ihr albernes Handeln als Narren ausweisen, ohne daß es sich dabei um tiefere Charakteristik oder ansprechenden Humor handelte. Auch ein Packet Briefe werden wieder ausgekramt, wie in den klügsten Leuten. Ein Bramarbas erinnert an die Soldateska des dreißigjährigen Kriegs. S. 222 f. wird viel vom Aberglauben gesprochen, wobei viele damals noch herrschende Volkssitten erwähnt werden. Ein paar Studenten kramen die damals herrschende Philosophie aus &c. So sind denn allerdings einige gute Genrebilder aus der Zeit in den sonst langweiligen Roman eingeflochten. Der Humor aber ist von durchaus schweinischer Natur. So wird S. 303 f. ausführlich ein Schwank erzählt, wie ein Liebhaber von seiner Schönen gefoppt wurde, indem sie ihn in einen Kübel voll Wasser fallen ließ, und wie er dafür sich bei ihrer Hochzeit gerächt habe, indem er unvermerkt unter dem Hochzeitstisch ein Glas Bier vor ihr ausschüttete und dann glauben machte, sie habe zu viel getrunken und ihr Wasser nicht halten können. Dieser grobe Spaß wird sehr weitläuftig behandelt und sogar durch ein Gedicht verherrlicht. Am Schluß kehrt Florindo zu seiner zärtlich geliebten Sylvia zurück, bedenkt seine Reisegefährten mit Versorgungen und nimmt sonderlich den Maler zu sich, der immerfort Narren malt und selbst einer ist.

Im „politischen Näscher“ 1679 personificirt Weise den egoistischen Vorwitz des Menschen, der, wenn er sich in der Religion nicht mehr gebunden fühlt, der eignen Kraft zu viel vertraut und dadurch in Noth kommt, in einem gewissen Crescentio. Es ist ein schwaches Abbild der Faustlegende, aber gesund gedacht.

Lauremberg, ein Mecklenburger, der in dänischen Diensten 1659 starb, schrieb 1654 „de veer olde berömede scherzgedichte“ in plattdeutscher Mundart.

1) van itzigen wandel unde maneeren der Minschen. Von der Seelenwanderung ausgehend, frägt er sich, in was für einen Körper er jetzt fahren wollte? Sollte es ein Thier seyn, dann in ein Schooßhündchen. Sofern es ein Mensch seyn soll, geht er satirisch alle Stände durch. 2) van allemodischer Klederdracht, äußerst derb. 3) van vermengeder spracke unde titeln. Satire gegen die Gallomanie, die während und nach dem dreißigjährigen Kriege einriß. 4) van allemodischer poesie. Der Dichter kommt auf seinem Klepper sitzend in eine Stadt und in ein prächtiges Haus, dessen Besitzer, ein prosaischer Kornhändler, mit dem grausamsten Spott das unnütze Treiben der Poeten durchhechelt. 5) kleinere Gedichte und Erzählungen. Sodann erschienen von ihm die schon S. 144 erwähnten (der Name des Verfassers ist dort falsch geschrieben und soll Lauremberg heißen) zwei Comödien.

Ihm kam zu Statten, daß er in einer volksthümlichen Mundart schrieb, so daß die bloße Form schon seiner Opposition gegen die gelehrte Poesie Nachdruck gab. Er war eine echt deutsche Natur, die sich instinktartig des ihr aufgedrungenen fremden Tandes erwehrte. Aber seine Poesie geht über diesen Instinkt und dessen sehr grobe Aeußerung nicht hinaus. Von einer tiefen Ergründung des nationalen Unglücks ist bei ihm nicht die Rede.

Auch ein pseudonymer Hartmann Reinhold schrieb eine Satire gegen die modische Poesie „Reim dich, oder ich freß dich." Nordhausen 1673.

Darin werden die Schattenseiten derselben gut charakterisirt, vor allem, daß jeder Unberufenste ein gekrönter Poet seyn wolle, daß man alles besinge und aus jedem Ausstoße des Magens ein Epigramm mache; zweitens daß man sich mit Nachahmungen und endlosen Wiederholungen helfe; drittens, daß man sich so gar schamlos lobe und anposaune; viertens, daß man gemeine Dinge auf die geschraubteste Art mit Metaphern und Citaten ausstatte und sie dadurch doch nicht vornehmer mache. Sehr gut wird geschildert, wie sich die unberufenen Poeten mit den Versen abquälen, dann wieder, wie sie um Lob betteln, und wird gelehrt, wie sie es anzufangen haben, um ohne das geringste Talent doch kaiserlich gekrönte Poeten zu werden. Alles in Form eines guten Raths, der dem Hans Wurst ertheilt wird.

Johann Balthasar Schuppius, Hauptpastor in Hamburg († 1661) schrieb viele kleine Schriften: Predigten, Gespräche, Abhandlungen, Streitschriften, worin er als Sittenprediger und Satiriker die Verbrechen und Thorheiten aller Stände geißelt und auch die höheren Stände nicht schont. Durch seine Freimüthigkeit machte er sich viele Feinde, daher die Menge

der Streitschriften gegen ihn und seine Erwiderungen. Er war übrigens ein Ehrenmann, hochgeachtet und geliebt vom gemeinen Mann, weil er, wie Val. Andreä, das praktische Christenthum übte. Nichts war ihm verhaßter, als das Bauchpfaffenthum einer- und das orthodoxe Zanken und Schreien andrerseits. Alle seine Arbeiten sind in Prosa verfaßt und im harten Styl der Zeit, daher werden sie heutigen Lesern oft langweilig, sie enthalten aber doch viel überraschend Geistvolles, und immer treffen sie das Wahre und Natürliche. Die Hauptsammlung erschien 1663 in Hanau unter dem Titel „lehrreiche Schriften", und wurde noch später viermal aufgelegt, mit dem Anhang ein sehr starker Band. Dann erschien noch eine „Zugab" ohne Ort und Datum, auch wieder ein ziemlich starker Band. Die erste Abhandlung des Hauptwerks führt den Titel „Salomo oder Regentenspiegel" und ist geistreich eingeleitet.

Der Dichter träumt, er gerathe unter das wilde Heer und Kaiser Karl der Große heiße ihn mitreiten. So reiten sie dann durch Deutschland und der alte Kaiser läßt sich erklären, was er sieht und nicht leicht begreift. Sowohl bei Katholiken als Protestanten findet er Alles vom Uebel, unwürdige Geistliche, Dummheit und Lüderlichkeit oben auf, das Verdienst im Elend. Wer sind die Kerle? frägt er hier in katholischen, dort in protestantischen Stiftern, und hört überall dasselbe wieder. Dann gelangt er in ein Fräuleinstift, das ganz mit adeligen Bildnissen von Offizieren und Cavalieren angefüllt ist, zu denen die Nonnen zu beten scheinen, als ob es ihre Heiligen wären. Endlich findet er einen armen Studenten, dem alles zum Studiren gebricht, während die zur Ausbildung der jungen Geistlichen bestimmten Stiftungen von dummen Müßiggängern verpraßt werden. Da wird der alte Kaiser zornig und ruft: Da, wo ich mit meinen Helden im schweren Kampf erobert, das Sachsenland christlich gemacht und mit frommen Stiftungen gesegnet habe, da treibt man jetzt solchen Unfug! Am meisten aber ist er mit der Feigheit, dem Servilismus und der Pedanterie der protestantischen Geistlichen und Schulmeister unzufrieden, die das alte Heldenvolk erschlafften und dem jungen Fürsten selbst eine unwürdige, unmännliche Erziehung gäben. Diese „Schreiber und Schulfüchse" sind ihm am verhaßtesten.

In einer andern Abhandlung ist es Baco von Verulam, den der Dichter im Traume sieht, wie er den aus den Schrecken des dreißigjährigen Krieges fliehenden Deutschen den Weg nach Peru weist und ihnen dort ein ideales Friedensreich zu gründen verspricht. — In „der scheinheiligen Hure" kommt eine gute Fabel vor.

Unter den Gänsen, die ein Bauer in seinem Gerstenfelde findet und zur Strafe abwürgt, ist auch ein Storch, der nur ganz zufällig zu den Gänsen gekommen seyn will und seine bekannten Tugenden, besonders seine Elternliebe, äußert, aber ohne Erbarmen mit abgewürgt wurde.

S. 405 in der Schrift „Lob des Nichts" kommt die beißendste Satire vor.

Seefahrer begegnen einem ganzen Schiff voll Teufel, die nach Dordrecht zur reformirten Synode fahren, weil dort die Geistlichen disputiren, die Sünde komme nicht mehr vom Teufel, sondern von Gott her. Dagegen wollen sie nun protestiren, weil damit ihrer Ehre zu nahe getreten wird.

Adolph Schubert schrieb 1568 einen „Simeon, d. i. wider den Hausteufel" gegen die bösen Weiber, der Vielschreiber Sommer 1634 malus mulier, von der Regimentssucht der bösen Weiber.

Die groteske Beschreibung eines Stutzers vom Jahre 1650 steht im Wunderhorn II. 82. Das war die Zeit der Bramarbasse, der Spitzhauben und Spitzhüte, der geschlitzten Hosen, der Manchetten an Hosen und Aermeln, der „zerhauenen" Wämser, Spitzkragen, langen Degen, Hutfedern ꝛc. Einer, der sich Pickelhering nannte, schrieb 1655 „den deutschen Kleideraffen".

Den „lustigen Prozeß dreier adeliger Brüder", von 1655, ohne Druckort, läßt die Brüder über den Vorzug des Saufens, Hurens und Spielens streiten und den Spieler gewinnen. Ohne Witz.

Die 1657 angeblich zu Schweinfurt gedruckte Wurstologia beschreibt mit guter Laune das Wurstmachen von der Schweinzucht an bis zum vollendeten Ideale der Braunschweiger Wurst.

Joachim Rachel, Rector in Schleswig, gab 1664 satirische Gedichte heraus (wieder abgedruckt von Schröder 1825), in dem unvermeidlichen Alexandrinern und mit Lohensteinischer Kraft im unflätigen Ausdruck. Sein „poetisches Frauenzimmer", eine Satire auf die gekrönten Poetinnen, und seine Kinderzucht sind darin am stärksten. So sagt er von der Haushaltung des poetischen Frauenzimmers:

Das Haar ist ungekämmt, die Nas' ist ungeputzt,
Die Brust und Hände sind mit Koth und Schweiß geschminket,
So ist auch Haub und Kragen,
Der Schleier und das Hemd, das sie für vierzehn Tagen
Halb rein hat angelegt. — Magd, spricht sie, such die Teller

Dort unterm Tisch hervor. Das Tischtuch lieget dort,
Doch zieh das Kind erst an.
Die Windeln sind fein voll. Ruf meinen Mann zum essen,
Setz mir die Milch zum Feur.
Gib dort den Kohltopf her.
Ach weh mir, eine Maus liegt wahrlich todt darin ꝛc.

In den „bösen Sieben“ leitet Rachel sieben verschiedene Arten böser Weiber von Thieren ab, von der Sau, dem Hund, der Gans, dem Pfau ꝛc. Cholevius hat sehr Recht, indem er Rachel vorwirft, er habe den Juvenal in Bitterkeit erreichen wollen, ohne daß ihn in Deutschland eine Verderbniß der Sitten, wie die altrömische gewesen, dazu berechtigt hätte.

In dem „pedantischen Irrthum des überwitzigen Schulfuchses“, Rapperswell 1673,

wird in Gesprächsform ein gelehrter Pedant verhöhnt, zum Hahnrei gemacht ꝛc. Im Anhang eine Posse, worin Jan, ein Sohn des aus dem Grabe wiedererstandenen Hans Sachs, im Examen durchfällt, (Vorbild des spätern Candidaten Jobs). Alles sehr roh und voll Zoten. Nur S. 102 kommt ein grobes politisches Gedicht vor, worin der damalige erste Rheinbund verspottet wird. Die Wappenthiere aller der deutschen Fürstenhäuser, welche sich damals an Ludwig XIV. verkauften, erscheinen als durch die gallische Circe verwandelte Thiere, und zürnend wirft der patriotische Dichter diesen Fürsten vor, daß sie ihren Kaiser verlassen.

Nahe verwandt ist „der politische Maulaffe“ des Albilithanus von 1679, „der castrirte Maulaffe“ des Turchetto von 1682, worin in Geschichtsform skandalöses und zotiges Zeug, besonders Liebesaffairen erzählt werden.

Paul von Winkler schrieb 1696 „den Edelmann“, eine Satire auf den damaligen Adel in Schlesien, voll von Persönlichkeiten und Anspielungen auf geistliche Vorfälle. Vgl. Flögel, Gesch. der com. Lit. III. 442.

Unter den Fabeldichtern steht Burkard Waldis oben an. Man pflegt ihn mit Alberus zusammenzustellen. Aber Waldis war weit harmloser. Man hat von ihm einen gereimten Psalter, eine Ueberarbeitung des steifen Thewerdank und einen neuen Aesop voll Fabeln. In dem letzteren spottet er allerdings auch gelegentlich über die Pfaffen; allein der geistliche Zankgeist des Alberus ging ihm ab, so wie er auch auf leichtere

und gefälligere Formen der Sprache sah, wenngleich er noch in der Knittelsprache des Hans Sachs schrieb. Er war Caplan der Landgräfin Margarethe von Hessen. Sein „Esopus“ erschien zu Frankfurt a. M. 1548. Noch 35 weitere Fabeln von ihm gab Eschenburg im Anhang zu den Werken des Zachariä heraus. Sie erschienen auch einzeln, Braunschweig 1777. Hier einige Proben aus dem Esopus:

I. 40 ist die Fabel des Menenius Agrippa von der Klage der übrigen Glieder gegen den Magen (hier Bauch). 50 von der in ein Weib verwandelten Katze, die auch als Weib das Mausen nicht lassen kann. 67 von den beiden Mädchen, die den Hahn umbringen, weil er sie zu früh weckt, nachher aber von ihrer schlaflosen Frau noch früher geweckt werden. II. 26 vom Käfer, der sich am Adler rächt durch Zerstörung seiner Eier. III. 39 vom Diebe, der noch unter dem Galgen seiner Mutter das Ohr abbeißt, indem er ihr noch etwas heimlich sagen will, weil sie ihn schlecht erzogen. 49 vom Pfeifer, der den Fischen vergeblich pfeift; als er sie aber nachher auf andere Art gefangen und am Ufer zappeln sieht, wundert er sich, warum sie jetzt tanzen, da er doch nicht mehr pfeife. 53 vom alten Mann, der den Tod ruft, als er aber wirklich kommt, ihn nur bittet, ihm die Bürde wieder aufladen zu helfen. 87 von den bösen Landsknechten, die in Nobis Haus kommen (die Hölle) und um die Blätter einer Linde verkauft werden, mit denen sich die Teufel reinigen, wenn sie unter dem Baum ihre Nothdurft verrichtet. 88 von der Brücke, wo jeder das Bein bricht, der an diesem Tage gelogen. 89 vom Hunde, der Fleisch im Korbe trägt, als aber andre Hunde es ihm wegfressen, selber mitfrißt. IV. 22 von einem Mönch, den eine Bäurin bittet, ihre faule Tochter ein wenig zu züchtigen, wofür sie ihm einen Käse schenkt. Der Mönch thut dem Mädchen etwas ganz anderes, sie schreit, aber die Mutter draußen ermuntert ihn, er soll nur fortfahren. Als sie nachher erfährt, was vorgegangen, lauert sie dem Mönch auf und frägt ihn, ob er nicht noch einen Käse wolle, aber er weicht ihr aus und sagt: ich müßte mich schämen, wenn der Herr Prior erführe, ich hätte zwei Käse genommen. 25 von dem unglücklichen Weibe, die das Messer, womit der Dieb sie schlachten soll, selber aus dem Boden scharrt. 33 von der schwangern Nonne, die von der Aebtissin hart angelassen wird, ihr aber gelassen eine „Spinnwebe“ vom Kopfe nimmt, nämlich die Hose des Probstes, die sie beim Aufstehen um den Kopf geschlagen hat, in der Meinung, es sey ihr Schleier. 41 vom Faulen, dem seine Mutter einen Beutel voll Geld reicht, welchen sein früh aufgestandener Bruder gefunden, der aber gelassen antwortet: hätte es der, der ihn verloren, gemacht wie ich und wäre im Bett geblieben, so hätte er ihn nicht verloren. 48 vom Roßdreck, der mit den Aepfeln schwimmt und ruft: sic poma natamus. 61 vom

Lahmen, der sich vom Blinden tragen läßt. 67 von dem armen Sünder, den ein altes Weib durch Heirath vom Tod erretten will. 69 vom feisten Mönch, der vor der Himmelsthür vom h. Petrus scharf examinirt und in die Hölle verstoßen wird. 98 von einem Dorfpfaffen, der einen Knittel unter die Bauern in der Kirche werfen wollte, der die Ehebrecher treffen sollte, worauf — alle sich bückten.

Johann Conrad **Rhumel** schrieb 1605 Omnia, aliquid, nihil, eine bloße Wortspielerei in drei lateinischen Gedichten, die in jeder Zeile eines der drei Wörter enthalten. Sodann zu Nürnberg 1630 eine philosophia animalis, worin jede Thierart in einem kurzen Gedicht in lateinischen Hexametern charakterisirt wird. Darunter findet man ganz gute Gedanken, z. B.:

Die Frösche lärmen nur bei Nacht und schweigen, wenn Licht kommt. So die Sophisten, bis ihnen die unwiderstehliche Wahrheit leuchtet. -- Der kleine Zaunkönig fliegt über dem Adler, weil er sich im Aufsteigen auf ihn setzt; so hat auch der Mächtigste auf Erden irgend Jemand, der ihn ein wenig beherrscht und tyrannisirt. Auch im sprachlichen Ausdruck bemüht sich der Dichter zuweilen das Thier zu charakterisiren, z. B. den Hasen:

Est lepidus lepus et trepidus fugitivus in arvis etc.

Der Oesterreicher **Weiß**, als Generalsuperintendent in Zweibrücken † 1608, schrieb unter dem Namen Candidus eine Anzahl guter Fabeln (Gheri delit. II. 105 f.)

Die Eule beschwert sich, daß sie die Sonne nicht sehen könne. Die Sonne aber antwortet: die Schuld liegt nicht an mir, sondern in deinen Augen. — Ein Mann hat zwei Weiber, eine alte und eine junge. Als er schläft, reißt ihm die Alte jedes schwarze, die junge jedes weiße Haar aus, bis er kahl ist. — Das Kameel wollte Hörner haben, da, zur Strafe für den thörichten Wunsch, nahmen ihm die Götter auch noch die Ohren. — Die Affen wollten eine Stadt bauen, unterließen es aber, als ein alter Affe sie warnte, wohin sie denn fliehen wollten, wenn sie sich selber eingesperrt hätten und von mächtigen Feinden umringt wären? — Vor fliehenden Hasen springen Frösche ins Wasser, da freut sich ein Hase, daß es noch furchtsamere Wesen gebe, als er ist. — Die Fledermaus wunderte sich, daß eine gefangene Amsel bei Nacht und nicht bei Tage sang. Die Amsel antwortete, das thue sie aus Vorsicht vor den Menschen. Die Fledermaus aber sagte: so vorsichtig hättest du früher seyn sollen, dann wärest du nicht gefangen worden ꝛc. Diese Fabeln gehören zu den besten und verdienten einer Uebersetzung.

Auch die „lust- und lehrreichen Sittenstücke“ des Zach. Hermann vom Jahr 1679 enthalten äsopische Fabeln, so wie dessen „historisches Blumengebüsch“ hübsche kleine Erzählungen. Von Chr. Andr. Roth erschienen 1698 und von Just. Gottfr. Rabener (dem Großvater des Satirikers) 1699 Lehrgedichte mit Parabeln und Allegorien.

Georg Rollenhagen, Rector in Magdeburg, † 1609, war ein berühmter Humorist, der aber schon ausschließlich die Alten nachahmte, vorzugsweise Homers Batrachomyomachie und Lucians wahre Geschichten. Gleichwohl kann er den guten Deutschen nicht verläugnen.

Sein Abraham, gedruckt 1569, ein Singspiel in Knittelversen, enthält das ganze Leben des Erzvaters, mit obligaten Narren und Teufeln. Der Narr sagt z. B.:

Ihr Weiber, ihr wollt nicht stille seyn,
Ihr grunzt und murrt, wie die Schwein,
Die greinet, die weinet, die klafft, die lacht,
Wohl seyd ihr aus Knochen gemacht,
Kommt dann eben jetzt die Lachestund,
So schweigt hernach und lacht itzund,
He he, he he, he he, he he.
Ich lach, daß mir der Bauch thut weh.

Die „wahrhaften Lügen“ stellen bloß den bekannten Aberglauben von wunderbaren Eigenschaften der Sterne, gewisser Tage, der Thiere &c. zusammen, um ihn zu widerlegen oder darüber zu spotten. Schon ganz rationalistisch.

Die „wunderbaren Reisen“ haben denselben Zweck. Sie benützen die spätern Wunderberichte, um sie als Lügen darzustellen gleich den bekannten wahren Geschichten Lucians, aus denen auch ein Theil übertragen ist. Buch I. von Alexander des Großen Irrfahrten, II. aus dem Plinius, III. aus dem Lucian, IV. die Reise der h. Brandan zum Paradiese. In der 4. Ausgabe, Stettin 1614, sind die wahrhaften Lügen als Zugabe mit abgedruckt.

Der Froschmeuseler, von Rollenhagen. Magdeburg 1595.

Buch 1. Der Froschkönig Bausback erlustigt sich mit seinem Hofe im Wasser, als der Mäuseprinz Bröseldieb auf der Jagd einmal trinken will und in die frohe Gesellschaft der Frösche geräth, die ihn gastfrei aufnehmen. Der Prinz erzählt von dem Reich der Mäuse und dessen unzähligen Feinden.

2. Bausback erzählt vom Reich der Frösche, wie viel Regierungsformen darin gewechselt hätten, die Demokratie und nachher der Despotismus des König Storch, bis sie unter sich selbst ihn, einen Frosch, zum König gewählt hätten. Indem der gute Froschkönig seinen Gast, den Mäuseprinzen, auf den Rücken nimmt, um ihn in seinen Palast zu tragen, ertrinkt der Letztere. 3. Partekfresser, der Mäusekönig, rathschlagt, wie er den Tod seines Sohnes an den Fröschen rächen soll. Der König beginnt komische Rüstungen Buch 3. Theil 2. Cap. 1. Untergang eines Schiffes mit Mäusen Cap. 4. Rüstung der Frösche Cap. 5. Kampf beider Könige Cap. 9. Der Sieg bleibt lange unentschieden, bis Gott ein Gewitter schickt, dessen Donner die Kämpfer erschreckt. Zugleich kommen die Krebse hervor, helfen den Fröschen und die Mäuse fliehen, verfolgt von den Käfern.

(Ueber eine moderne Bearbeitung von Ramler dem ältern, Köln 1746, s. Jördens s. v. Rollenhagen.) Die Hauptsache in diesem Gedicht, das nur schwach an das homerische erinnert, sind die Gespräche und Episoden. Darin wird vieles aus Reinecke Fuchs und aus der ältern Fabelwelt wiedererzählt und manche gute Satire auf die Menschen und Staaten angebracht.

Buch I. Theil 1. Kommt vor die Mythe von der Circe; die Fabel von der Stadt- und Landmaus; vom Fuchs und Raben. Theil 2. Cap. 3. wird ausführlich und mit vieler Laune beschrieben, wie die Katze ehemals eine Jungfrau gewesen, daher sie so bitterlich jammere, wenn sie sich begatte, weil sie dabei an ihren früheren Stand denke. Cap. 13. kommt der originelle Gedanke vor, daß Reineke Fuchs die Seele seines Vaters in der Hölle aufsucht und die Strafen der bösen Thiere in der Unterwelt schildert. Nicht unwitzig ist die Strafe der Flöhe. Sie sehen immer über sich ein reizendes Frauenbein, indem sie aber darnach springen, fallen sie in einen Pfuhl. Cap. 15. will sich der Fuchs beim Goldkäfer in der Goldmacherkunst unterrichten. Cap. 18. läßt sich die Füchsin vom Affen zum Schätzegraben verleiten. Cap. 19. entscheidet Reineke in einem Streit wider den Haselwurm zu Gunsten des Bauern, empfängt aber von diesem nur Schläge zum Lohn. Buch II. Theil 1. Wird ausführlich vom Staat der Frösche gehandelt. Sie haben nur ein geistliches Oberhaupt, den Papst Beißkopf, und rathschlagen, einen König zu wählen. Theil 2. Schilderung des Pöbelregiments. Fabel vom Fuchs, der den Schnupfen hat; vom Löwen, der jung von Hasen erzogen wird und sie nachher zerreißt; vom Schwanze, der dem Kopf nicht mehr gehorchen will; von den Schweinen, die ihren Hirten zerreißen; von den Gliedern, die sich gegen den Magen empören (Fabel des Menenius Agrippa); vom Berge, der die Maus gebärt; vom Esel, der aufs Eis geht; von den Pygmäen, die den schlafenden Herkules umbringen wollen; von Dem, der das Haus verbrannte, bloß um

die Fliegen los zu werden. Eine artige und ganz neue Fabel steht hier Cap. 10. Der Affe sieht zum erstenmal Glühwürmer und bläst hinein, um mit ihnen Feuer zu machen, weil er sie für Funken hält. Theil 3. Der König ist dem Volk so nothwendig, wie die Seele dem Leibe. Beispiel des Bienenweisels. Theil 4. Fabel vom Esel, der sich über das alte Weib beklagt, das ihn pflegt (musterhaft eckelhafte Schilderung derselben Cap. 4) und sich bei Gerbern verdingt, die ihn so barbarisch durchgerben, daß es ihn reut, nicht im alten Zustand geblieben zu seyn. Die Frösche machen einen Bloch (Klotz) zum König, der aber abgeschafft wird. Buch V. Sie wählen den Storch zum König, der sie auffrißt, bis sie sich helfen und so lange der Storch da ist, ganz still bleiben und einen Frosch zum König wählen, neben dem aber ein anderer als Papst geistlich fortregiert. Buch III. Wird im Eingang die Fama sehr launig beschrieben, voller Augen, Ohren und Zungen. Dann die Fabel von den Fröschen der Latona; die von dem ehernen und tönernen Topf, die mit einander schwammen; vom Pferde, das einen Reiter aufnahm, um den Hirsch desto besser zu fangen, aber selbst gefangen blieb; von der Maus, die ein Vogel werden wollte und eine Fledermaus wurde, den vierfüßigen Thieren und Vögeln nun gleich verhaßt; vom Esel in der Löwenhaut; vom Frosch, der sich zum Ochsen aufblasen wollte; vom Rattenfänger zu Hameln; vom Erzbischof Hatto; vom Pferdschwanz und Pfeilbündel, als Sinnbilder der Einigkeit.

Viel geringer als Rollenhagens Froschmeuseler ist „der Mücken- und Ameisenkrieg“, zu Anfang des 16. Jahrhunderts von dem Italiener Folenzo gedichtet, bald darauf deutsch bearbeitet von Fuchs, und 1611 von Balthasar Schnurr. Ueber das italienische Original vergl. Genthe, macaronische Poesie 1829, über die Arbeit von Fuchs Genthe, Dichtungen des Mittelalters II. S. 584.

Der Gansfönig von Wolfhart Spangenberg, Straßburg 1607 gedruckt, und die Martinsgans von Variscus, 1607, enthalten ein komisches Lob der Gans mit allerlei eingestreutem Witz über die Zeitverhältnisse. In Spangenbergs Gedicht wird die Gans zum König gewählt, findet es jedoch räthlicher, wieder abzudanken, macht ein weises Testament und wird nach ihrem Tode unter die Sterne versetzt.

Der Eselkönig von Adolph Rosen von Kreutzheim, Ballenstedt 1617, ist eine mattere Nachahmung des Reinecke Fuchs.

Grimmbart, der Löwe, ist als König der Thiere alt geworden und stirbt. Sein Prinz Herzmut ist gerade abwesend, weshalb der Fuchs eine Empörung

anspinnt und für Simpel, den Esel, eine Partei wirbt, in dessen Namen er dem Volk der Thiere viel größere Freiheiten und Vortheile verspricht. Es ist der Gegensatz von absoluter und constitutioneller Monarchie; aber die Reden sind zu lang ausgedehnt und die Wettkämpfe, denen sich Herzmut und Simpel unterziehen müssen, burlesk ohne eigentlichen Zweck. Sie laufen und springen um die Wette, wobei der Esel mit Hülfe des Fuchses obsiegt und zum König erwählt wird. Das Königsfest ist wieder äußerst burlesk. Unter andern kommen beim Tanz Widder und Bock, die beide mit derselben Ziege vortanzen wollen, in Streit. Indem der Esel die Regierung antritt, melden sich Nachtigall und Kukuk, daß der entscheide, welcher von ihnen am schönsten singe. Der Entscheid fällt zu Gunsten des Kukuks aus. Der König der Vögel, Gans-könig, richtet hierauf eine ewige Freundschaft mit dem Eselkönig auf, also daß vierfüßige Thiere und Vögel sich nie mehr anfeinden sollen. Dem Fuchs ist das nicht recht; denn wie sollte er von nun an Hühner fressen? er tödtet also heimlich einen Hasen und beschuldigt den Adler, den Mord begangen zu haben. Der Gansköning schickt den Hahn und läßt sich sehr entschuldigen. Der Esel verzeiht, aber der Fuchs tödtet nun den Hahn und gibt den Iltis als Mörder an. Dieser wird gehenkt, was große Unzufriedenheit gegen den Fuchs erregt. Der Fuchs aber schleicht sich davon, hetzt den Wolf zur Empörung gegen den Eselkönig auf und schickt im Namen aller geplagten Müllleresel einen Brief an den König, er solle sie befreien. Da beginnt Simpel Krieg mit den Müllern, wird aber geschlagen, gefangen, seiner Löwenhaut entkleidet und selber zum Sacktragen verurtheilt. Zwar befreit ihn der Affe und er kehrt in sein König-reich zurück; hier aber wird er verlacht und wird ihm vom Fuchs die Kopfhaut über die Ohren abgezogen und dem Herzmut dargebracht, dessen Restauration erfolgt. Man vergleiche hiezu Luthers Fabel (S. 123).

Im gleichen Jahre 1617 gab Messerschmidt ein Buch „von des Esels Adel und der Sau Triumph" heraus, elendes Zeug.

Randolf van Duysburgk gab zu Leipzig 1638 „die Legation der Esel in Parnassem" heraus, worin sich die Esel bitterlich über die Müller, Eseltreiber, Reiter ꝛc. beschweren, auch von Apollo einen günstigen Bescheid erhalten, aber keinen Gebrauch davon machen, da sie fürchten, von den Menschen nachher nur noch ärger geprügelt zu werden. Sehr breit und geistlos durchgeführt.

Renner in Bremen schrieb 1732 eine Nachahmung des Reinecke Fuchs, „Hennynk de Han", angeblich aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, nur zum Scherz, um die Gelehrten irre zu führen und zu beweisen, daß man auch heute noch niederdeutsche Gedichte im Geist des

Reineke schreiben könne. Vgl. die neue Ausgabe von Mayer, Bremen 1813. Die Dichtung ist aber gering.

Henning, der Hahn, beschwert sich beim König Löwe über die Tyrannei des Reichskanzlers Reineke und wird vom Hunde unterstützt, erhält aber den Abschied. Dem übertriebenen Lob des Hahns, welches bei diesem Anlaß ertönt und den Hahn unendlich eitel macht, setzt der Fuchs gehörigen Spott entgegen. Der Hund begleitet den Hahn ins ehrenvolle Exil; die Familie des Hahns wird bei der Heimkehr in arger Zerrüttung gefunden; am Schluß wird der Hahn getröstet durch die Nachricht vom Tode des Reineke; aber, warnt der Dichter:

Is Reincke doet de slimme Droch
So lauert Renardyn doch noch.

So unbedeutend diese politische Spielerei ist, findet sie doch eine gute Anwendung auf die maßlose Eitelkeit des unfruchtbaren Constitutionalismus, dessen Vertreter als Tugendhelden umherstolziren und sich mit Ehrenbechern bedenken lassen, während sie gegenüber dem schlauen Cabinet und der Diplomatie doch nie etwas ausrichten.

Im „güldenen Hunde“ (1675) wurde des Apulejus goldner Esel roh nachgeahmt durch einen in einen Hund verwandelten böhmischen Edelmann, der in diesem Zustande Gelegenheit hat, der Menschen Schlechtigkeit und seines eigenen Weibes Untreue zu beobachten.

In den „Gesprächen der redenden Thiere“, von denen ich nur die 5. Ausgabe, Frankfurt 1745, kenne, unterhalten sich die Thiere nur über die Fehler der Menschen, ohne besondern Witz.

Nicolaus Bär gab 1695 in Bremen ein Ornithophonia (Vogelsang) heraus, worin er zugleich in lateinischen Hexametern und deutschen Versen die Natur und Lieblichkeit der Singvögel pries.

Hier eine kleine Probe aus der Schilderung des Canarienvogels:

Du mein Canaria,
Wer gleichet dir in Liedern?
Du singst hilaria
Die niemand kann erwidern.
Dein schlaues Schnäbelein,
Das kühne Gäbelein
Ist gleich dem Cornettinchen
Und hellen Zitharinchen.

Eine feine Beobachtung macht der Dichter am Stieglitz:

Der Schnabel bleibt dir oft, als hauchend, offen stehen,
Als wollt ein Seufzer dir aus deinem Halse gehen,
Vielleicht brennt dir das Herz vor Liebe.

Man erkennt in Bär überall das Vorbild des ungleich berühmter gewordenen Brockes. Im Ganzen zu breit und langweilig, ist sein Buch doch voll Naturwahrheit.

So viel von den Fabeln und der poetischen Thierwelt. Was die Gleichnisse betrifft, so treten an die Stelle der ältern Priameln jetzt die Madrigale, kleine lehrhafte Gedichte mit einem witzigen Pointe oder glücklichen Vergleichung. Caspar Ziegler in Leipzig brachte sie 1653 zuerst in Uebung. Viele andern folgten nach, Stockmann, Olearius, Kempe, Jacobi, alle unbedeutend. Erst in Heinrich Bredelous Madrigalen, Helmstädt 1689, werden wir durch sehr feine Sinnsprüche überrascht, z. B.

Die Lügen sind dem Schneeball gleich,
Sie nehmen zu, will man sie lange wälzen,
Doch werden sie am Ende weich
Und müssen vor der Sonnenhitze schmelzen.

* *
*

Die Spinnweb ist sehr zart, was nützt sie aber?
Du kriegst vor tausend Pfund nicht einen Viertel Haber.

* *
*

Nicht alle Leisetreter sind Seligmacher. — Der Adler
Fängt keine Fliegen.

* *
*

Kaninchen sie sind klug, doch schaden sie den Häusern.
Ein Has ist klug vor sich, doch schadt er Kohl und Reisern,
Ein Maulwurff auch, allein er nützet nicht dem Garten.

Ueberaus reich ist im 16. und 17. Jahrhundert das Sinngedicht, Epigramm (unter dem Namen Ueberschrift) vertreten. Ich bin nicht im Stande gewesen und habe mir zum Theil auch nicht die Mühe genommen, die Sammlungen lateinischer Epigramme genau durchzugehen, denn fast jeder Professor ließ dergleichen drucken und sie ermüden durch ewige Wie-

derholungen aus Owen, durch persönliche Beziehungen, deren Bedeutung uns verloren ist, und durch Mangel an Geist. Auch deutsche Gedichtsammlungen jener Zeit findet man selten ohne einen Anhang von Epigrammen. Ueber einige Epigrammendichter hat Hoffmann in seinen Spenden nähere Auskunft gegeben, so über Buchler (gnomologia), Petri (der Teutschen Weisheit, 1605, worin allgemeine Sprichwörter mit eigenen Gnomen vermischt sind), Gensschedel (ethica christ.), Schneuber (teutsches Stammbuch 1647). Ferner über zwei Parabel- und Streckversdichter, Samuel von Butschky (500 lehrreiche Reden, 1666, Rosenthal 1679, Pathmos 1707) und Joh. Riemer, (Apophthegmatischer Vormund, 1687).

Friedrich, Frhr. von Logau, ein Schlesier, Beamter des Herzog von Liegnitz, († 1655), schrieb unzählbare Sinngedichte, die er zuerst 1638 in einer kleinen, 1654 in einer sehr dickleibigen Sammlung unter dem Namen Salomo von Golau herausgab. Sie leiden an allen Fehlern der ersten schlesischen Schule, viele sind im Gedanken matt, im Witze platt, im Ausdruck gemein oder unbeholfen; aber es finden sich darunter auch eine gute Anzahl in jeder Beziehung vortrefflicher Epigramme, die seinen Namen unsterblich machen. Zugleich verdient sein hoher Patriotismus Auszeichnung. Tief empfand er die Leiden des Vaterlandes im dreißigjährigen Kriege und lieh in vielen Epigrammen seinem Zorn und Schmerz einen kräftigen Ausdruck.

An die Schweden.

Alles Unschlitt von dem Vieh, das ihr raubtet durch das Land,
Asche von gesammtem Ort, den ihr setztet in den Brand,
Gäb' an Seife nicht genug; auch die Oder reichte nicht,
Abzuwaschen innern Fleck, drüber das Gewissen richt!
Fühlt es selbsten, was es ist, ich verschweig es itzt mit Fleiß:
Weil Gott, was ihr ihm und uns mitgespielet, selber weiß.

Fremde Schutzherren.

Der, der uns für Ketzer hält, sollt' uns kriegen für den Glauben?
Freiheit sollten schützen die, die uns Freiheit helfen rauben?
Ausgang wird zu glauben dir Freiheit was du willst erlauben.

Das begrabene Deutschland.

Wir mußten alle Völker zu Todtengräbern haben,
Bevor sie Deutschland konnten recht in sich selbst vergraben.

Jetzt sind sie doppelt sorgsam den Körper zu verwahren,
Damit nicht neue Geister in solchen etwan fahren,
Und das erweckte Deutschland nicht wiederum, wie billig,
Auch seine Todtengräber sey zu bestatten willig.

Auch viele andern Epigramme sind geistreich, z. B.

Der Mai.

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie itzo seine Braut, künftig eine Mutter werde.

Asche und Kohle.

Asch' und Kohle sind Geschwister; Holz ist Mutter, Vater Feuer;
Asch ist Schwester, Kohle Bruder; beide sind es Ungeheuer:
Denn der Vater wie die Mutter sind alsbald durchaus verloren,
Wenn der Sohn und seine Schwester werden zu der Welt geboren.
Doch zur Rache kommt der Wirbel, treibt die Tochter schnell davon,
Und des Vaters Bruder kömmt und vernichtet auch den Sohn.

Ein unruhiges Gemüth.

Ein Mühlstein und ein Menschenherz wird stets herumgetrieben;
Wo beides nicht zu reiben hat, wird beides selbst gerieben.

Damals waren die Epigramme des Engländer Owen auch sehr verbreitet. Sie wurden von Löber (1653) übersetzt. Moller schrieb 1668, Knittel 1672 sogenannte Kurzgedichte.

Auch die bei den lateinischen Dichtern beliebte Spielerei mit Anagrammen wurden im Deutschen nachgeahmt, so von Stender in seinen Letterwechseln (1667).

Die Sammlung von Sprüchwörtern wurde durch die adagia des Erasmus und Tunnicius (1515) angeregt. Die erste deutsche Sammlung von Georg Schnitter (Agricola) erschien 1528. Die von Eyring wurde erst 1601 nach des Verfassers Tode gedruckt. Auch Seb. Frank sammelte Sprüchwörter. Später Petri, Topp, Olorinus, Lehmann (polit. Blumengarten 1630), Paul von Winkler (vgl. Hoffmann Spenden zur deutschen Literaturgeschichte 1843). Daran reihen sich die sogenannten apophthegmata oder denkwürdige Reden und Sentenzen berühmter Männer. Das reichste Buch dieser Art schrieb Zinkgref 1623: Apophthegmata oder „der Teutschen scharpfsinnige kluge Sprüche" darin

denkwürdige Reden und kleine Anecdoten von allen berühmten Deutschen enthalten sind, eine Charakteristik der Nation am Faden der Geschichte. Viel gemeiner sind die studentica des Joh. Leib, Coburg 1627. Sie enthalten Sprüchwörter, deutsch und lateinisch, aus dem Studentenleben. z. B.

Von Jen und Leipzig ohne Weib,
Von Wittenberg mit gsundem Leib,
Von Helmstadt ungeschlagen,
Weiß wohl von Glück zu sagen.

Aber noch viel mehr Sprüche ganz allgemeinen Inhalts.

Witze, Räthsel, die auf kleine Ueberraschungen und Wortspiele hinauslaufen, kommen in einem zu Augsburg im 16. Jahrhundert gedruckten Büchlein vor. Vgl. Wackernagel in Haupt, Zeitschr. III. 25 f.

Da finden wir z. B. Wer ist der leichteste Heilige? St. Quinten (Quintus), derer gehen 4 auf 1 Loth. — Was für Steine sind im Rhein am häufigsten? Die nassen. — Welches Thier ist dem Wolf am ähnlichsten? Die Wölfin. — Warum heißt ein Messer Messer? Weil es einen Griff hat, ohne Griff hieße man es Klinge. — Warum nisten die Störche nicht auf Mühlen? Weil sie fürchten, die Müller stehlen ihnen die Eier. Sogar ganz abgeschmackte moderne Wortwitze à la Saphir kommen hier schon vor, wie z. B. Welche Zeit ist die beste zu lachen? Der April, weil es da vom Regen viele Lachen gibt.

Zu Magdeburg erschien 1635 Sommers aenigmatographia, eine reiche Räthselsammlung. In der verwilderten Zeit der Religionskriege wurden äquivoke Räthsel Mode. Indem man sie aufgab, schien es, als spräche man von den allerobscönsten und unflätigsten Dingen, die Auflösung war jedoch die unschuldigste von der Welt. Diese Räthsel waren ausdrücklich ersonnen, um sittsame Damen in Gesellschaft erröthen zu machen und dann seinen Spaß daran zu haben. Sie finden sich schon in Kellers Erzählungen S. 482 und kommen noch vor in Hoffmannswaldaus auserlesenen Gedichten, also in der zweiten schlesischen Dichterschule.

8.

Die Entwickelung des deutschen Schauspiels.

Zur Zeit der Reformation sehen wir noch das deutsche Fastnachtsspiel zu Nürnberg in voller Blüthe, während die Renaissance anfing, die Universitäten und Höfe zu erobern.

Von den geistlichen Schauspielen, den lateinischen Schulcomödien der Protestanten und den großen allegorischen Festspielen der Jesuiten haben wir schon gehandelt. Beide waren der Renaissance verfallen. Hans Sachs selber hatte schon viel Antikes aufgenommen. Terenz wurde 1539 durch Bolz übersetzt und seine Manier als Regel gepriesen. In den gelehrten Schulen versuchte man nun wieder, wie zur Zeit der Hrotswitha, christliche Stoffe in classischem Latein für die Bühne zu bearbeiten. Die Schüler selbst führten die Stücke auf, nicht wenige Schulrectoren glänzten als dramatische Dichter. Neben den biblischen und allegorischen Stoffen die wir bei Protestanten und Katholiken schon kennen gelernt haben, wurden nach und nach auch sehr viele Stoffe aus der classischen Mythologie und alten Geschichte beliebt. Eine unzählbare Menge Stoffe der letztern Art, die schon Hans Sachs flüchtig skizzirt hatte, wurden nunmehr in lateinischen Schulcomödien und noch häufiger in Singspielen vielfach ausgearbeitet. Das Singspiel, ursprünglich von dem Wechselgesang der Hirten und den Weihnachtsspielen entlehnt, daher zunächst Schäferspiel, vervollkommnete sich zuerst in Italien zur Oper, indem man antike Götter und Helden in prächtigen Costümen mit reichen Decorationen und zauberhaften Maschinerien, desgleichen auch Tanz auf die Bühne brachte. Für die Oper wählte man am liebsten Motive aus Ovid, wodurch die antiken Götter, Heroen, Nymphen &c. gewissermaßen in ein romantisches Licht gestellt wurden: Andromeda am Felsen, Ariadne auf Naxos, Flora und Zephyr, Apoll und Daphne, das Urtheil des Paris, aber auch mehr tragische Stoffe: Medea, Orpheus &c. In den Schultragödien zog man dagegen die geschichtlichen Stoffe vor: Lucretia, Virginia, Kleopatra, Cadmus, Mutius Scävola, Camillus, Alexander Scipio, Nero, Cenobia, Sophonisbe &c. Die Freundschaft zwischen Da-

mon und Pythias wurde schon 1568 von **Omichius** auf die Bühne gebracht. In einem Stück „Ritter Julianus“ 1580 von dem Schlesier **Links** verfaßt, finden wir die erste Spur einer Anwendung der antiken Schicksalsidee. Dem Ritter wird vorhergesagt, er werde seine Eltern umbringen, was auch in Erfüllung geht, so daß er nun ein blindes Werkzeug in der Hand des Schicksals wird.

Unter diesen fremden Einflüssen kam den deutschen Dichtern die Erinnerung an die alte Poesie ihres eignen Volkes fast abhanden. Daß in Schwaben bei den lateinischen Dichtern selbst der altdeutsche Volkshumor gegen die Renaissance reagirte, haben wir bereits oben erkannt; aber Frischlin drang mit dieser volksthümlichen Tendenz keineswegs durch. Die deutsche Comödie, in welcher Samuel Hebel schon 1539 „die schöne Magelone“ in reimlin brachte, blieb ganz vereinzelt.

Es war schon so weit gekommen, daß sich der bessere Geist in Deutschland nicht mehr aus eigner Kraft gegen die Renaissance zu erheben vermochte. Aber gerade damals war der große Shakespeare in England aufgetreten und erfüllte das Schauspiel auf englischem Boden alles das, was Hans Sachs nur versprochen hatte, indem der uns stammverwandte Engländer alle Elemente der germanischen Poesie frei entwickelte und mit überlegenem Humor und überreicher Phantasie die Renaissance beherrschte. Dieser Geist einer mächtigen germanischen Reaction drang über das Meer herüber, belebte die schon erstorbene Comödie und Tragödie des Hans Sachs wieder und gründete ein Volkstheater gegenüber der schulmäßigen Bühne. Und zwar geschah das alles durch eine Bande englischer Comödianten, welche durch Deutschland zogen, ins Deutsche übertragene englische Schauspiele aufführten (von denen eine kleine Anzahl 1620 *) gedruckt wurden mit mehreren minder erheblichen Fortsetzungen) und ungeheuren Beifall einerndteten, eben weil sie den Volkston trafen. Es waren keine Engländer, sondern Deutsche, die sich in England ausgebildet hatten.

*) Neben dem Fortunat mit seinem Wunschseckel, des Königs Sohn aus England und des Königs Tochter aus Schottland, Sidonea und Theagena, Julia und Hypolyta finden wir Titus Andronicus, Amor als Arzt, Damons Triumphspiel. Neben Esther und Haman und dem verlornen Sohne die lustige Comödie von Jemand und Niemand, das lustige Pikelheringspiel von der schönen Maria, den Hahnrei in der Einbildung rc. Alles bloße Nachbilder Shakespeares, aber zugleich schon Vorbilder der späteren deutschen Dramaturgie in ihren Hauptrichtungen.

Man ahmte ihre Stücke nach und nannte alles „englische Comödien“, wenn es auch in Deutschland fabricirt war.

Unter ihrem Einfluß nun schrieben Ayrer, Gryphius und Herzog Julius von Braunschweig und bildete sich nach dem Schrecken des dreißigjährigen Kriegs die Bande von Velthen aus, welche die in dem großen Kriege gänzlich verwilderte englische Comödie wieder regenerirte unter dem neuen Titel „Haupt- und Staatsactionen“.

Diese ganze Gattung unterscheidet sich von den Schuldramen durch den Grundzug, den sie von Hans Sachs und Shakespeare entlehnt hat. Man bezeichnet ihn gewöhnlich als das Romantische im Gegensatz gegen das Classische, es ist jedoch besser, ihn als das germanische, mittelalterliche, gothische Princip gegenüber dem der antiken Welt zu bezeichnen. Uralte Züge des heidnischen Heldenliedes, des Volksmärchens kehren in dieser neuen Gattung wieder. Je feiner und zärtlicher sich die Nerven der classischen Poeten in der Schäferei herabstimmen, je mehr stählen sich wieder die der volksthümlichen Dichter. Es ist nicht bloß Folge der Gräuelzeit des dreißigjährigen Kriegs gewesen, welche das Volksschauspiel so grausam und blutig machte, sondern es tritt darin auch ein Grundzug der germanischen Natur in sein Recht ein. Der verweichlichten Schule gegenüber mußte die Härte der ursprünglichen Volksnatur in voller Unbarmherzigkeit entgegentreten.

Eben so keck machte sich der uralte Humor des Volkes wieder geltend. Aus den Spaßmachern bei den öffentlichen Festen, sonderlich aus den Masken der Fastnacht, waren die Narren hervorgegangen, die seit Brant und Erasmus classificirt wurden und in sofern den eigentlich volksthümlichen Charakter verloren. Merkwürdigerweise wurden in gleicher Art auch die Teufel classificirt und Narren und Teufel beherrschten geraume Zeit hindurch die humoristische Literatur Deutschlands. In den Fastnachtsspielen brauchte namentlich Hans Sachs die Narren häufig und in derselben Verallgemeinerung, wie Brant und Erasmus. Erst nach und nach sank der Narr zu einem obligaten Diener in der Comödie herab, besonders nach dem anregenden Beispiel der englischen Comödie. Bis dahin aber wurden noch immer Stücke in Deutschland aufgeführt, in denen die Narren als solche gleichsam familienweise und exclusiv spielten. Man sah noch immer nach des Erasmus Weise die Narrheit in der Welt

regieren und Alles, Staat und Kirche, Gemeinde und Familie, jeden Stand voll Narren. Insgemein spielten die Narren die Hauptrolle in Vor- und Zwischenspielen, ähnlich den antiken Satyrspielen. Als Anhang zum Schelmufski schrieb Hilarius 1696 eine Hochzeit und einen Kindbettschmaus des Harlekin, woraus man noch die grobe Unfläterei erkennen mag, die sich in solchen Stücken aus den Fastnachtsspielen in die Hofschauspiele fortgepflanzt hatte.

Im ersten Stück geht Harlekin auf verbotenen Liebeswegen, bekommt Prügel und muß eine Andere heirathen. Im zweiten kommt eine öffentliche Dirne als Braut zu früh nieder, unter fabelhaften Unflätereien, die noch durch Improvisation zu überbieten der Dichter den Schauspielern anräth.

Der Harlekin war von der italienischen Bühne entlehnt, der sogenannte Pikelhering aus Holland. Aecht deutsch war nur der Hans-Wurst, von dem man übrigens keine ältere Spur als in Luthers Schriften findet. Es ist der alte grobe bäurische Rüpel der Fastnachtsspiele, nur mit einem neuen Namen beschenkt. Er protestirt gleichsam als der nationale Urnarr gegen die fremden und gelehrten Narren. Und doch hat sich die fremde Mode auch ihm einigermaßen angehängt. Wenigstens haben ihn die Schauspieler nach dem Harlekin und englischen Clown gemodelt. Der Hanswurst kommt zuerst in einem Fastnachtsspiel des Nürnberger Probst von 1553, dann in einer Comödie Rolls vom Falle Adams 1573 vor. Flögel, Geschichte des Groteskkomischen S. 120, bezieht die Wurst auf die Lieblingsspeise der Deutschen, wie den Pikelhering auf den holländischen Hering, den Jean Potage auf das französische Nationalgericht &c.

Dem Beispiel der englischen Comödianten folgten bald ganze Banden von deutschen Studenten nach, die schon auf ihren heimischen Schulen in der Schauspielkunst geübt, dieselbe jetzt auch anderwärts geltend machen wollten. „Gewiß ist, daß die am meisten bekannt gewordenen Schauspieltruppen des 17. Jahrhunderts fast ganz aus Studenten bestanden und daß darüber der Name der englischen Comödianten sich nicht lange erhielt, um so mehr als bei diesen Studententruppen sich eine Rückkehr zu den gelehrten und moralischen Tendenzen wieder geltend machte. Die Truppen wurden von den Prinzipalen geführt, welche Besitzer des theatralischen Apparates, Inhaber der nöthigen Privilegien, die Gesammt-

thätigkeit regelten und daher auch Komödiantenmeister genannt wurden. Der erste dieser Prinzipale, welcher bekannt geworden ist, war ein gewisser Treu. Er besuchte Berlin von 1622 bis 1625 mehreremale, und einer seiner besten Schauspieler soll der nachmalige dänische Hofprediger Lassenius gewesen seyn. Aus Studenten bestanden auch die Truppen des gekrönten Poeten von Sonnenhamer, so wie Karl Pauls, der eines Obferstlieutenants Sohn und besonders bemüht gewesen seyn soll, die Possenspiele zu verdrängen und Uebersetzungen einzuführen. Der Hamburger Pastor Rist, dieser fruchtbare Komödienschreiber, berichtet, daß, 1646 Andreas Gärtner mit feinen, gelehrten und wohlgeschickten Studenten von Königsberg nach Hamburg gekommen sey und so viel Beifall gefunden, daß als er sich nach Danzig zurückgewandt, man ihm den Schauplatz für seine Wiederkehr offen erhalten habe. Recht charakteristisch war die Erscheinung einer Studententruppe, welche 1648 zu Mainz in einer Bude unter ihrem Prinzipal Schneider spielte. Dieser schrieb sich „Magister Sartorius, Präses und Herzog Thaliens“ und seine Schauspieler nannten sich „Parnaßbrüder, auch Emporiumssassen.“ Sie spielten Schäferspiele und geistliche Stücke aus dem alten Testamente und den Evangelien, und geriethen um der letzteren Gattung willen mit den Jesuiten in Streit, weil diese sich das Monopol der geistlichen Spiele anmaßten, und richtig die Vertreibung der rivalisirenden Studententruppe aus der Stadt durchsetzten. Im Jahr 1660 erschien wieder eine Gesellschaft von Studenten in Berlin, geführt von Karl von Zimmern.“ Nach Devrient. Bald darauf wurde die Velthensche Komödiantenbande gegründet, die zuerst die italienische comedia del arte einführte und den Mimikern größere Freiheit gestattete, auch zum erstenmal Frauenzimmer auf die Bühne brachte, da bisher nur Mannspersonen in Verkleidung die weiblichen Rollen hatten spielen dürfen.

So viel von den Schauspielern. Was die Dichter betrifft, so empfingen sie von jenen ersten englischen Comödianten einen mächtigen Impuls, und zwar zunächst Ayrer, Nachfolger des Hans Sachs in Nürnberg, und Herzog Heinrich Julius von Braunschweig. Ihnen gingen einige Unbedeutende voran.

Omichius, Schulmeister zu Güstrow, gab zu Rostock 1578 die Comödie von Damon und Pythias heraus, in Knittelversen wie bei

H. Sachs, mit lustigen Bauern und einem „Hofteufel“. Im Uebrigen verlauft die bekannte Freundschaftsprobe, die in Schillers Bürgschaft wiedererzählt ist, ganz ernsthaft, nur zu breit. Der Autor zerlegt seinen Stoff in der Art, daß er die personificirte Freundschaft selbst lange Reden halten läßt. — In demselben Jahr erschien des Valentin Apelles Narrenschule, eine sehr beliebt gewordene Comödie, in der zuletzt die Schüler den Lehrer durchprügeln. Der volksthümliche Humor behauptet sich auch in den geistlichen Schauspielen. Wie schon früher in den Weihnachtsspielen die Hirten bäurische Späße machen durften, so wurden sie jetzt noch freier behandelt. Die Hirten oder Bauern auf der einen, die Teufel auf der andern Seite theilten sich in die komischen Rollen, auch in ernsthaften Stücken.

Rudolf von Bellinkhausen, kein Edelmann, sondern ein Schuster und Amtsbote zu Osnabrück, schrieb wie Hans Sachs Comödien, auf die zuerst wieder Lichtenberg in seinen vermischten Schriften IV. 3 aufmerksam gemacht hat. Das von diesem auszugsweise mitgetheilte Stück stratagema diabolicum ist in Knittelversen geschrieben, doch daneben ein gutes Auto.

Satan will heirathen, die Sünde räth ihm, Fräulein Ebrietas (Trunkenheit) zu wählen, die auf der Bühne frischweg sieben Töchter gebiert, die sie wieder verheirathet, die Arrogantia an den Adel, die Avaritia der Kaufmannschaft, Hypocrisis den Pfaffen, Invidia den Handwerkern ꝛc.

Ein zweites Stück, Donatus, ist vom Jahr 1615.

Donatus hat eine hübsche Magd, Musa, und einen Magister für seine Kinder. Der Magister verliebt sich in die Magd, aber scamnum (die Bank) verräth sie und Donatus nöthigt den Magister, seinen Fehler durch eine Heirath wieder gut zu machen. Zur Hochzeit werden eingeladen die sechs casus ꝛc.

Ich kenne leider die übrigen Stücke nicht.

Jakob Ayrer, Notarius in Nürnberg, schrieb Tragödien und Comödien, die jedoch erst nach seinem Tode (1605) erschienen, unter dem Titel opus theatricum, 1618 mit einem Anhang von 36 Fastnachtsspielen, die schon 1610 gedruckt wurden. Er schreibt noch in des Hans Sachs Manier, allein es arbeitet sich etwas in ihm heraus. Wahrscheinlich war er der erste, der Singstücke in das Lustspiel einlegte. Auch ist die

Intrigue in seinen Fastnachtsspielen mehr entwickelt wie bei Sachs. Ayrer hatte sich schon nach dem bessern englischen Theater richten lernen und seine ausführlichsten Bühnenstücke sind in der That nur Uebertragungen aus dem Englischen. Vgl. Tieck in der Vorrede zum altd. Theater. In Prutz liter. Taschenbuch 1847 hat Helbig nachgewiesen, daß Ayrer viele seiner Stücke, worin sich die englischen Muster verrathen, schon 1595—98 geschrieben hat, daß somit auch die englischen Comödien ohne Zweifel schon um diese Zeit in Deutschland gespielt wurden. Damit stimmt überein, daß schon 1591 die Elisa des Weimer zu Danzig gedruckt wurde, eine neue und „lustige Comödie", welche die Liebesgeschichte Eduards III. mit der Gräfin von Warwik enthält.

Ayrers opus theatricum (sic) beginnt mit römischer Geschichte und geht dann zur neueren und zu freien Stoffen über.

Von Erbauung Roms, Romulus und Remus, den Horatiern und Curiatiern, den Königen, Brutus, Lucretia, Mutius Scävola. Dann die bekannte Sage von der untreuen Kaiserin Maria von Aragonien, eine Uebertragung des geistvollen Julius redivivus von Frischlin, die Geschichte der h. Kunigunde. Von Machumet II., wie er Constantinopel eingenommen, eine schröckliche Tragödie. Am Schluß noch die Scene, wie der Sultan seine geliebte Hircavena eigenhändig niederhaut, um die über seine Liebe grollende Armee zu beruhigen. Die Comödie vom König Theodosius zu Rom. Derselbe hat einen bösartigen Sohn, Luxurius, den er von Geburt an einsperren muß, (wie in Calderons Leben ein Traum), und eine etwas üppige Tochter, Frigia, die sich in den Jüngling Amor verliebt, und, weil er die Treue gegen den König nicht verletzen will und sie abweist, ihn beschuldigt, er habe ihr Gewalt anthun wollen (wie Potiphars Weib den Joseph beschuldigte). Als der arme Junge aber sterben soll, gesteht Frigia alles und ihr gütiger Vater gibt ihn ihr zum Manne. Also hat dieses Stück zwei Hälften, von denen nur die letztere ausgeführt ist. Der Verrath und die Hinrichtung dreier Großen des Reichs bildet nur eine Episode.

Die Tragödie vom Kaiser zu Constantinopel und seiner Tochter Pelimperia: König Amurat sitzt auf dem Thron, da führt ihm sein Sohn Laurentius den Fürsten Balthasar von Portugall und andere Gefangene vor. Laurentius lügt, er habe den Balthasar gefangen, dieser selbst bekennt, das habe Horatius, des Marschalls Sohn, gethan. Aus Neid läßt nun Laurentius den Horatius meuchlings umbringen und aufhängen. So findet den Todten sein alter Vater, der Marschall, und fällt in Wahnsinn. Zu ihm gesellt sich Pelimperia, des Königs Tochter, deren Geliebter Alexius gleichfalls von ihrem boshaften Bruder ermordet worden ist. Laurentius dringt in seine Schwester,

nunmehr den gefangenen Balthasar zu heirathen, aber sie weigert sich standhaft. Beide Trauernde, der alte Marschall und die Prinzessin, veranstalten vor dem König ein Schauspiel (wie im Hamlet bei Shakespeare), spielen selbst mit, und da sie in ihren Rollen den gleichfalls mitspielenden Laurentius und Balthasar scheinbar tödten sollen, stechen sie dieselben wirklich todt, enthüllen zugleich den Leichnam des gehenkten Horatius und tödten dann jeder sich selbst. Vgl. bei Tieck, altd. Theater I. Vorrede XXI. die sogenannte spanish tragedy, die schon 1570 in England gespielt wurde. — Hierauf folgten Stücke von Hugdietrich, Otnit, Wolfdietrich, nach dem Heldenbuch, Valentin und Urso, der schönen Magellona. Ferner von Theseus und Minotaurus und Ariadne.

Ein gutes Stück von Soldan von Babilonia und dem Ritter Torello von Pavia: Zu dem reichen Torello kommt der Sultan incognito auf einer abendländischen Reise und wird überaus gastfrei aufgenommen. Als nachher Torello ins Morgenland zieht und gefangen wird, erwiedert ihm der Sultan die Gastfreundschaft und bringt ihn noch zu rechter Zeit zurück, als eben sein Weib einen andern heirathen soll. Torello wirft unerkannt seinen Ring in den Becher, den ihm seine Gattin an der Hochzeitstafel reicht (ein in den Sagen vom Hahnkrähen und von der Rückkehr aus dem Orient sich stets wiederholender Zug). Ein Jude Abraham und Jan, der Hanswurst, unterbrechen die ernsten Partien dieses Stücks durch ihre witzigen und derben Wettkämpfe, in denen der arglistige Jude von dem mutterwitzigen Jan allemal abgetrumpft wird. Eine recht gute Gegenüberstellung der jüdischen Tücke und des deutschen Humors.

Von dem getreuen Ramo. Soldan, der türkische Kaiser, hat einen Sohn erster Ehe, Ramus. Dieser entdeckt, daß seine Stiefmutter Detromeda mit dem Malefictus buhlt und verräth es dem Vater. Die böse Stiefmutter aber beschuldigt ihn selbst, ihrer Ehre nachgestellt zu haben, wie Potiphars Weib dem Joseph, und Ramus wird verbannt. Da findet er drei Handwerksburschen, von denen er drei wunderbare Gaben erkauft, nämlich sich unsichtbar zu machen, durch die Luft zu fliegen und die Leute einzuschläfern. Mit diesen Begabungen kehrt er heim und rächt sich, freilich nicht auf die nobelste Weise, indem er unsichtbar sich zu des Malefictus unschuldigen Töchtern schleicht und dieselben beschläft. Nachdem er dem Kaiser, seinem Vater, die buhlerische Stiefmutter in flagranti hat ertappen lassen, gibt er sich zu erkennen, und nimmt noch eine der Töchter des Malefictus, für den er um Gnade bittet, zur Ehe.

Von König Eduard III. und Elipsa, Herrn Montagii Gemahl. Die schöne Elipsa, deren Gatte in Frankreich gefangen wurde und gestorben ist, wird von König Eduard geliebt, weigert sich aber aufs entschiedenste, sich ihm hinzugeben. Nur wer sie zur Kirche führe, dürfe sie auch zu Bette führen. Ihr eigner Vater Frigius, Graf von Varucken (Warwik), beschwört sie nachzugeben, und verbirgt sich dann aus Scham, seiner Tochter einen solchen An-

trag gemacht zu haben, als sie auch ihn stolz abweist. Endlich entschließt sich der König zur Heirath und setzt ihr die Krone aufs Haupt.

Vom König in Cypern, wie er die Königin in Frankreich bekriegen wollt und zu der Ehe bekam. Diese im Titel bezeichnete Ehestiftung bildet nur den Anfang der Comödie. Die Hauptsache ist, daß die Königin fälschlich beschuldigt wird, einen Ritter Philipp zu lieben, der ins Gefängniß gesetzt, aber durch seine Geliebte Mariana befreit wird, um für die Unschuld der Königin zu kämpfen und zu siegen. Der besiegte Verläumder war Marianas eigener Bruder. Als witzige Episode kommt in diesem Stück die Einfalt des Hanswursts Jan vor, der überredet wird, wenn er einen Stein auf die Achsel lege, so werde er unsichtbar und der sich nun einbildet, unsichtbar zu seyn, während Jedermann ihn sieht. Aus dem Englischen. S. Tieck altd. Theater I. XXIII.

Von der Schönen Phönicia. Nach einer Novelle des Bandello. In von Bülows Novellenbuch IV. 365. Von zweien Zwillingsbrüdern, nach Plautus.

Von der schönen Sidea. Ludolf, der Fürst von Lithauen, wird von Leudegast, dem Fürsten in der Wultau, besiegt und verbannt. Indem er mit seiner schönen Tochter Sidea umherirrt, findet er Leudgasts jungen Sohn Engelbrecht und raubt ihn. Die jungen Leute verlieben sich in einander und entfliehen dem Vater. Engelbrecht will an seines Vaters Hof eilen und Kutsche und Pferde holen, derweil setzt er die Sidea auf einen Baum, wo sie ihn in Sicherheit erwarten soll. Unter dem Baum aber ist eine Quelle. Weiber kommen, Wasser zu schöpfen und erblicken im Wasserspiegel ein himmlisches Bild. Ein Schusterweib erzählt es ihrem Manne, dieser holt Sidea vom Baume und pflegt ihrer. Unterdeß wird Engelbrecht an seines Vaters Hofe genöthigt, eine gewisse Julia zu heirathen. Da kommt Sidea in gemeiner Weibertracht und gibt sich für ihre eigne Botin aus. Nun will Engelbrecht sich zur Strafe seiner Untreue umbringen, aber Sidea hält ihn auf und gibt sich ihm zu erkennen. Julia tritt zurück, Sidea wird seine Gemahlin, ihr Vater versöhnt. — In den Zwischenscenen tritt der Hanswurst Jan als Müller auf, stiehlt Mehl und schwängert mehrere Mädchen zugleich, deren Eltern reclamiren ꝛc.

Von einem alten Buhler und Wucherer. Derselbe stellt einer schönen Buhlerin nach, läßt sich in einem Sack zu ihr tragen, wird aber von verkleideten Teufeln gequält und ausgeplündert. Die Buhlerin (Maria) lockt ihn aber doch wieder, daß er sie zur Ehe nimmt, wogegen sein Sohn umsonst protestirt. Der Alte enterbt ihn. Nun betrügt ihn aber sein junges Weib auf alle Art, bis er sich einmal todt stellt, um zu sehen, ob sie wohl betrübt seyn werde. Aber sie ladet Gäste ein, tanzt und jubelt und läßt die vermeinte Leiche des Alten dabei stoßen und treten. Dadurch kommt er zur Besinnung und vererbt sein Gut dem Sohne.

Von zwei fürstlichen Räthen, die um ein Weib buhlten. Es gilt, die treue Frigia in Abwesenheit ihres Gatten zu verführen. Sie ist aber listiger, als

ihre Verführer und schiebt ihnen ihre zwei Mägde unter, während jeder glaubt, er habe sie selbst.

Im zweiten Theile des Opus theatricum sind 36 Fastnachtsspiele enthalten.

Andreuro, Meister Simon, beide nach Boccaccio. — Der Markgraf von Rom will die Kunst eines Nikromanten sehen; da läßt dieser zwei Ehepaare dergestalt berauschen, daß das junge Weib des alten Manns zum jungen Mann des alten Weibes gethan wird und umgekehrt. Aber das junge Paar freut, das alte zankt sich nur eine kurze Nacht hindurch, indem der Markgraf die frühere unnatürliche Paarung wiederherstellt. Ein ganz guter Schwank. — Der Jude Aaron will einem Dieb gestohlenes Tuch um ein Spottgeld abkaufen, der Dieb schenkt es ihm ganz, da er sich verfolgt sieht, und nun wird der Jude für den Dieb genommen. — Ein alter Wucherer läßt sich von seinem lüderlichen Sohn verleiten, sich zu betrinken und eben so lüderlich zu werden, wie er. — Klaus Gerngast bittet den Tod zu Gevatter und erhält von ihm die Gabe, Andern zu weissagen, wann sie sterben werden und wann nicht, womit er viel Geld verdient. Auf einmal aber holt ihn der Gevatter ab; denn er selbst hat sich nicht weissagen können.

Podagra, das Hurenkind der Venus und des Bacchus, leidet sehr, Venus bittet den Jupiter, ihr zu helfen und er heilt sie, aber nur unter der Bedingung, daß der Schmerz nachher desto heftiger wiederkehren soll. Das Leidwesen des Fräulein Podagra ist gut geschildert, sie klagt, nicht mittanzen zu dürfen rc.

Prozeß der Königin Podagra. Der klagende Theil ist König Priamus von Troja, sein Anwalt Hans Sachs, für die Königin plaidirt Petrarca; der Richter ist Kaiser Severus, der sich zu Gunsten der Krankheit entscheidet, welche eine gerechte Strafe für alle Sünder sey. Leider sind die Anachronismen der Personen das einzig Geniale in diesem Stück.

Zwei Bauern kommen an den Hof Alexander des Großen und machen ihm etliche Possen vor. Unter anderm singt ihm einer das Lied vom hölzernen Johannes (dem Abbild des verstorbenen Mannes, mit dem die Wittwe zu Bett zu gehen pflegte, bis sie einmal damit den Ofen heizte, um ihren neuen Liebhaber zu wärmen).

Hans Themagen des Bauern besoffenes Weib Aludea wird nackt ihrem Mann heimgeschickt, er will ihr den Teufel austreiben lassen, es ist aber keiner da, nur Wein. — Claus Themagen der Bauer macht eine Wallfahrt, um seiner kranken und vom Teufel besessenen Frau Heilung zu verschaffen, die ihn nur fortgeschickt hat, um unterdeß sicher mit dem Pfaffen zu buhlen. Als der Mann heimkommt, findet er die Frau gesund, munter und schwanger und dankt Gott, daß er seine Gebete erhöret hat. — Während der Abwesenheit eines Kaufmanns hütet der Teufel dessen Weib, aber mit solcher Mühe, daß er nie

zum zweitenmal ein solches Amt übernehmen will. — Der Teufel holt eine Pfarrköchin, obgleich ihm der Pfarrer den Ablaßbrief entgegenhält. Ich verstehe kein Latein, sagt der Teufel und fährt mit der fetten Beute davon. — Der bekannte Schwank von zwei Buhlern, die bei derselben Frau zusammentreffen und vom Mann überrascht werden. Sie müssen sich stellen, als habe einer den andern mit dem Degen verfolgt und als sey der Flüchtling nur in der Angst ins Haus gerathen. — Der Schwank von der Kupplerin, die ein verheirathetes Weib zu einem Pfaffen führen will, als dieser aber eine Abhaltung hat, es unwissend ihrem eigenen Manne zuführt, welchem gegenüber das Weib schnell besonnen sich stellt, als habe sie ihn nur prüfen wollen, und ihn tüchtig auszankt. — Die Frau eines Bäckers läßt drei verheirathete Männer, die in sie verliebt sind, listig ankommen, überrascht werden, in Mehlsäcke sich verstecken, bindet dann die Säcke zu und überliefert sie den drei Frauen der Eingesperrten. — Ein Eifersüchtiger hofft seine Frau beim Liebhaber im Bett zu überraschen, sie hat es aber gemerkt und die Magd ins Bett gelegt; nun beschuldigt sie ihn, er habe bei der Magd gelegen. — Ein armer Mann verabredet mit seiner Frau, daß sie sich todt stellen solle und erweckt sie mit seiner Geige. Da kauft ihm ein reicher Mann, auf den er es abgesehen, die Zaubergeige um viel Geld ab, um sein wirklich todtes Weib auch zu erwecken, und sieht sich betrogen. — Die bekannte Sage vom Juden im Dorn. Der Geiger heißt Fritz Dölla.

Der englische Jan Posset (Hanswurst) läßt sich einen Brief schreiben an einen, der ihm seine große Trommel wieder mit einem Kalbfell überziehen soll, der Schreiber aber schreibt, man solle ihn selbst tüchtig trommeln. — Derselbe frißt Birnen, die er Einem überbringen soll. In zweierlei Versmaß. — Derselbe dient einer Frau, die ihn ausschickt, Wein zu holen. Unterdeß kommt ihr Buhler, ganz wie er gekleidet, ebenfalls mit Wein und stößt ihn zurück, er sey der wahre Jan. Die Frau kommt auch, erklärt den Liebhaber für den wahren Jan und nimmt ihn mit. Jan bleibt vor dem Hause, bis der Herr kommt. Da beschwert sich die Frau, die den falschen Jan schon entfernt hat, über das lange Ausbleiben des Jan mit dem Weine und Jan wird ausgezankt.

Der dumme Bauer Hempel will ein Doctor werden und wird gefoppt.

Drei Landsknechte werden von St. Peter nicht in den Himmel eingelassen, aber auch von Lucifer aus der Hölle gewiesen, weil sie zu viel fressen.

Serciapel, der ruchlose Notar, der alle möglichen Sünden auf sich geladen, bekennt in der letzten Beichte einem Mönch unter dem Schein größter Angst und Gewissenhaftigkeit nichts als kleine unbedeutende Fehler, so daß der Mönch ihn nicht nur absolvirt, sondern für einen Heiligen erklärt. Obgleich ihn nun der Teufel holt, so hat er doch die Genugthuung, daß die Mönche seinen Ruhm als Heiliger ausbreiten. — Ein Pfaff schleicht sich zu einem frommen Weiblein, um sie unter der Maske des h. Franciscus zu verführen, ein Nach-

bar aber verkleidet sich als St. Petrus, schlägt mit dem Schlüssel auf den falschen Franciscus los und heißt ihn in den Himmel zurückkehren, aus dem er ohne seine Erlaubniß weggegangen sey. — Ein böser Jurist entschließt sich, Mönch zu werden, um sowohl seine Seele zu retten, als das Vergnügen zu haben, die zahllosen Prozesse des Klosters durchzufechten. — Drei böse Weiber prügeln sich, weil jede das Wetter anders haben will, die eine Regen zur Saat, die andere Trocken zur Wäsche. Ein böses Weib zankt sich mit ihrem Mann über eine Kuh, von der ihr — geträumt hat.

Ein Weib gibt einem Pfaffen Geld, es ihrem ersten Mann im Paradies zu bringen. Er hält sie deshalb für einfältig, ist aber nicht wenig überrascht, als dasselbe Weib, mit der er eine Liebschaft angefangen, ihren zweiten Mann auf die feinste Weise betrügt. Das weibliche Naturell ist in diesem Stück vortrefflich durchgeführt. — Der dumme Bauer Knörren Künzlein geht zum Doctor und bittet ihn um ein Mittel, sein böses Weib zu curiren. Er schreibt ihm Fünffingerkraut und ungebrannte Asche vor, aber der einfältige Mann merkt lange nicht, was das bedeute, bis es ihm einer sagt, und nun hilft es gleich. — Der Mönch Hanß schleicht sich zu einer hübschen Frau, die ihn aber nur foppt, indem sie ihn vor ihrem Manne in einem Käskorb versteckt und dann seinen Abt aus dem Kloster rufen läßt und ihm den Mönch im Korbe zeigt.

Magister Stolzius setzt in der Fastnacht einen Narrenhut auf und will den Narren spielen, läßt aber überall den Pedanten durchblicken. — Claus Narr wird ins Narrenbad geschickt, um die Narrheit auszuschwitzen, hilft sich aber heraus. In diesem Stück kommt die für jene Zeit enorme Blasphemie vor, daß der Narr wünscht, Gott möchte den Menschen lieber seine Tochter hingegeben haben, als seinen Sohn Christus. — Eulenspiegel soll einen Braten nicht verbrennen lassen, da stellt er ihn in den Keller. — Derselbe wird spöttisch von einem Bürger zu Gast geladen, der ihm die Thür vor der Nase zuschließen will, schleicht sich aber in seiner Abwesenheit in sein Haus, überredet die Frau, sie solle zu ihrem Mann auf den Markt gehen, um ihm einen großen Fisch, den er gekauft, heimtragen zu helfen, übernimmt unterdeß die Hut des Hauses, schließt hinter der Frau zu und richtet sich eine köstliche Mahlzeit an, die er verzehrt, während Herr und Frau draußen vor der verschlossenen Thüre stehen.

Sogar ein deutscher Fürst stellte sich an die Spitze der deutschen Partei, die im volksthümlichen Geist der antinationalen Renaissance entgegentrat. Herzog **Heinrich Julius** von Braunschweig (Henricus Julius Brunsvicensis et Luneburgensis dux edidit hunc actum oder HIBELDEHA pflegte er sich zu zeichnen), ließ auf seinem Hoftheater Stücke in englischem Geschmack aufführen und schrieb selbst eine noch nicht ganz ermittelte Zahl von Comödien, wovon 1593 und 1594 acht

gedruckt erschienen, und sieben erst kürzlich in der Originalhandschrift aufgefunden worden sind. Professor Holland hat die sämmtlichen Schauspiele des Herzogs, Stuttgart 1855, darunter einige in doppelter Redaction edirt und commentirt. Sie sind alle in Prosa geschrieben und haben in dem lustigen Diener einen Hanswurst, der immer plattdeutsch spricht, während die übrigen Personen sich hochdeutsch ausdrücken. Der Witz ist nur leicht, die ganze Weise aber volksmäßig, übereinstimmend mit dem, was gleichzeitig Frischlin sogar in lateinischer Sprache anstrebte.

Des Herzogs Stücke sind: 1) Susanna, die bekannte biblische Geschichte reich ausgeschmückt und gleichsam in die moderne Welt versetzt. Susanna hat noch Eltern und Kinder, ihr Gatte ist abwesend. Sie kommt in große Noth durch ungerechte Richter. Aber der obligate Narr (Elant) und eine höchst seltsame Gesellschaft von Bauern, von denen jeder aus einem andern deutschen Stamme ist und eine andere Mundart redet, halten durch ihren guten Humor dem Tragischen das Gegengewicht. Zuletzt kommt Susannas Gatte zurück und alles wendet sich zum Guten.

2) Von einem Weibe, wie dasselbige ihre Hurerei für ihrem Ehemann verborgen. Die bekannte Geschichte vom Einäugigen, der nach Hause kommt, als sein Weib gerade einen Andern bei sich hat, aber von ihr betrogen wird, indem sie ihm rasch das gesunde Auge zuhält und ihn theilnehmend fragt, ob er aus dem blinden Auge nicht sehe, es hätte ihr geträumt, er sehe wieder. Unterdeß entwischt der Buhler.

3) Von einer Ehebrecherin, die ihren Mann dreimal betreucht. Der Buhler erzählt dem Ehemann immer selbst, wie sein Weib ihn betrogen habe. Zuletzt will der wüthende Hahnrei das Haus, in dem der Buhler ist, ohne daß er ihn finden kann, anzünden. Die Frau aber bittet ihn, wenigstens ihre besten Kleider zu schonen, und indem er ihr selber hilft, dieselben in einem Korbe hinauszutragen, trägt er den unter den Kleidern versteckten Buhler hinaus, ohne es zu ahnen. Als er es erfährt, wird er wahnsinnig und das böse Weib holt der Teufel.

4) Von einem Buler und Bulerin. Der freche junge Buhler wird endlich erschlagen und sie schneidet sich den Hals ab. Ihre Leiche holt der Teufel. Dieses Stück ist sehr roh. Das böse Weib rauft unter anderem ihrem alten Mann den Bart aus.

5) Von einem Wirthe. Zu einem Wirth, der alle Gäste betrügt,

kommt einmal Satan. Diesen betrügt er auch, versichert aber, wenn er das Geringste zu viel gefordert, solle ihn gleich der Teufel holen. Da gibt sich Satan zu erkennen und holt ihn. Das ist das einfachste unter den acht Stücken.

6) Von einem Wirthe, wie derselbe von drei Wandergesellen betrogen worden sey. Einmal fragen sie: können wir hier für unser Geld essen? Ja. Nun essen sie, haben aber nur einen Pfennig im Vermögen. Das zweitemal sollen sie frei ausgehen, wenn sie dem Wirth ein Lied singen können, was ihm gefällt. Da greift einer in die Tasche und singt: nun will ich bezahlen. Das Lied gefällt dem Wirth, da er glaubt, er werde wirklich bezahlt werden, muß sich nun aber mit dem Liede begnügen. Das drittemal soll der zahlen, den der Wirth als Blindekuh greifen wird. Als ihm aber die Augen verbunden sind, laufen alle fort. Lauter bekannte Anekdoten.

7) Von einem Edelmann, welcher einem Abt drei Fragen aufgegeben. Der Abt soll entweder 300 Dukaten zahlen, oder die Fragen beantworten: wo ist der Mittelpunkt der Welt? was bin ich werth? was denke ich in diesem Augenblick? Für den Abt antwortet der in dessen Kleidern verborgene Johann Bouset: hier ist der Mittelpunkt der Welt, wenn du es nicht glaubst, so miß es selber aus! — du bist nur 29 Groschen werth, einen weniger als der Heiland, der für 30 verkauft wurde. — Du denkst, ich sei der Abt, ich bin aber Johann Bouset. Der bekannte Schwank vom dummen Abt und klugen Schäfer.

8) Von Vincentio, Ladislaw Sacrapa von Mantua, Kämpfern zu Roß und zu Fuß, einem Bramarbas, der am Hofe eines kleinen Fürsten sich wichtig macht, immer frecher wird, zuletzt aber, als er eben im Begriff ist, ins Bett seiner vornehmen Braut zu steigen, in eine Kufe eiskalten Wassers fällt, mit der man ihn zu seiner Demüthigung überlistet hat. Dieses Stück, gedruckt 1594, ist wohl eine der freiesten Wiederholungen des miles gloriosus von Plautus. Zudem ist es merkwürdig wegen der Aufschneidereien, die darin erzählt werden und die später zum großen Theil in Münchhausens Schwänke übergingen, z. B.:

> Vincentio rühmt sich, nach einer Heldenthat in eine Festung zurückgeritten zu seyn, wobei das herabfallende Thorgitter dicht hinter seinem Rücken das Pferd durchschlagen habe, so daß das Hintertheil außerhalb des Thores geblie-

ben, er aber auf dem Vordertheil fortgeritten sey, ohne den Defect zu merken. Ferner: er habe einst gesehen, wie eine blinde Sau sich am Schwanz des Ferkels hielt, habe das Ferkel getödtet und mit dessen Schwanz die Sau ruhig heimgeführt. Einmal habe er einen wilden Eber gereizt, bis er sich mit den Zähnen in einen Baum festgerannt. Einmal habe er einem Wolf in den Rachen und durch den ganzen Leib gegriffen bis zum Schwanz und dann umgekehrt, das Innere nach außen, wie einen Handschuh. Einst habe er einen Mann gesehen, der Granaten gegessen habe und dem ein Granatenbaum aus dem Maul gewachsen sey. Ein Reiter sammt dem Roß sey von einem großen Fisch verschlungen worden und lebendig wieder herausgekommen. Der Hanswurst bemerkt dazu: und er habe eine Pfanne hämmern sehen, so groß, daß die daran arbeitenden Schmiede wegen der weiten Entfernung einander nicht hätten hämmern hören können, diese Pfanne sey gemacht worden, um jenen Fisch darin zu braten. — Vincentio habe einen Schmied im Dienst gehabt, der ein Pferd in vollem Laufe habe beschlagen können. Desgleichen ein Pferd, das einmal alle seine Hufeisen in einem Morast stecken ließ, sich aber umwandte und mit einem Satz alle vier traf und sie sich von selbst wieder anfügten. — Es ist wahrscheinlich, daß Bürger, indem er den Münchhausen abfaßte, dieses Lustspiel benützte.

Das sind die acht längst gedruckten Stücke. Hollands Ausgabe enthält noch folgende:

Vom ungerathenen Sohn. Nero, der jüngere Sohn des alten Herzog Severus, ermordet, um statt seines älteren Bruder Proteus zur Herrschaft und zum reichen Erbe zu gelangen, auf eine ruchlose Art mit eigener Hand Vater, Mutter, Bruder, Schwägerin, Neffen, ja seinen eigenen Bastardsohn, dessen Herz er verzehrt, um sich dadurch zu feien. Nachher aber fällt er in Todesangst und wird von den Geistern der Gemordeten verfolgt, bis ihn die Teufel holen. Einige Scenen z. B. wie der Vater sein eigenes Kind ermordet, wie Proteus die Eltern todt im Garten liegen findet ꝛc., sind rührend, das Ganze aber gar zu grell. Die Aehnlichkeit mit Shakesspeares Richard III. fällt auf.

Der Fleischhauer. Motz, ein reicher und übermüthiger Metzger, besticht den Großvogt und Marktmeister, verkauft schlechtes und verdorbenes Fleisch zu hohen Preisen und fällt deßhalb in die Gewalt des Teufels, der ihn systematisch zu Grunde richtet, bis er am Galgen stirbt. Aber auch die ungerechten Beamten ereilt die Nemesis.

Sommer, Cycnaeus (von Zwickau) schrieb ein Lob der Martinsgans 1609, eine lustige Ethnographia mundi, sammelte Sprüchwörter ꝛc., brachte des Herzog Heinrich Julius Weiberlist in Reime und übersetzte Cramer'sche Stücke ins Deutsche, auch Wichgrews Cornelius.

Georg Mauritius, Rector in Nürnberg, steht zwischen Ayrer und Klay, aber auch unter beiden. Er dichtete geistliche Comödien von David und Goliath, den h. drei Königen, Haman, Nabal, Josaphat rc. aber auch eine Comödia von Walther und Griseldis, eine von allerlei Sünden, eine vom Schulwesen. Alle seine Comödien gedruckt in Leipz. 1607.

Zu Magdeburg erschien 1614 ein Lustspiel Amantes amentes oder von der Leffelei, worin die blinde Thorheit der Verliebten verspottet wird. Als Verfasser nennt sich Angelius Lohrbere Liga (Rollenhagen ?).

In der zweiten schlesischen Schule steht Lohenstein, den wir schon kennen, als Schauspieldichter oben an. Sein berüchtigter Metaphernschwulst wird im Trauerspiel mit der gräßlichsten Scenerie, mit den haarsträubendsten Handlungen verbunden. Aber man würde diese in ihrer Art einzige Erscheinung mißverstehen, wenn man sie nicht einigermaßen entschuldigen wollte durch die allgemeine, mehr unbewußte als bewußte Tendenz der zweiten schlesischen Schule, die ich oben schon als eine Reaction deutschen Kraftbedürfnisses gegen den blasirten Opitzianismus charakterisirt habe. Man wollte lieber in Wildheit und Grausamkeit mit Kannibalen wetteifern, als in fader Mittelmäßigkeit untergehen. Die Lohensteinischen Trauerspiele waren Keulenschläge des deutschen Michel, der es nicht ertragen konnte, sich in der französischen Hoftracht zu sehen, die er gleichwohl auch nicht abzulegen wußte, daher einfach toll wurde und um sich schlug. Ich will nun Lohensteins einzelne Stücke durchgehen.

Den Ibrahim Sultan dichtete er zur Vermählung des Kaisers Leopold I. Prolog des thracischen Bosphorus, worin die keusche Ehe des Kaisers gepriesen wird im Gegensatz gegen die Unzucht des türkischen Sultan. Bekanntlich hatte dieser Kaiser noch schwere Kämpfe mit den Türken zu bestehen, die 1683 Wien selbst belagerten. Das Schauspiel hat daher einen edeln patriotischen Zweck. Es ist auf wirkliche Geschichte gegründet. Die Absetzung des Sultan Ibrahim erfolgte 1648.

Ibrahim Sultan will seines Bruders Amurath IV. Wittwe Sisigambis entehren, woran ihn seine Mutter hindert. Nun wirft er sein Auge auf die schöne Ambre, des Muftis Tochter. Ambre weigert sich. Poetischer Wettstreit allegorischer Figuren der Tugenden und Laster. Ibrahim will seine fünf Söhne tödten, um mit Ambre neue zu zeugen. Er läßt sie in sein Bett bringen. Er

jagt sie entehrt im Kleide einer Buhlerin wieder fort, sie ersticht sich. Die drei Furien verfolgen ihn. Die Janitscharen empören sich, ermorden seinen Günstling Achmet und entsetzen ihn. Er wird im Kerker, nachdem ihm Ambres Geist erschienen ist, von den Stummen erwürgt. Sein Sohn besteigt den Thron.

Verschieden von diesem Trauerspiel ist Ibrahim Bassa:

Ibrahim ist durch seine Talente vom Sclaven zum Günstling des Sultans Solyman erhoben, hat aber eine schöne Gemahlin Isabelle, in die sich der Sultan verliebt. Sie fliehen und werden wieder eingefangen. Der Sultan will Ibrahim tödten lassen und schon hat dieser den Strick am Halse, als er ihn wieder begnadigt. Aber noch einmal erfaßt ihn der Haß und er läßt ihn wirklich tödten, was ihn nachher so reut, daß er Isabelle frei läßt.

Ziemlich untergeordnet sind Lohensteins Trauerspiele Sophonisbe, worin besonders widrig die Unnatur auffällt, mit welcher Sophonisbe ihren Selbstmord beschließt, blos um der Dido zu gleichen; und Kleopatra, worin aller Liebreiz des Shakespear'schen Stücks vermißt wird und nur das Grausenhafte vorherrscht. Gut ist der Schluß. Hier treten als allegorische Personen die Flüsse auf und zuletzt Rhein und Donau, welche mit Stolz das Bild der Zukunft entrollen und in dem Augenblick, in welchem Augustus die römische Weltherrschaft gründet, deren Zerstörung durch die Deutschen verkündet.

Lohensteins Agrippina übertrifft an Frechheit alles, was man wohl je in der Welt auf einer Bühne gesehen hat.

Sie selbst ist es, die ihren Sohn verführt, sich schamlos vor ihm entblößt und ihm alle ihre Reize Stück für Stück vorhält, beschreibt und preist. Nero benimmt sich dabei anfangs ganz vernünftig und lehnt ihre Wuth ab, am Ende aber gibt er sich ihr hin, um sie hintendrein ermorden zu lassen. Mit den Furien, die den Nero wegen dieses Muttermords am Schluß verfolgen, kommt auch Orestes, um zu sagen: ich mordete die Mutter, weil sie mich unnatürlich haßte, wie viel schwerer versündigt sich Nero, den seine Mutter nur unnatürlich liebt!

Das Trauerspiel Epicharis ist merkwürdig, weil die Heldin eine politische Dame, eine Vorkämpferin für die Völkerfreiheit, ein weiblicher Marquis Posa ist.

Sie bewegt ihren Liebhaber Proculus, den Tyrannen Nero aus der Welt zu schaffen, aber er ist zu feig, die That auszuführen. Sie stößt ihn von sich,

da verräth er sie, und sie wird mit ihren Freunden und Mitverschworenen den grausamsten Martern unterworfen, bis sie sich selbst erwürgt. Die objective Kälte und Ruhe, mit der sie auf ihre eigenen Marter herabsieht und davon spricht (S. 115), ist äußerst unnatürlich, und die Art, wie sie den Tyrannen mit Schimpfwörtern überhäuft (S. 126) ist unschön.

Bei alldem darf man nicht vergessen, Lohenstein war eine edle Natur und die Geschmacklosigkeit, in die er verfiel, demselben eigentlich nicht angemessen. Es hat viele Dichter gegeben, welche mit besserem Geschmack schrieben und selbst sittlich verworfene Menschen waren. Bei Lohenstein war es umgekehrt. Ein durchaus sittlich reiner, patriotischer Charakter verfiel hier einer Art fremdartiger Bezauberung. Das war die Wirkung der Renaissance auf das deutsche Naturell.

Die Trauer-, Freuden- und Schäferspiele des Joh. Christ. Hallmann von Breslau (1673) enthalten Uebersetzungen aus dem Italienischen (Kaiserin Adelheid und Heraclius), nebst sieben eigenen Stücken, alle in Alexandrinern und Lohensteinischem Schwulst, aber mit einer merkwürdigen Neigung zum Phantastischen.

1) Adonis und Rosabella, ein Schäferspiel zu Ehren der zweiten Vermählung Kaiser Leopolds, beginnt damit, daß die mit ihren Nymphen in der Donau badende Venus eine kostbare Perle sucht und erfährt, sie sey von Jupiter an den Himmel gesetzt worden. Und siehe, in den Wolken erscheint Margaretha (die Perle), des Kaisers verstorbene Gemahlin. So wird seine zweite Heirath sinnreich motivirt. In der Schäferin Rosabella, welche schlummernd den Namen Adonis ruft, erkennen wir nun das Vorbild der neuen Braut, so wie in Adonis selbst den Bräutigam. In ihrem Zauberschlafe gilt sie für todt und soll eben auf dem Holzstoß verbrannt werden, als sie erwacht. Sieg der Liebe über den Tod. Alle griechischen Götter und eine Menge Allegorien mischen sich ein, die Scenen wechseln sehr lebendig. Bald singen die Musen, bald Dianas Nymphen, bald die Eroten, bald stürmen Jäger herein, treiben schlesische Bauern dumme Possen, werden Mädchen im Bade überrascht, singen Liebe, Einbildung und Zorn ein Terzett, stellt die Bühne eine Todtengruft voll hingerichteter Leichen, dann wieder das Boudoir der Frauenlist dar voll von Spiegeln, Larven, Kleidern, Fuchsschwänzen, Brillen &c. Das Schauspiel muß Ruhm erlangt haben, denn es wurde 1750 zu Augsburg noch einmal in Quart mit sehr vielen Kupfern herausgegeben. — 2) Die berühmte Legende von der h. Sophia mit ihren drei Töchtern Fides, Spes und Charitas und vielen allegorischen Personen als geistliches Trauerspiel behandelt, ganz im Geist Lohensteins. Wie bei diesem Agrippina vor Nero sich entblößt, um ihn zu verführen, so hier der Kaiser Hadrian vor Sophien und nur ein Blitz und Donner hindern ihn, die

Schändung auf der Bühne zu vollziehen. — 3) Urania, ein Schäferspiel, worin die Heldin ihre Treue bewährt, wieder mit vielen Allegorien. — 4) Mariamne, ächt Lohensteinisch mit viel Blut, Raserei und Erscheinungen der Hingerichteten als Geister. — 5) Theodorich, ein ähnliches Stück. Auf der Bühne werden Symmachus, Boetius und Andere hingerichtet und erscheinen nachher dem durch den Fischkopf entsetzten König als Rachegeister. Unter den Allegorieen kommt hier Roma vor, an den Triumphwagen der Tyrannei gespannt und bitter klagend. Der Geist des Augustus aber erscheint, erklärt, dem entarteten Rom geschehe Recht und das Kaiserthum werde hinfort an die Deutschen kommen. — 6) Antiochus, verliebt in seine Stiefmutter Stratonice. Um ihn von seiner Liebeskrankheit zu heilen, bewilligt ihm der Vater die Schöne und am Schluß werden sie feierlich zu Bette gebracht und Hofdamen und Cupidines streuen wetteifernd Blumen über sie aus. — 7) Katharina, die unglückliche Gemahlin Heinrichs VIII., das Opfer der Anna Boleyn, in ihrem Leiden und Sterben dargestellt. Zuletzt erscheint ihr Geist dem zitternden König, verkündet ihm und seinem Hause Unheil und verschwindet unter Donner und Blitz.

A. A. von Haugwitz gab 1684 zu Dresden einen Prodromus poeticus, oder: Poetischer Vortrab heraus. Darin zuerst ein Trauerspiel: Schuldige Unschuld oder Maria Stuarda.

Der Vorhang rollt auf, der Himmel öffnet sich und nieder steigt die Einigkeit, um in ächt Calderonischen Trochäen die eitle Größe der Fürsten zu schildern.

Wißt ihr nicht, daß auf die Klippen
Wo des Adlers hohes Nest,
Als auf niedrige Gestrüppe
Mehr der starke Sturmwind bläst? —

Sind sie doch, wie jene dort,
Die die hohen Alpen decken,
Die vor jedem Donnerblick
Nicht so gar geschwind erschrecken.
Doch hat auch das blinde Glück
Oefters die wohl selbst betrogen,
Die auch mitten in der Schooß
Großer Herrschaft sind erzogen.
Oftmal schlug ein harter Stoß
Ihren Scepter, Thron und Reiche
Und den goldnen Königskranz
Aus der Hand mit einem Streiche.

Man erstaunt, diese Sprache auf der deutschen Bühne schon 132 Jahre vor Müllners Schuld zu hören. Aber Haugwitz fährt leider nicht in Trochäen

fort, sondern wie die Ewigkeit abtritt, beginnt auch schon der Dialog in den herkömmlichen steifen Alexandrinern. Das beste an dieser Tragödie ist die feine Charakterschilderung der Elisabeth, die den Tod Marias will, aber scheinbar immer dagegen protestirt und zuletzt noch den bestraft, der sie am besten errathen und die Hinrichtung befohlen hat.

Obsiegende Tugend, oder der bethörte, doch wieder bekehrte Soliman, ein Mischspiel von demselben.

Sultan Soliman liebt Isabellen, die Geliebte seines Veziers Ibrahim, der ein Renegat und geborner Genueser ist. Nach morgenländischem Gebrauche will er den lästigen Nebenbuhler hinrichten lassen, sein besseres Ich siegt aber ob, er läßt beide frei und vermählt sie mit einander. In Alexandrinern. Im Dialog redet man sich per Er und Sie an.

Flora, ein Lustspiel desselben nach einem französischen Ballet. Alle Blumen huldigen zuletzt den französischen Lilien.

Der geistreichste Dramatiker unter den Schlesiern war Andreas Gryphius von Glogau. Im dreißigjährigen Kriege frühe verwaist, indem die Pest ihm Eltern und Geschwister raubte, mit Armuth ringend und alles nur seinem eigenen Geist verdankend, machte er zehn Jahre lang Reisen in England, Holland, Frankreich und Italien und starb 1664 als Syndicus in seiner Vaterstadt. Der tiefe Ernst, der durch sein Leben ging, bewahrte ihn vor der poetischen Spielerei seiner Zeitgenossen. Sein Geist bricht oft mächtig wie ein Blitz, oft zart wie Paradieseshauch aus der harten, steifen, altmodischen Hülle hervor. Neben dem großen Shakespeare macht er einen peinlichen Eindruck, eben weil man sieht, sein Geist blieb gefangen und konnte sich nicht zu voller Freiheit hindurchringen. Dennoch ist es verkehrt, ihn, wie Gervinus thut, mit Seneca zusammenzustellen. In Seneca liegt keine Ahnung von dem trefflichen, echt deutschen Humor des Gryphius. Am meisten schadete ihm, daß er sich den Niederländer Vondel (statt Shakespeares) zum Muster nahm. Vondel verband den alttestamentarisch gefärbten Fanatismus der Calvinisten mit der Renaissance. Gryphius übersetzte dessen „Gibeoniter“, so wie des französischen Jesuiten Caussinus lateinisch geschriebene Tragödie Felicitas (die christliche Mutter, vor deren Augen ihre sieben Söhne umgebracht werden). Er übersetzte ferner im Geschmack der Zeit des Lalande berger extravagant nach des jungen Corneille Bearbeitung im „schwärmenden Schäfer“. Desgleichen „die Säugamme“ des

Italieners Nazzi. — Gryphius schrieb seine Stücke in den fatalen Alexandrinen, je in 5 Abhandlungen (Akten), die Scenen heißen bei ihm „Eingänge". Er hat Reigen (Chöre), durchgängig allegorische Personen, Tugenden und Laster, vornehmlich Geister, die in Gesängen die allgemeinen Beziehungen und Nutzanwendungen ausdrücken. Die Geister treten auch handelnd und unmittelbar mitwirkend bei ihm ein. Uebrigens ist die Motivirung der Handlung und die feinere Charakteristik der Personen zurückgedrängt unter der breiten historischen Relation und unter der pathetischen Declamation, wie bei Lohenstein, nur in geringerem Grade. Sein erstes Stück, Leo, erschien zu Straßburg 1646, die erste echte (von einer von ihm selbst für verfälscht erklärte von 1650 zu unterscheidende) Gesammtausgabe seiner Dichtungen zu Breslau 1657. Die 2te von 1663 ist noch nicht vollständig, die 3te vollständigere von 1698 hat viele Druckfehler. Von seinen lyrischen Dichtungen war oben schon die Rede. Sein Leben ist beschrieben in Bredows Schriften.

Sein ältestes Trauerspiel ist **Leo Armenius**, die Geschichte des im Jahre 1320 ermordeten griechischen Kaisers.

Michael Balbus, Leos oberster Feldhauptmann, trachtet nach der Krone. Die Verschwörung wird entdeckt, Michael zum Tode verurtheilt, die Vollziehung aber bis nach dem Christfest verschoben, und auf Bitten seiner Gemahlin Theodosia schenkt Leo ihm das Leben. Michael verlacht ihn wegen dieser Schonung und erneuert seinen Anschlag. Der Kaiser überrascht ihn unerkannt im Kerker, wie er schon den Purpur angethan hat. Nur an seinen gestickten Schuhen wird erkannt, es sey der Kaiser gewesen; die Verschwornen eilen nun, ihn zu ermorden und Michael wird auf den Thron erhoben. — Wie roh und unedel auch Michael erscheint, so entschuldigt ihn doch, wie er selbst sagte, das höchste Ziel des Ehrgeizes. S. 13.

Ein Heldengeist, der lachet
Dies leichte Schrecken aus. Ein Mann wird, mag er leben,
Nur einen Tag **gekrönt**, in höchste Noth sich geben.
Dies was unmöglich scheint, wird möglich, wenn man **wagt**!

Scheut er also keine Gefahr und keinen Tod, wie sollte er das Verbrechen selbst scheuen! — Der milde Charakter der Theodosia gibt sich in einem Gespräch mit Leo zu erkennen S. 33. Leo frägt sie, ob er den wilden Eber, kaum gefangen, wieder frei in den Wald lassen solle? Sie aber erwiedert:

Man kann die Schlange selbst durch Güte so bewegen,
Daß sie das grause Gift pflegt von sich abzulegen.

Einen fast comischen Eindruck machen die Höflinge, die einen Chor bildend, von der Eitelkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit singen, der sie dennoch unablässig dienen. Am verfehltesten scheint die Geisterbeschwörung durch einen der Verschwornen (warum nicht durch Michael selbst?). Sie läuft nur darauf hinaus, daß ein Geist des Leo Untergang verkündet. Von der tiefen Bedeutung und Wirkung der Hexenscene im Macbeth ist hier keine Spur S. 52. — Leo erscheint durchweg unbedeutend, leicht bestimmbar und schwach. Am Schluß wird Theodosia wahnsinnig und bildet sich ein, indem sie ihren todten Gatten vor sich sieht, es seyen die Leichen der ermordeten Verschwornen. Eine gewiß unnatürliche Täuschung.

Besser ist das im folgenden Jahre gedichtete Stück Catharina von Georgien.

Die Heldin hat sich an den Hof des Persischen Schah Abbas begeben, um Schonung ihres Landes zu erflehen, ist aber gefangen zurückbehalten worden. Abbas hat sich in sie verliebt. Der russische Gesandte verlangt ihre Freilassung und erhält sie, aber der Schah wird noch einmal von seiner Leidenschaft überwältigt, er bietet Katharinen seine Hand an. Sie weigert sich, da läßt er sie aufs grausamste martern mit glühenden Zangen und sie verbrennen. Nachher reut es ihn wieder, ihr Geist erscheint ihm und kündigt ihm den Untergang seines Hauses an. Er kniet vor ihr bebend. — In diesem Stück bilden die Tugenden und der Tod den Reihen.

Auf eine viel höhere Stufe erhob sich das tragische Talent des Dichters in der ermordeten Majestät oder Carolus Stuardus, eines seiner merkwürdigsten Stücke, bald nach der Hinrichtung des Königs schon gedichtet und auf die Bühne gebracht, voll von tiefer Indignation über den ungeheuren Frevel der Revolution, daher auch im düstersten und schauerlichsten Colorit.

Gleich im Eingang erscheinen zwei Geister, der hingerichtete Günstling Strafford und Laud, denen sich der Geist der hingerichteten Maria Stuart anreiht, um den schlummernden König zu ängstigen, und denen ein ganzer Chor ermordeter Könige nachfolgt. Sie verwünschen England.

Ach, Insel, rauher denn dein Meer,
Die jederzeit der Mörder Heer
Auf deine Prinzen ausgeschickt ꝛc.

Des Fairfax Gemahlin bittet für den König, aber umsonst. Sein Tod wird beschlossen und vollzogen. Der Dichter läßt ihm aber Zeit in langen Gesprächen und breiten Reden sein Martyrium und die erhabene Seele, mit der er es trägt, zur Schau zu tragen. In diesen royalistischen Declamationen

findet sich manche gute Bemerkung und Wahrheit, z. B. S. 31. Dem Volk waren die leichten Steuern zu schwer, jetzt wird es von einer unersättlichen Soldateska systematisch ausgeplündert. Das Volk hielt den schwachen König für einen Tyrannen, jetzt hat es ein ganzes Heer wirkliche Tyrannen. Noch feiner ist der Tadel, der über die Feigheit des Adels ausgegossen wird, sofern er anfangs dem Parlament in seiner Opposition gegen den König half.

Man stieß die Bischöf' aus, jetzt folgt der Adel nach,
Der über Straffords Hals das blutge Urthel sprach,
Der den gekränkten Laud half auf den Mordplatz führen,
Fühlt nun, wie süß es sey, die Freiheit zu verlieren,
Zu küssen Block und Beil.

Ein lieblicher Gedanke ist, einen Chor von Jungfrauen auftreten zu lassen, in deren Kreis der König stirbt.

Diesem lebendig aus der Zeit herausgegriffenen Trauerspiel folgte ein Renaissancestück, der sterbende Papinianus:

Der römische Kaiser Bassianus bringt seinen Bruder Golo im Schooß seiner Mutter Julia um und verlangt von Papinian, er soll eine Rechtfertigung des Mordes schreiben. Er weigert sich als Ehrenmann. Julia will sich an ihrem unnatürlichen Sohn rächen und bietet dem Papinian ihre Hand an wenn er den Bassianus aus dem Wege räumen wolle, aber er weigert sich abermals als Ehrenmann und bietet sich den Henkern des jungen Kaisers zum Opfer. Den Chor bilden die Rasereien (Furien), die gemeinschaftlich einen Dolch schmieden und damit dem schlafenden Bassianus drohen.

Das vortrefflichste Trauerspiel des Gryphius ist Cardenio und Celinde, wie er in der Vorrede sagt, einer wirklichen Begebenheit entnommen, die er in Italien erfahren habe.

Ein Spanier, der junge, schöne, edle Cardenio liebt zu Bologna auf der Universität die junge, schöne, edle Olympia, hält sich zu viel vor ihrem Fenster auf, wird deshalb von ihrem Bruder Viren hart angelassen und verwundet ihn im Zweikampf. Er muß fliehen, ein gewisser Lysander schleicht sich aber, nachdem er das Kammermädchen bestochen, in Olympiens Schlafgemach und wird zwar vertrieben, da aber Olympia in der Angst des Cardenio Namen nennt, so wird der abwesende Cardenio des Attentats beschuldigt und nun stellt sich Lysander wieder ein und erbietet sich, Olympien zu heirathen. Viren ist gleich bereit, ihm die Schwester zu geben, um ihren Ruf herzustellen, und sie willigt ein. Mittlerweile fällt Cardenio in die Schlinge der schönen Celinde, die sich aufs heftigste in ihn verliebt, obgleich sie von dem Ritter Marcellus unterhalten wird. Cardenio wird einmal von dem Ritter bei ihr gefunden und tödtet ihn im Zweikampf. Als aber Cardenio erfährt, wie er um Olympien betrogen worden, verläßt er Celinden, denkt nur an Olympien und

will den Lysander ermorden. So weit erhellt aus der Erzählung des Cardenio im Gespräch mit einem Freunde, ohne daß bis dahin irgend die Geschichte in lebendiger Handlung sich bewegte. Erst von nun an beginnt die letztere. Celinde singt und zerreißt unmuthig die Saiten der Laute. Da kommt die Zauberin Tyche und sagt ihr ein Mittel, wie sie Cardenios Liebe gewinnen könne. Sie solle nämlich des Nachts in die Gruft gehen und des todten Marcellus Herz, das sie so treu geliebt, herausschneiden und verbrennen. Mit diesem Zauber werde sie das Herz Cardenios wenden. — Cardenio selbst sucht Olympien auf und wird durch ein Gespenst derselben getäuscht, dem er folgt und das ihn auf den Kirchhof lockt, um ihn plötzlich als scheußliches Todtengerippe anzugrinsen. Auf demselben Kirchhof erscheint Celinde und die Zauberin, um ihr finsteres Werk zu verrichten. Celinde steigt in des Marcellus Gruft, da tritt Cardenio hervor und beide erkennen sich. Was sie hier erlebt, hinterläßt den tiefsten Eindruck bei ihnen und sie beschließen, die gefährliche Leidenschaft abzulegen und Gott und der Ehre zu dienen. Cardenio kniet vor Olympien nieder, um ihr diesen Entschluß zu verkündigen.

Gervinus spricht von diesem Stück nur mit herablassender Anerkennung und Vilmar nennt es gar eins der schwächsten Stücke des Gryphius. Ich stelle es ungleich höher. Der Sieg des Glaubens und der Ehre ist trefflich wie bei Calderon durchgeführt; ihnen gegenüber findet die feurigste und zärtlichste Leidenschaft ihre Geltung. Der edle Achillescharakter des Cardenio contrastirt trefflich mit dem berechnenden Lysander, eben so die hohe, reine, unantastbare Olympia mit der in Gluth sich verzehrenden wilden Celinde. Das Genialste aber an dem Stück ist, daß Lysander der einzige Glückliche bleibt, der welcher es am wenigsten verdient, und daß er dieses Glück nur der Großherzigkeit der Andern verdankt. — Läßt es Gryphius an der Ausführung fehlen, so ist doch die Anlage seines Stückes so vortrefflich, daß ich es ohne Bedenken allen seinen übrigen Stücken vorziehe. Es verdient, wie Don Juan, einer Bearbeitung weniger durch einen Dichter, als durch einen großen Componisten, der im Stande wäre, die schauerliche und finstere Tiefe der Leidenschaft in Cardenios und Celindens Seele zu ergründen. Olympia wäre ganz Donna Anna, eine Celinde mehr als eine Elvira, Cardenio selbst aber ein ganz neuer Charakter. — Ueber die beiden modernen Bearbeitungen des Stoffs von Achim von Arnim und Immermann hab ich mich im Literaturblat 1825 Nr. 1. 2 ausführlicher ausgesprochen und hege diese Ansicht heute noch.

Gryphius schrieb auch Lustspiele, zum Theil vortreffliche. Im ersten, Majuma von 1653, ist er ganz der Renaissance hingegeben.

Chloris ist von Zephyr verlassen. Sie klagt über seine Untreue. Er kehrt aber wieder und rechtfertigt sich, Boreas habe ihn gefangen und in Fesseln von Eis zurückgehalten. Sie führt ihn in ihren Blumengarten, aber da hat Mars alle Blumen zertreten. Sie klagt bei den Göttern, die ihr den Mars gefangen überliefern. Sie stellt ihn als Gärtner an. Da werden sie, ihre Freundin Maja und Zephyr, in drei Kaiserkronen, Mars aber in den kaiserlichen Adler verwandelt und Merkur erscheint, um zu melden, Kaiser Ferdinand IV. sey gewählt.

Piastus, ein Lust- und Gesangspiel, gibt die liebliche polnische Sage von Piast wieder.

Der böse König Popiel fällt den Rachegeistern anheim. Der fromme Bauer Piast und sein Weib Repicha werden von Engeln besucht und reichen ihnen Speise und Trank, was sie haben. Da füllen sich alle Schüsseln und Gläser, des Fleisches wird immer mehr, je mehr man davon schneidet &c. Endlich kündigen ihm die Engel an, er werde noch zum König gewählt werden.

Das verliebte Gespenst, ein Gesangspiel, dem ein Scherzspiel „die geliebte Dornrose" eingeflochten ist, wurde zwar dreimal gedruckt, findet sich aber nur selten den Ausgaben des Gryphius angebunden und ist nicht in dieselben aufgenommen, indem es in eigener Seitenzahl fortlauft.

Es beginnt zweimal mit dem Eros, der im Prolog verkündet, er wolle seine Macht zeigen. Nun tritt eine Dienerin der Donna Cornelia mit einer Schüssel voll überzuckerter Früchte auf. Diese süße Speise ist für den Sulpitius bestimmt und ein Aphrodisiacum, womit Cornelia ihn zur Liebe reizen will, denn er liebt nicht sie, sondern ihre schöne Tochter Chloris. Chloris aber schreibt unter die giftigen Früchte ein Zettelchen, welches ihn warnt. Sofort gibt Livius, der verschmähte Liebhaber der Cornelia, dem Sulpitius den Rath, sich zu stellen, als sey er vom Genuß der giftigen Früchte gestorben und dann der bösen Cornelia als Geist zu erscheinen. Der Schwank wird glücklich ausgeführt und Cornelia, durch die Erscheinung des Geistes erschüttert, bittet ab und ist bereit, dem Livius ihre Hand zu reichen. Sulpitius erscheint auch seiner Geliebten Chloris, die ihn für todt hält, und erprobt als vermeinter Geist ihre Treue. Nachher lebt er wieder auf und erhält ihre Hand.

Diesem heitern Stück ist das andere eingeflochten, so daß die Scenen sich durchkreuzen, und zwar ein Bauernspiel in schlesischer Volksmundart. Zwei Bauern sind alte Feinde und thun sich alles gebrannte Herzeleid an, Barthel

und Jockel. Dieser schlägt dem Hahne des andern ein Bein ab, jener verbrüht den Hund des andern mit heißem Wasser. Ein Vetter des einen aber, Kornblume, liebt die Tochter des andern, Dornrose, und kann wegen des Hasses der Eltern nicht zu ihrem Besitze gelangen. Doch prügelt er einen ausdringlichen Freier seines Dornröschens tüchtig durch. Endlich kommt der Gutsherr an und schlichtet den Handel, Kornblume bekommt die Dornrose, die beiden Alten werden bestraft, der eine muß den Hund tragen, der andere im Stock sitzen. Eine alte Kupplerin wird gestäubt und muß die Ohren lassen. Der Schluß dieser Gerichtsscene lautet: Also muß man den Bauern den Pflug keilen.

Herr Peter Squenz, Schimpfspiel, stimmt vollkommen mit der bekannten Episode aus Shakespeares Sommernachtstraum überein, wo vor Theseus und seiner Gemahlin die Fabel von Pyramus und Thisbe von elenden Dorfschauspielern aufgeführt und travestirt wird. Indeß hat Gryphius den sehr beliebten und verbreiteten Stoff nicht aus Shakesspeare, sondern von herumziehenden Comödianten in Deutschland entlehnt, denn er sagt selbst in der Vorrede, ein gewisser Schwenter in Nürnberg habe vor ihm dasselbe Sujet auf die Bühne gebracht. Der Ruhm, den der Stoff erlangte, erklärt sich nicht blos aus dem gesunden und natürlichen Witz desselben, sondern auch aus dem Umstand, daß darin von einem höheren und modernen Standpunkt aus die alte Volkskomödie und die Gemeinheit und Armseligkeit der herumziehenden Truppen verspottet wird. Es mußte nothwendig einen sehr widerlichen Eindruck machen, Götter und Könige mit vornehmen Reden von den rohesten und bettelhaftesten Menschen dargestellt zu sehen; dieser Contrast wurde nun komisch aufgefaßt und zu jener Satire verarbeitet, die von England nach Deutschland übersiedelte. Da Gryphius wohl nicht blos den Stoff überhaupt, sondern auch die einzelnen besten Witze (die auch zum Theil mit Shakespeare übereinstimmen) entlehnte, so läßt sich beim Lobe seines Werkes nicht bestimmen, was ihm selbst davon angehört. Was es von Shakespeares Werk unterscheidet, ist die bei weitem größere Rohheit.

Die Schauspieler sind sich ihrer Fehler mit einer Art von Prahlerei bewußt, nennen dieselben Säue und verlangen dafür extra Bezahlung, weil sie die hohen Herrschaften dadurch doppelt ergötzt haben. Direktor ist der Schulmeister Peter Squenz, Schauspieler der Schmied, der den Mond, der Blasebalgmacher, der die Wand, der Tischler, welcher den Löwen, der Leineweber, der den Brunnen, und der Spulenmacher, der die Thisbe spielt. In der

Einleitung werden die pomphaften Ankündigungen der Comödianten nachgeahmt und verspottet. Im Stück selbst, das in Hans Sachsischen Knittelversen geschrieben ist, wird die Art und Weise des älteren Schauspiels travestirt. Den Hauptspaß geben aber die genannten Säue. Die Schauspieler fallen aus der Rolle und prügeln sich, des Königs Narr (Pikelhering) kämpft mit der Wand, der Mond mit dem Löwen. Der Gipfel der Frechheit ist, daß sich Thisbe unter dem Rock ersticht.

Horribiliscribrifax, ein Scherzspiel, ist das berühmteste Stück des Gryphius, doch insofern nicht originell, als es den miles gloriosus der Alten, den bramarbasirenden capitano und den pedantischen Doktor der Italiener wiedergibt. Da aber durch die verwilderte Soldateska aller Nationen, die sich im 30jährigen Kriege auf deutschem Boden tummelten, und durch die lateinische Pedanterie der damaligen Schulen beiderlei Carikaturen zu Gryphius Zeiten in Deutschland eingebürgert erschienen, so handelt es sich bei ihm doch nicht um bloße Nachahmung, sondern um eine geniale Auffassung, die man ihm zugestehen muß.

Nach dem großen Kriege halten sich zwei kaiserliche Officiere von ungewisser Herkunft in einer Stadt auf. Sie reden durcheinander alle Sprachen und prahlen fürchterlich. Beiden ist es darum zu thun, sich mit reichen Mädchen zu verheirathen, da der Krieg zu Ende ist und sie keine Aussichten mehr haben. Einer hat wirklich das Glück, ein einfältiges Mädchen zu bethören, die ihn für einen reichen und vornehmen Cavalier und unüberwindlichen Helden nimmt, hinterdrein aber nur einen armseligen Windbeutel an ihm findet. Er heißt Daradiridatumtarides, sie Selonissa. Um seinetwillen hat sie muthwillig die Liebe zweier edlen Männer verscherzt, die jetzt zu andern sich wenden. Sein Kamerad Horribiliscribrifax und der pedantische Schulmeister Sempronius lieben die schöne Cölestine, die aber beide verachtet. Sempronius schickt eine Kupplerin mit einem Briefe zu ihr, worüber Cölestine aber so entrüstet ist, daß sie durch ihren Diener die Kupplerin mit Koth beschmieren und davon jagen läßt, (eine für ein so adeliges Haus rohe Scene). In den Gesprächen zwischen den beiden verschmähten Liebhabern, Horribiliscribrifax und Sempronius, und im Gespräch des letztern mit der Kupplerin, erreicht die Sprachverwirrung ihren Gipfel. Der Capitän überbietet sich in italienisch-spanisch-französischem, der Schulmeister in griechisch-lateinischem Sprachgemenge und die Kupplerin findet in allen Fremdwörtern einen deutschen Anklang und Sinn. Doch ist der Witz, den Gryphius in diese Gespräche verschwendet, zu künstlich ausgedacht. Eine dritte Schöne, die arme Sophie, opfert ihr herrliches Haar und läßt es durch ihre Mutter verkaufen, um deren Noth zu lindern. Der vornehme und reiche Cleander sieht das schöne Haar, verliebt sich in die unbe-

kannte Besitzerin desselben, beschließt sie zu prüfen, läßt sie entführen, findet ihre Tugend bewährt und heirathet sie. Während ihrer Entführung ruft sie um Hilfe und fleht die beiden Capitäne um Beistand an, die aber, nachdem sie arg geprahlt, sich feig in die Flucht schlagen lassen. Zuletzt entschließt sich der Schulmeister, die Kupplerin zu heirathen.

Man wird nun den Gryphius hinlänglich kennen, um ihm nachrühmen zu dürfen, daß etwas Volksthümliches, ein echter Humor und ein Zug zur Romantik bei ihm gegen die classische Mode reagirt und ihre schwere Fesseln zu durchbrechen strebt.

Die 1661 zu Breslau gedruckten sehr langathmenden Trauerspiele des Daniel Caspar bearbeiten antike Stoffe in Alexandrinern und stehen in der Mitte zwischen denen von Gryphius und Lohenstein. Sie bewahren den Sinn für das Nachdrucksvolle und Kühne, wenn auch in schleppenden Thesen.

Das große Trauerspiel Cleopatra enthält die tragische Geschichte dieser Königin. Der Ueppigkeit und dem Morde und Verrath, die am Hofe lauern, werden idyllische Schäfer, ein Bild des reinsten Friedens, entgegengestellt. Als zuletzt Antonius und Cleopatra unterliegen und auch der letzteren Sohn von Cäsar, Cäsarion, ermordet ist, schließt der Sieger Octavianus Augustus auf würdevolle Weise, indem er sich das Grab des großen Alexander öffnen läßt und als Ebenbürtiger sofort das große römische Reich gründet, gleichsam als Wiedergeburt des macedonischen. Der Chor der Flußgötter singt dazu; Rhein und Donau aber werden mit dem Tiber uneins und verkündigen ganz am Schluß, auch das eben gegründete Römerreich werde nicht bestehen, sondern an die Deutschen fallen.

Nein, stolzes Rom, wir schaun schon jene Zeit vergehn,
Da uns wird ehrn nicht nur ein Kreis der Erden.
Es wird dies unser Maas voll Diamanten stehn ꝛc.

Dann wird vom Haus Habsburg vorhergesagt:

Die itzge Welt ist ihm zu klein,
Es wird noch eine Welt entstehn,
Ihm wird die Sonne nicht untergehn.

Die zweite Tragödie Caspars, nicht minder groß und personenreich, ist Epicharis, die in einer Verschwörung gegen Nero begriffen, gefangen und aufs gräßlichste gemartert wird, aber noch unter der Folter dem Nero kräftigst ins Gewissen redet. In diesem Gegensatz liegt schon etwas von dem des Schillerschen Posa gegen Philipp II. Aber die Alexandriner sind gar zu lang ausgedehnt und hölzern.

Von Tobias Fleischer erschienen 1666 zwei Tragödien Polleyt (Polleuct) und Cinna.

Harsdörfer schrieb ein Lustspiel „Melisa", das gar nicht übel ist.

Die Heldin wird von mehreren Freiern bedrängt, liebt aber nur einen jungen Studenten. Die Nebenbuhler sinnen eine List aus und wollen Melisas lange abwesenden Vater durch einen Andern vorstellen lassen, wählen aber zu dieser Rolle den wirklich zurückgekehrten Vater aus, der sie nun alle täuscht und die Liebe seiner Tochter begünstigt. In erneuter Form könnte diese Erfindung heute noch Glück machen.

Artig ist auch dessen „das Schauspiel deutscher Sprüchwörter".

Florinda läßt sich von Lydias entführen, beide werden von Zigeunern geplündert und müssen sich mit den zurückgelassenen Kleidern derselben begnügen, kehren nun aber in dieser Maskirung in die Stadt zurück, wo man sie nicht wiedererkennt und necken die Bekannten. Der Entführer wird endlich dem Vater seiner Geliebten vorgestellt und der Vater selbst bietet ihm nun die Tochter an.

Das Lustspiel „die Redekunst" von demselben ist eine bloße Spielerei mit Stylarten. Die Personen reden jede in einem andern affectirten Styl, lehrhaft, bilderreich, emphatisch 2c. Das Singspiel „Seelewig" stellt in Seelewig die Seele dar, in andern Personen das Gemüth, Gewissen, die Sinnlichkeit und die Zucht.

Amelinde, ein 1657 zu Braunschweig aufgeführtes Singspiel, erinnert einigermaßen an die Agnes Bernauerin. Amelinde eine arme Schäferin wird von einem Prinzen in Hirtentracht geliebt, ohne seinen Stand zu kennen, von seinem strengen Vater aber verhaftet und in Ketten gelegt, bis er sich erbarmt und die Liebenden gewähren läßt.

Verwechselung der Verlobten, ein Schauspiel ohne Verfasser, Druckort und Jahr in einem Bande der Stuttgarter Bibliothek mit einigen Stücken von Birken zusammengebunden, enthält die Schicksale der Melicerte, einer macedonischen Prinzessin, die in männlicher Kleidung und auf der Flucht von der thessalischen Prinzessin Policrite geliebt und zur Ehe begehrt wird, bis ihr aus der Gefangenschaft erlöster Bruder die Bräutigamsstelle für sie einnimmt und sie dagegen von einem Bruder der Policrite geheirathet wird.

Wenn die Vermuthung Kobersteins (Grundriß II. 780) richtig ist, wäre Schwieger der Verfasser mehrerer in Rudolstadt aufgeführter und

anonym gedruckter Stücke (Filidors Traum-, Lust- und Mischspiele, 1664), die jedoch nicht alle von ihm herrühren können, da sie zum Theil bekannten Quellen entlehnt, zum Theil zu geistreich sind, als daß man ihre Erfindung ihm selbst zuschreiben könnte. Das 1665 zu Rudolstadt aufgeführte Stück „der vermeinte Prinz“ handelt nach einer italienischen Quelle vom König Orimanthes von Sicilien, der seine Tochter als Knabe erziehen läßt, so daß sie selber lange in dem Wahne verharrt, sie sey ein Mann. Das Stück „Ermelinde oder viermal Braut“ ist noch geistvoller und da es am englischen Hofe spielt, wohl aus einer englischen Quelle. Der „betrogene Betrug“ ist nach Scarrons komischem Roman bearbeitet. Origineller sind die in Rudolstadt, als der Fürst von Schwarzburg sich vermählte, 1666 aufgeführten „Wittekinde“.

Der alte Sachsenheld Wittekind ist bekehrt und kämpft für Karl den Großen in Spanien, während seine noch heidnischen Söhne durch zarte Liebesbande ebenfalls zum Christenthum hingezogen werden.

Die Stücke sind sämmtlich mehr in volksthümlich gemeinem, als in gelehrtem Styl geschrieben. Die Basilene, Rudolstadt 1667 habe ich nicht zu Gesicht bekommen.

Zu Darmstadt wurde 1667 ein „glückwünschendes Schauspiel“ gedruckt, welches von der h. Elisabeth und ihrem Gemahl Ludwig handelt. Es ist in Prosa geschrieben, die Prologe sprechen Fama, Pietas. Neben einem Harlequin machen Bauern und Bettler groben Spaß. Räuber werden überwunden, der Landgraf erwirbt den Ruhm eines Ordners und liebreichen Landesvaters. Elisabeth thut an Armen Gutes. Am Schluß großes Vivat für die zuschauenden Herrschaften des hessischen Hauses. — Huldreich Friedland schrieb 1672 zu Ehren der Hochzeit Herzog Friedrichs von Württemberg eine Ariana oder „Streit der Rache und Liebe“.

Eines der merkwürdigsten Schauspiele ist die Politica dramatica gewesen, welche der Superintendent Mitternacht zu Neustadt an der Ostra öffentlich durch seine Schüler aufführen ließ, gedruckt 1667.

Bauern treten auf, klagen über die unmenschliche Behandlung, die sie erleiden müssen, und sinnen auf Empörung gegen die Amtleute. Bürger treten auf, klagen über den Rath. Einer wird arretirt und von den Schergen blutig geschlagen. Ein Edelmann tritt vor den Thron des Königs und klagt, ein anderer Edelmann habe seine Tochter geschändet. Der König wird erzürnt und

befiehlt den Thäter zu bestrafen, aber die Edelleute rotten sich zusammen und empören sich gegen den wohlwollenden König. Unterdeß sind auch Bürger und Bauern in voller Revolution. Der arme König wird gefangen, angeklagt, hingerichtet. Anarchia ist nun des Landes Meisterin. Alles geht drüber und drunter. Jeder Stand hat jetzt mehr zu leiden als vorher. Endlich treten wieder Vertrauensmänner aus allen Ständen zusammen und wählen einen neuen König.

Man kann nicht sagen, daß dem Dichter hier nur Karls I. Tod vorgeschwebt habe. Die Motive seiner Revolution sind nicht aus England entlehnt.

Alexander Romanus schrieb 1674 ein politisches Schauspiel „Gabile und Sallbert“ oder die wiedererrungene Freiheit. Gabile bedeutet Holland, dessen Freiheit damals von Frankreich her schwer bedroht war, jedoch glücklich gerettet wurde.

Des Caspar von Stieler „Willmut“ (1680) ist ein allegorisches Schauspiel.

Willmut, Fürst zu Herzberg (der menschliche Willen) schwankt zwischen zwei Fräulein, der Allguda und Scheinguda, bis er sich für erstere entscheidet.

Kundegis, Wahrgilt und Willbald, Stücke des Heinrich Tolle (schon von 1670—73) scheinen ähnlicher Art gewesen zu seyn.

Ich muß hier noch ein Paar geistliche Schauspiele nachholen. Im Jahre 1676 führten die Studenten in Wittenberg ein thriumphus Concordiae consensus im Sinne des strengsten Lutherthums auf, worin der dem Vater gleichgesinnte Sohn des berühmten Calixtus, der die streitenden Religionsparteien gerne versöhnt hätte, als feuerspeiender Drache verhöhnt wird. Gedruckt zu Wittenberg 1676. Im Jahr 1682 wurde zu Uerdingen am Rhein ein Drama aufgeführt, worin ein Haereticus eifert und geifert, bis er, durch zwei verdammte Seelen belehrt, zur alleinseligmachenden Kirche heimkehrt, aber auch dann noch seine burleske Rolle fortspielt. Rein, vier geistliche Spiele, Crefeld 1853.

Cryfila oder die verrathene Zauberkunst. Nürnberg 1680, nach dem Französischen. Ein Lustspiel, in welchem die Wahrsagerin Cryfila, die aus Geldgier adelige Familien hinter einander hetzt, endlich durch einen braven Cavalier entlarvt wird, der einen als Teufel verkappten Kerl, indem derselbe zum Schrecken der Damen erscheint, festhält und ihm eine Pistole auf die Brust setzt, daß er jämmerlich um Gnade bittet.

Die Schauspiele des Johann Joseph Beckh sind so selten geworden, daß die Literargeschichte ihrer noch kaum gedacht hat, und doch sind sie besser als viele andere jener Zeit. Leider habe ich mir (außer dem oben bei der Faustsage S. 199 erwähnten) bisher nur noch zwei Stücke von Beckh verschaffen können:

Die erneuerte Chariclia, Dresden 1666, nach dem bekannten altgriechischen Roman frei behandelt. Chariclia, von ihrem geliebten Theagenes in immer neuen Gefahren und Leiden getrennt, soll von ihrem eigenen Vater, dem Mohrenkönig, geopfert werden, Theagenes wird von der in ihn verliebten Königin Arsace verfolgt, endlich aber endet alles glücklich. Die comische Person ist ein gewisser Alamod, den der Pedant Celintes in verschiedenen Wissenschaften unterrichten will, der aber alle Wissenschaften nach einander verspottet, wie Mephistopheles in Goethes Faust. Der Dichter ringt nach Geist und Witz, aber seine Sprache bleibt hart. — Die wiedergefundene Liarta, nach einer Episode aus Biondis Eromena frei behandelt. Prinz Almadero hat gegen seines Vaters Willen Liarten geheirathet. Sie wird ihm nun entrückt und für todt ausgegeben. Er heirathet die Laodomia, findet aber die schöne Liarta in der Gruft wieder, hält sie anfangs für ihren Geist, schließt sie aber bald lebendig in die Arme. Alles endet gut, die böse Laodomia wird verstoßen.

Kochs Comendium S. 233 nennt unter dem Namen Beck (statt Beckh) nur „Polinte oder die klägliche Hochzeit, Hamburg 1609", die ich nicht auffinden konnte. Gervinus erwähnt gar nichts von Beckh, außer ganz kurz der Chariclia. Bei allen andern Literarhistorikern habe ich Beckh vergeblich gesucht.

Ganz eben so vergessen war bisher Johann Gottfried Burckhart, dessen poetisches Trauer-Freudenspiel, die singende Charilene (gedruckt 1672 und dem sächsischen Prinzen August zugeeignet), schon deshalb merkwürdig ist, weil es zum erstenmal (noch früher als Haugwitz, vgl. S. 401) den Schwung der Calderon'schen Trochäen nachahmt, gemischt mit wohlklingenden fünffüßigen Jamben. Die Erfindung ist schlecht.

Charilene und ihr Geliebter sollen auf Befehl des eifersüchtigen Königs eben hingerichtet werden, als „die Beständigkeit" in Blitz und Donner vom Himmel niederfährt und sie rettet. Charilene klagt unter anderm:

Daß ich fortan an nichts darf denken,
Als meinen Geist bis in den Tod zu kränken,
Denn da ich mich in kummervollen Sorgen
Ganz abgematt bei der verlaufnen Nacht

Zu meiner Ruh gemacht,
So dünket mich an dem gar frühen Morgen,
Als käme mein
Lysand (ihr Geliebter) so in einen Galme für.
Sein Kleid war weiß und seine Wange blaß,
Dies machte denn so bald die meinen naß.
Ich suchte seine Gunst
Und fing ihn an ganz inniglich zu flehen ꝛc.

Kongehl (Prutenio), ein Pegnitzschäfer zu Königsberg in Preußen, schrieb 1683 „Belustigungen bei der Unlust" voll geistlicher Lieder und Cantaten und weltlicher Gratulationsgedichte ohne alle Originalität. Manche Eigenthümlichkeit haben die Schauspiele, die er für seine Schüler schrieb. So sein Prinz Tugendhold, 1691.

Der Prinz und sein Freund Hilario werden mit höllischem Zauber vom Pfade der Tugend abgelockt durch den Philosophen Aristipp, welcher die Wollust für das höchste Gut erklärt. Diese Wollust personificirt sich dem Prinzen in der schönen Hedonie, dem Freund in der schönen Bibula. Aber sie gehen in der Wollust zu Grunde, der Prinz wird wahnsinnig und der Freund ein Bettler. Da erbarmt sich die Göttin Eusebia des unglücklichen Prinzen und verjagt die Megära, die mit einer Schaar von Furien denselben in seinem Wahnsinn peitscht und ängstet. Auch der Freund Bettler findet sich wieder und die Reuigen finden am Hofe der Königin Sophia Trost, deren Tochter Aretina des Prinzen Gemahlin wird. Mitten unter den ernsten und tragischen Scenen treibt ein Pikelhering seinen Spaß. Am ergötzlichsten ist die Beschreibung seiner Heirath mit einer Frau, die in der Brautnacht nicht nur ihre Kleider, sondern auch Haare, Zähne, ein Auge ꝛc. abgelegt habe, so daß nichts als eine kahle Katze von ihr übrig gewesen sey.

Die Tragicomödie Phönizia des Kongehl behandelt in elenden Alexandrinern einen romantischen Stoff, den bekanntlich auch Shakespeare behandelt hat.

Timberus, Graf von Cardona, liebt die schöne Phönizia und entschließt sich, da sie stolz und keusch seine Anträge zurückweist, sie trotz ihres geringen Standes und Vermögens zu heirathen. Ihr früherer Liebhaber Gerondas beneidet jetzt, obgleich er selbst Zeit genug gehabt hätte, sich um die Jungfrau zu bewerben, Timberus Glück und wird durch Neidhard, seinen Diener, darin bestärkt. Dieser Neidhard ist ein Geselle der Furie Tisyphone, also ein Dämon als Hanswurst, nicht ohne Genialität ersonnen. Dieser Teufel ist sonderlich auch stark in Zoten. Es gelingt den Bösewichten leicht, Timberus zu täuschen, als sey Phönizia ihm untreu, am Tage vor der Hochzeit, die dadurch

verhindert wird. Die unschuldige Phönizia stirbt vor Kummer. Gerondas klagt sich als ihren Mörder an und verzweifelt, wird aber von der Furie verhöhnt und mit Schlangen gegeißelt. Nichts kann ihn trösten, als das Bekenntniß seiner Schuld. Er wirft sich dem Grafen zu Füßen, der an Phönizias Grabstein Thränen vergießt. Zum Glück war die Jungfrau aber nicht wirklich gestorben, sondern hatte sich bei einer Freundin auf dem Lande verborgen. Nachdem ihre Unschuld erkannt ist, findet man sie wieder und nun wird fröhlich die Hochzeit begangen.

Abgesehen von jeder Vergleichung mit dem großen Shakespeare ist dieses deutsche Stück doch keineswegs ganz zu verachten. Noch einen zweiten Shakespearischen Stoff (Cymbeline) hat Kongehl in der Innocentia behandelt, die ich nicht auffinden konnte.

Johann Caspar Weissenbach, Rath des Fürstabts von Einsiedeln, ließ im Jahr 1672 öffentlich im Städtchen Zug eine im folgenden Jahre daselbst gedruckte Comödie aufführen „Eidgenossisches contrafeth auf- und abnehmender Jungfrawen Helvetiae. Die Verse darin sind hart und grob, aber die Gesinnung tüchtig.

Die fröhlichen Hirten loben Gott und die gefesselte Helvetia erhebt flehend ihre Hände zu Gott, da erheben sich die drei Tellen und stiften den ersten Bund der Freiheit in den Alpen. Auch Wilhelm Tell erscheint und schießt den Apfel von seines Kindes Haupt. Die adeligen Burgen fallen, die stolzen Fürsten werden in unsterblichen Schlachten besiegt und „Christus hält mit Helvetia liebreiches Gespräch", der Papst erkennt die Schweizer als seine liebsten Söhne. Da kommt der Franzose mit vollen Geldsäcken und verführt die ehrlichen Schweizer, daß sie unehrlich werden. Da kommen „drei verkehrte Tellen, Atheysmus, Interesse, Politicus und sprengen zu verderben Helvetia Mißsamen aus". Sie treten förmlich in einen Bund, um die Eidgenossenschaft zu zerstören, wie die ersten drei Tellen sie auferbaut. Die Parzen spinnen Unheil, „wie giftige Spinnen" überweben sie das Land. Helvetia wird siech und klagt den 13 Cantonen ihre Noth. Da berathen die Cantone, aber Nemo wird schuldig befunden, alle haben Ausreden. Aerzte werden berufen, aber Helvetia wird immer schwächer und sinkt in Schlaf. Da erscheinen die alten drei Tellen, aufgestiegen aus ihren Gräbern, und drücken ihr Staunen und Unwillen aus. Gott selbst ist schwer erzürnt, aber der h. Nicolaus von der Flue, als Schutzpatron des Landes, bittet für.

Derselbe Weissenbach ließ 1678 zu Feldkirch noch „Damonis des unseligen Hirten einfältige Cither" drucken, worin er abermals gegen die

Geldgier, die Gemeinheit, den unpatriotischen Hader der Zeitgenossen eifert, freilich ohne Erfolg zu hoffen:

Wenn dann hierzu ein Redtlich Mann
Zu guetem was thuet sagen,
So fallen ihn die Parthen an
Wie Wind und Wellen schlagen.
Hierzu ein Biedermann auch will
Mit gsundem Sinn einrathen,
Wird undermischt das Karten Spiel,
Bleibt ihm die böste Karten.

In einem Gedicht vergleicht er den Religionsstreit seit der Reformation mit den verwirrten Zungen am babylonischen Thurmbau, bereits im burlesken Ton des Blumauer.

Ein jeder bracht ein sonder Lehr
Thun keinen darumb tadeln,
Obwohl die unterschieden sehr,
Jeder sein Lehr wollt adeln.
Der ein flickt aus, der ander ein
Und will der beste Meister seyn
Mit seiner Feder Nadeln.

Ist dieß das wahre Licht vielleicht
So man stets thuet abbutzen?
Die Sonn und Sterne dürfen nicht
Des Butzes, weil sie glitzen
Von altem her gleich bis daher,
Glückselig, der bei solchem Schein
Noch ruhig bleibet sitzen.

Man begreift, warum dieser biedere Altschweizer in allen Literargeschichten vergessen blieb.

Einer der beachtenswerthesten Gegner der Renaissance war der Schulrector Christian Weise zu Zittau († 1708), der nebst vielen lyrischen und lehrhaften Sachen hauptsächlich Schauspiele schrieb und von seinen Schülern aufführen ließ. Seiner trefflichen Lehrgedichte ist oben schon gedacht. Die lyrischen Gedichte, sonderlich die geistlichen (Tugendlieder 1719, Trost- und Sterbandachten 1720) sind minder bedeutend, jedoch hatte er eine Ahnung, die Poesie liege in den Volksliedern und nicht in den Liedern der gelehrten Renaissance, denn er sagt in seinen

cur. Gedanken von deutschen Versen (1692), er ziehe die alten einfältigen Kneipenlieder den neuen künstlichen vor und in dieser Einfalt liege etwas, „welches Manchem in seinem Lorbeerkranz verborgen sey."

Der grünenden Jugend nothwendige Gedanken Leipzig 1690 enthalten Gelegenheitsgedichte auf Hochzeiten, Sterbefälle, Gönner und Freunde. Dazu eine Anweisung zum Dichten oder vielmehr Reimen. Endlich Gelegenheitsreden voll ungeheurer Complimente gegen die hohen Gönner des Zittauer Gymnasiums, mitunter aber auch recht gefühlvoll.

Seite 650 schildert er z. B. den Schmerz um die verstorbene Geliebte: „Man lebt und lebt nicht. Das Herz klopft in der Brust und befindet sich doch außer dem Leibe. Die Seele merket, daß sie im Leibe wohnt, und begleitet doch eine Person, die abwesend ist. Die Liebe lebt und das Geliebte ist todt. Ja das Geliebte muß noch leben, weil die Liebe nicht gestorben ist" ꝛc.

Ueberall hält Weise die Natur und Wirklichkeit fest und idealisirt die lebenden Personen nicht zu Helden, noch Nymphen oder Schäfern und Schäferinnen. Er steht deshalb auf Seite der nationalen Opposition gegen die gelehrte Renaissance.

Am bedeutendsten ist Weise als Dramatiker. Sein erstes Stück ist der „bäurische Machiavellus" von 1679.

Hier wird Machiavelli wegen seines berühmten Buchs als Urheber aller Tücke in der Welt vor dem Thron Apollos angeklagt und nebst seinem Handlanger Appetitus in Ketten gelegt, damit die Welt künftig wieder ehrlich werde. In einem Zwischenspiel treiben die Bauern Possen, um zu beweisen, daß der Machiavellismus auch bei ihnen zu Hause und ganz naturwüchsig sey. In einem andern streiten die Personificationen Quoniam, nescio, extra, intra, adjectivus, Vademecus, Scibilis, excipe etc. Man wird dabei an Gryphius und noch mehr an Rabelais erinnert, aber bei aller erfinderischen Phantasie und bei allem Muthwillen kommt Weise doch nie von der pedantischen Sprache los.

Diese gekünstelte Allegorie kehrt im „dreifachen Glück" von 1680 wieder, worin das Glück der Stadt und Universität Leipzig gepriesen wird.

Philynus (Leipzig) liebt Mercurien (die Messe), hat Solinus (Halle) und Colous (Erfurt) zu Nebenbuhlern, während seine Schwester Heliconia (die Leipziger Universität) von Germanus (der deutschen Jugend) geliebt wird. Diese, die mit ihrer Mutter Eusebia (der Religion) geraubt worden ist, fällt in die Gewalt einer Kupplerin (Rom), von der sie schwarz angefärbt wird, bis der Barbier Albanus (Luther) sie reinigt. Die Liebenden werden glücklich.

Der Jugend Zeitvertreib oder Zittauisches theatrum von Weise 1690 enthält:

1) Jacobs Heirath, nach der Bibel, die Werbung um Rahel und die endliche Hochzeit, wobei ein Volkslied und alte Sitten und Gebräuche vorkommen, wie sie damals in der Oberlausitz üblich waren; nebst dem obligaten derben Spaß, der in allen Schauspielen Weises wiederkehrt.

2) Trauerspiel von dem neapolitanischen Hauptrebellen Masaniello. Abgesehen von der Weitläuftigkeit und dem pedantischen Allongeperückenstyl, wo es dem Dichter ernst ist, und dem plump dreintappenden Spaß, wo er scherzt (wie tief unter der Leidenschaft und dem Humor Shakespeares), ist in diesem Stücke doch der Grundgedanke gut. Er concentrirt sich in der lauernden Schadenfreude des Vicekönigs, der Schritt vor Schritt die Revolution beobachtet und die Pöbelwelle steigen und fallen sieht. Ein solches Volk kann sich nicht selbst regieren. Es muß unter das Joch zurück.

3) Absurda comedia, Nachspiel von Tobias und der Schwalbe. Wie im Pater Squenz führen rohe Bauern hier das biblische Stück auf, unter Unflätерei und Prügelei.

In Lust und Trutz der spielenden Jugend 1692 von Weise kommt vor:

1) Der keusche Joseph, ein Schauspiel in Prosa, mit sehr viel Personen, wie dies bei Weise immer der Fall ist. Das Stück beginnt in Pharaos Hause, wohin Joseph schon verkauft ist und endet mit der Erhebung Josephs aus dem Kerker. Die Verführungsgeschichte ist möglichst decent behandelt. Dagegen fehlt es, nach ächt deutscher Weise jener Zeit, an Eulenspiegeleien nicht. Der Deutsche war damals viel anständiger in erotischen Dingen, aber desto unflätiger in der nicht erotischen Schweinerei. Von dieser letztern Gattung gibt hier der comische Diener No, der Harlekin des Stücks, viel zum Besten, z. B. eine Erzählung, wie er zwischen einem Faß und einer Sau gelegen. Beide, das Faß und die Sau waren verzapft. Aber den Zapfen am Faß öffnete er selbst, bis er trunken unter dem immer noch ausfließenden Wein liegen blieb, während zugleich der Zapfen der Sau durch innere Winde gesprengt wurde und nun über den trunkenen No noch eine zweite Ergießung kam. Mit diesen Rohheiten contrastirt seltsam die höfliche Sprache des Dramas. Die alten Aegypter sprechen per Er und Sie, machen Reverenzen, reden mit den Titeln Monsieur und Mademoiselle an ꝛc. — Aehnlich ist der 1682 besonders gedruckte Abraham, die Geschichte der Opferung des Isaac mit obligaten Bauernspässen.

2) Die unvergnügte Seele. Vertumnus ist hypochondrisch. Man räth ihm, sich mit dem schönen Geschlecht zu erheitern, aber es geht ihm schlecht damit. Er heirathet eine gewisse Therese, die ihn aber nicht befriedigt, weil sie alte Liebhaber hat, sich krank stellt, unerträglich wehleidig ist. Nun sucht er die

Lust bei Trinkgelagen und findet sie nicht; in einem ehrenvollen Amte, im Reichthum einer großen Erbschaft, endlich in Kunst und Poesie und findet sie nicht, bis er, als ein neuer Timon, in den Wald läuft und hier einen armen Mann, namens Contento mit seiner Frau Quiete trifft, die vollkommen glücklich leben und ihn anweisen, wie auch er glücklich seyn kann, wenn er nämlich Gott fürchtet und genügsam bleibt. Ein guter Gedanke, aber das Stück ist etwas zu lang ausgedehnt.

3) Der betrogene Betrug. Jungfrau Renzel hat der Bauernfrau Walpe Geld aufzuheben gegeben, diese verleugnet und behält es, und verhehlt es auch vor ihrem zweiten Manne Lampe. Nun bemerkt aber Lampe, daß die Frau gern unter der Kirche zu Hause bleibt, belauscht sie einmal, sieht, wie sie das Geld zählt, und raubt ihr heimlich den Schatz. Aber Flinckfleck, der lustige Diener, hat es gesehen und stiehlt den Schatz. Zum Glück ist Renzel heimlich Zeuge dieses letzten Diebstahls und bemächtigt sich eben so heimlich ihres Eigenthums. Flinckflecks Herr aber, der Verwalter Karsten, ist Renzels Geliebter und heirathet sie nun sammt dem Gelde, während Lampe und Walpe einander die Haare ausraufen. Kein übles Stück, auch kurz.

4) Der Fall des Grafen von Olivarez. Der Graf beherrschte als Günstling den schwachen König Philipp IV. von Spanien gänzlich, vernachlässigte die Angelegenheiten des Reichs, beleidigte die Königin, die kaum ihren Gemahl sehen durfte, und empörte alles gegen sich, und es bedurfte erst der alten Amme des Königs, um diesem die Augen zu öffnen. Das ist gewiß ein charakteristischer Zug, der sich zu politischer Satire besser hätte benutzen lassen, als ihn Weise benutzt hat.

5) Der großmüthige und wunderthätige Alfanzo. Eine Schrauberei. Alfanzo, Diener des Comte Duca wird zu einem kurzweiligen Rathe präparirt und bei seiner Einbildung, ein König zu seyn, auf alle Art geschraubt. Man läßt ihm wahrsagen. Man gibt ihm zwei grobe Bauern, die für Königssöhne gelten, zu Kameraden. Man läßt ihn durchprügeln durch angebliche Verehrer, die sich stellen, als kennten sie ihn nicht und als vertheidigten sie nur seine Ehre. Man macht ihn verliebt in einen als Frauenzimmer verkleideten Mann, der sich noch dazu riesengroß darstellt. Man läßt ihn von Gläubigern überfallen und herumzausen. Seine Diener stellen sich einmal, als sähen sie ihn nicht, während er mitten unter ihnen ist. Am Ende erfährt man, der Comte Duca (der Günstling Olivarez) sey gestürzt und die Königin habe befohlen, den armen Alfanzo nicht weiter zu quälen.

6) Eine Misculance von der sogenannten Tragödie und Comödie in der Historie vom König Wenzel. Durch eine Verschwörung und Volksempörung wird der verwahrloste junge Böhmenkönig Wenzel auf den Thron erhoben und das Regiment, das seine üppige Mutter Kunigunde mit ihrem Liebhaber Zabisch geführt hatte, gestürzt. Dabei ein lustiger Diener und allerlei Späße.

7) Schauspiel vom niederländischen Bauer, den Herzog Philipp der Gute

von Burgund im Schlaf aufheben, in ein Fürstenbett legen und beim Erwachen als Fürst behandeln ließ. Ein sehr oft bearbeitetes Sujet, hier ohne viel Geist behandelt, nur derb roh.

8) Die betrübten und vergnügten Nachbarskinder. Zwei Nachbarskinder lieben sich, Robert und Ottilia, aber ihre Väter leben in Zank und Streit und verbieten ihnen jeden Umgang. Robert muß fort, läßt sich für todt ausgeben und rührt durch sein plötzliches Wiedererscheinen den Vater so, daß er Erlaubniß erhält, Ottilien zu heirathen.

Der gestürzte Markgraf von Ancre, 1681 zu Leipzig besonders gedruckt, enthält die Geschichte des bekannten französischen Günstlings, der wie Olivarez gestürzt, aber nicht gleich diesem geschont, sondern grausam umgebracht wurde. So viel Verwünschungen über ihn gehäuft werden, läßt der Dichter doch die Königin Mutter mit großer Wärme an ihm hängen.

Die theatralische Sittenlehre von Chr. Weise 1709 und zum zweitenmale 1719 gedruckt, enthält den auch 1705 besonders gedruckten Körbelmacher und die triumphirende Keuschheit.

Der Körbelmacher ist eins von Weises besten Stücken. Petroni, Sohn eines reichen Kaufmanns, liebt die Susanna, die Tochter eines armen Körbelmachers, des Fabian, wagt es aber nicht, seine Liebe dem reichen Vater zu gestehen und schlägt nur jede anderweitige Verbindung aus. Der Vater kommt endlich hinter das Geheimniß und stellt sich, um den Sohn zu prüfen, als wolle er selbst die schöne Körbelmacherstochter heirathen. Nun bekennt Petroni seine Liebe. Aber der stolze Körbelmacher gibt seine Tochter keinem, als einem Meister seines eigenen Handwerks und so muß sich Petroni bequemen, Körbe flechten zu lernen. Nun heirathet er Susanne, sein Vater stirbt, aber all sein Reichthum vergeht durch Unglücksfälle. Petroni muß vor den Gläubigern flüchten und als Schreiber auf einem Schiffe dienen, während Susanne der Veruntreuung fälschlich beschuldigt in den Kerker geworfen wird. Da kommt ein reicher Schiffer, meldet des Schreibers Untergang im Meere, befreit Susanna aus dem Gefängniß, verlobt sich mit ihr und verschreibt ihr sein ganzes Vermögen, indem er nur noch vor der Hochzeit eine Reise macht. Auf dieser Reise stirbt er. Susanne ist nun reich und wird von vielen Bewerbern umringt, bis sie einmal ein Körbchen erblickt, das ihre Magd eben auf dem Markt gekauft hat. Sie erkennt darin die Arbeit Petronis, sucht ihn auf und wird nun für immer mit ihm glücklich. Vgl. die Geschichte des Danischmend von Wieland.

Die triumphirende Keuschheit, ein Lustspiel. Ein verbannter junger schöner Graf Heinrich dient unter dem Namen Floretto beim neapolitanischen Hof-

marschall Rodoman und spielt dessen Gemahlin Clarise gegenüber die Rolle des keuschen Joseph, wird nun von ihr angeklagt (in sehr rohen Ausdrücken), hat aber das Glück, durch sein bezauberndes Saitenspiel (wie David den Saul) einen wahnsinnigen König zu heilen und wird endlich als ein sächsischer Fürst erkannt und glänzend gerechtfertigt mit seiner Geliebten Belise verbunden. Auch hier sind Harlekinaden eingemischt. Der lustige Diener soll gehenkt werden oder ein häßliches altes Weib heirathen. Die Expectorationen dieser Alten gegenüber sind sehr derb.

Dieses Stück wurde unter dem Titel „Floretto" 1834 von Haltreich neu herausgegeben.

Von Johann Riemer in Weißenfels sind einige Schauspiele erhalten, die aus Weises Schule stammen, betreffend das Unglück der Maria Stuart, die bekannte Geschichte des Grafen von Gleichen, „Amor der Tyrann" und „Rathian", die ich nicht gesehen habe.

9.

Staats- und Liebesgeschichten.

Der Ritterroman des Mittelalters endete in den sogenannten Amadisromanen der spanischen Dichter mit Allegorien. Die Ritter und ihre Damen wurden zu personificirten Tugenden und spreizten sich gegeneinander in hochtrabenden Reden, die Zugabe von Riesen- und Drachenkämpfen und Wundern aller Art wurden immer mehr Nebensache und fielen ganz weg, als die neue Mode der Schäferromane in Italien, Spanien uud Frankreich aufkam. Die Schäfer und Schäferinnen behielten noch etwas Prinzliches und Vornehmes und mehr oder weniger auch etwas Allegorisches; aber die Abentheuer und Wunder fielen weg. Endlich belebte man die Einförmigkeit der Schäfereien durch historische Hintergründe und erschuf den eigentlichen Geschichtsroman, wenn auch immer noch behaftet mit den Gewohnheiten der Amadis- und Schäferromane, nämlich mit übertriebenem Pathos, Verstecken spielender Allegorie und breiter Galanterie. Die Modebücher dieser neuen Art erhielten den Namen von Staats- und Liebesgeschichten, weil der Ernst der Geschichte darin mit der Anmuth von Liebesbegebenheiten verbunden seyn sollte. Man griff aber dabei bis tief in die biblische Geschichte zurück

durch die des Orients und der antiken Welt bis in die allerneusten Staats- und Hofgeschichten Europas. Nur die Geschichte des Mittelalters fiel aus, auf sie wurde keine Rücksicht mehr genommen. Die Renaissance duldete biblische, persische, türkische Stoffe neben den classischen, nur keine Romantik des Mittelalters. Die Deutschen ahmten nun das alles nach.

Alle diese neuen deutschen Romane wurden in Prosa geschrieben, zum epischen Verse verstieg sich nur noch selten ein Dichter. Im Style sind sie alle gleich unbeholfen, schwülstig, hart und breit. Die Helden und Damen reden und handeln im Costüm des 17. Jahrhunderts, auch wechseln sie immer Briefe nach Art der ovidischen damals sehr beliebten und oft nachgeahmten Heroiden. Nichts ist lächerlicher, als altbekannte biblische Personen oder Helden des classischen Alterthums, dann wieder persische Könige und türkische Sultans in dem nämlichen gravitätischen und complimentenreichen Style conversiren zu hören; alle in Allongeperücken und Reifröcken. Ohne Umstände verlegen die Dichter den Schauplatz der galanten und höfischen Abentheuer nach Hinterindien oder gar Afrika und erfüllen die Barbarenländer und Wüsten mit europäischer Eleganz.

Der aus Schlesien stammende, aber anonyme Schäferroman Amöna und Amandus (Leipzig 1632) beschreibt eine sehr leidenschaftliche und nachher doch aus Vernunftgründen kalt abgebrochene Liebe als wahre Geschichte, in einem noch sehr rohen Styl.

Das theatrum amoris oder Schauplatz der Liebe, Hanau 1644, enthält eine Menge Uebersetzungen aus dem Französischen und zwar des altgriechischen Romans von Achilles Tatius, der Liebe der Luna zu Endymion, der cyprischen Prinzessin Charitea und der spanischen Lozia, alles im Styl der Staats- und Liebesgeschichten.

Georg Neumark, der Kirchenliederdichter (s. oben), war auch Epiker. Sein poetisch historischer Lustgarten, Frankfurt 1666 enthält in Alexandrinern die Geschichte Davids, der Abigail, der Sophonisbe. Eigenthümlich ist nur die Geschichte der Bolzena.

Das war ein Bauernmädchen, welche der böhmische Prinz Ulrich einmal beim Waschen fand und sie ihrer Schönheit und Tugend wegen heirathete.

Ferner die Geschichte der Kleopatra, in welcher der Dichter die Verführung des Antonius und des ganzen römischen Heeres sehr lebendig

ausmalt. Kleopatra gleicht den vollendetsten Pariser Koketten. In dem letzten Gedicht „Filamon“, bespricht der Dichter mit servilen Bücklingen den Liebeshandel eines vornehmen Herrn, der sich zum Schäfer machte nur der Schäferstunde wegen.

Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel († 1714), ein gelehrter Herr, der die berühmte Wolfenbüttler Bibliothek mit Büchern füllte, war selbst Dichter und Verfasser vieler schwülstiger Romane. Als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft hieß er der Siegprangende, jetzt sind aber seine Lorbeern längst verwelkt und nur seine Bücherschätze noch in Ehren. Sein großer Roman „Aramena oder die durchlauchtige Syrerin erschien 1669.

Ein Werk, worin auf die geschmackloseste Weise drei Costüme vermischt erscheinen. Der Schauplatz ist nämlich Syrien und Palästina; die daselbst handelnden Juden, Gallogriechen, Phöniker, Meder, Araber ꝛc., haben aber außer den Namen nichts Nationales, sondern geberden sich wie die Prinzen und Ritter im Amadis; doch ist auch dieses ritterliche Costüm nicht mehr rein erhalten, sondern die Chevalerie ist schon ganz untergegangen in den Hofintriguen im Geschmack des Siècle de Louis XIV., aus dem der Roman stammt. Die Charakterzeichnung ist eben so matt, wie die Erfindung. Der fast endlos ausgedehnte Roman enthält eine Menge schlecht motivirte Verwicklungen, veranlaßt durch Mißverständnisse und Verwechselungen. Bald wird eine Prinzessin statt der andern entführt, bald soll sie einen Andern als ihren Geliebten heirathen, und dieser Andere ist am Ende doch der rechte. Einmal macht sich eine falsche Sentimentalität geltend, indem z. B. eine Freundin der Aramena blos deßwegen einen Andern heirathet, „damit sie ihren Geliebten desto ungestörter beweinen könne.“ Ein andermal wird jedes Zartgefühl mit Füßen getreten. Aramena liebt einen gewissen Tuscus, ihr Bruder fällt aber in die Gewalt des Königs Marsius und dieser ist so grausam, ihn hinrichten lassen zu wollen, wenn Aramena ihm nicht ihre Hand reiche. Sie schickt zu Tuscus um Hülfe. Vergebens, Tuscus kommt nicht. In Verzweiflung treibt sie ihre Syrer an, das Schloß zu stürmen, worin ihr Bruder gefangen liegt. Hunderte, tausende opfern sich für sie vergebens. Endlich bewegt sie das Geheul der Wittwen und Waisen, von ihrem Vorhaben abzustehen und sie selbst entschließt sich, den Marsius zu heirathen. Da erblickt sie diesen verhaßten Marsius und siehe — es ist Tuscus, es ist ihr alter wohlbekannter Geliebter, den sie unter andern Namen gekannt und von dem sie nicht gewußt hat, daß es Marsius sey. Man hat sich nur einen Spaß mit ihr gemacht und ihr den kleinen Schmerz nicht ersparen wollen, um ihre Liebe zu prüfen. An die zahllosen Opfer, welche dieser Spaß gekostet, wird weiter nicht gedacht, und Ara-

mena wird mit ihrem geliebten Tuscus-Marsius durch den Hohenpriester Melchisedek getraut. — Der fürstliche Dichter soll Zeitgenossen in den Personen des Romans portraitirt und kleine Hofgeschichtchen seiner Zeit eingeflochten haben, die herauszufinden aber der Mühe nicht lohnen dürfte.

Der zweite große Roman desselben Autors ist „Octavia".

Hier wird die Geschichte einer ganzen Reihe von römischen Kaisern mitgetheilt mit einer Menge von Episoden, die unter fremden Namen wieder nur Hofgeschichten und Anecdoten der neuern Zeit enthalten.

Der Herzog schrieb noch: Christfürstliches Davids Harfenspiel, Nürnberg 1667, geistliche Lieder, zum Theil in die lutherischen Gesangbücher übergegangen. Ferner: Gott gewidmetes Opfer der Heiligen, Gebete von seiner Gemahlin Elisabeth Juliane, mit Zusätzen von ihm. Oettingen 1732. Endlich Singspiele: Andromeda, Orpheus, Iphigenia, Jakobs Heirath, Paris Urtheil, Selimone, die verstörte Irmenseul (Bekehrung Sachsens unter Karl dem Großen).

In Stockfleths „kunst- und tugendgezierter Macarie (erster Theil 1669, zweiter 1773)

wird Macarie als das Ideal eines sowohl hochgebildeten als tugendhaften Frauenzimmers gepriesen und zum höchsten Ziel der Wünsche gemacht für den liebhabenden Polyphilus, der endlich, gleich dem treuen Amadis, sein schönes Ziel erreicht. Zugleich breitet sich von Macarie aus über alle Verhältnisse und Personen Ruhe, Klarheit, Veredlung. Eine entartete Königin wird bekehrt ꝛc. Das Ganze ist allegorisch zu verstehen. Macarie personificirt das gesammte Streben der akademischen Poesie jener Zeit im Gegensatz gegen die Rohheit des eben überwundenen 30jährigen Kriegs. Stockfleths Frau, die gekrönte Pegnitzschäferin Dorilis, deren selbstgefälliges und herausforderndes Bildniß dem zweiten Theile voransteht, hat ihrem Mann bei Abfassung des Romans nicht blos geholfen, sondern scheint auch die Idee dazu angegeben und sich selbst ein klein wenig darin vergöttert zu haben. Der zweite Theil ist ganz von ihr und auch von ihr als Verfasserin unterzeichnet.

Mich. Wiedemanns poetische Gefangenschaften Leipzig, 1689, enthalten nach den Monaten zwölf seltsame oder Liebesgeschichten, deren Held immer ein Gefangener ist, erst die Erzählung, dann die poetische Umschreibung in langweiligen Alexandrinern, endlich eine Last von gelehrten Anmerkungen. Meist aus fremden Quellen und von sehr geringer Erfindung.

In Bergonens und seiner tugendhaften Areteen, Lebens- und Liebes-

geschichte, 1700 von Otto Friedrich von der Gröben, wird das menschliche Leben allegorisch als eine Wallfahrt zum h. Grabe in Jerusalem aufgefaßt. Aretee ist die Tugend, ihr Bruder Sfortunian personificirt das Unglück. Das Ganze ist langweilig, aber sinnreich.

Ungeheuer viel Unnützes war schon von den gekrönten Poeten lateinisch und deutsch gedruckt worden, jedoch nur aus Rücksicht auf die in dieser Gratulationspoesie gefeierten Gönner. Die eigentliche Fabrikation von poetischen Unterhaltungsschriften, namentlich Romanen, begann erst mit den Helden- und Liebesgeschichten, zunächst in dem betriebsamen Hamburg. Es war eine Industrie, eine Produktion für den Verkauf. Seit dieser Zeit, schon über anderthalb Jahrhundert blüht dieser Industriezweig in Deutschland und droht, wie geiles Unkraut, den ganzen Garten der Poesie zu überwuchern. Die Literarhistoriker pflegen sich nur an die vornehme, zu dauerhafter Geltung gekommene Poesie zu halten, und von jener, nur auf die Mode des Augenblicks berechneten und mit ihr wieder untergegangenen Fabrikation abzusehen. Allein es ist keineswegs gleichgültig, mit welcher Geistesspeise sich das große Publikum genährt hat, welche Art von Geschmack in der Masse der Nation gewechselt hat. Die gemeine Unterhaltungsliteratur kann von der Poesie der vornehmen Geister auch schon deshalb nicht getrennt werden, weil beide stets auf einander eingewirkt haben. Hier wurde das Gold eines Vornehmen von der Gemeinheit breit geschlagen und dort kokettirte umgekehrt der Vornehme mit der Gemeinheit, und ging auf ihre Art und Weise ein, um ihr Liebling und überall gelesen und bewundert zu werden. Ich werde daher von nun an auch auf die gemeine Unterhaltungsliteratur eingehen, wenn auch nur, um sie in ihren Hauptrichtungen und Wechseln, immer in Verbindung mit der politischen Geschichte und mit den höheren Geistesentwicklungen, zu charakterisiren. — In ihren ersten Anfängen war die poetische Fabrikation darauf berechnet, den niedern Ständen etwas vom Geschmack der Höhern beizubringen, und schmeichelte noch nicht der Gemeinheit von unten. Die Romane der Ziegler, Zesen, Happel, Francisci rc. blieben, indem sie sich möglichst populär zu machen suchten, doch vornehm und lehrhaft.

Ziegler von Kliphausen, ein reicher Rittergutsbesitzer in der Lausitz († 1690), war ein Schüler Hoffmannswaldaus und ahmte zunächst

dessen Heldenbriefe in biblischen Briefen nach, worin schon Adam und Eva, Abraham und Sarah einander verliebte Briefe in schwülstigen Alexandrinern schreiben. Nachher wandte er sich zu Prosaromanen. Auch schrieb er einen berühmten „Schauplatz der Zeit“, worin er Weltbegebenheiten nach den Monatstagen zusammenstellte. Am berühmtesten ist seine „Banise“.

Der Anfang lautet: „Blitz, donner und hagel, als die rächenden werkzeuge des gerechten himmels, zerschmettere den pracht deiner goldbedeckten thürme und die Rache der Götter verzehre alle besitzer der stadt. Wollten die Götter, es könnten meine augen zu donnerschwangern wolken und diese meine thränen zu grausamen sündfluthen werden. Ich wollte mit tausend keulen, als ein feuerwerk rechtmäßigen zornes nach dem Herzen des vermaledeyten Bluthundes werfen ꝛc.“ Der Inhalt des Romans ist folgender:

Prinz Balacin von Ava sieht im Traum, indem er im Tempel Pandior schläft, die Erscheinung der wunderschönen Prinzessin Banise von Pegu, und eilt, das Urbild selbst aufzusuchen. Aber er muß einen fremden Namen annehmen, da sein Vater ein Feind von Banisens Vater Xemindo ist. Er kommt nach Pegu, sieht die geliebte Banise in dem Augenblick zum erstenmal, in welchem sie eben von einem Panther angefallen wird, und rettet sie. Diese That erwirbt ihm ihre Liebe und die Gunst ihres Vaters. Indem er aber um ihre Hand wirbt und nach Hause reist, alles in Richtigkeit zu bringen, überfällt der schreckliche König Chaumigrem von Brama (Birma) das Reich Pegu, erobert die Hauptstadt, läßt Xemindo und dessen ganzes Geschlecht hinrichten und befiehlt auch Banise zu ermorden. Allein diese wird durch einen treuen Diener gerettet, später entdeckt und von Chaumigrem begnadigt, weil ihre Schönheit ihn entzückt. Natürlicherweise spricht er nun das Recht des Siegers an und sie hat die größte Noth, seinen zärtlichen Ungestüm aufzuhalten. Balacin ist unterdessen zurückgekommen, aber ohne Armee, hält Banisen für todt, und will verzweifeln, bis man ihm vertraut, daß sie noch lebe, und ihn sogar heimlich nach Pegu bringt und in dem Zimmer versteckt, in welchem Chaumigrem ihr zusetzt. Da muß er anhören, wie sie demselben schmeichelt und die Ehe verspricht. Sie thut es aber nur, um dadurch Zeit zu gewinnen, bereitet dem Tyrannen einen Schlaftrunk und läßt sich, während er schläft, von Balacin entführen. Allein sie wird wieder eingeholt und kommt in die allergrößte Noth, als plötzlich Chaumigrem abberufen wird, um wider das Reich Siam zu Felde zu ziehen. Er läßt Banise in der Obhut des alten Oberpriesters Xalim zurück, der aber ebenfalls von ihren Reizen verführt, ihr Gewalt anthun will und dem sie einen Dolch in die Brust stößt. Nachdem nun Chaumigrem siegreich von der Zerstörung Siams zurückgekehrt ist und erkennt, daß Banise ihn nur haßt, beschließt er, sie der Rache der beleidigten Priester zu überliefern und läßt ein

großes Fest veranstalten, an welchem sie feierlich den Opfertod sterben soll. Ueberdieß aber ist Balacin mit einer großen Armee und vielen Bundesgenossen, lauter Feinden des Tyrannen, bei der Hand, hat in der Stadt Anhänger und wagt es sogar, als Opferpriester verkleidet, mit dem Strick in der Hand selber die Rolle des Henkers zu übernehmen, der die reizende Banise, die mit einer Krone geschmückt und mit goldenen Ketten gefesselt in Procession zum Altar geführt wird, erwürgen soll. Allein in dem Augenblick, da das Gräßliche geschehen soll, wirft Balacin den Strick nicht Banisen sondern dem Tyrannen um den Hals, erwürgt ihn und stößt ihn nieder. Seine Anhänger rufen: es lebe Banise! Seine Krieger stürmen die Stadt. Die Anhänger Chaumigrems unterwerfen sich und Balacin wird zum Kaiser ausgerufen. So weit der erste Theil, mit dem der Roman billig hätte schließen dürfen. Ziegler hat noch einen zweiten hinzugefügt, in welchem Banise abermals von ihren verhaßten Liebhabern gedrängt und in Gefahren gestürzt wird, welche langweilige Intriguen aber wieder nur mit ihren und Balacins Triumphen endigen. Die Sprache des Romans ist überaus schwülstig, doch nicht ohne Wärme. Man sieht, der Verfasser lebte in dieser Geschichte und schwärmte für seine Heldin. Das Publikum schwärmte ebenfalls für sie und so mußte denn die Banise auch aufs Theater gebracht werden.

Auch Philipp von Zesen in Hamburg lieferte Romane in der breiten Manier der Staats- und Liebesgeschichten. Nur der eine, „die adriatische Rosamunde“ ist originell, sofern er darin seine Liebschaft mit einer Leipziger Jungemagd mit dem ganzen Pomp des politischen Romanstyls beschreibt. Seine Feinde aber kamen hinter das Geheimniß und mißhandelten ihn dafür aufs greulichste. Die andern Romane hat Zesen nur überarbeitet, den Simson nach dem Italienischen, die Assenath nach dem Englischen. Biblische Stoffe machen im Styl der Allongeperückenzeit, der übertriebenen Complimente ꝛc. einen komischen Eindruck. Der Stoff der Assenath aber ist schön:

Asseneth oder Asnath, die Tochter des Priester Potiphar (nicht des Kämmerers, um dessen Frau willen Joseph gelitten), wurde dem keuschen Joseph zur Braut gegeben, als derselbe in König Pharaos Gnade kam. Sie war sehr schön, sehr reich und so keusch wie er, denn sie wohnte in einem Thurme, unter vielen Kostbarkeiten mit sieben ihr dienenden Mädchen eingeschlossen und hatte nie einen andern Mann gesehen als ihren Vater. Als sie nun voll Scheu dem Bräutigam nahte, erstaunte sie nicht wenig, bei diesem eine noch größere Keuschheit und Strenge zu finden, denn Joseph wollte sie nicht einmal anrühren, noch den Kuß annehmen, den sie auf des Vaters Geheiß ihm geben sollte. Das that er, weil sie eine Heidin war und in ihrem Thurm die Götzen der

Aegypter verehrte. Beide trennten sich also; aber das Mädchen trauerte tief und zog schwarze Kleider an. Da erschien ihr ein Engel und gebot ihr, sich bräutlich zu schmücken und einen Tisch zu bereiten, an dem er ihr Brod und Wein als Sakrament austheilte und wodurch er die Finsterniß des Heidenthums von ihr nahm und sie ins Licht des wahren Glaubens führte. Da nahte ihr Joseph alsbald als liebender Gatte und sie gebar ihm den Manasse und Ephraim. Vgl. Fabricii codex pseudepigr. I. 774. II. 84.

Zesen schrieb auch noch einen Moses.

Zesens afrikanische Sophonisbe (1646) hat Syphax und Massinissa nur im Hintergrunde, im Vordergrunde dagegen ihren geliebten Kleomedes.

Der Roman beginnt mit einem Seesturm, nach dessen Beruhigung der Liebende an der Küste von Afrika landet, und schließt mit ihrer Vermählung, die der Dichter nicht ausmalen will, damit der Leser nicht zu neidig werde. In der ungeheuer langen und breiten Mitte des Romans bestehen die Liebenden unzählige Todesgefahren, Trennungen 2c., kommen aber immer glücklich durch.

Interessant ist an diesem langweiligen Roman nur, daß der Dichter durch einiges Tempelgeheimniß in das ewige Einerlei der Abentheuer einen romantischen Reiz zu bringen und zum erstenmal dem Leser heimliches Grauen einzuflößen sucht durch Mittel, wie später die Ritterromane und Schauerstücke durch Fehmgerichte.

Zesens Lysander und Kalliste ist nur aus dem Französischen übersetzt.

Einer der eifrigsten Nachahmer Zieglers war v. Glaubitz, dessen „anmuthige Pistophile“, Frankfurt und Leipzig 1713, wie die Banise anhebt: So will denn der erzürnte Himmel nur allein über mich Unglückliche die blitzende Donnerwolken betrübten Unglücks ausschütten? und soll ein rauschender Hagel 2c.“

Pistophile ist die Erbin eines Königreichs, ihr geliebter Aganor in der Ferne, ihr ungeliebter Freier Apagus bestürmt sie und nimmt sie gefangen. Sie ist in der größten Noth, während Aganor, durch allerlei Helden- und Liebesabentheuer zurückgehalten, ihr nicht helfen kann und Apagus seinen Plan mit eben so viel List und Trug als Gewaltthätigkeit verfolgt. Da Pistophile standhaft bleibt, befiehlt Apagus endlich in der Wuth, sie zu enthaupten. Statt ihrer leidet aber eine Andere in ihren Kleidern den Tod. Ein treuer Freund ihres Geliebten, Lepidus, rettet sie, Aganor kehrt zurück, siegt und vermählt sich mit ihr.

Ganz ähnlich die afrikanische Bernandis des Palmenes, Leipzig 1715. Auch sie beginnt: „Das Wüthen und Toben der ungestümmen Wellen rc.“ Auf dem Titelkupfer steht die Heldin als behelmte Amazone, stolz ihr eigenes flammendes Herz in der Hand, während Blitze auf sie niederstürzen.

Prinz Saraculo leidet Schiffbruch und Gefangenschaft, seine Geliebte Prinzessin Bernandis und ihr Vater werden ebenfalls gefangen. Nach vielen Nöthen erkämpft der Prinz seine Geliebte. Der Tyrann Neroan, der von einem Berge herab den Sieg Saraculos mit ansehen muß, will die Prinzessin, die ihn verschmäht, umbringen, wird aber selbst den Berg herabgestürzt und die Liebenden feiern Hochzeit und Thronbesteigung.

In allen diesen Romanen fließt unsäglich viel Blut und werden die Völker in Masse hingeschlachtet.

Die amazonische Smyrna, gleichfalls ein nur langweiliger Staats- und Liebesroman, in welchem nach langweiligen Trennungen und Episoden die sämmtlichen verliebten Prinzen und Prinzessinnen zuletzt unverhofft zusammentreffen und Hochzeit feiern. Von romantischem Reiz des Amazonenlebens ist nichts zu spüren, alles bewegt sich im steifen prüden Hofton der Scuderie und des Herzogs Anton Ulrich. — Bohse (Talander) schrieb eine „getreue Sklavin Doris“ (1710):

Bellante, die Kronprinzessin von Aegypten, sollte umgebracht werden, entkam, wurde unter dem Namen Doris Sklavin und diente der Prinzessin Adalia, ihrer Nebenbuhlerin, denn beide waren in den Prinzen Sykorantes verliebt. Das Schicksal aber wollte, daß Adalia einen andern Prinzen heirathen mußte und daß Doris, nachdem sie als Amazone ritterlich wider ihre Feinde gestritten, die Hand ihres Geliebten und ihren Thron wiedererhielt.

Mirandors „heldenmüthige Prinzessin Belisandra“, Frankfurt und Leipzig 1742, ist mitten im Schwulst der galanten Reden und Briefe und der lächerlichen Grandezza, die hier aus Europa auf die orientalischen Höfe übertragen wird, eine hübsche Amazonenfigur.

In männlicher Tracht als sogenannter Löwenritter vollbringt sie wundervolle Thaten, bis sie, in den Armen einer kaiserlichen Prinzessin überrascht, genöthigt wird, deren Eltern ihr Geschlecht zu entdecken, worauf sie selbst einen standhaften Prinzen und treuen Liebhaber zum Gemahl nimmt.

Joachim Meier gab 1697 Heldengeschichten der durchlauchtigsten Hebräerinnen Ziska, Rebecca rc. heraus. Lehm (Pallidor) 1710 eine

Esther, eine Liebesgeschichte Absalons und seiner Schwester Thamar, die unglückliche Prinzessin Michal 1707. Ernst 1653 eine Liebesgeschichte Sichems und der Dina.

Die alte Geschichte wurde viel auf diese Art ausgebeutet. In Anton Ulrichs Octavia, des Amydor Scipio 1696, in dem anonymen Roman „Constantius und Amalasontha, Augsburg 1699, in Meletaons (Rosts) Thamestris 1712. Des Bohse (Talander) Arsinoe; Lochners und Damiros Rosamunde 1676 und 1729. Die alte Mythologie in Bohses Alcestis 1689, in des Ormenius Medea 1719, des Meletaon Otalante 1717.

Die Hamburger waren fleißig im Sammeln aller ähnlich interessanten Stoffe, wenn sie dieselben auch nicht zu verarbeiten verstanden. Wie es scheint, übte Lohensteins gelehrter Arminius desfalls den größten Einfluß auf sie. Der Hamburger Polyhistor Happel folgte ganz seiner Richtung. Nichts Jämmerlicheres als die Prosa dieses Vielschreibers, auch in der Auswahl seiner Stoffe hat er wenig Geschmack gezeigt, allein er ist gar nicht zu verachten, da seine bändereichen Werke, sonderlich die relationes curiosae einen reichen Schatz von interessanten Materialien enthalten. Die eigenen Erfindungen Happels sind mager und bilden nur Rahmen um seine gelehrten Auskramungen. Seine merkwürdigste poetische Production ist „der asiatische Onogambo, darin der jetzt regierende große chinesische Kaiser Xunchius als ein umbschweifender Ritter vorgestellt wird."

Onogambo, ein fremder Prinz am persischen Hofe, liebt die Prinzessin Theraga, wird aber verleumdet und muß flüchten. Er abentheuert nun durch ganz Asien, kommt nach Indien, endlich nach China, und wir erfahren nun, er sey der tatarische Prinz Xunchius und durch seine Ausdauer und Heldengröße wird er nicht nur Kaiser von China, sondern erwirbt auch die Hand seiner vielgeliebten Perserin. In diesem Rahmen sind nun Beschreibungen aller asiatischen Länder und der Geschichtsverlauf ihrer Völker einverleibt.

Happel schrieb eben so weitläuftig noch eine spanische Quintana, einen englischen Eduard, einen deutschen Carl.

In diesem letztern wird in dem Roman des Ritter Carl und der schönen Cyclaste die ganze Geschichte des laufenden Jahres 1689 mit allen Zeitungsnachrichten eingeflochten.

Im „insulanischen Mandorell" beschreibt Happel alle damals bekannten Inseln.

Wir müssen nur noch einen Blick auf die Sammlungen kleinerer Novellen und Erzählungen werfen. Eine der ältesten und geistreichsten ist das theatrum tragicum von Zeiller (1628). Er behandelt 24 Novellen nach de Rosset. Seine Commentare dazu sind breit und langweilig, aber die Stoffe zum Theil sehr pikant.

N. 20. Celinde von Montabel, ein edles Fräulein, verliebte sich beim ersten Anblick in einen gewissen Julian dermaßen, daß sie wie todt umfiel und nachher an nichts anders mehr dachte und von nichts anderem mehr sprach und träumte, als von ihm. Da glaubte man, er habe sie behext, machte ihm den Prozeß und verurtheilte ihn zum Tode. Zuvor aber ließ man das Fräulein noch einmal zu ihm, und vor dem Schaffot mußte er sie berühren, um den Zauber von ihr zu nehmen. Er küßte ihre schöne Hand, man kann sich denken, mit welchen Empfindungen. Sie weinte bitterlich. Gleich darauf wurde er an den Galgen gehenkt und sein Leichnam verbrannt, die Asche in alle Winde zerstreut. Einer der interessantesten Stoffe, werth, von einem Dichter wie Heinrich von Kleist behandelt zu werden. In Celindes Wesen ist etwas vom Käthchen von Heilbronn.

Joh. Peter Titz, Professor in Danzig in der Mitte des 17. Jahrhunderts, schrieb außer einigen ketzerischen Gedichten einige Erzählungen in Versen (Von der Hagen, Germania X. 205 f.).

1) Die Grabesheirath. Gaurin liebt die schöne Rhode, die aber ihr Vater dem reicheren Sylas gibt. Sie stirbt und wird begraben. Gaurin gräbt sie heimlich wieder aus, findet sie nur scheintodt und rettet sie. Darauf erzählt er dem Sylas eine ähnliche Begebenheit und frägt ihn, wem die gerettete Frau gehöre? dem ersten Mann oder dem Retter? Sylas sagt: dem Retter. Wohlan, hier ist sie, ruft Gaurin und stellt ihm Rhode in vollem Putz gesund und blühend vor. Sylas erhält nun zwar die Gattin unverletzt zurück, ist aber so erschrocken, daß er stirbt und Weib und Vermögen dem Gaurin hinterläßt.
2) Die Geschichte der römischen Lucretia, sehr warm und lebendig erzählt.
3) Die Geschichte von Rhodope.

Die von Lochner in Nürnberg 1606 herausgegebenen Wintermärchen enthalten in der langweiligen Gesprächsform Happels elf Novellen und Märchen

von der treuen Liebe zwischen Fileno und Dorinda, welche zur See großes Ungemach erlitten, vom Zauberbrunnen, in dessen Wasserspiegel neben jeder

Person, die gesehen wurde, die er am meisten liebte, von der unschuldig angeklagten und verfolgten Eugenia, von der Prinzessin Zayda, welche die Ermordung ihres Geliebten grausam an ihrem Vater rächt, von einem unter arcadischen Schäfern verweilenden Prinzen, von einer Schlangenjungfrau, von der unschuldig verfolgten Bertha (Karls des Großen Mutter). Eine recht gute Auswahl von Stoffen, aber sehr schlecht vorgetragen.

In den „selzamen Liebeshändeln, Leipzig 1691" sind vorzugsweise spanische Dinge erzählt, in steifer Sprache und höchst ermüdendem Styl. Eben so ist Boccaccios berühmte „Gismunda" in einem deutschen Roman von 1725 jämmerlich breit geschlagen.

Ueberaus reich an Stoff sind Harsdörfers „jämmerliche Mordgeschichten" (1649), nach Camus bearbeitet.

Ein schönes Mädchen, Hermione, wurde von einem gewissen Lancelos verleumdet, als habe er ihre Gunst genossen, was doch nicht wahr war. Er wollte nun andere Freier, insbesondere den Pacian, von ihr abhalten. Allein Pacian forderte ihn zum Zweikampf, besiegte ihn und zwang ihn mit dem Degen auf der Brust, seine Lüge zu bekennen. Darauf ließ sich Pacian, welcher schwer verwundet war, zu Hermionen bringen und starb in ihren Armen. (Nr. 25).

Ein Marktschreier in Venedig gab vor, einen spiritus familiaris verkaufen zu können, der dem Käufer großes Glück bringen werde, that aber nur eine gemeine Spinne ins Glas. Der Teufel aber, der bei solchen Gelegenheiten immer bei der Hand ist, ging in die Spinne ein, die nun ein wirklicher spiritus familiaris wurde und die Seele des Käufers gewann. (Nr. 70).

In dem „teutschen Gespenst", Leipzig 1684 finden sich auch sehr originelle Erzählungen und Märchen.

Sammlungen von allerlei historischen, romantischen oder komischen Begebenheiten häuften sich immer mehr. Ich übergehe hier die historischen, unter denen Lauremberg s acerra philologica von 1637. 1) Zinkgrefs apophthegmata von 1626 am berühmtesten geworden sind. Der „Unlustvertreiber" von 1643 ist nach Caron bearbeitet; 300 Historien enthält Breitenfels historisches A B C von 1603. Die Vielschreiber Happel, Francisci, Ernst, Paullini, Drexel, Männling lieferten jeder mehrfache Sammlungen, deren Titel ich nicht abschreiben mag. Ein Oesterreicher, Abele, schrieb 1668 „seltsame Gerichtshändel", die oft wieder gedruckt wurden, worin manches sehr launig.

Hier wirkte überall die Renaissance und fremde Mode ein. Wir gehen nun zu der Gegenwirkung der vaterländischen Gesinnung über. Zuerst

begegnet uns „Wendunmuth" von **Kirchhoff** (Frankfurt 1563), eine Sammlung von Erzählungen, um dem Unmuth zu wenden, d. h. um das Gemüth des Lesers aufzuheitern. Sie hat drei wesentlich verschiedene Bestandtheile. Den Anfang machen kleine anecdotenartige Geschichtsbilder aus der alten Welt und den Schluß Scandala aus der Papstwelt und dem Mönchthum, die der Verfasser als fanatischer Protestant mit Animosität vorträgt. In der Mitte des Buchs finden sich dagegen eine Menge guter deutscher Volksschwänke, lustiger Geschichten von einfältigen Bürgern und Bauern, als Ergänzungen des Lalenbuchs und des Eulenspiegels. Das Buch ist oft wieder gedruckt und vom Verfasser selbst mit mehreren Fortsetzungen versehen worden, ein Beweis, wie beliebt es war. Den ursprünglichen zwei Theilen folgten noch drei andere nach, in denen aber die Benützung der Alten und die reformatorische Polemik vorherrscht und von echten Volkswitzen sich wenig mehr findet.

Andreas Heinrich **Bucholtz**, Superintendent in Braunschweig († 1671), schrieb: des christlichen deutschen Großfürsten Hercules und der böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte 1659. Er hielt es für unpatriotisch, daß sich die Deutschen mit den erlogenen spanischen Rittergeschichten füttern ließen und wollte ihnen dafür etwas Einheimisches bieten, aber unwillkührlich behandelt er den deutschen Stoff wieder in derselben fremden Manier, die er selber tadelte.

Herkules ist im Anfang des 3. Jahrhunderts nach Christo geboren und Sohn des Großfürsten der freien Deutschen, Henrich. Schon im fünfzehnten Jahre bringt er einen deutschen Ritter um, der eben ein Bauernweib nothzüchtigen will, und flüchtet deshalb nach Böhmen, wo Prinz Ladisla sein treuer Freund wird. Räuber bringen ihn als Sclaven nach Rom, wo seine heldenkräftige Tugend die Weiber verliebt macht und er oft den keuschen Joseph spielen muß. Ladisla entdeckt ihn und kauft ihn los. Beide reisen zurück und befreien unterwegs drei nackte Damen, die eben von Räubern entehrt werden sollen. Darunter die schöne Römerin Sophia, in die sich Ladisla sterblich verliebt. Herkules seinerseits verliebt sich in Valisca, des Ladisla Schwester. Diese soll von Unbekannten entführt werden, rettet sich aber durch einen Sprung in die Moldau, durch welche sie hindurchschwimmt. Herkules folgt ihren Spuren, besteht unterwegs allerlei Abentheuer, wobei er immer rettet und rächt, findet in Creta eine Inschrift, worin Valisca sagt, sie sey unter dem Namen Herkuliskus gereist, aber von Räubern zum Partherkönig Artaban ge-

führt worden. Als schöner Jüngling wird sie von Artaban bestimmt, unter seine Castraten aufgenommen zu werden, als man aber das Messer bei ihr ansetzen will, zieht sie den Säbel und haut barbarisch um sich, worauf sie ihr Geschlecht entdeckt. Artaban ist entzückt, läßt sich aber von ihr bereden, sie sey eine Vestalin und dürfe erst nach Abfluß eines Jahres die Seinige werden. Inzwischen ist Herkules in Ecbatana angekommen, wo er, als Weib verkleidet, mit Ladisla, ohne ihn zu kennen, als Amazone turnirt. Er entdeckt sein Geschlecht, die Freunde erkennen sich wieder und vereinigen sich, Valiscen zu suchen. Herkules findet sie, kommt heimlich mit ihr zusammen und erfreut sich ihrer höchsten Gunst. Dann erst entführt er sie, kämpft für sie eine Menge Schlachten und erlebt bald Vaterfreuden, indem Valisca ihm in Jerusalem einen kleinen Herkuliskus gebiert. Als sie endlich heimkommen, findet Herkules seine Eltern von den Wenden entführt, auch seine Schwester Clara, die von ihrem Geliebten, dem medischen Prinzen Arbianes gerettet wird, wofür sie ihm die höchste Gunst gewährt, wie Valisca dem Herkules. Nach langem Kampfe werden alle frei und die drei jungen Helden Herkules, Ladisla und Arbianes erfreuen sich ihrer Weiber und Kinder. Arbianes wird noch zu guter letzt vom Satan versucht, um ihn von der christlichen Religion abzuhalten, aber alle seine atheistischen Gründe werden widerlegt und er muß mit Stank abfahren.

Der zweite Theil führt den Titel „Herkuliskus und Herkuladisla". Der erste dieser jungen Helden ist Herkulis, der zweite Ladislas Sohn. Der erste liebt Eva Maria, die Schwester des letztern; der letztere liebt Elisabeth, die Schwester des erstern. Elisabeth wird von dem rohen Sikamberfürsten Nathan entführt, aber von Herkuladisla wieder befreit. Die beiden jungen Helden ziehen auf Abentheuer aus und machen eine große Rundreise durch Frankreich, Spanien, Afrika und England, bis sie nach allen möglichen Gefahren, Rettungen und Siegen wieder heim nach Prag kommen.

Wolf Helmhart von Hohenberg gab als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft 1664 zu Erfurt den „Habsburgischen Ottobert", ein Heldengedicht in nahezu 40000 Alexandrinern heraus. Obgleich es den Habsburger Namen trägt, fehlt ihm jede geschichtliche Grundlage. Es ist ein gemeiner galanter Heldenroman im Geschmack der Zeit, mischt jedoch in den Amadisstyl schon etwas von Robinsonade. Unerträglich langweilig, in den unbehülflichsten Versen enthält es nur sehr wenige wirklich poetische Erfindungen.

Ottobert und sein Freund Siegewald leiden Schiffbruch. Der letztere findet auf einer wüsten Insel einen Einsiedler und bei diesem die schöne Amazone Ruremunde. Ottobert befreit unwissend die Eltern der letztern aus der Gefangenschaft, erblickt ihr Bild und verliebt sich in sie. Auch lernt er sie bald

selber kennen, indem er einen Kampf mit ihr zu bestehen hat, der mit Erkennung und Versöhnung endet. Unterdeß jagt Siegewald der ihm entrissenen dänischen Geliebten Adelinde nach. Ottobert aber besiegt den Sarazenen Horribal, der als Kind von den Heiden entführt, den Adel seiner Abstammung bewahrt hat und in einer nicht übeln Episode als Mohrensclave seiner Geliebten Naraide dient, sie schwimmend aus dem Wasser rettet, allmählig ihre Liebe gewinnt und sich ihr endlich als ebenbürtig zu erkennen gibt. Einmal findet Ottobert die schöne Nuremunde schlafend und faßt eine brennende Liebe zu ihr, welche sie erwiedert. Nach einem großen Seesieg über die Heiden werden sie durch Schiffbruch wieder zu einer wüsten Insel getrieben und treten in eine Höhle, man meint schon, wie Dido und Aeneas, aber aus der Höhle tritt ihnen wie Genoveva die schöne Euphrasia mit einer Hirschkuh entgegen. Diese Euphrasia verliebt sich in Nuremunden, die sie für einen Mann hält und nachdem sie zu ihren Eltern zurückgebracht ist, will sie sich mit Nuremunde verheirathen, Nuremunde aber schiebt ihr ihren früheren Liebhaber Ariston unter. Das ist die schönste Scene des ganzen Gedichts. Nuremunde hat in männlicher Rüstung bei dem Hochzeitsturnier alle Gegner besiegt, und erscheint nun auf einmal in weiblicher Tracht beim Hochzeitstanze, jetzt noch mehr Siegerin über alle Männer, als vorher. Aber Nuremunde wird dem Ottobert entrückt. Er hört, sie sey durch Gift getödtet, aber man hat sie nur durch einen Schlaftrunk betäubt. Er besteht nun Heldenkämpfe in Böhmen zu Gunsten der Königin Libussa. Hier verwirrt die Zauberin Dragonera alle Köpfe. Originell und gut ausgedacht ist die Scene, in welcher Dragonera sich in die Gestalt jeder der von den anwesenden adeligen Herren und Helden geliebten Dame verzaubert, so daß jeder sie allein haben will und alle über einander herfallen. Ottobert siegt auch hier, rettet Libussens Reich und findet auch seine Nuremunde wieder, die in einem Nonnenkloster, ihren treuen Hund noch immer zur Seite, vom langen Schlaf erwacht ist. Dann schnelle Hochzeit und Ende.

Desselben Dichters „unvergnügte Proserpina", Regensburg 1661, ist in eben so halsbrechenden Alexandrinern geschrieben und enthält noch weniger poetische Motive.

Geistreich ist nur der Gedanke, daß Cupido selbst sich in den Spiegel der Proserpina verwandelt. Die Späße der Moridia, durch welche Proserpina lustig gemacht werden soll, sowie die Erzählungen des Polyphem, die gleichfalls einen comischen Contrast mit dem übrigen Ernst des Gedichts bilden sollen, sind äußerst roh und gemein vorgetragen. Auch die Schilderung der Unterwelt ist werthlos.

Das merkwürdigste Product des deutschen Patriotismus aus jener Zeit ist des oben schon genannten Freiherrn von Lohenstein „Groß-

müthiger Feldherr Arminius oder Hermann nebst seiner durchlauchtigsten Thusnelda in einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeschichte dem Vaterlande zu Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und ähnlicher Nachfolge in vier Theilen vorgestellt und mit saubern Kupfern ausgeziert." Erste Ausgabe von 1689. Die zweite, Leipzig 1731, enthält erst die Fortsetzung von seinem Bruder Hans und den Schluß von dem Leipziger Prediger Wagner. Zwei starke Quartbände. Da ich noch keine Literargeschichte gefunden habe, aus der mir hervorzugehen schien, daß die Verfasser den Lohenstein'schen Arminius je einmal wirklich gelesen hätten (der Auszug in Jördens Lexikon III. 447 ist viel zu kurz und ungenügend), so halte ich es für Pflicht, hier wenigstens eine wenn auch gedrängte, doch klare Analyse des ungeheuer ausgedehnten Werkes zu geben und auf einige der wichtigeren Stellen aufmerksam zu machen. Der verhältnißmäßig reine und gute Styl ist schon von andern erkannt worden. Dem Reichthum der Erfindung hat man aber bisher noch nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen, weil man die Mühe scheute, dem Faden der Erzählung durch das Labyrinth der dicken Quartbände zu folgen. Der Arminius ist nicht nur Lohensteins bestes Werk, sondern er darf auch mit den ausgezeichnetsten Staats-, Liebes- und Heldengeschichten der Franzosen wetteifern. Ueberhaupt hat die zweite Schlesische Schule auch in ihren Nachahmungen und Uebertreibungen des frivolsten italienischen und französischen Geschmacks jenes ehrliche deutsche Naturell nie verleugnet. So bricht in Lohensteins Arminius durch die Nachahmung der Scuderi'schen Romane mächtig die deutsche Natur hindurch, nicht nur im wärmsten Patriotismus, in einem gemüthlichen Behagen des Adelsbewußtseyns, sondern auch in der großen Ueberlegenheit des gelehrten Wissens. Lohenstein hat in seinem Roman fast alles Wissen seiner Zeit hineingewebt und namentlich die umfassendsten geschichtlichen, geographischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse mit großem Geschick angebracht. Seine Arbeit ist dadurch monströs geworden, versetzen wir uns aber in seine Zeit, in die traurige Zeit zwischen dem ersten Rheinbund und dem spanischen Erbfolgekriege, in welchem Ludwigs XIV. Politik so grausam mit Deutschland umging, so können wir nicht umhin, den patriotischen Dichter zu preisen, der die Deutschen so warm ermahnte, sich der Ueberwältigung vom Rhein her zu widersetzen, und der zugleich bewies, wie überlegen

der Deutsche dem sich klüger dünkenden Nachbar in jeder Art von Wissen sey. Ich füge hinzu, daß in der Ausgabe von 1731 Lohensteins ernstes, etwas leidend aussehendes Bildniß voransteht. Die übrigen Kupfer taugen nichts. Sie mischen römische Kostüme mit der damals allgemein vorausgesetzten germanischen, nur durch Thierfelle verhüllten Nacktheit, was ganz und gar nicht zu Lohensteins feiner Auffassung des cheruskischen Hoflebens paßt.

Erster Theil. 1. Buch. Hermann der Cherusker versammelt die Deutschen im Deutschburgischen Hain (teutoburger Wald), um sie zur Rache anzuflammen, nachdem eine deutsche Jungfrau, die schöne Walpurgis, sich selbst entleibt hat, um den Nachstellungen des römischen Feldherrn Varus zu entgehen. Hermann wird zum Feldherrn gewählt. Als sie wider die Römer ausziehen, tritt ihnen ein römischer Ritter entgegen und begehrt einen Zweikampf, um des Krieges Schicksal zu entscheiden. Er wird besiegt und als Frauenzimmer erkannt. Es ist Erato, eine Königin aus Armenien, die durch wunderbare Abentheuer, die wir nachher erfahren, hieher verschlagen worden. Der deutsche Ritter, der diese verkappte Königin im Zweikampf besiegt hat, ist selbst ein Frauenzimmer, nämlich — Thusnelda, die heroische Tochter des Segest, die sich an Hermanns Zug angeschlossen hat, ohne zu wissen, daß ihr Vater Verrath spinnt und zu Varus übergegangen ist. Vater und Tochter treffen in der Schlacht zusammen. die Tochter erkennt den Vater, als eben Hermann ihn niederhauen will, und beschützt ihn, indem sie den Hieb auffängt. Durch die Wunde wird sie genöthigt, ihr Geschlecht zu verrathen. Er läßt sie nach Deutschburg (Teutoburg) bringen, sowie ihren gefangenen Vater. Varus aber unterliegt und gibt sich den Tod. Die in einen Wald geflüchteten römischen Weiber und Kinder werden durch einen furchtbaren Waldbruch, durch die Stürme herbeigeführt, zerschmettert. Hermann feiert den Sieg. Segest wird als Verräther verurtheilt. Ritter Nesselrode weist den Brief vor, den Segest an Varus geschrieben. (Ueberall führt Lohenstein die Ahnen noch lebender deutscher Adelsgeschlechter als damalige Gefährten und Diener des Arminius, Marbod &c. ein, theils um den Familien mit dem hohen Alter ihres Adels zu schmeicheln, theils um ihre Vaterlandsliebe anzufeuern. So finden wir hier außer den Nesselroden die Wittgensteine, Windischgrätz, Schwarzenberg, Stolberg, Barby, Stahremberg, Reuß, Schönberg, Oettingen, Oldenburg, Tecklenburg, Delmenhorst, Nassau, Solms, Bentheim, Spiegelberg, Wassenaar, Waldeck, Lippet Hoya, Sayn, Falkenstein &c.). Segest soll sterben, da will sich Thusnelda für ihn opfern. Aber man duldet es nicht. Dem Segest wird verziehen, wogegen er einwilligt, seine Tochter dem Hermann zu geben. — In diesem Buche findet sich S. 60 ein Wechselgesang der Barden und Jungfrauen zu Ehren des Siegs

über Varus, worin Hermann mit dem Alciden (Herakles) verglichen wird, also alle volksthümliche Wahrheit fehlt.

2. Buch. Unter den gefangenen Römern befindet sich ein fremder Fürst, Zeno, der befreit wird und mit Hermann und den andern siegreichen Herren einer großen Jagd anwohnt. Der Dichter beschreibt bei diesem Anlaß weitläuftig das Jagdwesen, die Natur des Wildes, der Hunde, die Arten der Jagd. Dann während der Mahlzeit wird dem Fremden Aufschluß gegeben über der Deutschen Herkommen. Diese Urgeschichte, die Lohenstein des weitern erzählt, hat ganz den unpoetischen Charakter des Aventinus und Hunibald. Da folgen sich die durchaus unvolksthümlichen, unsagenhaften, nur aus gelehrten Fictionen hervorgegangenen Könige Hermio, Vandal, Aleman, Hunnus &c.

3. Buch. Erato wird von Zeno als seine verlorene Geliebte erkannt. Wir erfahren ihre Antecedentien, wobei uns die ganze Geschichte Armeniens vorgeführt wird. Sie ist die Tochter des armenischen Königs Artarias und der Olympia, der Tochter des Tiridates. Zeno ist als Mädchen auferzogen worden, weil sein Vater ihn einer Prophezeiung wegen (der Vater sollte vom Sohn getödtet werden) verstoßen hatte. Er soll (als Mädchen) heirathen und entflieht. Erato soll als Thronerbin einen Andern heirathen, liebt aber schon den Zeno, entflieht ebenfalls und kommt zufällig nach Deutschland, wo sie wie durch ein Wunder ihren Zeno in Hermanns Hofburg wiederfindet.

4. Buch. Wir werden nach Rom versetzt, in die ganze Ueppigkeit des römischen Kaiserhofes. Wir sehen August auf einem Prachtwagen als Sonnengott verehrt, seine lascive Tochter Julia &c. Doch alles nur in Beschreibungen, als Fortsetzung der Hofgespräche in Deutschburg. Das Gespräch wird plötzlich unterbrochen durch das Geschrei, Thusnelda und die übrigen Damen seyen aus dem Lustgarten entführt worden durch ihren Vater Segest und den Marbod, dem er seine Tochter zur Gemahlin bestimmt habe. Hermann eilt ihm nach, wird aber gefangen und gefesselt, doch sogleich wieder durch Thusnelda befreit, die er hatte befreien wollen. Marbod flieht verwundet und schießt aus Grimm noch einen Pfeil auf Thusnelden ab, der aber nicht trifft. — Zur Erhöhung der Freude über Thusneldens Rettung kommt ihr Bruder Flavius mit „Postpferden" an, nämlich mit der römischen Post. Er lebte unterdeß in Rom und wurde wegen seiner Schönheit sehr von den Damen verfolgt, als aber sein Bruder Hermann den großen Kampf mit Rom begann, traute ihm Kaiser Augustus nicht mehr und schickte ihn in die Verbannung, aus der er entfloh.

5. Buch. Zeno erzählt seine Geschichte, wie er, immer noch als Frauenzimmer verkleidet, auf der Flucht zu den Amazonen gekommen sey, deren Königin Penthesilea und ihre Schwester sich in den getischen Prinzen Oropastes verliebt hätten, während dieser selbst sich in ihn, Zeno, als vermeinte Jungfrau verliebt hätte. Minothea läßt ihre Schwester Penthesilea aus Eifersucht blenden. (Hier ist ein Wettstreit zwischen den blauen und schwarzen Augen ein-

geschoben, Thusnelda die blauaugige Schöne vertheidigt die schwarzen, Erato, die selbst schwarze Augen hat, die blauen). Den Oropastes will Minothea entmannen lassen. Er entflieht aber mit Zeno. Sie kommen zum Heiligthum des Prometheus auf dem Kaukasus, dann nach China, dessen Wunder phantastisch beschrieben werden, und nach Indien, wo die Weisheit und die Sitten der Braminen geschildert werden. Mit einer indianischen Gesandtschaft kommt Zeno nach Rom und wird dem Mäcenas vorgestellt. Allerdings kramt der Dichter in diesen Abentheuern Zenos zu viel Gelehrsamkeit aus, aber das Ganze macht sich doch sehr phantastisch und muß den Lesern zu seiner Zeit in hohem Grade anziehend gewesen seyn.

Zweiter Theil. 1. Buch. Fortsetzung der Hofgespräche. Erato und Zeno erfahren die ältere deutsche Geschichte, die Kriege des ersten und zweiten Brennus, der Kimbern und Teutonen, sehr ausführlich nach den bekannten Geschichtsquellen.

2. Buch. Beschreibung der altdeutschen Sitten und des Cultus, wobei gallisches Druidenthum mit deutschem Priesterthum vermischt wird. Dann Schilderung der Kämpfe Ariovists mit Cäsar, sowie des belgischen Ambiorix. Von Marbod wird erzählt, wie derselbe einst in einer Höhle einen alten Einsiedler gefunden, der sich ihm als der todt geglaubte Ariovist zu erkennen gegeben und ihm in dem Innern der Höhle das cristallene Grab des Thuisco gewiesen habe. Darauf sey Ariovist gestorben und von Marbod beerdigt worden; worauf Marbod einen fünfhundertjährigen Wurzelmann angetroffen, der ihm viel von den Schätzen, Wundern und Gespenstern des Riesengebirges erzählte.

3. Buch. Man trifft Anstalt zur Hochzeit Hermanns und Thusneldens, ihr Brautschatz wird beschrieben. Eine Aliorumne findet sich ein und weissagt. Es ist die verloren geglaubte Mutter Thusneldens, Asblaste. Sie erzählt, wie sie mit ihren Kindern, durch Drusus geraubt, nach Rom gekommen sey. Wir erfahren, Kaiser Augustus selbst habe der jungen Thusnelda nachgestellt, während Terentia, die Tochter des Mäcenas, den jungen ebenfalls als Geißel in Rom befindlichen Hermann mit ihrer Liebe verfolgt habe, aber beide ohne Glück. Terentia habe sich aus Verzweiflung erstochen und Mäcen sey ihr aus Gram nachgestorben. Nun aber habe des Kaisers Tochter, die üppige Julia, sich in Hermann verliebt; als aber Hermann zum erstenmal bei einem Fest seine Landsmännin Thusnelda erblickt, indem sie eben die Rolle der schönen Helena habe übernehmen müssen, sey er zu ihr in Liebe entzündet worden und habe Julien verschmäht. Nun begann auch Tiberius, die Thusnelda zu lieben, und ließ den Hermann durch Meuchelmörder überfallen, Hermann aber schlug diese zurück und wurde von August in seine Heimath entlassen, um nach seines Vaters Tode den cheruskischen Thron zu besteigen. Vorher hatte er noch das Glück, Thusnelda und ihren Vater Segest aus den Händen von Seeräubern zu befreien. Thusnelda begab sich in ein hermundurisches Warmbad, wo Mar-

bod sie zum erstenmal sah, sich in sie verliebte und in ihren Becher den Ring des Polykrates fallen ließ, in dessen Besitz er als ein im Osten mächtiger König gelangt war. Aber sein Plan mißlang, Tiberius kam nach Mainz und verlangte Thusnelden für sich. Indem Marbod und Tiberius um sie stritten, wurde sie auf ihrer Flucht von Hermann aus einer großen Wassersnoth gerettet. Bald darauf wurde Hermann gefangen, jedoch gegen den von seinen Cheruskern gefangenen Sigismund, Segests Sohn und Thusneldas Bruder, ausgewechselt. Tiberius mußte vor Marbod weichen, Hermann aber wandte alles an, Thusnelden wieder aus ihres Vaters Gewalt zu befreien. Indem er dessen Schloß Henneberg belagert, stürzt Segest seine Tochter die Felsen hinunter, da er sie dem Sieger nicht lebendig lassen will, aber sie bleibt unversehrt und wird von Hermann gefunden.

4. Buch. Asblaste erzählt ihre Abentheuer, wie sie eine Druidin, eine Vestalin und zuletzt im Norden bei den Kimbern eine Aliorumne geworden sey, also alle Weisheit weiser Frauen und Seherinnen der damaligen Welt in sich aufgenommen habe. Im Norden sey sie von König Frothes Liebe verfolgt worden. Nun die Vermählungsfestlichkeiten Thusneldens und Hermanns, Kampf- und Schauspiele aller Art, nicht nur römische, sondern auch persische und indianische Vorstellungen, ein Elephantentanz. Das anziehendste und geistreichst durchgeführte ist ein poetischer Wettstreit der Blumen und der Preis der königlichen Rose.

Dritter Theil. 1. Buch. Eine neue Verwicklung beginnt. Flavius verliebt sich in Erato; Hermanns Schwester Ismene in den Zeno. Das Orakel der Hertha soll entscheiden, bei welchem Anlaß der Herthasee (bei Paderborn) ausführlich beschrieben wird. Das Orakel bestimmt, Zeno soll die Erato meiden und Ismenen erhalten. Flavius geht zu den Römern über.

2. Buch. Germanicus kommt mit einem großen römischen Heere, die Niederlage des Varus zu rächen. Ausführliche Schilderung des römischen Weinbaus am Rhein, woran eine Schilderung aller möglichen Pflanzenculturen anderer Länder sich anreiht. Hermann belagert Mainz, Marbod vermittelt den Frieden.

3. Buch. Agrippina stattet der schwangern Thusnelda einen Besuch ab. Große Pracht der Dame, was den Dichter veranlaßt, eine lange Abhandlung über die Edelsteine einzuschalten. Zeno wird im Zweikampf von Flavius schwer verwundet und tritt ihm sterbend Erato ab, wird aber doch wieder geheilt, indem Ismene das Blut aus seiner Wunde saugt. Dadurch gewinnt sie seine Liebe, später wird er König von Armenien und heirathet Ismenen.

4. Buch. Arpis, der celtische Fürst, vermählt seinen Sohn mit Marbods Tochter. Germanicus und Hermann kommen an diesem Hofe zu einer friedlichen Jagd zusammen.

5. Buch. Agrippina kommt nochmals mit Thusnelden in den Schwalbacher Bädern zusammen. Marbod zieht an die Ostsee, heirathet die Marme-

line, Königin der Astyer, und empfängt den Tribut des Bernsteins. Bei dem Hochzeitfest spielen die Ostsee, der Bernstein und das fremdartige Zauberwesen des Nordens eine große Rolle.

Vierter Theil. 1. Buch. Tod und Begräbniß des Augustus, römische Scenen, Thronwechsel. Germanicus muß die Deutschen wieder angreifen und überfällt die Marsen beim Herthafest. Die Römerin Sentia, die dem Segest vermählt worden, lockt durch Buhlerei den deutschen Fürsten Boyokal, um ihn von Hermann abzuziehen. Sie schickt ihm erst vier junge Mädchen aus West, Süd, Ost und Nord, damit er an allen Eigenthümlichkeiten der Zonen sich ergötzen könne, dann gibt sie sich ihm selber preis und hält erbauliche Gespräche mit ihm über die Mannigfaltigkeit weiblicher Reize. — Thusnelda und ihr junger Sohn Thumelich werden durch ihren treulosen Bruder den Römern überliefert. Hermann wirft sich in verzweifeltem Kampf dem Heer des Germanicus entgegen.

2. Buch. Fortgesetzter furchtbarer Kampf, in dem endlich Hermann siegt und Germanicus weichen muß. Ein Seesturm zerstört seine Flotte.

3. Buch. Vermählung der Adelgunde, Tochter des Marbod, mit Inguiomar, wobei große Feste und Schauspiele, in denen die Geschichte des Pelops, der Atalante und des Antäus sehr umständlich vorgetragen wird.

4. Buch. Thusnelda wird nach Rom gebracht, wo Tiberius ihr wieder nachstellt. Als er aber bei einem Fest vor Trunkenheit entschläft, entflieht sie. Segest ertappt den Boyokal in Sentias Bett und schneidet ihm die Ohren ab, sie wird so lange geschlagen, bis sie sich den Kopf an einem Baum einstößt. Hermann besiegt den Marbod, der zu den Römern fliehen muß, wird aber von Inguiomar, Marbods Eidam, überfallen, schwer verwundet und vollends enthauptet; aber Inguiomar selbst fällt Hermanns rächenden Freunden in die Hände und soll auf dessen Grabe geopfert werden. Thusnelda hat sich glücklich aus Rom eingefunden, da — tritt ihr Hermanns Geist entgegen. Aber der Geist lebt, Hermann war nicht wirklich todt, ein anderes Haupt ist statt des seinigen aufgepflanzt worden. Er verzeiht dem Inguiomar und zieht triumphirend wieder in Deutschland ein. Jedoch tritt er die cheruskische Krone dem Flavius ab, der die Erato heirathet.

Der sehr unhistorische Schluß ist wohl nicht die ursprüngliche Absicht des Dichters gewesen, sondern von seinen Fortsetzern hinzugedichtet.

Christian Heinrich Postel, Advokat in Hamburg († 1705), ist am bekanntesten durch seinen Federkrieg mit dem Epigrammendichter Wernike. Dieser spottete über den Schwulst Hofmanswaldaus und Lohensteins; Postel, ein Nachahmer der letztern, schrieb ein Sonnet, worin er

Wernike mit einem Hasen, Lohenstein mit einem todten Löwen verglich. Wernike schrieb nun ein Heldengedicht „Hans Sachs“, worin er Postel als Stelpo mit diesem Reimschmid verglich (dessen Werth Wernike nicht erkannte). Für Postel antwortete sein Freund Hunold im „thörichten Pritschmeister“. Postel hat viele Opern aus dem Italienischen, Französischen und Holländischen übersetzt und einige eigene verfertigt, im Geschmack der Zeit in Alexandrinern, aus der Bibel, aus der alten Mythologie und Haupt- und Staatsactionen aus der Geschichte. Im Jahr 1700 gab er „die listige Juno“ heraus, eine Episode aus dem Homer in Alexandrinern, mit vielen Anmerkungen. In seinem unvollendet gebliebenen Epos, der große Wittekind, erst nach seinem Tode gedruckt 1724, verräth sich der Stolz norddeutsch protestantischer Bildung, welche alles andere unter sich sieht. Hundert Jahre später hat Voß einmal den Sachsenherzog Wittekind gepriesen, daß er sich des von Karl dem Großen über Deutschland gebrachten heillosen katholischen Pfaffenthums ritterlich erwehrt habe und ist sogar so weit gegangen, zu sagen, Wittekinds Wodan sey als unsichtbarer Gott höher gestanden, als der Götze des Bonifacius und Karls des Großen. Wittekind sey demnach ein würdiger Vorgänger der modernen protestantischen Bildung gewesen, durch welche jenes katholische Götzenthum aus Sachsen wieder verbannt worden sey. Diese Tendenz herrscht nun auch schon in Postels Epos. Nur daß der Protestantismus hier gänzlich durch Humanismus ersetzt und das ganze Gedicht von classischen Erinnerungen durchdrungen ist.

Das Epos hebt an: Wer teutsche Geister hegt im innern Schrein der Brust, wem nur eine Ader schlägt nach sächsischem Geblüt, derselbige befindt des Deutschen Hermann Geist im großen Wittekind. Der Held wird als ein Ideal der Mannhaftigkeit etwas tabellarisch beschrieben. Zu den glänzenden Beschreibungen gehört ein Pferderennen, und das Niederschlagen eines Waldes, um Schiffe zu bauen. Nach dem Verlust einer großen Schlacht muß Wittekind zur See flüchten, leidet Schiffbruch und wird unfern der Alhambra an den Strand geworfen, wie Odysseus. Auch eine schöne Nausikaa ist bald bei der Hand, denn Fatime, die Tochter des König Belis von Granada, ist mit ihren Gespielinnen am Strande und nimmt ihn freundlich auf. Eben so der König, ihr Vater, dem er (wie Aeneas der Dido Trojas Fall) die gesammte Geschichte der Deutschen nach römischen Quellen erzählt. Der Wunderpalast

der Alhambra enthält (gegen alle muhamedanische Sitte) eine Unzahl antiker Bildwerke, unter denen der gekreuzigte Amor nach Ausonius in der Beschreibung die erste Stelle einnimmt. — Dann folgt eine lange Episode. Der Dichter ruft die Liebe an und gibt eine üppige Schilderung derselben. Die Natur wird als ein Tempel der Liebe angesehen. Wie alle Thiere, sogar die Pflanzen, sich gatten, wird in langer Scenerie dargestellt.

Wie wetzt der brünstge Stier mit unermüdtem Streichen
Der Hörner krumme Spitz an Klippen und an Eichen,
Es fliegt der Schwanz empor, das Auge wird verdreht,
Wann seiner Jo sich ein fremder Buhle näht.
Noch größere Wunder sind von Liebesgluth zu sehen,
Man sieht die Bäume selbst in Liebesbanden gehen.
Was windt den Epheu auf an einem Eichenstamm?

Ueberhaupt legt der Dichter den größten Werth auf Beschreibungen nach der Natur oder nach Gemälden und verräth darin die Manier des Brockes. Nach dieser bis zum Cynischen üppigen Einleitung führt uns der Dichter zu der Zauberinsel der Galiana, einer Urenkelin der Circe, und läßt hier einen andern sächsischen Flüchtling, den Adelvig, landen und verführt werden. Wie die sächsischen Helden am Ufer die schönen Dienerinnen Galianens überraschen und diese kokett durch Dorn und Gestrüpp entfliehen, daß möglichst viel von ihren natürlichen Reizen entblößt wird, alles aber mit fröhlichem Bekanntwerden, Liebkosen und Umarmen endet, das wird hier, wie in der Luisiade des Camoens, nur in derb naiven Zügen geschildert. Unter anderm wird der afrikanische Teint einer Schönen mit Beispielen aus den Classikern entschuldigt. Adelvig selbst wird auf ausgesuchte Art von der Galiana verführt in einem völlig durchsichtigen Florkleide, aus grüner Seide und Gold wie aus Luft gewebt. Aber sein Gefährte Diepholo empfängt von einem Greise das berühmte Kraut Moly und löst damit die Bezauberung, so daß sie alle glücklich der gefährlichen Insel entkommen. — Unterdeß hat Belis ein großes Heer gesammelt und Wittekind zum Feldherrn desselben ernannt. Das Heer wird sehr weitläuftig beschrieben. Wir finden auch Amazonen dabei, von der schönen Alcinde von Antiopien geführt. Wittekind rächt an der Spitze dieses Heeres im Thal von Ronceval die Niederlage an der Hase. Hier bricht dies Gedicht ab. Nur die Wehmuth Wittekinds beim Anblick eines fränkischen Kindes, das ihm nach der Schlacht eine sterbende Mutter zum Schutz empfiehlt, damit deutsches Blut nicht zum Sclavendienst herabgewürdigt werden möchte, deutet uns an, der Dichter habe eine für beide Theile ehrenvolle Aussöhnung der beiden deutschen Stämme in Aussicht genommen. Diese kleine Episode auf dem Schlachtfeld ist rührend, wie auch so manche andere Schilderung, wenn auch in schlechten Alexandrinern und oft zu grobsinnlich, doch naturwahr und poetisch.

Der beste Roman des 17. Jahrhunderts ist der berühmte, 1854 durch A. von Keller in einer kritischen Ausgabe neu edirte, Abentheuerliche Simplicissimus, ein Werk von Christoph von Grimmelshausen, eines geb. Gelenhausers, der als straßburgischer Amtsschultheiß in Renchen 1676 starb. Vgl. über ihn Passow in den Blättern für lit. Unterhaltung 1843 Nr. 259—64. 1844 Nr. 119. 1847 Nr. 273. Kuhn in von der Hagens Germania IX. 86 f. Die erste Ausgabe des dicken Romans ist 1669 zu Mömpelgart gedruckt. Ihm folgten mehrfache andere und viele Fortsetzungen und Nachahmungen.

Simpler, auch Simplicius oder Simplicissimus von seiner Einfalt genannt, ist der uneheliche Sohn eines vornehmen Herrn und einer vornehmen Dame. Die letztere gebar ihn auf der Flucht mitten im Walde und starb, arme gemeine Bauersleute nahmen ihn zu sich und er wuchs mit dem Vieh wie ein Vieh auf, bis im dreißigjährigen Kriege fremde Soldaten das Dorf plünderten, die Männer erschlugen, die Weiber schändeten und er selbst nur eben das Leben davontrug. Da führt ihn sein guter Geist im Walde zu einem Einsiedler, der ihn, den er nicht kannte, der aber sein Vater war, ein Herr Sternfels von Fuchsheim. Derselbe hatte nach dem Tode seiner Geliebten, einer Schwester des schwedischen Gouverneurs von Hanau, des Herrn von Ramsay, der wilden Weltlust entsagt und war (als frommer Katholik) Einsiedler geworden. Von ihm nun wurde der junge Wildling zu gleicher Frömmigkeit erzogen. Aber aufs neue drang die wilde Soldateska in seine Nähe. Er wurde aus seiner Einsamkeit herausgerissen und schwamm nun auf den Wogen des Kriegs. Anfangs kam er gefangen nach Hanau, wo der Gouverneur, sein Großvater, ohne ihn zu kennen, von einer natürlichen Regung der Zärtlichkeit ergriffen, ihn zu seinem Pagen machte. Bald aber riß ihn der Troubel der Zeit wieder mit fort. Er geräth unter die verwildertsten Croaten. Da beginnt auch seine Bekanntschaft mit der Wunderwelt. Er sieht einmal den Hexen zu, wie sie zum Sabbath fahren, fährt mit, vernichtet aber den ganzen Höllenspuck durch den Namen Jesu. Obgleich nun von angebornem Adel des Leibes und der Seele, muß er immer tiefer in den Schlamm der Welt sinken und den Croaten als Narr in voller Narrenkleidung dienen, alle Laster des Lagers kennen lernen, Spielen, Saufen, Huren, Rauben und eine entsetzliche Gesinnungslosigkeit, da Jeder eben nur der Fortuna nachzieht und Fahne und Eidschwüre wie Kleider wechselt. Der Glaube an Gott ist in diesem angeblichen Religionskriege ganz abhanden gekommen. Man glaubt nur noch an die Sterne. Astrologie und Goldmacherei sind an die Stelle der Theologie getreten. Wie sich der Soldat das Paradies denkt, wird geistvoll als Wiederkehr der alten

heidnischen Walhalla ausgemalt. Die Soldaten hausen nämlich in einem Frauenkloster, welches Paradies heißt und lassen sich hier beim schwelgerischen Schmause von den Nonnen wie von Engeln (Walkyrien) bedienen.

Endlich ist Simpler herangereift genug, um selber Soldat werden zu können und das Erste, was ihm in diesem Stande auffällt, ist, daß die kriegerischen Deutschen, die in diesem Kriege einander in fremder Herren Namen zerfleischen, nicht lieber wie Ein Mann zusammenstehn! Die Soldaten unterhalten sich von einem „teutschen Helden", der da kommen werde, um dem kläglichen Religionsstreit ein Ende zu machen, einen allgemeinen Frieden zu gebieten und Deutschland zu einem „Schlaraffenlande" zu machen. Denn so viele Kräfte schlummern im deutschen Volke, daß man sie nur zu vereinigen brauche, um uns wieder zum ersten Volk der Welt zu machen. Aber mit diesem schönen Traum tritt die Wirklichkeit in grellen Contrast. Deutschland wird von seinen eigenen Kindern zerfleischt, verbrannt, verödet, und Simpler — macht mit, raubt, wird reich und hält sich sechs Maitressen zumal. Als er aber die Tochter eines höhern Officiers verführt, wird er gezwungen, sie zu heirathen. Er wendet sich aber wieder der Weltlust zu und macht in Frankreich als beau Allman großes Glück bei den Damen. Nach Deutschland zurückgekehrt findet er an Olivier einen tapfern, aber wüsten und verbrecherischen Gesellen, der an seiner Seite im Kampfe fällt und dem er seine reiche Beute abnimmt. Da erkennt er in einem elenden Bettler einen früheren Kameraden, den „Herzbruder" wieder und pflegt ihn bis an seinen Tod ehrlich. Jetzt erst findet er den alten Bauern wieder, der sein erster Pflegevater gewesen und erfährt von ihm, wer seine Mutter und sein Vater gewesen. Andere Bauern erzählen ihm vom berühmten Mummelsee im nahen Schwarzwald. Da geht er hin und die Wassergeister führen ihn unter den See und zeigen ihm ihr verborgnes Paradies. In einläßlichen Gesprächen erfährt er von dem Prinzen des Sees, die Wassergeister (wie alle Elben) seyen den Menschen zwar an Macht, aber doch nicht an Glück überlegen, weil sie keine Seele hätten und nicht selig werden könnten. Darum sey der ärmste und elendeste Mensch doch mehr als sie. Diese Worte machen den tiefsten Eindruck auf Simpler. Er erkennt, die Welt sey eine Delila, die den gläubigen Christen auf alle Art zu reizen und zu verführen trachte, und es komme nur darauf an, seinem lieben Gott ein treues Herz zu wahren. Das thut er, indem er feierlich von der Welt Abschied nimmt und wie sein Vater ein Einsiedler wird.

Der Dichter selbst nennt seinen Roman (im Vorbericht zum zweiten Buch) „ein dunkles Scherzgedicht, das Geschichtsweise etlichermaßen erzehlet und vorstellet das Begehen des dreißigjährigen Kriegswesens und derer im Schwang gehenden Lastern" ꝛc. Es ist in sehr rauher Sprache

geschrieben und stellenweise zu lehrhaft breit. Aber in dieser rauhen Schale verbirgt sich ein Kern so herrlicher Poesie, daß wir ihm im ganzen Jahrhundert nichts Schöneres an die Seite zu setzen haben. Ein tiefer religiöser und zwar katholischer Ernst trägt das ganze Gedicht. Die uralte heidnische Volkspoesie ragt mächtig in dasselbe hinein und schlägt alles, was aus der damaligen Mode der Renaissance sich eindrängt, siegreich zurück. Zugleich katholisch und durch und durch volksthümlich vermittelt dieser Roman, wie kein anderer, die ritterliche Poesie unseres Mittelalters mit der späteren Romantik. Er steht daher außerhalb und hoch erhaben über der gesammen Poesie der Renaissance.

Der Roman machte ungeheures Glück und wurde nicht nur oft wieder aufgelegt, sondern auch fortgesetzt und nachgeahmt. An ihn reiht sich daher eine ganze s. g. simplicianische Litteratur an. Vgl. über sie Jördens II. 428 f. und v. Keller, Simplicissimus am Schluß des 2. Bandes. Grimmelshausen selbst schrieb noch eine Menge Romane und Humoresken, von denen einige sogar dem Simplicissimus schon vorhergingen.

Dem letztern am nächsten steht sein „Springinsfeld“, die Geschichte eines Landstörzers und Bettlers, der wie Simpler im 30jährigen Kriege alles durchmachte.

In die schauerlichste Noth kam der Held in der Gegend von Bahlingen im Schwarzwald, wo er in der ganz ausgebrannten Gegend von hungrigen Wölfen verfolgt auf das Dach eines Hauses flüchten mußte und von ihnen belagert fast verschmachtete, bis Hilfe kam. Unter den übrigen Figuren dieses Romans zeichnet sich der kurbayerische Oberst Lumpus und des Springinsfeld Beischläferin, die Leyrerin, mit ihrem unsichtbar machenden Zeisigneſt aus.

Fortsetzung davon ist „das simplicianische Vogelnest“.

Nach der Leyrerin Tode bemächtigt sich der Held dieses kleinen Romans des Nestes und bedient sich desselben, um unsichtbar aus fremder Leute Schüsseln zu essen und Krügen zu trinken, auch zu stehlen und allerlei Spuck zu treiben. So reitet er einmal unsichtbar das allein sichtbare Pferd eines Andern, der es gerne haschen möchte und nicht kann. Doch wie Simpler ist er gutherzig und ein frommer Katholik. Als einmal ein Calvinist die h. Jungfrau Maria lästert, schlägt er ihn mit einer furchtbaren unsichtbaren Ohrfeige zu Boden. Indem er einmal ein Bauernweib die Käse, die sie zu Markt bringen soll, vorher mit

ihrem eignen Wasser einsalzen sieht, setzt er sie gelind in einen Haufen Nesseln hinein. Indem er zusieht, wie Einer eine Frau verführt, hebt er ihn plötzlich aus dem Bett und wirft ihn auf den Mist. Da er aber selber einmal eine Jungfrau verführt, erkennt er, daß er nicht berufen sey, Andere zu richten, bereut dies, wirft das Nest weg und läßt seine Bestandtheile von Ameisen verschleppen, daß es niemand mehr mißbrauchen kann.

Hieran reiht sich zunächst: „Trutz-Simpler oder wunderseltsame Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin und Landstörzerin Courage."

Schon im Simplicissimus ist dieser merkwürdigen Amazone gedacht. Als Zigeunermutter leitet sie die Verführung des Simpler durch ein allerliebstes Zigeunermädchen ein. Simpler ist voll Ungeziefer, das kann er nur durch eine Salbe loswerden, aber nur, wenn er sich nackt von der jungen Zigeunerin salben läßt. — Derselben alten Courage Jugend wird nun hier erzählt. Sie ist das uneheliche Kind eines böhmischen Edelmanns und heißt Libuschka. Als 1620 die Bayern Prag einnehmen, verkleidet sie sich als Knabe und dient einem Rittmeister, ohne erkannt zu werden; ja sie weiß sich durch ihre Bravour nicht wenig in Ansehen zu setzen. Als ihr aber einmal Einer bei einer Rauferei nach den Beinkleidern greift, verräth er ihr Geschlecht. Sie schlägt ihn zwar im Zorn zu Boden, muß nun aber doch dem Rittmeister bekennen und wird seine Geliebte. Weil sie naiv gesagt hatte „er hat mir nach der Courage gegriffen", empfängt sie den Namen Courage und muß ihn behalten. Ihr Rittmeister fällt in Ungarn, sie lebt eine Zeitlang als ehrbare Wittwe, läßt sich aber von ihrer Wirthin zu einem schändlichen Leben verführen und flüchtet endlich vor der Polizei. Unterwegs wird sie von elf Mannsfeldischen Reitern geschändet, aber von einem Hauptmann gerettet und geheirathet. Als auch dieser in der Schlacht bei Wiesloch gefallen, bleibt sie auf eigne Hand bei dem kaiserlichen Heere und hält sich als Amazone so tapfer, daß sie mehrere feindliche Officiere nach einander gefangen nimmt. Ein Lieutenant heirathet sie, wird aber von ihr durchgeprügelt, als er sich die Herrschaft anmaßen will, und entflieht. Sie lebt wieder als scheinheilige Wittwe, zieht dann aber nochmals in den Krieg und hat das Unglück, von einem Major gefangen zu werden, den sie früher gefangen gehabt hatte. Dieser rächt sich nun, indem er sie entkleidet dem schändlichsten Muthwillen der Soldadeska preis gibt. Ein dänischer Rittmeister erlöst sie und schickt sie auf sein Schloß, aber ihre Mutter schickt sie nach Deutschland zurück. Hier heirathet sie einen Musquetier, der aber standrechtlich erschossen wird, nachdem er einem Corporal nicht hatte gestatten wollen, bei seiner Frau zu schlafen. Sie folgt dann einem Marquetender mit Altringers Heer nach Italien, wird wegen einer Untreue durch eine künstlich erzeugte Windcholik bestraft, kauft einen kleinen Teufel im Glase, be-

geht mehrere Diebstähle, heirathet einen Hauptmann, verliert ihn wieder, lebt wieder als scheinheilige Wittwe, wird wegen ihrer Lüderlichkeit verbannt, heirathet wieder einen Musquetier, treibt Tabakhandel, geht endlich unter die Zigeuner und hilft ihnen herumlungern und stehlen.

In diesen Kreis gehört ferner die kleine Novelle „der stolze Melcher", wiederabgedruckt in v. Bülows Novellenbuch III. Nr. 4.

Ein junger Bauer besinnt sich, ob er nicht Soldat werden soll. Da kommen drei Soldaten aus dem Kriege heim, darunter der stolze Melcher, ein Bauernsohn aus demselben Dorf, der früher ein Schuldenmacher und ausbündig lüderlich, jetzt krank, elend und bettelarm heimkehrt. Seine Mutter schilt ihn aus, sein Vater will ihn gar nicht aufnehmen, bis Junker und Pfarrer und des Sohnes jämmerliche Klage sie zum Mitleid bewegen.

Der Soldatenstand ist hier mit gar zu schwarzen Farben gemalt, die Grundansicht philisterhaft. Aber die Bauernfamilie ist höchst wahr und lebendig bezeichnet. Man hat hier ein Vorbild der Romane des Bitzius.

Grimmelshausen schrieb einen „keuschen Joseph", „Dietwald und Amelinde, Proximus und Lympida", Romane im gewöhnlichen Styl und die erstern wohl früher als den Simpler selbst.

Die „Seltzame Traumgeschichte von Dir und mir", vielleicht schon von 1660 herrührend (vgl. v. Keller II. 1175), ist ein humoristisches Traumgesicht mit einer echt simplicianischen Beschreibung der weiten Hosen, in die ein Schornsteinfegerjunge bequem hineinkriechen könne, und andere Modenarrheiten, so wie eines Prahlers, der überall war und alles weiß und kann, der z. B. sagt: das Französische, Spanische, Italienische ist so kinderleicht, daß es in Paris, Madrid und Florenz schon die kleinsten Kinder verstehen 2c. — Mehr Erfindung herrscht in einem andern Traumgesicht Grimmelshausens, in des „Pilgram von Hohenwandern Reise in den Mond". Hier kommt er in den Mond, in dessen Bewohnern er dieselben Laster und Thorheiten findet, wie auf der Erde. Ergötzlich ist der Schluß. Er wird mit einer Mondbewohnerin vertraut, aber ein Eifersüchtiger ertappt ihn und nöthigt ihn zum Fenster hinauszuspringen. Da fällt er auf die Erde herab und sanft in sein Bett hinein, in dem er wieder erwacht.

Des Grimmelshausens „teutscher Michel" ist blos eine patriotische Abhandlung über die Vorzüge der deutschen Sprache vor jeder andern, und eine Warnung vor der fremden Mode und vor den „Teutschverderbern." — Weiter schrieb Grimmelshausen noch „Schwarz und Weiß oder der satirische Pilgram", Renchener Mühlenordnung, einen ewig währenden Calender, Rathsübel Plutonis, die verkehrte Welt, ein Galgenmännlein ꝛc. — Im Jahr 1665 erschien zu Hanau „Don Jro oder Hoheit, Glückseligkeit ꝛc. beim Bettelleben von Hätt-gern." — Die rationis status anatomia, 1678 ist eine Satire auf die Statistischen, d. h. Richter und Beamte aller Art, der Anatom secirt die Leichen des Staats und findet im Herzen alles faul, schlecht, bösartig, in der Zunge nur Falschheit, Schmeichelei, Lästerung, Lüge ꝛc., im Auge nur Verblendung, Neid, Geilheit ꝛc.

Schelmuffsky wahrhaftige curiose und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und Land ist eine Satire (vom Jahr 1696) auf die abentheuerlichen Romane jener Zeit.

Schelmuffsky ist ein Handwerksbursch, der nie weit gekommen ist, den Leuten aber vorlügt, er habe weite Reisen gemacht und überall den Helden und Liebling aller Damen gespielt. Das Ganze ist ein rohes und gemeines Machwerk, worin aber wenige einzelne Züge von Rabelaisschem Geiste vorkommen. Der Styl ist eckelhaft. Immer das dritte Wort ist „der Tebelhohlmer", oder „O Sappermint!" oder „brav Kerl". Das ist nun allerdings der Styl eines besoffenen und ganz gemeinen Handwerksburschen, aber auf die Länge eines Buchs ausgedehnt wird derselbe unerträglich. In der Reiseschilderung selbst herrscht erstaunlich wenig Phantasie. Der Held treibt sich überall nur in Wirthshäusern, bei Gelagen, in Raufhändeln und bei galanten Damen herum. Bald duellirt er sich, bald empfängt er Ohrfeigen und rauft sich. Bald ist er Gast und Liebling in einem Palaste, bald hat er im Spital die Krätze. Bei einer Hochzeit betrinkt er sich und speit der Braut, neben der er sitzt, in den Busen. Beim Großmogul verunreinigt er das Bette ꝛc. Aber die Einleitung der Erzählung ist genial. Der Held schildert wie er geboren worden sey, mit allen Nebenumständen, wie es Sterne im Tristram Shandy nicht besser gethan hat, ja, wie es mir scheint, mit noch mehr ächtem Humor.

Der edle Finkenritter (vgl. Görres Volksbücher S. 180. Reicharts Romanbibl. XVI. 64), gehört zu der burlesken Gattung, wie Markolfus, Eulenspiegel, das Lalenbuch, und ist gewissermaßen das Vorbild der berühmten Schwänke von Münchhausen.

Es enthält nämlich die lügenhaften Abentheuer, die Herr Polycarp von

Kirrlarissa, genannt der Finkenritter, dritthalb hundert Jahre vor seiner Geburt auf Fahrten durch alle Länder bestanden. Wie Lucian in seinen Lügengeschichten, so häuft der Verfasser auch hier lauter lustigen Unsinn zusammen, ohne bestimmte satirische Absicht, rein aus humoristischer Lust. Die Späße kommen und verschwinden wie die Bratwürste, mit denen der Teufel den Weg des Ritters vorn pflastern und die er hinter ihm wieder aufessen muß. Indem der Ritter Gras mäht, haut er sich aus Versehen selber den Kopf ab, der von ihm fliegt und dem er überall nachläuft ꝛc. Er kommt in die verkehrte Welt, wo der Hase die Hunde jagt, das Schaf die Wölfe hütet ꝛc.

Görres glaubt, das Buch sey nicht älter als der dreißigjährige Krieg, indem sein Ton der damaligen Soldatenprahlerei entspreche.

Achtes Buch.

Die Herrschaft des französischen Geschmacks.

1.

Die Rococozeit.

Was zwischen der zweiten schlesischen Schule und Klopstock liegt, kann man mit dem Rococoharakter bezeichnen. Das ist der leichte, tändelnde, galante, wollüstige und seelenlose Geschmack, wie er unter Ludwig XV. in Frankreich herrschend wurde, nachdem man sich dort der heroischen Grandezza des siècle de Louis XIV. entledigt hatte. Es war der Uebergang von der Allongeperücke und vom großen spanischen Degen zu Puder und Zopf und zum kleinen dünnen Galanteriedegen, vom schweren goldenen Prunkbecher zur chinesischen Porzellanvase.

Ohne Zweifel bedurfte man der Erleichterung, der frühere Geschmack lag wie der bleierne Mantel der Verdammten in Dantes Hölle auf den Seelen. Die Deutschen waren zwar noch nicht so tief gesunken, daß sie um jeden Preis und unter allen Umständen die Affen der Franzosen hätten werden müssen. Wenn sie aber in jener Rococozeit unter der Leitung ihres damaligen Großschulmeisters Gottsched ausschließlich solche Affen wurden und nichts mehr gelten lassen wollten, als den neuesten französischen Geschmack, so entschuldigt sie einigermaßen das wirklich dringende Bedürfniß, aus den spanischen Stiefeln ihres bisherigen Geschmackes herauszukommen und freien leichten Fußes in dünnen Schuhen zu gehn.

Man versteht die damalige deutsche Literatur nicht recht, wenn man die französische nicht kennt. In Frankreich selbst ließ die Muse der Renaissance Helm, Schild und Speer und ein Stück vom Harnisch nach dem andern fallen, um zuletzt als leichtgekleidete üppige Soubrette dazustehen. Die steifen Staats- und Liebesgeschichten, die mit den Amadisromanen aus Spanien gekommen waren, und in denen noch immer eine heroische Tugendpruderie vorgewaltet hatte, machten den leichtfertigen Memoiren Platz, in denen die Lüderlichkeit des französischen Hofes sich immer naiver und ungenirter abspiegelt. Das wirkte denn auch in Deutschland fort. Schon 1670 erschien „etlicher hoher Standespersonen Liebesgeschichte durch den Vorwitzigen", darin die Liebeshändel Ludwigs XIV. (mit der Lavaliere) und der Königin Christine (mit Monaldeschi) und andere abgeschildert wurden. Aber auch die lyrische Poesie stimmte sich in Frankreich immer satiresker. Die Lebensweisheit und Lebenslust der Höflinge suchte ihre Muster in Horaz und Anakreon. Höfisch, unsittlich und feige war diese französische Lyrik doch liebenswürdig und hinter dem Satyr vermißt man fast nie die Grazien.

Die allmächtige französische Mode wirkte nun auch auf Deutschland ein, um endlich die Alexandriner und die steife Gratulationspoesie zu verdrängen und unter den Reifrock mit mehr oder weniger frivoler Lust die natürlichen Füßchen hervorzustrecken. Der Uebergang geschah aber nur sehr allmählig.

Christian Wernike trat in seinen „Ueberschriften" (Epigrammen), jedoch noch nicht in der ersten Auflage 1697, sondern erst in den späteren, zu Hamburg mit ungemeiner Selbstgefälligkeit dem Geschmack der zweiten schlesischen Schule entgegen, bezeichnete die Unnatur und den Schwulst derselben aufs treffendste und machte der schon mit Opitz aufgekommenen Koketterie mit malenden Beiwörtern und monströsen Metaphern ein Ende.*) Vergebens suchten Hunold und Postel die Ehre der gefeierten Schlesier zu retten. Wernike hatte den französischen Geschmack für sich. Aber indem er den Deutschen statt des geistlosen Wortschwalls Geist

*) Die Unnatur Lohensteins bewies er namentlich aus den frechen und zotenhaften Worten, die er dem zwölfjährigen ganz unschuldigen Ambre im Ibrahim in den Mund legt, und den metaphorischen Schwulst Hoffmannswaldaus in dessen Schilderung der Brüste „Zinnober krönte Milch auf weißen Zuckerballen."

in schlichten Worten und natürlicher Ausdrucksweise empfahl, wog er selber den Geist in so kleinen Portionen ab, daß man ihn mit dem Vergrößerungsglase suchen mußte, und dann freute er sich und drückte die Bewunderung seiner selbst in unsäglich eiteln Anmerkungen aus.

Für das beste seiner Epigramme erklärte er das auf Antonius und Cleopatra:

Es wählen in der Angst und in der letzten Noth
Cleopatra das Grab, Antonius den Tod.
Es liest Verzweiflung hier ein seltsam Urtheil ab:
Der schlägt sich selbsten todt, die trägt sich selbst ins Grab.

Das soll nun geistreich seyn. Eben so ein Epigramm auf die Chloris, worin es heißt, ihre Augen seyen Aetna und Nil zugleich, wie sie flammen und wie sie weinen. Das hätte Hoffmannswaldau auch sagen können. Wernike liebt das Spitzfindige. Einen Hahnrei nennt er einen Pfalzgrafen, weil dieser das Recht hätte, uneheliche Kinder zu legitimiren. Von einem Andern, der etwas kindisch ist, sagt er: deine Kinder gleichen zwar dir nicht, aber du ihnen. Die Antithesensucht geht bei Wernike bis ins Eckelhafte. So sagt er von der Tullia:

Des Ehmanns blutig Herz in Vaters Herze steckte,
Und liegend unter dem, sie über diesen führ.

Und von der Portia:

Sie isset Feuer, weil er aus dem Lethe Wasser trinkt.

Und von Cimons Tochter, die ihren Vater im Gefängniß säugt:

Sie empfindt mit Zittern gleiche Lust
Indem sie dich erhält, als wie du sie gezeugt.

Auch geniert sich der galante Dichter nicht, die pöbelhaftesten Zoten vorzutragen, z. B. im Urtheil des Paris.

Den Epigrammen hat Wernike einige heitere und leichte Schäfergedichte beigefügt. Sehr versündigt hat er sich aber durch sein Pasquill „Hans Sachs", worin er diesen Dichter als Herrscher im Reiche der Dummheit den Stelpo (Postel) zu seinem Nachfolger einweihen läßt. Postel schrieb seinerseits gegen Wernike den „thörichten Pritschmeister 1704".

Benjamin Neukirch, ein Schlesier, riß sich von Hofmannswaldaus Schule los, um zu der leichtern französischen Manier überzugehen, weshalb ihn später Gottsched in besondern Schutz nahm. Neukirch beging

die fabelhafte Geschmacklosigkeit, Fenelons prosaischen Telemach in einer Prachtausgabe mit Kupfern metrisch zu übersetzen.

Neukirchs poetische Briefe sind dem Boileau nachgeahmt. Besser sind seine Satiren wider die Wollust, Ehrsucht, den Geiz rc. aber ohne poetischen Werth. Nur die Satiren auf die Kinderzucht und auf die Trägheit sind auszuzeichnen, weil sie die damalige Corruption von „Klein Paris" sehr anschaulich machen. *Dorilis*, eine Leipziger Jungemagd in höherer Potenz, die durch Koketterie einen reichen Mann gewinnt, um nachher sein Geld zu verthun, ist ein sehr gelungenes Genrebild.

Der Freiherr von Canitz († 1699) machte in seiner Jugend viele Reisen und diente dem Kurfürsten von Brandenburg im Feld und als Gesandter, wobei er sich die feinste Bildung des damaligen Europa aneignete. Dies führte ihn denn auch dahin, den Geschmack der zweiten schlesischen Schule bald abgeschmackt zu finden, und die Weitschweifigkeit durch Kürze, den pathetischen Schwulst durch einfache Natürlichkeit zu ersetzen. Er nahm sich deshalb den Franzosen Boileau und dessen noch älteres Vorbild, den Horaz zum Muster.

Wie gewandt seine Sprache ist, zeigt ein galantes Gedicht, das er 1696 für zwei junge Damen schrieb, die ihm an seinem Putz geholfen hatten.

Vergönnt mir, Schönsten, daß ich mag
Durch diesen Brief die Hände küssen,
Die gestern einen ganzen Tag
Zu meinem Dienst sich regen müssen,
Und daß ich meine Dankbarkeit,
Zu der ich euch verbunden lebe,
Bei dieser frühen Morgenzeit
Gehorsamst zu erkennen gebe.

Gut ist seine Satire auf die geistlosen Poeten seiner Zeit, dagegen die berühmte Ode auf seine verstorbene Gattin Doris verkünstelt und langweilig. Ueberhaupt ist er nicht durch seine Werke, nur durch die Richtung, die er andern gab, bemerkenswerth.

An Hofmannswaldau erinnert immer noch von Bostel, dessen „poetische Nebenwerke" zu Hamburg 1708 erschienen. Sie geben sich für gelenkig und sind doch noch sehr steif.

Sie enthalten in gewohnter Weise geschraubte Andachten, Hochzeits-, Trauer- und Ehrengedichte, dann verliebte Gedichte.

Galante Fuscie,
Dein höfliches Geschicke
Zeucht meinen lüstern Sinn
Durch tausend angenehme Blicke
Zu etwas Süßes hin rc.

In dieser steifen Affectation der Leichtigkeit bewegt sich der seichte Poet durchgängig. Das witzigste Gedicht ist das, worin er einen Floh seiner Geliebten beneidet, nach dem Lateinischen. Eingestreut sind einige plattdeutsche Gedichte, theils im Volksliederton, theils in Alexandrinern, leider nicht blos in der Sprache, sondern auch in den Gedanken platt.

So auch Daniel Schönemann, ein Berliner Poet im Anfang des 18. Jahrhunderts, von dem Hofmannswaldau VII. 54 sagt, er halte ganze Predigten in Versen und pflastere alle Gassen Berlins mit Reimen.

Unter seinen Reimereien in den geistlosesten Alexandrinern steht ein Leiden Christi oben an, dann eine Klage über die Katholisirung der Stadt Thorn. Bei jeder Gelegenheit ließ er seinen Zorn an den Katholiken aus. Seine Predigt zur Hubertsburger Friedensfeier wurde 1762 gedruckt und ist ganz in Versen. Vgl. Hagen, Germania VI. 111 f.

Ergötzlich sind die „poetischen Rosen" der kaiserlich gekrönten Poetin, Jungfer Sidonie Hedwig Zäunemann, Erfurt 1738.

Die Poetin sieht aus dem Titelkupfer als ein lustiges junges Mädchen gar naiv heraus, aber ihre Rosen, die fast nichts als Gratulationspoesie enthalten, deuten auf ein dornenvolles Leben. Ihre Verse fließen leicht.

Aus Augustus tapfern Lenden
Kommt nun jetzt des Landes Glück.
Nach dem Leide
Folgt die Freude
Und ein heller Sonnenblick
Schaut zurück.
Auf Charlottens hohen Händen
Schlummert sanft des Landes Glück.

Sie genoß besonders am Hofe zu Weimar Almosen, wofür sie sich immer sehr liebreich bedankt. Man muthete ihr dort aber auch das Aeußerste zu, nämlich Verse für einen Becher zu machen, auf dem ein höchst unzüchtiges Jagdbild dargestellt war (S. 558), aus welcher Verlegenheit sich die sittsame Jungfrau noch gut genug herauszog. — Ein originelles Denkmal der Zeit ist

ihr „Ilmenauisches Bergwerk“, welches sie aus Anlaß eines fürstlichen Besuchs treu in der Bergmannssprache besang. Auch erzählt sie einen Schwank ganz in der Manier der contes de Lafontaine, aber nach einer wirklichen Begebenheit.

Ein Geiziger läßt durch seine schöne Frau einen reichen Cavalier zu einem Rendezvous locken, in der Absicht, ihn zu überfallen und ihm außer der Kaufsumme, die er gleich mitbringen muß, noch eine große Summe Geldes abzubringen, und versteckt sich unter dem Bette. Der Cavalier kommt, legt das Geld hin, zieht aber ein paar Pistolen heraus und schreckt dadurch den Mann unter dem Bett ab, daß er nicht muckst, indeß der Cavalier die Frau liebkost. Nachher aber sieht der Cavalier unter das Bette, erklärt, eine solche Belauschung sey gegen den Vertrag, nimmt sein Geld wieder und geht fort.

Heräus, Inspektor der k. k. Antiquitäten, gab 1721 deutsche und lateinische Gedichte heraus, welche ausschließlich für Festivitäten Kaiser Karls VI. und seines Hauses geschrieben wurden, Gratulationen, Condolenzen, vorzugsweise aber Programme für Festspiele, Anordnung von Illuminationen, Ausschmückung großer Gebäude und Räume, mit Allegorien und Inschriften, und so viele allegorische Darstellungen und Inschriften für Medaillen, daß die Hälfte des Werkes der Beschreibung eines Münzcabinets gleicht. Die deutschen Gedichte sind alle in steifen Alexandrinern geschrieben und bewegen sich im gravitätischen Menuetschritt damaliger Höflinge. Merkwürdig ist seine Ansprache an Kaiser Karl VI. in deutschen Hexametern, von denen er selbst sagt:

Gönne der eifrigen Pflicht dies nimmer gesehene Dichten
Von nicht gesehenem Ruhm, welchen dein Adler erhält.

Zu ihm gehört ein eben so längst vergessener Dichter, Conlin, Canonicus in Augsburg, welcher in demselben Jahr 1721 „die Thaten Karls VI.“, d. h. eine Beschreibung des spanischen Erbfolgekrieges herausgab. Das Gedicht, in wahrhaft gräßlichen Knittelversen, ist nur kurz, desto länger aber der Commentar dazu in Prosa, der eine Menge für die Sittengeschichte der Zeit höchst schätzbare Einzelnheiten enthält. Auch der gleichzeitige nordische Krieg wird beschrieben. Um eine Probe der Verse zu geben, stehe hier, was der Dichter von Karl XII. sagt:

Carolus, ein Kron der Helden,
Schweden Zier, ein Krieges-Blitz,
Von dem d' Welt nur Sieg wurd melden,
Wann Maaß g'habt hätt seine Hitz.

Conlin schrieb auch ein halb satirisches Lehrgedicht „der christliche Weltweise beweint die Thorheit von 50 Närrinnen“ (Augsburg 1710), worin alle Arten böser und unartiger Weiber aufgezählt werden, und „die glückliche Narrenkur“ 1724.

In Caspar Abels satirischen Gedichten, Quedlinburg 1714, finden sich außer Uebersetzungen aus Boileau und Horaz nur wenige eigene Sachen, darunter aber eine recht aus dem Leben kommende Schilderung der Noth, in welcher sich die armen protestantischen Pastoren gegenüber ihren weltlichen Patronen befanden, wenn sie, bei zahlreicher Familie und ärmlicher Besoldung, sich von rohen Junkern und geizigen Vorständen die niederträchtigste Behandlung mußten gefallen lassen.

L. E. von Faramond (Schütz) schrieb 1731 „das Reich der Eitelkeit und Thorheit“, eine satirische Schilderung der wirklichen Welt, angeblich aber eines fernen und wunderbaren Reichs, das er in einer Traumwelt kennen gelernt haben will, langweilig und ohne Geist.

Johann Simon Buchka schrieb 1731 zu Leipzig eine Satire „Muffel, der neue Heilige“, worin er die Frömmelei verhöhnte, die er aber später zurücknahm und durch „evangelische Bußthränen“ wieder gut zu machen suchte.

Eine sehr mittelmäßige Satire ist der Banquerotier von Marforio, von 1737, gedruckt in Frankfurt, Leipzig und Berlin. Obgleich sie offenbar vom Zorn diktirt und von einem geschrieben ist, den die Blutegel gesogen haben, so ist doch die Sprache zu rauh und grob.

Karl Sigmund von Kottwitz schrieb (Leipzig und Breslau 1739) moralische Gedichte und Uebersetzungen aus dem Französischen, ganz trivial und ohne Geist.

Die zu Berlin 1751 gedruckten deutschen Gedichte von Joh. Victor Krause enthalten außer gemeinen Hochzeits-, Condolenz- und Gratulationsgedichten viele Lobpreisungen des großen Friedrichs und seiner Siege, aber ohne Geist. Noch schwächer sind der Maria Christiana Kochin poetische Gedanken, Gießen 1747, alles nur Gelegenheitsgedichte. Auch Lindner preist in seinen deutschen Gedichten, Breslau 1743 außer dem großen Friedrich in geistlosen Versen nur sein geliebtes Hirschberger Thal.

Nur als Gottscheds Lehrer ist Pietsch, Professor in Königsberg

(† 1733) einigermaßen bemerkenswerth. Gottsched gab dessen Gedichte schon 1725 mit Vorrede und eigenen poetischen Nachträgen heraus.

Pietsch besang Kaiser Karl VI., den Prinzen Eugen, den ersten und den zweiten König von Preußen und andere Gönner in schon viel gewandteren Alexandrinern, als die der zweiten schlesischen Schule zu seyn pflegten, aber ohne Geist. Außer magern Leichen- und Hochzeitsgedichten folgt nur noch ein längeres Lobgedicht Gottscheds auf Peter den Großen, vorhersagend die Macht und Größe Rußlands, das beste der ganzen Sammlung.

Johann Christoph Gottsched, geb. 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg in Preußen, Professor der Philosophie und Dichtkunst in Leipzig († 1766), war eine zeitlang der verehrteste und gefürchtetste Literat in Deutschland, Gesetzgeber und Tyrann des Geschmacks, und hierin wesentlich unterstützt durch seine gleichfalls schriftstellernde und geistig sehr regsame Gattin, Louise Adelgunde Victoria, geb. Kulmus.

Gottsched trat 1727 an die Spitze der Leipziger deutschen Gesellschaft, die seit 1730 ihre „eigenen Schriften und Uebersetzungen" herausgab. Er selbst gab seit 1732 die „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache", und seit 1754 „das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" heraus, kritische Zeitschriften, in denen er seinen Geschmack dictatorisch geltend machte, alles lobend, was ihm zusagte, alles verdammend, was nicht. Wahres Verdienst erwarb er sich als Literarhistoriker durch seinen „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst", (1757), ein Verzeichniß aller ihm bekannten älteren Fastnachtsspiele, Mysterien, Singspiele, Comödien und Tragödien der Deutschen, ein noch jetzt unschätzbares Quellenwerk.

Die zeitweise Dictatur in der deutschen Literatur erlangte er aber nur dadurch, daß er den damaligen französischen Geschmack, zu dem ohnehin alles hinneigte, zum Gesetz erhob und in ein System brachte. Er schrieb eine deutsche Dichtkunst, Redekunst und Sprachkunst. Die erstere war die wichtigste. Auf dem Titelblatt bringt Merkur vom Olymp herab den unten versammelten Dichtern ein Exemplar des Horaz. Im Uebrigen nimmt Gottsched alle Grundsätze des Franzosen Batteaux an, welche ziemlich die der Poetik des Aristoteles sind, d. h. Dichtkunst ist Nachahmung der Natur unter vorgeschriebenen Formen. Nun ist aber die Ausführung im vollsten Widerspruch mit dem Princip, denn Gottscheds Lehre ist die

der ausgesprochensten Unnatur. Im 17. Jahrhundert wird dem deutschen Volksstamme zugemuthet, der eigenen Natur, wie der eigenen Geschichte zu entsagen, alle sprachliche und poetische Ausbildung der Vergangenheit zu vergessen, und eine ganz neue Poesie ausschließlich nach dem Muster der Franzosen anzufangen.

Um nun den französischen Geschmack in Deutschland auszubreiten, übersetzte Gottsched Bayles großes Lexicon (mit sehr schätzenswerthen gelehrten Zusätzen), eine Menge der sogenannten classischen Tragödien und Comödien von Corneille, Racine, Voltaire, Moliere, Destouches &c. in der „Deutschen Schaubühne, in 6 Theilen, Leipzig 1746—50.“ Ferner Batteaux im Auszug, und Fontenelles Gespräche.

Auf das Theater legte Gottsched besonders großen Werth, als Mittel der Geschmacksbildung. Man kann nun nicht leugnen, daß er sich ein Verdienst erwarb, indem er eine feinere und anständigere Sitte auf der deutschen Bühne einzuführen trachtete, im Gegensatz gegen die außerordentliche Rohheit der damaligen herumziehenden Truppen, ihre Spectakelstücke und unflätigen Possen. Insoferne erscheint es gerechtfertigt, daß er in Gemeinschaft mit der berühmten Schauspielerin Nauber öffentlich zu Leipzig 1737 den alten deutschen Hanswurst verbrannte. Er sah in ihm nicht mehr den Träger echt deutschen Volkshumors, sondern nur den Topf, in den jeder Unflath hineingeworfen wurde, um wieder von der Bühne aus herauszusprudeln.

Gottscheds einziges von ihm selbst geschriebenes Trauerspiel Cato ist nur eine Bearbeitung des gleichen Stücks von Addison. Seine Gedichte sind sehr schwach und unbedeutend. Sie erschienen 1736 und vermehrt 1751.

Bisweilen ist er so naiv, anstatt wirklich etwas zu erfinden, nur die Qual zu schildern, die es ihm gemacht, nichts erfinden zu können. So Theil I. 73 beginnt er eine Ode auf das hochfürstliche Schwarzburgische Beilager 1728:

Kann, Durchlauchter, ein Gedichte
Deiner Freude dienstbar seyn:
O so stellt dies Blatt sich ein,
Hofft ein gnädig Angesichte.
Eifer, Treue, Schuld und Lust
Wollen um den Vorzug streiten,
Wem das Rühren meiner Seyten,
Wem ein Wunschlied mehr bewußt.

Kann euch denn kein Seufzer regen,
Harte Musen! Säumt ihr noch?
Haßt ihr mich, so helft mir doch
Des vermählten Paares wegen.
Hundert andern helft ihr ein,
Tausend Dichter lehrt ihr singen;
Ey so laßts auch mir gelingen,
Dieser Lust ein Lied zu weihn.

Halt! ich fühle Geist und Triebe,
Theurer Prinz! Der Musen Kraft
Schenkt mir Witz und Wissenschaft,
Blos zum Lobe deiner Liebe.
Hochbeglücktes Freudenfest!
Phöbus stimmt mir selbst die Leyer,
Da er mir zur Hochzeitfeyer,
Reim und Wunsch gerathen läßt.

Dieses Gedicht ist maßgebend für das poetische Genie Gottscheds. Gottsched besingt fast alle deutschen Fürsten seiner Zeit, schickt allen seine Bücher zu, stellt sich schweifwedelnd bei allen hohen Geburts-, Hochzeits- und Trauerfällen ein. Damals regierte in Sachsen der berüchtigte starke August, der das arme Land aufs furchtbarste aussog und die scandalöseste Lüderlichkeit zur Schau trug. Das alles hindert Gottsched nicht, ihn als den Vater des Vaterlandes anzuposaunen und ihn mit dem römischen August zu vergleichen.

Ueber die ungeheuren Erpressungen und Verschwendungen des Königs August äußert sich Gottsched:

Mein König war auch hierin groß,
Er nahm Tribut, um mehr zu geben.
Denn pflegt die Sonne gleich viel Dünste zu erheben,
Und dörrt sie oft des Tellus Schooß,
So tränkt sie bald den Grund zu desto reicherem Segen,
Durch kühlen Thau und warmen Regen.

Besonders oft besingt Gottsched das habsburgische Haus, Kaiser Karl VI., Maria Theresia, die Geburt Josephs II. &c. Dabei verfehlt er nicht, ruhmredig zu berichten, wie er vor Maria Theresia in Person gekniet und ihre Hand geküßt habe, wie sie ihn gnädig habe aufstehen heißen &c. Aber er nimmt eben so eifrig für Friedrich II. Partei. Am würdigsten ist seine Ode an Prinz Eugen. Ueberall dient die alte Mythologie dem poetischen Servilismus Gottscheds als Arsenal. Die Ernennung verschiedener Ritter des goldenen Vließes in Wien veranlaßte ihn, die begnadigten Ritter als neue Argonauten zu besingen.

I. 89 heißt es, wie Diana als Mondgöttin den Schein aller Sterne verdunkelt, so die Universität Helmstädt alle andern Städte in der Welt, weil sie gewürdigt worden, daß der junge Reichsgraf von Oettingen daselbst den Doctorhut empfing.

Am widrigsten ist Gottscheds Aufklärungsprahlerei. Als Uebersetzer Bayles huldigte er der kirchenfeindlichen Richtung der Zeit. Als Protestant verkündete er in einer schwärmerischen Ode am Reformationsfest, Luthers Lehre werde noch siegreich die römische Kirche und sogar den Islam überwinden, und doch vergötterte er den katholisch gewordenen August und die katholischen Habsburger, und nahm sich der vertriebenen Salzburger mit keinem Verse an.

Trotz seiner Gravität konnte nun Gottsched allgemeine Achtung nicht erlangen, weil er sie nicht verdiente. Am verächtlichsten mußte er begreiflicherweise am Hofe des Königs August selbst erscheinen, vor dem er so arg schweifwedelte. Er fand daher seinen grausamsten Feind an dem jungen Rost in Dresden, der zwar selbst ganz in der Frivolität französischer Erotik versunken war, aber Gottscheds Pedantismus haßte und „eine Epistel des Teufels an Gottsched" drucken und demselben, als er einmal eine Reise machte, auf jeder Poststation ein Exemplar davon überreichen ließ. Rost war Sekretair des damals allmächtigen sächsischen Ministers Grafen Brühl. Gottsched klagte bei diesem und der Graf ließ Kläger und Beklagten zu sich kommen und zwang den ersteren, die boshafte Epistel selber abzulesen. In dem Gedicht „das Vorspiel" spottete Rost über Gottscheds Zerfall mit der Nauberin. Von andern Verfassern erschien ein Trauerspiel, „Gottsched oder der parodirte Cato", Zürich 1765 und ein „Zorn des Herrn Professor Gottsched" 1750. — Dieselbe Frau Nauber, die er so sehr begünstigt hatte, wurde seine Todfeindin, weil er nach einiger Zeit die Schönemann'sche Truppe der ihrigen vorzog. Nun rächte sie sich aufs grausamste, indem sie 1741 in Leipzig unter seinen Augen ein Stück aufführen ließ „der allerkostbarste Schatz", worin Gottsched selbst als „Tadler" in einem Narrenkleide mit einer goldenen Sonne um den Kopf, aber mit Fledermausflügeln und einer Blendlaterne in der Hand (um Fehler zu suchen) dargestellt wurde. Vgl. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst II. 51.

Gottscheds Hauptgegner aber waren Bodmer und Breitinger in Zürich,

welche die französische Schule verwarfen und sich an die Engländer hielten. Ihr besserer Geschmack, ihre größere Natürlichkeit erlangte nach und nach das Uebergewicht.

Gottscheds Frau übersetzte außerordentlich viel, im Geschmack und im Interesse ihres Mannes. Sie behauptete aber eine gewisse Selbstständigkeit in ihren Satiren.

Aus den Schriften des Corvinus, der noch in allem Schwulst Lohensteins befangen war, las sie ein cento zusammen und trug es ihm selbst in einer großen Gesellschaft zum allgemeinen Gelächter vor. — Bougeants frère docteur, eine Satire gegen die jansenistischen Blaustrümpfe, wandte sie auf die deutschen Pietisten an, „die Pietisterei im Fischbeinrock, Lustspiel, Rostock 1736.“ Horatii, des Schiffers, Zuruf an alle auf dem Meer der gesunden Vernunft schwimmende Wolfianer, eine Satire gegen den homiletischen Schlendrian. Der kleine Prophet von Böhmischbroda, Satire gegen Weise 2c.

Christoph Otto, Frh. von Schönaich, sächsischer Kürassierlieutenant, schrieb auf Gottscheds Antrieb sein berühmtes Heldengedicht „Hermann oder das befreite Deutschland“, welches Gottsched im Jahr 1753 mit vielen Kupfern geziert herausgab. In der Vorrede rühmt Gottsched, daß der große Voltaire, dem er das Manuscript zugeschickt, dasselbe hoch gepriesen habe und läßt den Brief Voltaires abdrucken. Die Literarhistoriker pflegen darüber zu spotten, daß Voltaire seinen Brief mit den Worten unterschrieb: „Ich bin ohne Umstand sein gehorsamer Diener Voltaire“. Aber sie hätten es noch auffallender finden sollen, daß Gottsched für ein rein patriotisches Gedicht sich um den Beifall eines Franzosen umsah. Als ob die Lieder, welche nach Tacitus auf den Arminius in Deutschland gesungen wurden, erst in Rom die Approbation des Horaz hätten einholen sollen. Patriotismus war aber gar nicht das Motiv des Gedichts. Gottsched wollte nur dem ihm verhaßten Neuling Klopstock ein Epos entgegensetzen, das den Ruhm seines Messias verdunkeln sollte und er ahmte nur die Henriade von Voltaire nach. Schönaichs Epos steht in jeder Beziehung tief unter dem Roman Lohensteins. Lohenstein schrieb seinen Arminius als wahrer Patriot in der Zeit, in welcher die Politik Ludwigs XIV. Deutschland verwirrte, schändete, verheerte. Es war ihm Ernst mit seiner Mahnung, und wenn auch im schlechten Geschmack seiner Zeit geschrieben, ist sein Werk doch von reicher Invention.

Schönaichs Gedicht ist dagegen armselig. Nur die Anfangs- und Schlußverse athmen patriotisches Feuer, die breite Mitte ist kühl, matt, leer.

Sigmar, Fürst der Cherusker, ermahnt seinen Sohn, Deutschland zu retten vor Varus; Hermann reist zu dem mächtigen Markomannenkönig Marbod, um dessen Hilfe zu erbitten. Unterwegs kommt er zu einem gastlichen alten Barden, der ihm der Väter Lob vorsingt. Marbod nimmt den jungen Helden gastlich auf, seine Tochter Mathilde verliebt sich in ihn. Er muß von seinem Jugendaufenthalt in Rom erzählen (schwache Nachahmung der Erzählung des Aeneas von der Dido bei Virgil). Mathilde gesteht ihre heimliche Liebe ihrer Freundin Frygunde. Auf dem Kupferstich erscheinen beide gut frisirt, im Geschmack des Zeitalters Ludwigs XV., während die Deutschen halbnackt in Thierfellen auftreten und Hermann selbst halb römisch, halb im deutschen Fell auftritt. Mathilde reitet als Amazone in einem Lusttreffen dem Hermann vor und thut einen ungeschickten Fall. Frygunde wird von ihrem Vater, dem Höfling Gismund, angeregt, den Hermann in ihr buhlerisches Netz zu ziehen, da es ihr aber nicht gelingt, aus Zorn von ihrem eigenen Vater erstochen. — Die allegorische Person der Zwietracht weckt den Segest, der zu Varus übergeht und Verrath spinnt. Hermann frägt die Seherin Hollda, die ihm Glück verheißt. Sigmar ruft die Cherusker in einem Walde zur Empörung wider die Römer auf und läßt den Verräther Segest festnehmen. Die Cherusker beginnen voreilig den Kampf. Hermann hält sie zurück. Sein Vater läßt ihn den Römern ewigen Haß schwören (Nachahmung des bekannten Schwures des jungen Hannibal). Varus hält Rath. Tarpejus greift voreilig an und fällt durch Hermann. Varus verbietet seinem Heer die Schwelgerei, worüber es sich empört (der einzige sinnreiche Zug des Gedichts). Segest entkommt zu den Römern, die einen nächtlichen Ueberfall vorbereiten, aber Hermann erkennt sie beim Schein eines Blitzes und sieht sich vor. Nächtlicher Kampf. Thusnelda kämpft als Amazone mit und zerschmettert im Finstern den Helm ihres Vaters Segest, von diesem wird Sigmar getödtet. Varus bringt ein großes Opfer. Der Kampf entbrennt von neuem. Varus unterliegt und stürzt sich in sein Schwert. Sein Schatten kommt in die Unterwelt, wo ihn alles flieht.

Ein zweiter Epos Schönaichs „Heinrich der Vogler oder die gedämpften Hunnen“ 1757 ist eigentlich eine politische Allegorie.

Heinrich weigert den Hunnen (Ungarn) den bisherigen Tribut. Der Geist seines Vaters offenbart ihm die Zukunft nicht etwa Deutschlands, sondern des Hauses Habsburg, dem der Dichter schmeicheln will. Zulthan, König der Ungarn, wird im Traum in die Hütte versetzt und sieht darin Attila und andere Weltzerstörer (Gegenbild zum Friedensreich der Habsburger). Dann Kampf und Niederlage der Ungarn.

Hieher gehört auch „Vitichab und Dankwart“ oder „die Allemannischen Brüder“, ein Trauerspiel in Alexandrinern von Benjamin Ephraim Krüger (Leipzig 1746), zugeeignet der Frau Gottsched.

Durch römische Arglist und durch Mißverständnisse und Uebereilung des Temperamentes werden zwei Brüder dahin gebracht, einander selber zu verderben, bis sie zu spät ihren Irrthum einsehen. Allerdings eine gute Allegorie des ewigen Bruderzwistes in Deutschland.

Der sächsische Prinzenraub, 1743 von Triller in ein Epos gebracht, erzählt in geistlosen Alexandrinern den bekannten Frevel des Ritter Kunz von Kauffungen und seine Bestrafung. Es ist nichts bemerkenswerth darin, als daß von dem treuen Köhler, welcher den Ritter im Walde niederschlug und gefangen nahm, der Dichter selbst ein Abkömmling ist. Derselbe Triller, der als Arzt und Professor erst 1782 in Wittenberg starb, ahmte später Haller und Brockes in Naturschilderungen nach.

Ein Schüler Gottscheds, Joachim Schwab, gab seit 1741 „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ heraus, woran Mylius, Rabener, Zachariä ꝛc. Theil nahmen, aber schon 1744 trennten sich die meisten jungen Talente von Gottscheds Schule und gingen zu Chr. Gärtner über, der „neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ herausgab, die zugleich in Leipzig und Bremen erschienen und nachher nur „Bremer Beiträge“ hießen. In ihnen erfolgte der vollständige Bruch der jungen Geister mit der alten Gottsched'schen Partei.

Michael Richey, ein Schulman in Hamburg, emancipirte die Hochzeits- und Gelegenheitspoesie, von der ihm die städtische Sitte noch nicht sich loszureißen erlaubte, wenigstens durch reinere und freiere Behandlung und unterscheidet sich dadurch sehr vortheilhaft von den Schlesiern und Obersachsen. Seine Gedichte sind von Schütz 1764 herausgegeben. Indeß wurde der leichtere Ton, den Canitz angeschlagen, erst seit dem Auftreten eines andern Edelmanns, von Hagedorn († 1754) an vorherrschend. Dieser leiblich und geistig reiche Herr in Hamburg, der auch über Kunst schrieb, ließ seine ersten Gedichte 1729 drucken.

Er begann mit „moralischen Gedichten“, unter denen „die Glückseligkeit“ eine Ermahnung an die Deutschen, sehr anspricht. Er tadelt ihren allzugroßen Hang zur Gelehrsamkeit und frägt, ob sie durch ihre Studien Germanien zu

befreien, oder nur eine Stadt zu beschützen, der Unschuld Recht zu verschaffen, den Frevelmuth zu stören, die Tugend groß zu machen wüßten?

Seine Epigramme sind zum Theil nur Uebertragungen, zum Theil eigen und vortrefflich. Er sagt z. B.: Manche tadeln jetzt den Hofmannswaldau, die nicht einmal Genie genug besessen hätten, seine Fehler zu begehen.

Auch unter den Fabeln Hagedorns sind viele gute, z. B.: Der Fuchs steigt auf dem Bock aus dem Brunnen. Der magere Wolf mag doch mit dem fetten Hund wegen dessen Halsband nicht kämpfen. Eine erstarrte Schlange sticht den Bauer todt, der sie im Busen gewärmt. Der Fuchs, der den Schwanz eingebüßt, will den andern einreden, sie sollen sich den ihrigen abnehmen lassen, es sey schöner. Indem zwei Diebe sich um den Esel streiten, holt ihn der dritte. Johann der muntere Seifensieder. Coridon gibt der Elise für jeden Kuß ein Schaf, empfängt sie aber um denselben Preis zurück. Sehr artig der Ursprung des Grübchens im Kinn ꝛc.

In den Oden hat Hagedorn einiges aus Horaz übersetzt. Die erste des zweiten Buchs „an die Freude" war mit das Vorbild für Schillers berühmtes Lied.

Stoppes neue Fabeln und moralische Gedichte, Breslau 1745 sind ohne Geist.

Der kindliche Gehorsam stirbt, da hängt man sein Bild auf und daneben das Bild des Wohlergehens und des langen Lebens, der Jugend zur Warnung. Die mit Eis beblümten Fensterscheiben schelten über den häßlichen Ofen, von dessen Gluth sie aber bald schmelzen ꝛc. Das Gewissen, vom Hofe vertrieben, läßt sich in einem Dorfe nieder und die Bauern kommen überein, es zum Nachtwächter zu machen ꝛc.

Stoppe ahmte schon Lafontaine nach und hielt zu Gottsched, daher die Reinheit seiner Verse vom alten Schwulst, eine verhältnißmäßige Leichtigkeit, aber auch ein bis zum Abreißen dünner Geist und nüchterner Verstand. Er schrieb auch Gedichte von gleicher Schwäche. Näheres bei Hoffmann, Spenden II. 177.

Sucros Versuch in Lehrgedichten und Fabeln, Halle 1747 ahmen Boileau in kalten Abhandlungen über Furcht und Hoffnung, über Stoicismus, Gemüthsruhe, über den Menschen ꝛc. und Lafontaine in etlichen Fabeln nach.

Drollinger, badischer Hofrath († 1742), dessen Gedichte erst 1743 nach seinem Tode erschienen, gehört schon der feinern Richtung von Canitz an. Das beste, was er leistete, ist seine „unschuldige Frühlingslust", worin er ein Veilchen suchendes Mädchen in allen ihren

leichten Bewegungen verfolgt. Im Uebrigen findet sich in seinem pomphaft angekündigten Buche nur wenig Erträgliches, meist Uebersetzungen. Einmal peitscht er sich, um singend den Gesang zu besingen. „An die Musik."

Die berühmte Karschin (Anna Louise geb. Dürbach), eine schlesische Waise, die in ihrer Jugend das Vieh hüten mußte und gegen ihren Willen nach einander mit zwei rohen ungeliebten Männern verheirathet wurde, kam endlich durch ihr poetisches Talent in eine etwas bessere Lage. Ihre Gedichte erschienen unter Gleims Vermittlung 1764. Sie wimmeln von obligaten Lobhudeleien auf ihre Gönner und Wohlthäter, die leider manchen ihrer ersten Jugendlieder, die wahrscheinlich besser waren, den Platz wegnehmen.

Zum Namen einer Sappho berechtigt die arme Karschin nichts, denn sie war stets eine duldende ergebene Frau, die sich mit der Zärtlichkeit des liebenden Herzens niemals verirrte. Nur ein paar zarte Spuren des keusch verschlossenen Feuers finden sich in ihren Gedichten. Einmal in der Ode an die ihr geschenkte goldene Feder heißt es S. 63 sehr schön:

O du mir köstliche Feder!
Dich las ein Mädchen vielleicht
Aus einem Bache voll Goldsand,
Und sagte seufzend dabei:

Wo bleibt der liebende Jüngling?
O mir verächtlicher Staub!
Sein Herz im lächelnden Aug
Glänzt mehr, ist theurer als du!

Dann sagt sie in der Ode an den Domherrn von Rochow, in welcher sie ihre tiefsten Klagen ausströmt, S. 111.

Ohne Regung, die ich oft beschreibe,
Ohne Zärtlichkeit ward ich zum Weibe,
Ward zur Mutter! Wie im wilden Krieg
Unverliebt ein Mädchen werden müßte,
Die ein Krieger halb gezwungen küßte,
Der die Mauer einer Stadt erstieg.

Sing ich Lieder für der Liebe Kenner,
Dann denk ich den zärtlichsten der Männer,
Den ich immer wünschte, nie erhielt;

Keine Gattin küßte je getreuer
Als ich in der Sappho sanftem Feuer
Lippen küßte, die ich nie gefühlt.

Ein Freiherr von Creuz († 1770) schrieb außer einigen politischen Schriften und philosophischen Versuchen auch Oden (1750). Seneca, ein Trauerspiel (1754). Die Gräber (1760) und Lucrezische Gedanken, eine Rhapsodie. Im Ganzen schwache Sachen. Seneca matte Declamation, das Interesse abgelenkt auf eine erdichtete Liebe.

Bedeutender war Joh. Fr. von Croneck, dessen „Einsamkeiten", ein Lehrgedicht, 1756 erschienen. Er schrieb sodann ein Trauerspiel Codrus, in Alexandrinern und im Styl des Corneille, ein zweites „Olint und Sophronia", worin die Liebe durch Großmuth überwunden wird. Auch ein Lustspiel „der Mißtrauische", der sich bessert. Vorzüglicher als alles das sind seine Oden. Er handhabt antike Versmaaße zum erstenmal mit süßem Wohllaut z. B. in dem Liede an Chloris:

Schweigend senkt sich der Schlaf von dem Olymp herab.
Mit balsamischer Kraft stärkt er die müde Welt.
Alles ruht — nur dein Kummer,
Allzureizende Chloris, wacht.

Leibnitz, unser großer Philosoph, war auch Dichter. Doch sind seine wenigen Dichtungen vergessen geblieben und nur seine wissenschaftlichen Arbeiten haben ihn groß gemacht. Seine lateinischen, französischen und deutschen Gedichte sind von Pertz 1847 mit kleinern Prosaaufsätzen verbunden, besonders herausgegeben worden. Es sind durchgängig Gelegenheits- und Lehrgedichte untermischt mit Epigrammen. Sie gehören noch theils zum feierlichen Renaissance-, theils schon zum frivolen Rococostyl, besonders die französischen Gedichte. Doch läßt sich der große Geist nicht ganz verkennen.

In den politischen Gedichten herrscht die reinste Vaterlandsliebe vor, wobei man sich nur wundern muß, daß er selbst fast immer nur lateinisch oder französisch schrieb und sich niemals Mühe gab, des deutschen Ausdrucks Meister zu werden. Sein deutscher Styl ist wirklich kläglich und seines Geistes nicht würdig. Hier ein patriotisches Gedicht:

Auf die Nachahmer der Franzosen.

Wenn der Franzosen Schaum die teutschen Häupter ehren
Und unsre Nation das Joch zu tragen lehren

Von denen, die ihr Land auch selbsten unwerth acht,
Wenn, was in Frankreich alt, bey uns die Mode macht,
Wenn ihre Grillen uns Gesetze geben sollen,
Wenn wir die Kleider selbst aus Frankreich holen wollen,
Wenn auf der Teutschen Kopf muß stehn ein fremder Hut,
Wenn man fast nichts bei uns mehr ohne Larve thut,
Wir Andrer Affen seyn und sie uns äffen müssen,
Wenn keiner wird gehört, er muß französisch wissen,
In Frankreich aber man aus uns ein Sprichwort macht,
Und lobt das teutsche Geld, wenn man des Teutschen lacht,
Wenn manche Höfe sich der teutschen Sprache schämen,
Franzosen an den Tisch und gar zu Rathe nehmen,
Bis die Franzosen selbst uns kommen auf den Leib,
Und eine lange Pein lohnt kurzen Zeitvertreib;
Was ist es Wunder dann, daß auf der teutschen Erden
Die Unterthanen auch zuletzt französisch werden!
Bei Herren wird der Schad am allergrößten seyn:
Der Bürger lernet Franzsch weit leichter als Latein.

Sehr holprig ist ein deutsches Lied, welches Leibnitz dem Amor in den Mund legt und an die Nacht richtet. Hier, wo der kleine Liebesgott ins Spiel kommt, sollte die Sprache Anmuth und Leichtigkeit verrathen, aber diese gelangen unserm Philosophen nicht.

Das beste unter den deutschen Liedern ist offenbar ein geistliches:

Jesu, dessen Tod und Leiden
Unsre Freud und Leben ist,
Der du abgeschieden bist,
Auf daß wir nicht von Dir scheiden,
Sondern durch des Todes Thür
Zu dem Leben folgen Dir.

Deine Arme ausgestrecket,
Zeigen deine Freundlichkeit,
Zu empfangen die bereit,
So dein Kreuz zu Lieb erwecket;
Wer nicht unempfindlich ist,
Sich in Deine Arme schließt.

Als sich, Herr, Dein Haupt geneiget,
War es um zu küssen mich,
Da der Geist schon lezet sich,
Noch sich Deine Liebe zeiget.

Selig wer auch Zeichen giebt,
Daß er bis in Tod Dich liebt.

In den französischen Gedichten ist Leibnitz überaus galant gegen seine berühmte Zeitgenossin, das Fräulein von Scudery, die er als Inbegriff aller Musen preist:

Vôtre Agathe, Sapho, montre un Parnasse uni,
C'est qu'un Parnasse entier par vous seul est rempli,
Quand cette Lyre d'or, qui vous fut présentée etc.

So weit konnte der große Leibnitz sich verirren. Unter den französischen Liedern fällt auch noch eins zum Lobe des Geldes auf:

Si vous avés l'argent qu'il faut,
Fussiés vous le plus grand lourdaut,
On vous fera des reverences.
Avec l'argent on obtient tout,
Et on vient aisément à bout
Des Altesses et Excellences.

Der Philosoph der Rococozeit war nicht der geniale Leibnitz, sondern der trockene und geistlose Wolf, der Aesthetiker aber Baumgarten, der noch lateinisch schrieb. Diese Männer und Gottsched zeigen gleiche Dürre. Man sieht wie im Anfang März nur Zweige, noch keine Blätter. Aber diese kahle Literatur verkündigte einen desto üppigeren neuen Frühling der Poesie. Wolf erweckte bei der studirenden Jugend eine Art von Begeisterung für das Geistlose. Nicht ohne Verdienst um correctes, klares Schreiben war er doch zugleich Fanatiker für die Trivialität. Das Gemeinste, Selbstverständlichste mit der Anmaßung von Eleganz auszusprechen, das kennzeichnet die Schule.

2.

Klein Paris an der Pleiße.

Gottsched hielt, bei aller Geschmacklosigkeit, doch auf Ernst und Würde. Auch die Lyriker seit Canitz schlugen eine edlere Richtung ein. Andere Dichter aber und zwar unter Gottscheds Augen und unabhängig von ihm, gaben sich ganz der frivolen Richtung der französischen Modedichter hin. Die französische Galanterie wurde nirgends so einheimisch,

als in Leipzig, welches man daher auch das kleine Paris nannte. Die Frivolität, die am Hofe Ludwigs XV. herrschte, fand mit allen andern Modethorheiten hier schon deshalb den meisten Eingang, weil Leipzig ein großer Handelsplatz für Modeartikel aller Art war. Zachariä setzt in seinem Renommisten ausdrücklich das galante Leipzig dem roh burschikosen Jena entgegen. Die Galanterie der zweiten schlesischen Schule verlor wirklich in Leipzig etwas von ihrer Steifigkeit und Schwerfälligkeit und näherte sich der Pariser Leichtigkeit. Den Uebergang zu dem spätern Weiße bildet in dieser Beziehung der Leipziger Advokat Corvinus, der sich als Dichter Amaranthes nannte. Gervinus hat ihn weit unterschätzt und ganz oberflächlich mitgenommen. Man muß an den allerdings nur zu elenden Poeten jener Zeit doch wenigstens die Gerechtigkeit üben, jeden in seiner Eigenheit aufzufassen. Seine „Proben der Poesie“ erschienen 1710, ihm schloßen sich noch „reifere Früchte“ 1720 an.

Vergleicht man Corvinus mit den übrigen galanten Dichtern der Hoffmannswaldauischen Schule, so fällt die große Mannigfaltigkeit seiner galanten Scenerie auf. Er flattert von Blume zu Blume und liebt auf der nächsten Seite immer wieder eine andere. Er neckt sich und zankt beständig mit den Schönen, tändelt mit ihnen, spielt mit ihnen Würfel, Brett, Karten, sogar Billard, macht ihnen kleine Geschenke oder wenigstens witzige Verse auf ihre Bänder, Schürzen, Hauben, Ringe, Fächer, Muffe, auf ein verlorenes Band rc., fährt mit ihnen Schlitten, sucht im Sommer mit ihnen Erdbeeren, läßt sich von maskirten Damen necken, belauscht sie durch das Schlüsselloch, findet sie doppelt reizend in der Gewitterfurcht, kurz er gewinnt dem wirklichen Leben tausenderlei kleine Reize ab. Wenn er weniger und kürzer gedichtet hätte, wenn er nicht immer wieder in die breite und schwülstige Manier des Hoffmannswaldau, z. B. bei einer metaphorischen Beschreibung des weiblichen Mundes (Proben I. 91), und in die Spielerei mit classischen Gottheiten, z. B. in Amors Lotterie (II. 52) gefallen wären, so würden seine erotischen Scherze gar nicht zu verachten seyn. Nach der Sitte der Zeit beschwerte er diese Liedchen der Liebe mit vielen Hochzeits-, Grab- und Gelegenheitsliedern. Die Hochzeitsgedichte sind sehr frei, viele ziemlich witzig.

Diese galante Zuchtlosigkeit culminirt in Celanders verliebten Gedichten, gedruckt Hamburg und Leipzig 1716. Der Verfasser schreibt die Vorrede aus Oldenburg.

Seine Gedichte sind die zotenreichsten, die je in deutscher Sprache gedruckt wurden und übertreffen noch Hoffmannwaldaus Sachen in unverschämter Frei-

heit der Sprache. Die Tändeleien des Corvinus liegen weit hinter ihm, er geht überall gleich auf den geilsten Sinnengenuß ein und beschreibt denselben in allen Stadien. Seine Sprache bleibt dabei roh und steif, seine Alexandriner schwellen noch von Metaphern. In der „Freudenarie der Wollust“ S. 411 ruft er:

Io, io, Triumph
Ich habe obgesiegt
Der Wollust sanfter Weg
An Anmuth überwiegt
Den rauhen Tugendsteg.
Ich habe obgesiegt.

Celander beruft sich in seiner Vorrede auf ein früheres Gedicht „der verliebte Student“. Vielleicht ist er identisch mit Wolterek, einem in Leipzig gebildeten Holsteiner, der 1712 „Holsteinische Musen“ herausgab. In diesen letztern findet man aber viel mehr Zurückhaltung, neben geistlichen Gedichten, nur zahme Satiren und Epigramme und in Oden und Madrigalen kleine verliebte Tändeleien. Die Leichtigkeit der Verse zeigt den Uebergang von Hofmannswaldau zu Hagedorn.

Johann Christian Trömer, schrieb unter dem Namen Jean Chretien Toucement als Deutsch-Franzos zu Dresden (seit 1728) allerlei „lustige Schriften“ in gereimten Alexandrinern und in einem Gemisch von Deutsch und Französisch, wie es Franzosen zu sprechen pflegen, die einige Zeit unter Deutschen gelebt haben, genau der Natur abgelauscht, doch nur mit einer kleinen vis comica. Was er dem Deutschfranzosen in den Mund legt, ist äußert trivial. Am besten ist: Ehn lustigk Lebenlauff und artigk avantur, die ehne Deutsch Franços aht in der Welt passir, in 5 Theilen, 3. Auflage, Leipzig 1731. Die frühern dürften nicht lange vorher erschienen seyn.

I. Der Deutschfranzose hat einen Franzosen zum Vater, eine Deutsche zur Mutter, wächst als unartiger Bube auf und übt Schelmenstreiche aller Art. Unter Anderem beklebt er einmal den Abtritt mit Vogelleim, so daß sein alter halbblinder Lehrer darauf sitzen bleibt, und als er sich gewaltsam losreißt, die Brille mitnimmt. Ein andermal wird ihm selbst die Nase in die Bibel gequetscht und dünne gedrückt. Einstmals erschreckt er ein Liebespärchen, indem er sich als Gespenst vermummt ꝛc. II. Er kommt nach Leipzig, sieht einem Fischerstechen zu ꝛc. Hier macht er den Hans Arsch von Rippach, d. h. indem er von ihm hört und ihn gerne sehen möchte, führt man ihn vor den Spiegel.

III. Er kommt nach Nürnberg, wo er wieder die Merkwürdigkeiten besieht. Vor allem fällt ihm das berüchtigte, jetzt weggenommene Bild von dem verwunschenen Schusterjungen in die Augen.

Man sah da ehne Weib, die Riese Frau keweß,
Die von ehn Schuster sick laß ehn Paar Schuh anmeß,
Die arme klehne Mann sie aht ehn Ungelück
Just da sie nehm die Maaß, und sie sich woll was bück
So stolper par hazard, daß sie nit steh kann bleib
Und fall die arme Schelm in kroße Frau ihr Leib,
Sie iß reckt tief kefall, die kleene Pumper-Nuß,
Denn von die klehne Mann man sah nur Behn und Fuß,
Man sah kanß ordentlich wie sie kestrappelt aht,
Die arme klehne Narr in ihre Lager Stadt.

Indem der Deutschfranzos mit einem Juden weiterreist, erzählt er, ein Wagen mit Eiern, auf dem ein Bauernweib saß, sey vorbeigefahren. Der Jude frägt im Scherz den Bauer, ob er ihm nicht die Henne droben verkaufen wolle? nein, sagt der Bauer, aber die Eier, die sie lege. Er kommt nach Wien, fährt auf einem Kahn, fällt um und hält sich an die Füße eines Schwans. Diesen packt ein Greif und trägt ihn hoch in die Luft. Da reißt dem Schwan ein Bein aus und der Deutschfranzos fällt in einen Fischteich, wo man ihn mit dem Netze herausfischt in der Winden Land. IV. Hier sind nur Hochzeitscarmina zu hohen und bürgerlichen Vermählungen eingeschaltet; alle im gleichen Kauderwelsch. In dem einen wird viel schlechter Witz über den kinderbringenden Storch gerissen. V. Der Deutschfranzos beschreibt einen Maskenball und wie er sich dabei in eine Dame verliebt, in der er, als sie sich demaskirt, ein abscheulich häßliches altes Weib erkennt.

Daran ist in der Ausgabe von 1732 noch angefügt eine Parentation vom Pauker Mohr. Dabei wird die berühmte Sage vom Schmidt von Jüterbock erzählt.

In diesen Stücken ist nun wenigstens etwas derber Witz, so daß sie die ersten gewesen zu seyn scheinen, die des Verfassers Ruf begründeten, vielleicht noch vor 1728, und daß die Festbeschreibungen von Potsdam und Aehnliches erst später entstanden, weil man sie von ihm, der schon bekannt war, beschrieben wußte.

Gegen die Ausländerei erschienen viele Satiren, ein eigener Alamode-Teufel (Dresden 1679). Merkwürdig ist besonders Belemnon's kur. Bauernlexikon, Freistadt 1728, worin nicht nur die richtige, sondern auch die damals übliche falsche Aussprache der Fremdwörter zu finden ist.

David Faßmann (Sprachlehrer in Leipzig † 1744) schrieb sehr

beliebte und oft nachgeahmte „Gespräche im Reiche der Todten“, in 16 Bänden, Leipzig 1718—39.

Nach dem Muster der lucianischen Gespräche. Alle mögliche historische Personen kommen hier in der Unterwelt zusammen und unterredeten sich von dem, was sie auf der Oberwelt gethan und erlebt hatten. Ohne allen Humor, nichts als Relationen und Meinungen über bekannte Begebenheiten, und höchst langweilig. Derselbe Verfasser schrieb noch eine Menge Biographien und historische Sammlungen, zum Theil gleichfalls in „Discursen“. Auch von gelehrten Narren 1729 und von reisenden Chinesen.

Zu den Todtengesprächen gehört „die oberländische Zizamia“ (ohne Ort und Jahr gedruckt).

Zizamia, ein böses Weib aus dem Oberlande, hat längst gewünscht, die Xantippe kennen zu lernen. Dieser Wunsch wird ihr nach dem Tode gewährt. Sie geräth in die Versammlung aller bösen Weiber in der Hölle, wo alle über die Welt, über die Männer, über alles und sich selbst lästern.

Der Gedanke ist gut, die Ausführung schwach.

Christoph Dietrich von Böhlau, dessen „poetische Jugendfrüchte“ Triller mit einer Vorrede herausgab, schrieb zwischen 1729—1739 Lobgedichte auf Gönner, Oden und Episteln höchst ordinären Inhalts; nur in lasciven Schilderungen zeigt er sich munter und lebendig.

Kommt eine Feldschalmei
Dem holden Zwitschern bei,
Wann nach des Weibchens Flucht
Der Hahn sie liebreich sucht?
Wie lockt und flieget er
In Lüften hin und her.
Kein Baum, kein grüner Ast
Vergönnt ihm Ruh und Rast
Bis er sein Weibchen hat,
Dann liebt er sich kaum satt.

Von dem damaligen Sittenzustand in Sachsen gibt er keinen guten Begriff:

In dem erborgten Gold sich in der Kirche blähn
Des Tags zum nassen Schmauß, des Nachts nach Burgau gehn,
Im L'hombre und Piket die schönsten Griff zu wissen,
Die Jungfer und die Magd in einem Bett zu küssen,
Macht keinen Cavalier, das Saufen keinen Held &c.

Christian Friedrich Henrici, Steuereinnehmer in Leipzig, schrieb unter dem Namen Picander. Seine zahllosen Gelegenheitsgedichte wurden seit 1727 viermal aufgelegt, weil sie eine Art von Familienchronik Leipzigs und des Sachsenlandes überhaupt enthielten, denn es sind nichts als Gelegenheitsgedichte auf Geburt, Hochzeit, Beförderung und Tod hoher Gönner, und unzähliger Personen, für die Henrici die übliche carmina um Geld geschrieben hat.

Die Ausgabe von 1748 zeigt auf dem Titelkupfer eine Muse mit Lorbeern bekränzt und die Lyra in der Hand, aber in einer Schnürbrust, am Tisch sitzen; neben ihr steht ein etwas frisirter Satyr. Das erste Gedicht lobposaunt dem starken August, König von Polen.

Mein König, Fürst und Herr, hier fleht zu deinen Füßen
Die Angst der Dürftigkeit dich um Erbarmung an ꝛc.

Unverholen gesteht der Dichter, daß der Hunger seine Muse, der leere Magen der Resonnanzboden seines Saitenspiels sey. In den Gelegenheitsgedichten an hohe Personen kehrt die bettelnde Demuth immer wieder. So heißt es I. 193 in einem Hochzeitscarmen auf ein hohreichsgräfliches Paar:

Erhabne theure Zwei, vergönnet diesen Zeilen,
Die furchtsam und gebückt zu euren Füßen eilen,
Nur einen solchen Blick ꝛc.

Zuweilen quält sich der arme Poet entsetzlich ab, um sich zu begeistern. I. 89 soll er die Geburt eines jungen Grafen Flemming besingen und besteht einen schauerlichen Zank mit der Muse, bis er sie zwingt, seinem Interesse zu dienen. Indessen konnte H. auch ganz leichte und sogar sehr frivole Verse machen. Unter seinen Hochzeitsspässen findet man II. 483 die Erzählung von dem blöden Jüngling, der nie ein Frauenzimmer gesehen hatte, und dem man, als er die erste sah, weis machte, es sey eine Gans. 495 eine Sporteltaxe der Liebe. 504 Amor als Apotheker gibt den kranken Weibern Mittel für alle Schäden. 515 ein Büchercatalog mit äquivoken Titeln. 532. Die Kunst zu küssen. 562 das l'Hombrespiel der Liebe. II. 598 die Frau, als der nöthigste Hausrath angesehen. 687 Lob einer kurzen und dicken Braut, 708 im Gegentheil einer magern. 767 Fabel von den Amazonen, die alle ihre Männer umbringen, bald aber ein solches Bedürfniß nach Männern spüren, daß sie in den Nachbarstaat schicken, man solle sie doch um Gotteswillen wieder mit Männern versehen. Nun schickt man ihnen nur die Männer aus dem Spital, und so elend sie immer sind, werden sie doch mit tausend Freuden und Liebkosungen aufgenommen. 774 ein Storch, der Kinder bringt. 777 Extract aus den verliebten Acten bei einer Juristenhochzeit. 793 eine Vergleichung

der Liebe mit der Jagd. 876 Taschenkalender der Frauenzimmer, mit kuriosen Bildern für jeden Monat. Dabei unter andern: Januar: Cupido hat ein Frauenzimmer am Bratspieß stecken; Februar: Versammlung der Hahnreihe; Juni: eine Wittwe mit einer Scheibe und einem gesattelten Pferde (Sinnbilder ihrer Wünsche); August: ein Frauenzimmer im Hemde fängt Flöhe, die ein Satyr mit dem Hammer auf einem Ambos zerknickt; October: drei Jungfern schlagen sich um ein Paar Junggesellenhosen; November: eine Jungfer kniet vor dem Bett und betet zum h. Andreas; December: ein Vogelfänger fängt Jungfern im Netze. 1005 eine höchst zornige Venus, welche die Aerzte fortjagt, weil sie das wahre Heilmittel bei ihr nicht verstehen. S. 1014 Vergleichung der Braut und ihrer Reize mit einem Bergwerk, Zollmandat der Liebe, Vergleichuug zwischen einer Rent- nnd Brautkammer, Kometenbetrachtungen in der Hochzeitnacht, postamtliches Referat über in der Hochzeitnacht verlorene Sachen 2c.

Bis zu welchen Spielereien der Witz der Noth den Poeten trieb, erhellt aus S. 908.

Das Bett in einer Jungfer schlief,
Die stach den Flöhen große Flecke,
Und als das Fleisch zur Katze lief,
So hing der Schornstein in dem Specke.
Der Haber frißt die Gänse gern
Und als die Magd anfing zu schreyen,
So griff der Prügel nach dem Herrn
Und schlug den Tod fast zum Lakaien.

Indeß fühlte der arme Dichter wohl die Schmach dieses handwerksmäßigen Versemachens, denn er singt einmal:

Und macht es auch die Welt
Zu arg mit mir,
So sey, mein treuer Gott, auch mein Panier,
Mein Schutz, der mich erhält,
Wenn meine Seele in Schwachheit fällt,

Henrici hat auch Schauspiele geschrieben, in denen er in einem viel vortheilhafteren Lichte erscheint. Hier hält er nämlich Leipzig, dem kleinen Paris, den Spiegel vor und schildert dessen damalige Lüderlichkeit in ausgezeichneten Sittengemälden. Picanders deutsche Schauspiele, 1726 enthalten erstens den „academischen Schlendrian“.

Galanthomme, ein ausgelernter Student und Taugenichts, borgt bei seinem eigenen Bedienten Harlekin den letzten Gulden; dieser beklagt sich wie Leporello im Don Juan. G. braucht immer Geld, weil er anstatt zu studiren,

der Wollust nachgeht. Er lebt hauptsächlich von reichen listigen Kaufmannsfrauen. Eine derselben, Frau Vielgeld, hat eine vertraute Freundin, Caroline, die ihre ganze Zeit zwischen Kaffeetrinken, Putzen, Spiel mit einem Schooßhündchen, Liebelei mit Studenten und Klatschereien zubringt, ferner ein Kammerkätzchen, die in allen Listen abgefeimt ist und es mit dem Hofmeister der arg vernachlässigten Kinder hält, ein Muster von Leipziger Jungemagd. Als der alte Herr Vielgeld die Untreue seiner Frau merkt, muß diese vorsichtiger seyn. Unter anderem ladet sie einmal Gentilhomme auf's Land „zu Gevatter" und feiert unter diesem Aushängeschild ihre Orgien. Als der Mann auch das entdeckt und dem Gentilhomme nachstellen läßt, will die Frau noch einmal bei Nacht von dem letztern Abschied nehmen und ihm ein reiches Geschenk machen, während zugleich die Zofe ihrem Hofmeister eine Flasche köstlichen Wein bringen will. Im Dunkeln aber empfängt der Hofmeister die Dame und Harlekin die Zofe. Gentilhomme geht leer aus, sticht aber aus Zorn den Hofmeister nieder und muß sich flüchten. Frau Vielgeld will sich nicht von ihm trennen, rafft an Juwelen und Geld zusammen, was sie fortbringen kann und flieht mit ihm; er aber, nachdem er ihr alles abgenommen, läßt sie sitzen. Caroline wird ebenfalls sitzen gelassen. Eine Damenunterhaltung in der Wochenstube gehört zu den Würzen dieses ganz aus dem Leben gegriffenen Stückes.

Das zweite Stück „die Weiberprobe" ist eine Posse.

Zwei verheirathete Frauen werden ihren Männern untreu und sitzen eben traulich auf dem Sopha, einen Liebhaber zwischen sich, als ein verschlagener Diener, der unter dem Sopha versteckt ist, sie alle mit den Kleidern zusammennäht, plötzlich pfeift und die Ehemänner mit den Prügeln hereinstürzen und dreinschlagen.

Im dritten Stück „der Säufer" ist der Held wieder ein Leipziger Student, dem die Venus Geld verschaffen muß, damit er dem Bachus dienen könne.

Polyzythus versetzt den Liebesbrief, den ihm eine schöne und edle Jungfrau geschrieben hat, weil ihr daran gelegen seyn muß, daß ein solcher Brief von ihr nicht veröffentlicht werde, der Borger also Gewisheit hat, daß sie ihn bezahlen werde. Diese Niederträchtigkeit klärt die Jungfrau erst über den wahren Charakter ihres Liebhabers auf.

Ganz im Geist des Henrici schrieb auch ein pseudonymer Musophilus, dessen vergnügter poetischer Zeitvertreib zu Dresden und Leipzig 1717 erschien. Alles Gelegenheitsgedichte, galante Gedichte, Epigramme. Am meisten wetteifert er mit Henrici in der Gattung des s. g. Quodlibet,

die damals in Leipzig Mode gewesen zu seyn scheint. Der Dichter phantasirt in irrsinniger Willkühr alles durcheinander, wenn es sich nur reimt, und je heterogener die Dinge sind, die er mit einander verbindet, desto besser. In dieser Gattung war die versteckte oder auch offene Zote besonders beliebt.

Johann Ulrich von König, ein geb. Eßlinger, wurde Hofpoet am kleinen sächsischen Hofe zu Weißenfels, setzte sich aber auch mit andern Höfen in Verbindung und schrieb Schaustücke zu Festspielen und Texte zu Cantaten und Oratorien, ohne irgend eine Originalität. Die heroische Gravität des poetischen Hof- und Ceremonialstyls lernte er den Franzosen ab. Sein „August im Lager" (ein unvollendetes Epos von 1731) entspricht vollkommen dem Louis XIV. inmitten seiner Helden, Maitressen und Schranzen. Von gleicher Art ist sein „Großmuth Karls V" aufgeführt beim Krönungsfest Kaiser Karls VI. und sein Heraklius, den er dem vielschreibenden Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, Karls VI. Schwiegervater zueignete. Für Augusts berühmte Maitresse, Aurora von Königsmark, schrieb er eine „heimliche Liebe der Diana" (zu Endymion). Uebrigens huldigte er auch dem Hamburger Brockes als Naturmaler und ließ sich selber zur gemeinen Natur herab, indem er in einer 1718 gedichteten Oper „Heinrich der Vogler" den Spaßmacher ein Lob auf Braunschweiger Wurst und Mumme in plattdeutscher Sprache singen ließ, ein noch heute beliebtes Lied. Vgl. Koberstein, Grundriß II. 76.

Dem Leipziger Kreise gehört auch der sächsische Sekretair Gottfried Benjamin Hancke an, der 1735 zu Dresden und Leipzig vier Bände Gedichte herausgab, gewöhnliche geistliche und weltliche Gelegenheitsgedichte, dazu viele Uebersetzungen aus den damaligen französischen Modedichtern und einige Satiren, in denen das „kleine Paris" mit seinen verbuhlten Weibern, spitzbübischen Jungemägden, geldgierigen Roués rc. Das Bild eines alten reichen Weibes, die ein Jüngling um des Geldes willen annimmt (II. 1.), ist juvenalisch. In einem größeren Gedicht stellt Hancke den alten Deutschen des Tacitus dieses moderne Leipziger Geschlecht strafend gegenüber. Aber er selbst erhob sich nicht über das Gewöhnliche.

Sein bester Freund war der Neukirch, dessen Satiren an Hanckes Gedichte angebunden und ganz in gleichem Sinne gegen die Corruption der damaligen gebildeten Stände gerichtet sind, obgleich derselbe

Neukirch noch die große Sammlung „Hofmannswaldaus und anderer Deutscher Gedichte“ 1695 herausgab, die von Obscönitäten wimmelt.

Hudemann in Hamburg schloß sich eng an die Leipziger und Dresdener an, übersetzt viel aus dem Französischen und Italienischen, schrieb ein Lob aller Künste, wie sie damals in Dresden geübt wurden, wobei er auch den sächsischen Hofprediger König anposaunte, legte in seine deutsche Oper Constantin der Große italienische Arien ein, ahmte aber später dem Klopstock nach. — Ein anderer Hamburger, Lambrecht, schrieb 1741 ein comisches Gedicht „die Tänzerin“, der er noch eine „Nachtigall“ nachfolgen ließ. Der dritte, Dreyer schrieb 1763 „schöne Spielwerke bei Wein, Punsch ꝛc.“, die der städtische Rath so unanständig fand, daß er sie öffentlich verbrennen ließ, und focht später mit für Gottsched gegen die Schweizer, die er in schlechten Satiren verhöhnte.

Joh. Christoph Rost, Sekretair des berüchtigten Minister Grafen Brühl in Dresden gab 1742 in Berlin seine sehr lasciven „Schäfererzählungen“ und 1743 die Schäferschauspiele heraus, wozu noch 1763 „die schöne Nacht“ kam, die ohne sein Wissen in einer Prachtausgabe mit Kupfern erschien. Sämmtliche Gedichte erschienen wieder 1768. Sie zeichnen sich durch ungemeine Leichtigkeit und Anmuth der Sprache in den erzählenden Jamben aus, die später Wieland und Thümmel adoptirten, so wie durch die Art, mit welcher Gegenstände der feinsten Sinnlichkeit behandelt werden. Die Grazien der Wollust, der Kampf des Scham mit dem Triebe, die angeborne Schlauheit des Geschlechts, die feine Koketterie und Schelmerei in den Schäferscenen, wie wir sie bei Rost finden, sind von einigen nur erreicht, nie wieder übertroffen worden.

Die kleinern lyrischen Gedichte von dem nachher noch als Dramatiker zu besprechenden C. F. Weiße, 3 Bände, Leipzig 1772 gehören zu den besten Nachahmungen der französischen Galanterie und Plaisanterie im schäferlichen Rococostyl der Zeit Ludwigs XV. Weiße hat desfalls unter unsern Lyrikern eben so den Vorrang, wie Wieland unter den Epikern. Weiße ist nur deßwegen unterschätzt geblieben und vergessen worden, weil er gar zu unbedeutende und frivole Schäferscenen, gleichsam nur lyrische Dosenstücke ausmalte, von denen sich die Nation wie billig bald wieder abwandte. Allein er schrieb so angenehm, daß man bedauern muß, ihn

des Vergessenwerdens für werth zu erklären. — Die lyrischen Gedichte Weißes enthalten einige Uebersetzungen aus Tyrtäus, Horaz, und den Engländern, Kinderlieder, in denen zu viel Reflexion vorwaltet, Amazonenlieder, in denen eine Schöne ganz ernsthaft und empfindsam ihren im Felde kämpfenden und fallenden Geliebten beklagt, vornehmlich aber und der größten Zahl nach scherzhafte Lieder, in denen Leipziger Bonvivants und Grisetten unter Schäfernamen Scenen aus einem sehr freien Umgang aufführen. Besonders wohlgefällig schildert der Dichter die Schwächen der Frauenzimmer: bei ihm sind alle verliebt, geben alle sich hin, suchen die Männer auf und verkehren die natürliche Zurückhaltung und Scham in ihr Gegentheil. Das alles geschieht nicht ohne die Färbung einer reizenden Natürlichkeit, bezeugt aber, wie sehr die durch classische und französische Beispiele aufgeregte Sinnlichkeit der gebildeten Classen die alte nationale Keuschheit und sittliche Kraft damals schon, lange vor Kotzebue, erschlafft hatte. Hier einige Proben:

Nerine wirft dem Damus vor, daß er wie ein Schmetterling von Blume zu Blume fliege. Damus wirft ihr vor, daß sie wie eine Blume einen Schmetterling nach dem andern auf sich dulde. — Der Dichter sagt einer alten Kokette, sie gefalle ihm, meint aber, sie werde wohl Spaß verstehen. Dann erblickt er die lose versteckte Doris und frägt sie. Du wirst doch Spaß verstehen? meint sie. Aber er läßt sich nicht irre machen und meint, das sey eben der Spaß. — Er küßt eine Blondine in Gesellschaft. Geh doch, sagt sie und schämt sich. Er kommt des Abends zu ihr. Warte doch, ruft sie, der Nachbar guckt heraus, und schämt sich wieder, — bis sie die Vorhänge zugezogen hat. — Phyllis rühmt sich, den Damon viel mehr zu lieben, als er sie. Fordere mehr, sagt sie, dann siehe zu, wer stärker liebt, ich oder du! — Bedrängt von Hylas ruft Rosilis ihre Mutter zu Hülfe, aber als diese kommt, sagt sie sanft: geh nur wieder, es ist schon geschehen. — Die kleine Blondine, noch unreif, wird vom Dichter doch schon aufgefordert, das Lieben zu lernen. — Chloe fleht den Morpheus an, ihrer Mutter Augenlider fest zuzudrücken, derweil sie ihren Thyrsis liebkost. — Am besten ist „der Türke“. Max der Ehemann hört, wie viel Weiber ein jeder Türke nehmen dürfe, und wünschte sich, auch einer zu seyn, aber seine Frau lächelt: du würdest ein feiner Türke seyn.

Viel berühmter noch als Weiße wurde sein Freund Christian Fürchtegott Gellert, Professor in Leipzig († 1769). Dieser fing wie Weiße mit scherzhaften Dichtungen und Schauspielen an, endete aber mit Kirchenliedern und moralischen Schriften. Seine zuerst 1746 erschienenen „Fabeln

und Erzählungen" in Jamben geschrieben, haben Hagedorns und Weißes liebenswürdige Leichtigkeit der Form, übertreffen sie aber weit an Geist und Stoff. Sie sind zum Theil aus ältern und fremden Quellen entlehnt, doch die meisten originell und in hohem Grade gefällig durch eine gewisse naive Schalkhaftigkeit. In der Anspruchslosigkeit ist Gellert einzig, zur wahren Beschämung der Klopstockischen Pausbackigkeit. Gellerts Manier ist in ihrer Einfachheit die feinste und vornehmste; selbst Lessing kam ihm darin nicht ganz gleich, da Lessing als Sophist Unwichtiges wichtig zu behandeln liebte. Mit Recht wurden Gellerts Fabeln das Lieblingsbuch der Zeit und werden heute noch gern gelesen. Die Hauptsachen darin sind weniger die Fabeln, als die komischen Erzählungen.

Die geistvolle Geschichte vom Hute, vom Greise, das Bad der Hinkenden, das Gespenst, der Selbstmord, vom Blinden und Lahmen, Hannchen, das Unglück der Weiber, Hans kommt durch seine Dummheit fort, die beiden Nachtwächter, die Lügenbrücke, die Mißgeburt, Eulenspiegel, der Freigeist, die schlauen Mädchen, das Hospital, am Galgen, das 14jährige Mädchen, die Bauern und der Amtmann, der Schatz, Hans Nord. Hierin liegt ein Schatz von Lebensweisheit und Kenntniß der menschlichen Schwächen und Thorheiten, die mit unnachahmlichem Humor behandelt werden.

Gellerts Schäfer- und Lustspiele sind viel unbedeutender. Es handelt sich darin um Eifersucht und Versöhnung, um den bestraften Eigennutz eines Liebhabers, der von zwei Bräuten keine bekommt, um ein Lotterieloos, welches ein armes Mädchen gewinnt ꝛc. Geistvoller sind nur das 2te und 6te.

2. Das Orakel, eine Operette in gereimten Jamben. Alcindor liebt Lucinden. Seine Mutter, eine Zauberin, besiehlt ihm Kraft eines Orakelspruchs, sich taub und stumm zu stellen; da er schön ist, wird Lucinde auf's äußerste in ihn verliebt und je mehr, je mehr er einer Statue gleicht, bis sie die Zauberin inständig bittet, ihm Sprache zu geben. Die Zauberin heißt sie ihn selbst in der Sprache unterrichten und Alcindor spricht und singt ihr nach, bis er aus der Rolle fällt und sie durch das Geständniß beglückt, er habe Sprache und Verstand, wie irgend Jemand.

6. Die kranke Frau, ein Nachspiel in Prosa. Frau Stephan ist todtkrank, wird aber plötzlich gesund, als sie eine moderne Andrienne, um die sie eine Freundin beneidet hat, zum Geschenk erhält und damit Staat machen kann.

Von Gellerts Roman später. Er schrieb auch beliebte Kirchenlieder, z. B. „Wie groß ist des Allmächtigen Güte“, das Abendlied: „Herr, der du mir das Leben“, in Krankheit: „Ich hab in guten Stunden“. — Die „moralischen Gedichte“ Gellerts sind gar zu prosaisch, z. B. der Menschenfreund, Reichthum und Ehre (die geringer als die Tugend zu schätzen seyen), der Christ (Werth der religiösen Gesinnung), die Freundschaft ꝛc. Sehr beliebt waren Gellerts „moralische Vorlesungen“. Alle seine Schriften, so wie auch seine Briefe erschienen gesammelt in 10 Bänden, Berlin und Stettin 1772.

Der frivolen sächsischen Schule gehört auch noch Petermann an, welcher 1754 und 1756 Fabeln und Erzählungen in Coburg herausgab, seichte Nachahmungen Gellerts, ganz ohne Geist, denen er aber einen Hautgout zu geben wußte durch einige sehr starke Zoten. — Anständiger schrieb Blohm (vermischte Gedichte, Altona 1756), meist zärtliche Oden und kleine Erzählungen in Gellerts Ton, aber ohne seinen Geist. Eben so Röder in den anonym zu Frankfurt 1766 erschienenen „anmuthigen und sittlichen Schriften“, welche Fabeln und kleine Erzählungen enthalten. Hieher gehört auch Gottlob Wilhelm Burmann, ein Schlesier, welcher 1773 Fabeln und zu verschiedenen Zeiten noch lyrische Gedichte herausgab, unter andern „Gedichte ohne den Buchstaben R“, ein armseliger Poet und verkümmerter Sonderling.

Magnus Gottfried Lichtwer, Regierungsrath in Halberstadt († 1783), gab 1748 gleichfalls Fabeln heraus, die in den Schulen sehr verbreitet wurden, aber indem sie die leichten Verse Gellerts nachahmen doch überall dessen köstlichen Humor vermissen lassen und oft durch triviale Moralität langweilen.

Hier einige der bessern: Einer verehrt die Sonne so sehr, daß er in ihrem Anstaunen erblindet, der andere verbirgt sich, um diesem Schicksal zu entgehen, in eine finstere Höhle. — Des Vulcanus drei Ehen, zuerst mit der lüderlichen Venus, dann, um nicht ferner durch Hausfreunde belästigt zu werden, mit der zänkischen Eris, endlich, um nicht mehr von seinem Weibe geplagt zu werden, mit der geistlos alles nur nachplappernden Echo. — Die seltsamen Menschen. Ein wunderliches Volk wird geschildert von höchst seltsamen Sitten. Was thun sie denn? wird endlich gefragt. Antwort: sie spielen. Es sind Kartenspieler, die, ins Spiel vertieft, nichts sehen, hören und fühlen. — Ein Vater

verliert die Nase und läßt sich eine wächserne machen. Aber seine Kinder drehen ihm nun die Nase auf alle Weise, jedes anders.

Lichtwer schrieb noch ein langweiliges Lehrgedicht „das Recht der Vernunft" in Alexandrinern und einige schwache lyrische Gedichte.

Die „abentheuerliche Welt in einer Pickelheringskappe" oder satirische Gedichte 1718, ohne Druckort, wovon mir 7 Stück vorliegen, liefert Satiren in Alexandrinern auf die trunkenen Weiber, die gutwilligen Hahnreihe, die Pietisten, die damaligen Liebesromane, die Nürnberger Regentücher, den Schnupftabak, das à la mode-Kochen, die Complimentisten, die alten Junggesellen, Geld und Kaufleute, und spiegelt, wenn auch ohne viel Geist und Witz, doch die Modethorheiten der Zeit und namentlich die Corruption der französischen Bildung ab.

Christian Ludwig Liscow, ein Mecklenburger, Sekretair am Hofe in Dresden, wurde wegen einer Satire auf den englischen Gesandten verhaftet und auf die Veste Eulenburg gesetzt, wo er 1760 gestorben seyn soll. Einer der feinsten Köpfe seiner Zeit, Meister der Ironie, schrieb er zuerst eine klare, leichte, ungezwungene Prosa. Die ungeheure Pedanterie der Zeitgenossen weckte in ihm den natürlichen Oppositionsgeist; er nahm sich den ersten besten langweiligen und geistlosen Literaten aus seiner Nähe zum Gegenstand, an dem er seinen Spott auslassen konnte, der aber nur scheinbar dem Individuo, wirklich der ganzen Gattung galt.

Liscow schrieb 1732 seine erste Satire „Anmerkungen zur jämmerlichen Zerstörung der Stadt Jerusalem des Herrn Sievers", eines aufgeblasenen und dummdreisten Candidaten, der ein elendes Buch von gedachter Zerstörung Jerusalems geschrieben hatte. Indem sich Liscow demüthig anstellt und die vollste Ehrerbietung gegen den Autor zur Schau trägt, wird seine Satire um so beißender. Er badet in der ganzen Wollust der Ironie, und hat auch in allen späteren Schriften diese Manier beibehalten. — Die Neuheit der Sache frappirte. Man lachte mit und Sievers wurde sehr böse. Aber seine Gegenschriften veranlaßten Liscow nur, den Spaß noch weiter zu treiben, und in einem zweiten Theil „der sich selbst entdeckende X Y Z" über den Eifer zu spotten, mit dem Sievers den ihm noch unbekannten Verfasser der ersten zu entdecken suchte. Da Sievers auch in die Naturgeschichte pfuschte, verspottete ihn Liscow in einem besondern Schriftchen „über die nachdenklichen Figuren auf einer gefrorenen Fensterscheibe" (erinnert an die spätern Scherze im Wandsbecker Boten).

In demselben Jahr 1732 griff Liscow noch einen andern unwissenden literarischen Marktschreier und Pedanten an, den Professor Philippi in Halle, auf den er unter dem Titel „Briontes der Jüngere“ eine ironische Lobrede drucken ließ. Da sich Philippi bissig wehrte, ließ Liscow noch einige weitere kleine Satiren folgen, worunter eine, in der er ankündigte, Philippi sey gestorben, und eine weitere, in der er trotz Philippi's wüthender Protestationen bewies, er sey wirklich gestorben. — Diesem Scherze folgte 1736 eine längere Schrift „die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten, gründlich erwiesen.“

Seine Schriften erschienen gesammelt in der „Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften“ Frankfurt und Leipzig 1739, später noch einmal edirt von Müchler, 1806. Lessing hat viel von Liscow angenommen und einer ähnlichen Liebhaberei sich hingegeben, kleine unbedeutende Geister mit meisterhafter Ironie zu verfolgen.

Fr. Wilh. Zachariä, Prof. in Braunschweig († 1777) ahmte zwar zunächst dem Pope nach, der in England den französischen Geschmack einzuführen versuchte, behauptet aber viel deutsche Eigenthümlichkeit.

Sein berühmtestes Werk (1744) ist „der Renommist“, worin die Abentheuer des Jenenser Studenten Raufbold geschildert werden, welcher wegen seiner rohen Lüderlichkeit von Jena religirt, durch eine nächtliche Erscheinung der von Möpschen gezogenen und von Complimenten begleiteten Göttin Mode nach Leipzig verlockt wird, wo er sich in die reizende Selinde verliebt und die Schwachheit hat, sich kämmen, scheeren, frisiren, striegeln und biegeln zu lassen, um anständig vor ihr zu erscheinen. Allein da sie schon einen begünstigten Liebhaber an dem Studenten Sylvan, einem alten Bekannten des Raufbold, hat, der viel wohlgezogener ist als er, so bricht seine rohe Natur wieder durch. Er entschlägt sich des fremden Putzes und fordert Sylvan zum Zweikampf, wird aber besiegt und zieht mit Beschämung ab. Der Contrast zwischen Jena und Leipzig, der wilden Studentenwirthschaft und dem zierlichen „kleinen Paris“ an der Pleiße ist mit sehr glücklichem Humor aufgefaßt, und das Gedicht wird ein hübsches Zeitbild bleiben.

In andern komischen Heldengedichten ist Zachariä weniger glücklich, viel weniger originell. In seinen „Verwandlungen“, welche tief unter denen des Ovid stehen, läßt er den „Pudergeist“ um die schöne Selinde werben, die sich ihm spröde erweist. Eine Fee, die im Kyffhäuserberge wohnt (dem durch deutsche Mythe berühmten Berg, der am wenigsten hieher paßt), schenkt ihm ein Band, durch dessen Berührung er alles, was er will, verwandeln kann. Nun rächt er sich an Nebenbuhlern, ungeschickten Dienern oder Schönen, in-

dem er den einen in einen Hund, den andern in einen Haubenstock, in Wind, in Dunst, in Bäume, in einen Papagei, in einen Bären ꝛc. verwandelt. Endlich verwandelt er die unerbittliche Selinde selbst in Stein.

Das komische Heldengedicht „das Schnupftuch“ handelt von dem Schnupftuch der schönen Belinde, das ein junger Herr findet und sich aneignet, das er wieder ausliefern muß und nochmals von der zärtlichen Dame freiwillig wieder bekommt. Nachahmung des Lockenraubs von Pope.

„Der Phaeton“, Parodie der Mythe bei Ovid. Statt eines Jünglings ist es hier eine junge Dame, welche die Lenkung wilder Rosse von ihrem Papa verlangt und dabei ins Wasser fällt. Dieses Gedicht ist in Hexametern geschrieben, die vorhergehenden in Jamben.

„Murner in der Hölle“. Ein verreckter Kater schreckt als Gespenst die Frauenzimmer im Hause. Dabei wird erzählt, was er in der Hölle gesehen habe: lauter Thiergespenster, die bestimmt sind, künftig in Menschenkörper zu fahren; wobei der Witz auf eine Vergleichung der Menschen- und Thiercharaktere hinausläuft. Auch in Hexametern.

„Hercynia“, ein komisches Heldengedicht aus Prosa und Jamben gemischt, beschreibt eine Winterreise in den Harz und die unterirdische Halle der Berggöttin voll Erzstufen ꝛc.

„Die Tageszeiten“ und „die vier Stufen des weiblichen Alters“, beide in Hexametern, sind Thomsons Jahreszeiten nachgebildet, und Beschreibungen, zum Theil sehr gute enthaltend, wobei der Dichter sich immer wieder ein wenig bei den Charakterschilderungen zur Satire hinneigt.

„Die Schöpfung der Hölle“, ein Fragment in Hexametern, ist Klopstocks Messias nachgebildet, nur zu sclavisch.

Unter den lyrischen Gedichten fallen die auf die Musik und ihre Wirkungen besonders auf. Man sieht, wie sich der Dichter für Musik interessirt haben muß. Vgl. das Lied „die Orgel“, Werke II. 319. Auch die erschütternde Wirkung einer Bombe ist S. 343 gut geschildert. Lieblich ist II. 399 „die Linde“, die ihre Blüthen auf ein hübsches Mädchen regnen läßt.

Unbedeutend sind die Pilgrime auf Golgatha und das befreite Israel, geistliche Singspiele, aber auch das nicht vollendete Epos „Cortes“ in Jamben, so wie die „glückliche Insel“, eine Phantasie von Otahaiti nach Bougainvilles Reise.

Man findet in Zachariäs Werken auch eine Uebersetzung der Fabeln des Burkhard Waldis und des verlorenen Paradieses von Milton. In des Zachariä Manier erschienen noch mehr komische Heldengedichte z. B. die Margaretiade von F. L. von der Osten 1760, der verlorene Hut von Eberlen 1761, das Strumpfband 1765, die Saloppe von Krauseneck, 1767, der Schuh 1772, Hannchen 1778.

Gottlieb Wilhelm Rabener, Obersteuerrath in Dresden († 1771), wurde als Satiriker viel populärer als Liscow, obgleich er ihm an Geist nicht gleichkam. Er wählte populäre, allgemein mehr interessante Stoffe.

Seine Satiren erschienen zuerst 1751, alle in Prosa, in der Form von kleinen Abhandlungen oder Briefwechseln.

Am artigsten sind: 1) die Lobrede auf Amouretten, ein Schooßhündchen. 2) Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit, der immer die Wahrheit sagte, daher schrecklich mitgenommen wurde. 3) Trauerrede eines Wittwers auf den Tod seiner Frau, in der Gesellschaft geplagter Ehemänner gehalten. Bei weitem das beste in Rabeners Schriften sind die Briefwechsel, und unter denselben wieder am anziehendsten die Correspondenz der alten Jungfer, die in ihren Blüthetagen die annehmlichsten Freier aus Muthwillen abwies und in ihren welken Tagen vergebens nach Freiern angelte und überall abschlägige Antworten bekam. Das crescendo und decrescendo ist vortrefflich. — Minder anziehend sind die Correspondenzen in Bezug auf einen Hofmeister, welcher gesucht wird; in Bezug auf eine Dame, die vom Großvater und Enkel zugleich geliebt wird; in Bezug auf einen Bankerutirer ꝛc. Die verschiedenen Briefe, worin Bestechungsversuche gemacht werden, sind wieder lesenswerth. Im letzten Theil commentirt Rabener unter dem Namen Anton Pansas von La Mancha, eines Nachkommen des Don Quixotischen Sancho Pansa, verschiedene Sprüchwörter. Dem schließt sich ein Märchen vom ersten April an. Durch eine Fee geht der große Siamma unter, zu dessen Grabe, als zu einem Orakel, geschickt wird, der aber nichts von sich hören läßt. Sein Todestag wird am 1. April gefeiert, daher noch die Sitte des vergeblichen Schickens an diesem Tage.

Sehr tief unter Rabener stand v. Justi, ein Abentheurer, der, nachdem ihm die Oberleitung des Bergwesens in Berlin anvertraut worden war, sein Leben auf der Festung endete. Seine satirischen Schriften (1760) spotten zwar über Staat, Literatur, Sitten, aber ohne Berechtigung nämlich ganz ohne Geist. Eben so armselig sind seine Lustspiele, z. B. in der „kranken Frau“ tritt er eine artige Fabel Gellerts unerträglich breit.

3.

Die Rococoromane.

Einige eigenthümliche Gattungen von Romanen bilden den Uebergang von den Staats- und Liebesgeschichten der Renaissance zu den empfindsamen oder komischen Familiengemälden der spätern Zeit.

Zunächst machte sich in den steifen Moderomanen ein allmähliger Uebergang von der spanischen Grandezza und vom italienischen Pathos zu der rein französischen Leichtfertigkeit bemerklich Das Uebergewicht erlangten je mehr und mehr die blos galanten Romane.

August Bohse, Professor der Rechte zu Jena, schrieb unter dem Namen Talander eine große Menge Staats- und Liebesgeschichten nur des Geldes wegen als Büchermacher von Profession. Im gemeinen Styl der Zeit sind gehalten: Alcestis (1689), die getreue Bellamire (1692), die durchlauchtige Olorama, die getreue Sklavin Doris, die unglückliche Arsinoe, die albanische Sulima. Alle äußerst langweilig mit eingelegten Briefen. Die Liebesgeschichten des Don Pedro mit der Agnes, und der Ariadne von Toledo spielen in Spanien. Die verliebten Verwirrungen der sicilianischen Höfe sind wahrscheinlich wie seine letzte Arbeit (Tausend und eine Nacht und 1001 Viertelstunde) nur Uebersetzungen aus dem Französischen. Freier vom historischen. Styl halten sich: der Irrgarten der Liebe, das Liebescabinet (1695), Amor am Hofe, die Amazoninnen aus dem Kloster. Sie bilden schon den Uebergang aus dem Renaissance- in den Rococostyl, indem sie nicht mehr Staats- und Liebesgeschichten, sondern Lebensgeschichten schlechtweg sind, doch haben sie nicht an Reiz gewonnen. Auch sie sind überaus langweilig und schlecht erfunden.

Im Liebescabinet z. B. wird der Held von einer buhlerischen Gräfin gefangen gehalten, so lange, bis er ihren zärtlichen Wunsch erfüllt. Ein von der Gräfin verschmähter Liebhaber bittet ihn, ihr scheinbar zu willfahren, und will dann im Dunkeln seine Stelle vertreten. Nachdem das weitläuftig vorbereitet ist, kommt die Sache nicht einmal zu Stande, sondern der Held entflieht in der Verwirrung eines Brandes.

Verliebte Prinzessinnen bleiben immer noch die Hauptheldinnen der Moderomane. So des Bertrandus treue Prinzessin Theresia 1736, des Florandes Prinzessin Darine 1730, des Leanders Prinzessin Bellante 1726, des Luiscus durchlauchtige Huitze 1716, des Montinus Königin Sarah 1712, des Damiro Gräfin Mortane 1719, die Prinzessin Normana 1718, Schika 1728, Amira 1745, Scheibes Thusnelda 1749, Polimons Prinzessin Emma und der durch ihre Liebe höchst beglückte secretarius Eginhard 1749.

Daran reihen sich zahllose andere Frauentitel: Charmosyne 1692, Meines Lesbia und Delia (1690 und 1697), des Melissus: die rachgierige Fleurie 1717, die nordische Lucretia, (eines Bürgermädchens, die sich aber nicht ersticht, sondern glücklich verheirathet wird), 1731; Hermione 1733, des Miraculoso Florisante 1740, die schöne Cadmäna 1751, Oligia von Avalon 1753.

Seltener sind auf den Titeln die Männernamen, z. B. Amantos verliebter Europäer 1682, des Melissus Graf Rifano 1720, Celanders Graf Florandor 1725, Evandors Florimond 1735, Meletaons Graf Castro 1737.

Den stehenden Romanfiguren einen neuen Reiz zu geben, mußte das Costume und die Landesart dienen. Daher eine Menge Fabrikromane mit den Titeln: die schöne Oesterreicherin (von Lysantes 1718), die schöne Tirolerin (von Deer 1746), die liebenswürdige Amerikanerin (von Briontes 1736), dito Europäerin (von Constantini 1734) rc. die schöne Finnländerin 1751.

Sehr häufig beginnen jetzt auch die Romantitel: Begebenheiten, z. B. Jürgen Müllers 1708, des Herzog von Lydio 1730, Philanders 1733, der Jungfer Bontems 1740, der Frau von Borneveldt 1740, des Herrn von Janzac 1741, eines Automats 1750, eines Schneidergesellen 1750, des Prinzen Adalrich 1751, in südlichen Ländern 1759, eines Avanturiers 1760 rc. Ferner Geschichte des Wilhelm von Hohenberg 1758, des Grafen von P. 1760.

Studentenromane: der verliebte und endlich verzweifelnde Student 1691. Happels akad. Roman (in einer schönen Liebesgeschichte) 1690. Die galante Salinde von Melissus 1718, der verliebte und galante Student

Lübeck 1734, die unerwarteten Verhängnisse 1767 sind alles Liebesgeschichten von Studenten. Ein pseudonymer Sarcander setzt des Talanders Amor am Hofe einen „Amor auf Universitäten“ 1710 an die Seite. Zu Frankenau erschien 1667 ein Studentenconfect“ mit 300 auserlesenen Historien und Possen. Ein Musander schrieb 1739 den „Studenten und seine Probejahre“. Begebenheiten eines Leipziger Studenten, 1767.

Die Rohheit der Zeit verräth sich noch in vielen plumpen Scherzen. Beliebt waren z. B. Bücher wie: der staubige Jungfernpelz 1690. Sincerus, Jungfernanatomie 1735. Der Frauenzimmer Schulkrankheit 1683. Lesins gewaschener Pelz und parfümirte Hose 1703. Sambelles Weiberhechel und Jungfernhobel, 1680 und 1681. Philanders Hahnreimacherei 1738. Frauenlists Hahnreistutzer. Sechswochius verplauderte Strohhochzeit 1679. Des Simplicius Triumphwagen Actaeontis 1685.

Dazu noch ein närrischer Cupido 1713, ein entlarvter Cupido 1704. Der in letzten Zügen liegende Cupido von Murantes 1747. Zur obscönen Gattung gehört Pygmalion oder die belebte Statue 1748.

Christ. Friedr. Hunold, ein Thüringer, der lange in Hamburg lebte und sich Menantes nannte, gab 1706 daselbst einen „satirischen Roman heraus“, der so ziemlich alles bisher Erschienene an Unsittlichkeit überbot.

Der Held will die Unschuld einer bedrängten Dame retten, ihr Bedränger ist aber nur ein Herr Castrato. Eine andere Dame erscheint als Spiegel aller Tugenden und wird nachher als Tribade belauscht. Eine dritte hat den Helden ganz bezaubert, als er in einem von ihr verlorenen Kalender ein Tagebuch entdeckt, worin sie, als ein öffentliches Frauenzimmer, alle ihre Erlebnisse mit größter Naivität eingetragen hat rc.

In diesem Roman sollen wirkliche Personen compromittirt worden seyn. Hunold schrieb noch viele galante Romane: verliebte und galante Welt 1715, der Europ. Höfe Liebes- und Heldengeschichten 1715, die liebenswürdige Adaline 1731, die schöne Türkin 1733. Auch ein Paar Singspiele, sodann Gedichte und akademische Nebenstunden voll von Gelegenheits- und Gratulationsgedichten im Geschmack der Zeit. Obgleich er selbst nicht das Geringste von poetischem Werth leistete, war er doch ein scharfer Kritiker und tadelte sehr mit Recht, was Andere sündigten. In seiner „Einleitung zur teutschen Poesie“ erhebt er sich sogar auf eine

nationale und christliche Höhe und verdammt die ganze Dichtungsweise, die aus der „heidnischen Philosophie des Ehrgeizes und der Wollust hervorgehe.“ Am strengsten rügt er die Versunkenheit der deutschen Poesie in das Zotenhafte. In seinen „theatralischen Poesien“ 1722 hält er strenges Gericht über die Opern seiner Zeit, wirft ihnen ihre Unnatur, ihr falsches Pathos, ihre Empfindsamkeit ꝛc. vor und travestirt zuweilen den abgeschmackten Ernst in komischen Nachahmungen. Gegen Wernike schrieb er einen „thörichten Pritschmeister“, wie dieser gegen ihn einen „Hans Sachs“. Wernike, schon ganz der Gallomanie verfallen, sah auf Hunold als auf einen altfränkischen, groben Schüler des Hans Sachs herab. In Hans Sachs selbst aber erblickten die modernen Gallomanen den Inbegriff alles Rohen und Geschmacklosen der frühern Zeit. Es macht Hunold noch Ehre, mit Hans Sachs zusammengestellt worden zu seyn, obgleich er diese Ehre nicht einmal verdient hat. Wie wenig Geist Hunold hatte, erhellt am besten aus seinem Lobgedicht auf den fürstlichen Leibhund in Weißenfels. Da fehlt aller echte Humor. Auch die Harzreise im Gewitter unter seinen Gedichten, die ihm Gelegenheit bot, einigen Geist zu zeigen, ist nur voll von Hoffmannswaldau-Lohenstein'schem Schwulst in Alexandrinern. Nur unter den Fabeln, die Hunold seinen Uebersetzungen der Lafontaine'schen als eigenes Product beigefügt hat, findet sich eine sehr preiswürdige, so daß es zweifelhaft erscheint, ob sie von ihm selbst erfunden ist.

Ein Bauer geht in die Stadt, um sich den Bart abnehmen zu lassen. Der Barbier schindet und überfordert ihn noch dazu. Der Bauer holt sich Raths beim Advokaten, dieser aber macht ihn durch die Prozeßkosten arm. Vor Kummer erkrankt der Bauer und der Arzt hilft ihm vollends heim.

Eine ganz gute Satire auf die Vortheile, welche dem deutschen Bauer aus der fortschreitenden Civilisation des Bürgerstandes erwuchsen.

Pöllnitz, ein im Beginn des 18. Jahrhunderts an vielen Höfen abentheuernder Edelmann, den Friedrich der Große noch als Hofnarr behandelte (Flögel, Geschichte der Hofnarren S. 240), witzig und lüderlich in gleichem Maaße, ein moderner Parasit, schrieb außer galanten Memoiren im Geist des Brantome einen kleinen Roman, das galante Sachsen, in französischer Sprache (auch deutsch 1734), worin er die Liebesabentheuer König Augusts II. von Polen, des Starken, nicht ohne

romanhaften Reiz zusammenstellte. Zugleich ist das Buch der treueste Spiegel der Zeit.

Friedrich August, Bruder des regierenden Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg IV., meidet aus sittlicher Entrüstung über die Maitressenherrschaft unter seinem Bruder den Hof und geht auf Reisen. In Madrid wohnt er einem Stiergefecht bei, mischt sich unter die Kämpfer und erlegt einen Stier trotz dem besten Matador. Seine Heldengestalt erregt allgemeine Bewunderung. Der Hof ladet ihn ein. Da erst gibt er sich als Prinz von Sachsen zu erkennen. Die schönste Dame des Hofes, die Marquise von Monzera, erobert sein Herz. Sie kommen heimlich zusammen, aber ihr Gemahl entdeckt dieß und läßt die schöne Gattin vergiften. Der Prinz entkommt nur durch seine Tapferkeit den bestellten Mördern. Er begibt sich nach Venedig, wo ihn eine junge kokette Wittwe fesselt, bis er einmal einen Mönch bei ihr trifft, den er durch's Fenster in den Canal schleudert. Hier besucht er auch kokette Nonnen. In Siena aber, wo ihm eine reizende Jungfrau geopfert werden soll, verschont er sie großmüthig und vermählt sie mit ihrem armen Geliebten. Nach Sachsen heimgekehrt, wird er Nachfolger seines verstorbenen Bruders und übertrifft ihn noch weit in der Begünstigung von Maitressen. Dieselben wechseln bei ihm in erstaunlicher Menge (wie er denn 352 uneheliche Kinder hinterlassen hat). Unter ihnen ragt zuerst hervor die schöne Schwedin, Aurora von Königsmark, der er während vierzehntägigen Festen im Schloß Moritzburg, als Sultan gekleidet und starrend von Brillanten, das seidene Schnupftuch zuwarf. Nachher eine schöne Wienerin, Frau von Esterle. In Wien erwarb er sich in so hohem Grade des Kaisers Gunst (Josephs I.), daß ein Mönch denselben, als Gespenst verkleidet, vor ihm warnte. Friedrich August aber versteckte sich in der nächsten Nacht hinter dem Bette des Kaisers, packte das Gespenst und warf es zum Fenster hinaus. Bald darauf wählten die Polen den starken Kurfürsten von Sachsen zu ihrem Könige und eine schöne gefangene Türkin, der er zuletzt seine Huld zugewendet, mußte der Fürstin Lubomirska weichen. Er ließ sie nach Sachsen einladen, und als sie kam, reiste er ihr entgegen. Sie war in Amazonentracht, ringsumher Wald. Da befahl er gleich ein großes Jagen und vereinte sich mit der schönen Polin, die nachher in Dresden die Frechheit hatte, sich der Gemahlin ihres Liebhabers vorstellen zu lassen. Sie wurde jedoch bald wieder von andern abgelöst. Am längsten behauptete sich in seiner Gunst die Gräfin Cosel, noch während er schon wieder andere liebte, bis auch sie mit Undank verstoßen und sogar gefangen gesetzt wurde. Die letzte Maitresse des Königs war die wunderschöne Orselska, seine eigene Tochter von einer französischen Schauspielerin und vorher schon Maitresse ihres Bruders, des Grafen Rutowski, eines unehelichen Sohnes des Königs. Unter allen Söhnen des Königs aber erlangte

Auroras Sohn, der berühmte Moritz, Marschall von Sachsen, den größten Ruhm.

Das Beispiel des sächsischen August wurde von vielen andern Fürsten in Deutschland nachgeahmt. Die Maitressenwirthschaft, Galanterie und muthwillige Tändelei liebte nun den steifen Ernst der frühern Zeit nicht mehr, auch nicht mehr bei den Poeten. Den Einfluß des sächsischen Hofes auf „Klein Paris an der Pleiße" haben wir oben schon erkannt.

Interessant ist ein kleines Buch, gedruckt Freistadt 1746, „die Liebesgeschichte Gulduvix, Königs der Karfern" (Ludwigs XIV., Königs der Franzosen), wahrscheinlich aus dem Französischen übersetzt. Es schildert die bekannten Liebeshändel jenes Königs mit einer Menge von Maitressen, aber in einer Einkleidung, die für ihre Zeit charakteristisch ist.

Die Gemahlin des Gulduwix läßt sich von den Pfaffen überreden, alle eheliche Gemeinschaft mit ihrem Gemahle aufzuheben und einzig für den göttlichen Juffe (Jesus) zu leben, dadurch wird der König genöthigt, sich Maitressen hinzugeben, wie es sein Vezier Erichevil (Richelieu) haben will. Im Anhang ein Antrag, wie den Pfaffen entgegenzuarbeiten sey, und ein Vorschlag, die Klöster aufzuheben und die Mönche unter die Soldaten zu stecken.

Das Seitenstück dazu, in demselben Jahr angeblich zu Amsterdam erschienen, waren die „Liebesbegebenheiten des Widegulerdfunfzehend, Königs der Zofransen", worin das schändliche Leben Ludwigs an den Pranger gestellt ist. — Frauenstadt schrieb eine Fontange 1690. Der Valière Liebe gab ein Floretto 1695, der Maintenon Aventuren ein Fernando 1710 heraus. Ein Leben der berühmtesten englischen Koketten und Maitressen erschien 1721. Galante spanische Geschichten 1712 mit einem Titelkupfer, auf welchem amazonenhafte Damen grausame Rache an untreuen Geliebten üben.

Der französische Gyges, von Terpo Mirifano angeblich aus dem Lateinischen (gyges Gallus 1659), gedruckt Cosmopoli 1687 ist merkwürdig, sofern darin die französische Revolution gleichsam im ersten Keime angedeutet liegt.

Charmion findet im Grabe eines Druiden den unsichtbar machenden Ring des Gyges und schwärmt nun sein Leben lang unsichtbar umher, um alle Stände genau kennen zu lernen. Die Scene ist Frankreich, die Hauptgegenstände des Interesses sind dem unsichtbaren Beobachter der Staat und die

Gesellschaft. Er raisonnirt über Königthum, Aristokratie und Volksrecht. Er steigert sich bis zu einem drohenden revolutionären „Gruß der Dürftigen an die Prasser". Eben so zornig, wie über die weltlichen Vornehmen, die auf Kosten des armen Volks schwelgen, ist er über die Geistlichkeit, oder vielmehr über die „geistlich ausgekleidete Schande". Hier wird sein Haß am giftigsten. Der Refrain ist „man soll sich am meisten vor den Frommen hüten".

Die zehnmal übelgerathene Heyrath, Leipzig 1735 ist ein Vorbild der spätern Althing'schen Frivolität.

Der von sich selbst erzählende Verfasser heirathet nach einander zehn Frauen, die alle übel gerathen, glücklicherweise aber sterben, so daß er noch mit der elften glücklich wird. Die erste ist ihm untreu, die zweite eine Verschwenderin, die dritte eine Prüde, die sich in der Hochzeitnacht unnahbar in ihre Kleider eingenäht hat, die vierte eine Säuferin, die fünfte eine Kupplerin, die gleich ein zweites schönes Fräulein ins Ehebett mitnimmt, die sechste ist eben dieses Fräulein, dem Spiel ergeben, die siebente eine Zänkerin, die achte eine Betschwester, die neunte eine Müßiggängerin und Schwätzerin, die zehnte gar eine Hexe und Werwölfin.

Der Pendant dazu ist „die siebenmal übelgerathene Ehe eines Weibes," daselbst 1735.

Besondern und verdienten Ruhm genoß ein anonymer, wahre Geschichte enthaltender, übrigens äußerst frivoler Roman: „der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier" 1738.

Ein reicher deutscher Edelman geht auf Reisen und jagt nach Triumphen in der Liebe. Seine schöne kräftige Gestalt, seine Kühnheit, sein Geld begünstigen ihn. Doch sucht und findet er überall einen romantischen Reiz in überraschenden und ungewöhnlichen Abentheuern. So genügen ihm gewöhnliche galante Damen nicht, er dringt in ein Kloster zu den Nonnen ein; er wird zu einer vornehmen Dame gebracht, die ihm alles gewährt, aber nur en masque. Eine Dame erscheint ihm als Geist, um ihn nach dem ersten Schreck durch desto wärmere Lebendigkeit zu erfreuen. Oft stürzt ihn seine Verwegenheit in Gefahr, einmal soll er sogar hingerichtet werden. Endlich kehrt er heim und sieht einmal in einer Vision alle die Schönen, mit denen er jemals gebuhlt hat, in einem Wagen daherfahren, aber als Verdammte im Zustand halber Verwesung, stinkende mit Schlangen durchwundene Gerippe, und thut Buße.

Dieser merkwürdige Roman, ungleich geistreicher als die voyage du chevalier errant des Jean de Charténi von 1577, auf die man ihn hat

zurückbeziehen wollen, ist die Frucht eigener reicher Lebenserfahrungen eines vornehmen Wollüstlings.

Indem die Galanterie sich für eine besondere Romangattung ausschied, fand auch die Abentheuerlichkeit ihre besondere Ablagerung in den Robinsonaden. Während jene sich in französischen Uebersetzungen und Nachahmungen vertieft, folgt diese den Holländern und Engländern in die neue Welt. Die Abentheuer Robinsons, die von dem Engländer Defoe verfaßt, zum erstenmal 1719 in deutscher Uebersetzung erschienen, waren übrigens keineswegs das erste Buch dieser Art. Schon der Schluß des Simplicissimus führte über Meere, schon Happels Mandorell von 1688 enthielt die Seeabentheuer des Spanier Serrano. Auch schon in viel früheren Zeiten, seit der Meerfahrt des heil. Brandanus und Mandevilles abentheuerlichem Buche hatte sich die Einbildungskraft mit den einsamen Inseln des fernen Oceans beschäftigt. Seitdem aber, insbesondere von Holland aus, in allen Welttheilen Colonien angelegt wurden, übte die Fremde einen immer stärkeren Reiz.

Wahrenbergs glückselige Inseln, Königsberg 1723, sind mir nicht zur Hand gekommen. Die Begebenheiten des Herrn von Lydio (1730) sind ganz denen des Robinson ähnlich. Robinsone erschienen in Deutschland in ungeheurer Anzahl, ein französischer, italienischer, schwedischer, schlesischer, sächsischer, westphälischer 2c., auch ein jüdischer, ein unsichtbarer 2c. Vgl. die Uebersicht in Bouterweks Geschichte der deutschen Poesie II. 387.

Das geistreichste Werk dieser Gattung war die „Insel Felsenburg", ein deutscher Roman, der so berühmt wurde, wie der Simplicissimus. Der Titel der ersten Ausgabe von 1731 zu Nordhausen lautete: „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Albertt Julii". Wiederaufgelegt 1768 und zu Halberstadt 1772. Als Verfasser gilt Kammersekretair Schnabel in Stollberg. Eine neue Ausgabe veranstaltete Zinck 1826. Der Däne Oehlenschläger aber hat in den „Inseln im Südmeer" den alten Roman sinnreich umgearbeitet und bereichert. Der wunderbare Roman verhält sich, wenn man so sagen darf, zum Simplicissimus wie die Odyssee zur Ilias. Wie nämlich Grimmelshausen die Greuel des 30jährigen Krieges schildert, so Schnabel die Flucht edler Deutscher aus der Corruption, welche dieses Krieges Folge war, in den idyllischen

Frieden der Südseeinseln. Schnabel macht seine Colonie zu einem Musterstaate voll Unschuld, Tugend und zugleich Wohlstand und praktischer Tüchtigkeit. Er schon fühlte das Bedürfniß einer Regeneration der Menschheit, welches später vorzüglich in Rousseau seinen Ausdruck fand. — Die „Insel Felsenburg" ist der Form nach eigentlich nur eine Aneinanderreihung von Lebensbeschreibungen.

Eberhard Julius ist der Sohn eines reichen Kaufmanns, der fallirt und in die weite Welt geht. Der Jüngling ist ziemlich verlassen, als ihn ein unbekannter Capitain Wolfgang auf eine etwas mystische Weise nach Amsterdam einladet und ihm eröffnet, ein Bruder seines Großvaters, Albert Julius, ein mehr als neunzigjähriger Greis beherrsche im Weltmeer die schöne reiche Insel Felsenburg und wünsche ihn bei sich zu sehn. Eberhard ist sogleich bereit, ihm über das Meer zu folgen. Unterwegs erzählt der Capitain seine Geschichte. Das Wesentlichste darin ist, daß er auf dem Cap der guten Hoffnung ein schönes Frauenzimmer entführt und geheirathet hat.

Sie kommen nun auf der Insel Felsenburg an und Eberhard wird von seinem ehrwürdigen Großoheim aufs liebreichste aufgenommen. Derselbe herrscht patriarchalisch seit 78 Jahren unter seinen zahlreichen Nachkommen, die durch Gestrandete von außenher vermehrt sind und sich im glänzendsten Wohlstand befinden. Die Insel ist fruchtbar und wie ein Paradies durch Gartenanlagen verschönert.

Der alte Albert erzählt nun seine eigene Geschichte, welche die Krone des ganzen Werkes ist. Als ein bescheidener Jüngling verrieth er das schändliche Leben einer Amtmannsfrau ihrem Gatten, mußte deßhalb flüchten, trat in die Dienste des Herrn van Leuven, half ihm in einer weiblichen Verkleidung dessen Geliebte, die schöne Concordia Plürs, entführen und ging mit beiden zur See. Das Schiff scheiterte an der Felsenburg. Nur sie drei und der Capitain Lemelie blieben am Leben, retteten aber so viel vom Wrack des Schiffes, daß sie sich ziemlich bequem einrichten konnten. Lemelie hatte ein Auge auf die schöne Concordia, obgleich sie in guter Hoffnung war, und da sie ihn mit Verachtung abwies, ersah er die Gelegenheit und stürzte einst unversehens ihren Gatten in einen Abgrund. Nachher wollte er bei Concordia Gewalt brauchen und verwundete den ihr treu beistehenden Albert, rannte aber selber in dessen vorgehaltenes Bajonet und hauchte seine sündenvolle Seele mit einem reuevollen Bekenntniß aller seiner Schandthaten aus. Nach kurzer Zeit genas Concordia eines Töchterleins und nach einem Jahre belohnte sie Alberts Bescheidenheit und Treue dadurch, daß sie ihm selber ihre Hand antrug. Wie sie einen Altar errichten und er selbst die priesterliche Einsegnung verrichtet und wie sie zusammen beten, ist ein Bild voll hoher Unschuld und lieblicher Poesie.

Schon lange vor ihnen war die Insel bewohnt gewesen durch Schiffbrüchige, von denen Einer, der Spanier Don Cyrillo de Valaro alle andern überlebte und nebst einer Menge in einer vorborgenen Wohnung noch erhaltenen Utensilien auch seine Lebensgeschichte schriftlich zurückgelassen hatte. Diese wird ausführlich mitgetheilt. Valaro hatte ein ruchloses Weib; als er endlich ihre Schande entdeckte, ließ er ihren Buhler entmannen. Sie erhenkte sich. Er mußte fliehen und scheiterte. Da sie keine Weiber hatten, starben sie aus. Seine Gefährten hielten sich zu Aeffinnen. Auch Albert und Concordia bedienen sich der Affen als Hausknechte. Die Affen helfen erndten, Garben binden, dreschen ꝛc., was doch gar zu abentheuerlich ist.

Nun folgen die Lebensbeschreibungen der ausgezeichnetsten Colonisten. Zuerst erzählt die schon sehr alte Judith von Manders ihre Geschichte. Sie ist nebst zwei Männern eine der ersten, die nach Albert auf die Insel verschlagen wurde. Die Hauptbegebenheit ihres Lebens ist die ritterliche Vertheidigung ihrer Tugend. Indem sie nebst zwei Begleiterinnen auf ein Schiff entführt worden, erdolchten alle drei Mädchen die Frevler, die es wagten, sie entehren zu wollen. — Eine andere, Virgilia von Catmers, war fälschlich des Kindermordes angeklagt worden. — Ein Mathematicus Litzberg erzählt, wie er seinen Nebenbuhler im Duell erschossen habe, dieser aber noch so boshaft gewesen sey, eine zweite Pistole auf seine Braut abzufeuern und sie zu durchbohren. — Mechanicus Plager beschreibt, wie sein Vater sich mit einer Falschmünzerbande eingelassen und wie er selbst mit betrügerischen Alchymisten in Verbindung gekommen sey. — Tischler Lademann erwähnt aus seiner Jugend einen komischen Fall. Als Lehrling hatte er in einer hölzernen Bonifaciusstatue eine Menge Goldstücke gefunden, entging aber kaum einer heimlichen Anklage, weil er die heilige Statue dabei zerbrochen hatte. — Müller Krätzer erzählt von seinen tollen Abentheuern, wie er mit Soldaten sich herumgeschlagen, dann den Cavalier gemacht, das Gewerbe des falschen Spielens getrieben habe ꝛc., bis er nach glücklicher Flucht aus dem Gefängniß Buße gethan. — Drechsler Herrlich erzählt, wie er Spottbilder gedrechselt habe und durch einen klugen Advokaten sich der Verantwortung entzogen habe. — Posamentier Harkert berichtet, wie sein Stiefvater seine Schwester habe heirathen, zugleich ihm aber die Vaterschaft seines eigenen unehelichen Kindes habe aufbürden wollen. — Von Peter Morgenthal erfahren wir, wie ihn seine eignen Eltern furchtbar mißhandelt hätten und wie er dann unter eine Diebsbande gerathen sey. Kurz es handelt sich fast überall nur von der gesellschaftlichen Corruption, wie sie durch den dreißigjährigen Krieg sich ausgebildet hatte.

Eberhard macht eine Reise nach Europa zurück, rettet seine Schwester von einer verhaßten Heirath, findet seinen lange verlorenen Vater wieder und bringt beide nach Felsenburg. Die Schwester heirathet den Prediger Schmelzer auf der Insel. Eberhard selbst heirathet die schöne Cordula.

Nun beginnen wieder Liebesgeschichten. Zunächst erzählt Herr von Blac

sehr umständlich, wie er in Marocco gefangen worden sey. Man wollte ihn unter die Verschnittenen stecken, er wurde aber durch Fürbitte einer schönen Landsmännin gerettet, die sich in des Kaisers Harem befand und mit der er glücklich entfloh. Sie war früher schon an einen andern Mann verheirathet gewesen, der ihre Liebe nicht verdiente, und auch bereits eine zweite Frau genommen hatte. Dadurch frei geworden, heirathete sie den von Blac.

Episode vom Tode des alten Albert und von der Auffindung eines heidnischen Tempels auf der Insel. Dann die ausführliche Lebensbeschreibung des Capitain Horn. Darin kommt vor, daß eine verheirathete Marquise sich in Horn verliebt und der Marquis darum weiß und ihn selbst aufmuntert. Ein andermal will Horn heirathen, als er entdeckt, daß seine Braut eben ein uneheliches Kind heimlich geboren hat. Dazu viele Abentheuer und Gefechte zur See. — Frau von Barby erzählt, wie ihr Vater bei einer Buhlerin ermordet, ihre Mutter wahnsinnig geworden und wie ihr Gatte im Kampf mit Seeräubern umgekommen, sie selbst aber durch Horn aus der Sklaverei befreit worden sey.

Die Portugiesen verlangen, daß die Insel Felsenburg mit der jetzt auch bevölkerten Nebeninsel ihnen huldigen solle. Sie werden aber siegreich abgeschlagen. Dabei figurirt auch ein Regiment als Amazonen gekleideter Felsenburgerinnen. Zum Schluß die Geschichte der persischen Prinzessin Mirgamanda, die von einer christlichen Mutter geboren und von einer deutschen Amme erzogen, der blutschänderischen Liebe ihres eigenen Vaters nur durch ein Wunder entging, indem ein Blitz zwischen ihnen hindurchschlug. Später in die Gewalt eines andern Fürsten gekommen, erdolchte sie diesen, als er sie umarmen wollte, sollte dafür lebendig verbrannt werden, wurde aber gerettet und kam durch Schiffbruch auf die Insel.

„Der mit seiner Donna Charmante herumirrende Ritter Don Felix, 1754" ist eine platte Nachahmung der Insel Felsenburg. Das Liebespaar colonisirt eine Insel und stiftet ein ideales Reich ohne irgend eine Originalität. „Die cur. Begebenheiten des Herrn von Brachfeld", Eisenach 1759, schildern, wie Brachfeld Schiffbruch leidet, an der glücklichen Insel Jaketan landet, Eidam und Nachfolger des dortigen Königs und weiser Bekehrer und Gesetzgeber der Wilden wird. „Ophir", ein zu Frankfurt und Leipzig 1769 anonym erschienener Roman, läßt den Prinzen von Sidon (in Phönizien) nach Ophir, d. h. dem verlorenen Atlantis oder Amerika übers Meer entfliehen und dort ein Reich gründen. — Der weitgereiste Straßburger, Copenhagen und Leipzig 1752, ist die geistlos erfundene Lebens- und Reisebeschreibung eines angeblichen Franz Lilienstein, der nach allerlei Abentheuern auf der Insel Ceylon eine Prinzessin

heirathete und dieselbe mit großen Schätzen nach Straßburg brachte. Eine Nachahmung des dänischen Aventurier.

Inzwischen hatten sich in Spanien und Frankreich die Romane vermehrt, in denen man aus der Ueberschwänglichkeit der ältern Ritter- und Schäferpoesie immer mehr zur gemeinen Wirklichkeit zurückkehrte. Die Herrschaft der Spanier in den Niederlanden und das große Ansehen, welches die niederländischen Maler in Spanien genoßen, hat ohne Zweifel dazu beigetragen. So entstanden die s. g. Schelmenromane, in denen von gemeinen Spitzbuben tolle Abentheuer erzählt werden. Allen Ruhm der spanischen Romane übertraf der französische Gil Blas des Lesage. Nun konnten auch Nachahmungen in Deutschland nicht ausbleiben. Simplicissimus und seine Sippschaft war ja schon vorangegangen. Den Anfang der neuen Gattung machte der „moralische Lebenslauf eines Wollüstigen, von ihm selbst erzählt". Frankfurt und Leipzig 1752. Er enthält die durchaus gemeinen Abentheuer eines Lüderlichen, der sich zuletzt in die kluge Resignation eines Erfahrenen zurückzieht. Ganz ohne Geist.

Der Weltlauf in einigen sonderbaren, meist selbst erlebten Begebenheiten vorgestellt, Halle 1754, tadelt in der Vorrede die Robinsonaden als Fabeleien und will wirkliche Wahrheit geben.

> Bankier Briard kommt durch ein üppiges Weib um sein Vermögen, geht auf Reisen und überläßt seine Kinder einem treuen Freunde, dem Herrn v. L. Nach seiner Rückkehr in bessere Verhältnisse kommend, besucht er erst den Freund und erzählt ihm sein Lebensschicksal. Dem sind episodisch noch andere Biographien einverleibt. Einiges ist immerhin merkwürdig, das Ganze aber ohne Poesie oder nur innern Zusammenhang.

In den „Pagen", ein Roman von 1765, kommt ein Page vom Hofe weg durch viele Länder, auch Amerika ꝛc. und erlebt unzählige galante Abentheuer. — Heinrich Gottfr. von Bretschneider, k. k. Hofrath, schrieb 1775 einen „Ferdinand von Thon", das Leben eines aus seiner natürlichen Bahn herausgeworfenen, sich unter allen Ständen umhertreibenden Edelmanns. Anonym erschien im folgenden Jahre die „Geschichte Donat Feuerlings"

> eines bösen Buben, der an Eltern und Lehrern jeden Hohn übt, auch als Erwachsener seine schlechten Streiche fortsetzt und doch zuletzt glücklich wird,

und „Leben und Tod Sebastian Sillings", gleichfalls eines Taugenichts.

1779 erschien ein verjüngter Eulenspiegel, ein Leben Menadis, ein Leben des Musikus Gulden 2c.

Eine vierte Gattung von Romanen jener Zeit bilden die moralischen Romane, in denen Keime zur ersten Entwicklung drängten, die erst in einer spätern Periode völlig reif wurden. Sie gingen theils aus einer Reaction des bessern deutschen Gefühls gegen die französische Galanterie, theils aus einem Bedürfniß nach sanfteren Rührungen hervor. Durch die bisherigen Dichtungen waren die Sinne gekitzelt, das feinere Gefühl geschreckt und mißhandelt, und mehr das Ohr und die Einbildungskraft, als das Herz beschäftigt worden. Unwiderstehlich drängte es dieses unter dem Druck der Reformationszeit, des 30jährigen Krieges und der französischen Modethorheit gepreßte deutsche Herz zu edleren Rührungen, zur Reinigung von dem bisherigen Schmutz, zur sittlichen Besserung hin. Die Kirche wurde vergessen. Die gebildeten Protestanten fingen an, sich von ihrer eigenen orthodox verknöcherten Kirche abzuwenden, wie von der alten. Dagegen suchten sie das Ideal in der Humanität, in einer immer mehr aus eigener Kraft sich veredelnden Menschheit. Daher auf einmal in der Romanwelt an die Stelle der ritterlichen Amadise und zärtlichen Seladons die Helden der modernen social-politischen Tugend auftreten.

Johann Michael von Loen, Lingen-Tecklenburgischer Geheimerath, ein vielgereister Herr, gab 1740 den „redlichen Mann am Hofe heraus“, einen gar nicht übeln Roman mit originellen Kupfern.

Der Graf von Rivera lernt am aquitanischen Hofe die schöne und edle Gräfin von Montera kennen und lieben. Beauftragt, für den König selbst um ihre Gunst zu werben, benutzt er diesen Anlaß, ihre Tugend zu erproben, und findet sie felsenfest. Der König aber schickt ihn aus Zorn auf eine Festung, wo er von andern Staatsgefangenen deren interessante, als Episoden eingeflochtene Lebensgeschichten erfährt. Der König begnadigt den Grafen unter der Bedingung, daß er eine Andere als die Montera heirathe. Er schlägt es aber aus und wird nun in den Krieg geschickt, um darin umzukommen, erficht aber glänzende Siege, kommt dadurch wieder zu Ehren und findet in dieser Zeit zufällig bei einem ländlichen Fest seine geliebte Gräfin wieder, die vor Freude in Ohnmacht sinkt. Nachdem der Graf den Frieden und eine standesmäßige Vermählung des Königs vermittelt hat, hält er mit demselben seinen Triumpheinzug in die Hauptstadt, die Gräfin erblickt ihn aus dem Fenster und bald erscheint er als ihr Freier.

Loens moralische und kleine Schriften sind unbedeutender, enthalten aber manches Gute, z. B. die Schilderung eines „galanten Generals“, wozu es nur zu viel Originale in der damaligen Zeit gab, denn wie viele Generale kamen damals aus den Boudoirs der k. Maitressen! Ferner die merkwürdige Entrüstung über den gelehrten Gundling, der am preußischen Hofe als Narr mißhandelt wurde; eine bittere Satire auf die Reichsjustiz jener Zeit, eine Zornrede gegen die Nachäffung der Franzosen ꝛc. Kurz überall blickt ein edles Gemüth und ein rücksichtsloser Patriotismus bei ihm hervor. Aber schon im Geschmack des modernen Rationalismus schlägt er (II. 480 der kleinen Schriften) eine Union zwischen Lutheranern und Reformirten vor.

Die „sonderbaren Begebenheiten zweier gewanderter Jungfern“, Frankfurt und Leipzig 1742, sind nicht ganz schlecht.

Eine reiche Jungfer träumt, sie werde von einen Jüngling aus Todesgefahr gerettet. Am folgenden Tage begegnet sie demselben Jüngling und fällt in Ohnmacht. Er steht ihr bei und wird so mit ihr bekannt. Da er sehr unterrichtet ist, nimmt ihn ihr Vater als Hofmeister an und läßt sich, da er noch eine große Erbschaft macht, von der Tochter bereden, mit einer andern jungen Freundin und dem Hofmeister eine Reise durch Europa, zunächst nach Holland zu machen. Unterwegs nun entwickelt der Hofmeister nicht nur so viel Einsichten und Kenntnisse, sondern auch in Gefahren so viel Muth, daß der Vater nicht ansteht, ihn mit der Tochter zu verbinden. In den Rahmen dieser Erzählung sind eine Menge interessante kleine Geschichten und Anecdoten eingeflochten.

Weit geringer ist „die Braut bis ins Alter“ oder die „nachdenkliche Geschichte Jungfer Julchens“ (1764 ohne Ort). Die Heldin ist immer Braut, ohne je heirathen zu können, und sinkt zuletzt in den tiefsten Abgrund der Gemeinheit.

Der angeblich aus dem Französischen übersetzte Hamburger Roman von 1751 „die unglückseligen Verliebten oder Geschichte des H. und der Fr. von Burg“ ist einer der ersten eigentlich empfindsamen Romane in Deutschland.

Herr von Burg wird durch einen bösartigen Bruder verfolgt, seine Ehe mit Agathen nicht anerkannt. Er bleibt dieser aber trotz alles über ihn hereinbrechenden Unglücks, Armuth, Krankheit ꝛc., unverbrüchlich treu und triumphirt zuletzt.

Höchst merkwürdig ist „das Leben der schwedischen Gräfin“, der einzige (1746 erschienene) Roman von Gellert.

Die Gräfin erzählt ihre Schicksale selbst. Als arme Waise bei einem verwandten Edelmanne erzogen, gewann sie die Achtung und das Herz eines reichen schwedischen Grafen, der sie heirathete. Sie fand, daß sie dieses Heirathsglück nur einer gewissen Caroline, frühern Geliebten des Grafen, zu verdanken habe, die ihm, obgleich sie schon Kinder von ihm hatte, entsagte, damit er eine ebenbürtige Heirath schließen könne. Die junge Gräfin dankte dafür Carolinen durch zärtliche Freundschaft. Sie kamen an den Hof. Ein Prinz verliebte sich in die Gräfin, sie wies ihn ab. Dafür wurde der Graf in einem Kriege auf einen gefährlichen Posten postirt, schwer verwundet und noch dazu wegen angeblicher Nachlässigkeit zum Tode verurtheilt, starb aber an seinen Wunden. Die Wittwe floh von dem Prinzen in Begleitung eines Herrn R., der des Grafen Freund gewesen, nach Amsterdam, wo R. sie heirathete. Sie bekam eine Tochter. Unterdeß war ein unehelicher Sohn des Grafen, Carlssohn, herangewachsen und hatte ebenfalls geheirathet, und zwar eine gewisse Marianne, die als seine Schwester erkannt wurde. Er wollte sich nicht von ihr trennen, starb aber plötzlich. Marianne heirathete einen gewissen Dortmund, als dieser plötzlich irre redete und bekannte, er habe Carlssohn vergiftet, um Mariannens Hand zu bekommen. Er floh, Marianne öffnete sich die Adern und starb. — Auf einer Reise nach Rußland wurde die Gräfin plötzlich von einem Unbekannten feurig umarmt, es war ihr erster Gemahl, der Graf, der ihr nur fälschlich todt angesagt worden war, der als Gefangener nach Sibirien geschickt worden und endlich von dort wiedergekehrt war. Herr R. trat ihm großmüthig die Gattin wieder ab. Nach einigen Jahren starb aber der Graf wirklich. Eben so R. und die Gräfin blieb Wittwe. Am Schluß die Erzählung von den Schicksalen des Grafen in Sibirien mit einigen Episoden.

Dieser Roman ist der Prototyp unzähliger Romane der Folgezeit, indem er über die Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts sogar schon in die sociale Unnatur des 19. hinüberführt. Mit Recht hat schon v. Eichendorf darin die ästhetische Beschönigung des Sündhaften und die den s. g. guten Herzen zugetheilte Befugniß erkannt, alles, auch das Widerlichste, zu entschuldigen und zu vergeben.

4.

Die französische Theaterschule.

Oben schon ist flüchtig erwähnt, daß Gottsched in Leipzig, um dem französischen Geschmack auf der Bühne Bahn zu brechen, den deutschen Hanswurst feierlich verbrennen ließ. Dies drückte am besten die Gegensätze jener Zeit aus.

Im Jahr 1708 eröffnete der Schlesier Stranitzki in Wien ein comisches deutsches Theater, in welchem der Hanswurst die Hauptrolle spielte, *concurrirend mit dem damals in Wien blühenden italienischen Geschmack.* Es gelang ihm, die Lacher auf seine Seite zu bekommen und er wurde ungeheuer beliebt als Schauspieler. Als Dichter hat er weniger geleistet. Er schrieb 1722 die olla potrida des übertriebenen Fuchsmundi voll lustiger Gespräche, Schwänke und Witze, eine zweite Auflage unter dem Titel „der kurzweilige Satyricus 1728". Fuchsmundi (Stranitzki selbst in allerlei Verkleidungen) spielt hier in allen möglichen Rollen, um Possen und Satiren durchzuführen. Vgl. Nicolai Reisen IV. 566 f. und die Auszüge in Flögels Geschichte des Groteskkomischen S. 125 f. Stranitzki schrieb auch eine lustige Reisebeschreibung aus Salzburg in verschiedenen Ländern, sehr rar. Flögel S. 133. Der Sinn ist, „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien." Die ganze übrige Welt ist mit Wien nicht zu vergleichen.

Dem Stranitzki folgte Joseph Felix von Kurz unter dem Namen Bernardon als Hanswurst des Leopoldstädter Theaters, für welches er eine Menge gemeine Possen schrieb (1737—1774): Bernardon im Tollhause, Bernardon als Großmogul, Bernardon als ABC Schütz ꝛc. Vgl. Flögel, Gesch. des Groteskkom. 153. Selbst sah ich nur seine Prinzessin Pumphia.

Cyrus, Vater der Pumphia, wird vom Tartaren Kulican in der Schlacht überwunden. Pumphia beschreitet das Schlachtfeld, indem ihr mitten durch das Blut die Schleppe nachgetragen wird. Sie vergleicht die blutigen Todten mit rothen Krebsen. Kulican trägt ihr seine Liebe an, sie antwortet: geh nur weg, du bist mir wie saures Bier. Er läßt ihrem gefangenen Vater den Kopf abschlagen, aber der Zauberer Sophokles curirt ihn wieder und befreit

die Prinzessin, zu der sich ihr heimlicher Gatte und das schon von ihr geborene Kind finden. Alles in Alexandrinern und in burleskem Tone.

An die Stelle des welschen Bernardon trat seit 1760 in Wien der deutsche Lipperl und in den 80er Jahren Kasperl. Indem man anfangs die italienische comedia del' arte nachahmte und die komischen Schauspieler improvisiren ließ, entstanden zu Anfang des Jahrhunderts eine Menge von dramatischen Harlekinaden: Harlekins Hochzeit, der singende Harlekin &c. Ihnen folgten deutsche Hanswurstiaden: „die Braut von ungefär", in welcher Hans Wurst als Offizier auftritt und zwischen eine ehemalige und eine neue Geliebte gestellt wird. Dann: „der in ein Ei versetzte Hanswurst", Hanswurst, der unvorsichtige Schwätzer &c. Vgl. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspiele am Schluß des ersten Bandes.

Die Posse wurde aber auch ins haarsträubende Trauerspiel eingemischt. Von den Haupt- und Staatsactionen, wie man die großen Spectakelstücke nannte, die unter Stranitzki in Wien aufgeführt wurden, haben sich 15 Stück handschriftlich erhalten, welche Weiß 1854 herausgab. Sie sind allzuvoll nicht nur von Mord, Selbstmord, Hinrichtung und blutigen Schreckensscenen aller Art, Geistern &c., sondern auch von Intriguen und Verwicklungen, namentlich zwischen je mehr als einem Liebespaare, und in den Hanswurstscenen oft unflätig. Allein man findet in ihnen auch echt tragische Charaktere, tief rührende Scenen und einen aristophanischen Humor. Hier einige Beispiele.

Die Enthauptung Ciceros. Julius, der schöne Sohn des Antonius, ist auf der Jagd von einem Eber verwundet worden und liegt hülflos in seinem Blute. Da kommt sein Diener, der Hanswurst, voll Angst vor einem Bären, der gar nicht da ist, und stürzt über seinen Herrn, den er anfangs für den Bären hält. Er ruft um Hülfe, aber nur das Echo antwortet. Da kommen zwei schöne Jägerinnen, Tullia, Ciceros Tochter, und Emilia in Amazonentracht und nehmen sich des Verwundeten an. Beide lieben ihn, aber nur Tullia wird wiedergeliebt. Ein Holzbauer, mit dem Hanswurst Streit anhebt, führt den Julius in die Stadt. Cecina, der verschmähte Liebhaber Tullias, sucht seines Nebenbuhlers Verderben und verdächtigt Tullias Vater Cicero bei Kaiser Augustus. Cicero wird von seiner geängstigten Frau ermahnt, zu fliehen. Julius räth ihr dasselbe in einem Brief, aber der Hanswurst läßt sich diesen Brief von Antonius ablocken, der dem flüchtigen Cicero nacheilt und denselben köpfen läßt. Hanswurst bringt den Kopf in einem Tuche unter

dummen Possen der schrecklich überraschten Tullia, wird aber nachher vom begünstigten Liebhaber seiner Schwester, der Bromia, mit deren Hülfe in den Tiber geworfen. Er kommt wieder heraus, soll nun aber, weil er der Bromia Ehre angetastet, geköpft werden, wird es nur zum Schein, bildet sich aber ein, es sey wirklich geschehen ꝛc. Die arme Tullia muß den Cecina heirathen, ein großer Thierkampf auf dem Theater soll die Feier der Hochzeit erhöhen. Da fällt dem Cecina Tullias Bildniß vom Balkon herunter, er soll es wiederholen, fürchtet sich aber vor den wilden Thieren. Da steigt Julius hinab und holt es. Hanswurst, der nicht mit will, wird ihm nachgeworfen. Julius tödtet sämmtliche Bestien und bringt das Bildniß zurück. Cecina will es wiederhaben, sie kämpfen und Cecina fällt. Sterbend ermahnt er Tullia, den tapfern Julius zu heirathen. Dasselbe sagt ihr der Geist ihres Vaters, der auf der Bühne erscheint. Augustus selbst gibt am Ende nach und Julius und Tullia werden vermählt.

Ziemlich ähnlich ist „der großmüthige Ueberwinder seiner selbst.“ Zum betrunkenen Hanswurst kommt Rüpel mit einem schwarzen Bock, auf dem Hanswurst hinreiten soll nach Salzburg, wo ihm eine Menge Dirnen zugleich kleine Hanswurste geboren haben. Er antwortet aber, Rüpel soll nur auf den Bock einen Prügel binden und wieder mit heim nehmen. Die edelste Parthie des Schauspiels bildet die schöne Ismene, welche König Kasroes im Kerker hält, weil sie ihn nicht wiederlieben will, und ihr Geliebter Prinz Vardanes. Trotz der schwersten Versuchungen und Prüfungen ist indeß Kasroes großmüthig und läßt Ismene die letzte Probe bestehen. Sie wird zu einem Block und Beil geführt und muß das Tuch vom Leichnam ihres hingerichteten Vardanes aufheben, darunter liegt aber Scepter und Krone und der lebende Vardanes sinkt in ihre Arme. Kasroes tritt ihm Ismene und das Reich ab. Hanswurst bindet seine widerspenstige Brunette in eine Wiege und wiegt sie wie ein Kind, bis sie ganz zahm ist. Eine Menge alter Weiber mit Besen fallen über ihn her, aber Brunette selbst beschützt ihn.

In dem „Tempel Diana's“ soll Iphigenia ihren Bruder Orestes opfern, weigert sich aber und das Orakel tritt endlich dazwischen und rettet die Geschwister sammt ihren Geliebten. Hanswurst wird in diesem Stück von zwei Weibern geliebt, die ihn zerren, bis ihm die Hosen zerreißen. So steht die tollste Posse hier dicht am Tieftragischen.

Eine der besten Haupt- und Staatsactionen ist „die Marter des Johann von Nepomuk“ die auf Stranitzkis Wiener Theater aufgeführt wurde.

König Wenzel ist ein abscheulicher Tyrann und stellt seiner treuen Gemahlin Augusta nach dem Leben, um sich ganz seiner Buhlerin, der serbischen Alahibama, widmen zu können. Er läßt sie des Ehebruchs anklagen und in einem Hundestall verhungern. Weil sich ihr Beichtvater, der Johann von Nepomuk, nicht hergeben will, ihm zu sagen, was ihm Augusta gebeichtet, läßt er denselben in die Moldau werfen, aber fünf über dem Wasser erscheinende Sterne

beurkunden seine Heiligkeit. Wenzel wird wahnsinnig und stirbt am Schlage. Sein böser Rathgeber ist der bekannte böhmische Zauberer Zyto. Das Stück ist vortrefflich angelegt.

Aus dem spanischen Erbfolgekriege hat sich ein gutes Stück erhalten:

„Der vom Prinzen Eugenius und duc de Marlebourg curirte Ludovicus XIV.", eine satirische Comödie, in der ersten Siegeslust geschrieben, zeichnet sich durch die patriotische Stimmung und durch aristophanische Derbheit aus. Bei jeder neuen Nachricht vom Kriegsschauplatze müssen Ludwig XIV. und der Herzog von Anjou vomiren und brechen nach einander unter convulsivischen Angstreden alle die Städte, Festungen und ganze Königreiche aus, die sie vorher erobert hatten und die ihnen jene tapfern Helden wieder abgezwungen.

Sehr merkwürdig sind die von sächsischen Schauspielern 1709 aufgeführten Comödien, deren Devrient I. 316 f. gedenkt.

Sie zeigen uns die gräßlichsten Dinge, Mord und Henker, Unzucht und Geisterwesen immer in lustiger Verbindung mit dem Harlekin, z. B. den Tyrannen Nero mit dem Harlekin und daneben noch eine Närrin Pasquina, den ihren Liebhaber Horatio verfolgenden Geist Isabellens mit dem Harlekin. Deßgleichen spielte (Devrient S. 346) die Schönemannsche Truppe eine Haupt- und Staatsaction von „Tamerlan und den in den Abgrund der Verzweiflung gestürzten Bajazo" mit einem Vorspiel „der weibliche Arlequin" Ein anderes Stück von 1734 handelt von Simson und Delila mit dem Harlekin als Kuppler. Ein 1736 in Hamburg gegebenes Stück stellt Leben und Tod „des Ungeheuers" Wallenstein dar „mit Hanswurst".

Mehrere Stücke jener Zeit, die ich mir nicht verschaffen konnte, sind in Franz Horns schöner Literatur Deutschlands (von 1813) II. 39 genannt: Almira von 1704, Ali und Sofira, Isabella und Rodrigo (1717), die zwar gedrückte, doch wieder erquickte Liebe (1719), die vom Himmel beschützte Unschuld oder Bellerophon (1720), Achmet und Alminde (1721), der vergötterte Herkules (1726), Florentin, der schwärmerische Schäfer (1728), Donna Violante (1732), die durch Regiersucht gestürzte Basia (1735).

Im Jahr 1734 kam der Schneider Reibehand mit seinen Marionetten in die Mode, die er gräßliche Haupt- und Staatsactionen im Marktschreierton aufführen ließ. Flögel, Geschichte des Groteskkomischen S. 117. Sein Name wurde sprichwörtlich.

Die Singspiele, die namentlich Klay in Nürnberg in Flor gebracht, wurden nach und nach, insbesondere am glänzenden Hofe in Dresden zu

Opern, nach dem Muster der italienischen, ausgebildet und mit Ballet verbunden. Den Uebergang machte Bressand mit seinen Singspielen „die doppelte Freude der Musen (1695), Circe und Penelope (1696).“ In Heyses Bücherschatz S. 152 sind 72 hamburgische und 24 braunschweigische Opern verzeichnet. Gottsched in seinem nöthigen Vorrath verzeichnet eine noch größere Zahl von Opern, die am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts verfaßt wurden, ein Beweis, wie sehr die Sache Mode geworden war und jede bedeutende Stadt, jeder Hof seine Opern haben wollte. In Hamburg componirte der Kapellmeister Keyser († 1739) nicht weniger als 116 Singspiele und Opern. Die italienischen Muster herrschten vor. Die opera seria behandelte meist biblische oder antike, mythologische und historische Stoffe, die opera buffa aber nahm die Elemente der alten Fastnachtsspiele, den Hanswurst und Scenen aus dem gemeinen Leben in sich auf. Ja man suchte Ernst und Scherz, Grauen und tolle Lustigkeit in der Poesie mit dem Genuß der Musik, des Schauspiels und Tanzes zu verbinden. Aber die Opern bezweckten so sehr nur den augenblicklichen Effect und schweiften deßhalb so sehr in frappanten Decorationen, phantastischen Situationen, Ungeheuerlichkeiten und Zoten aus, daß es der berühmte Gottsched zu einer seiner Lebensaufgaben machte, die Opern auszurotten. Auf eine charakteristische Weise reagirte der deutsche Humor gegen die Renaissance auch in der Oper, zunächst in Hamburg. In dieser freien Hansestadt fing man an, sich an den mythologischen Stoffen zu langweilen, und machte daher der Oper zu Pflicht, den Hanswurst in sich aufzunehmen. In Postels Oper „Kleopatra“, einer opera seria mit tragischer Selbstentleibung am Schluß, erscheinen im Festsaal der Königin Schornsteinfeger und singen ein höchst frivoles Lied, ja wenden sich zuletzt an das Publikum und fragen die sämmtlichen anwesenden Damen, ob es nichts zu fegen gebe? — Eine Oper, „die Hamburger Schlachtzeit“ von 1725, hielt der Einwohnerschaft nur ein Spiel des eigenen Lebens vor, Ochsenkauf, Schlachten, Schmausen. Eine Oper, zu Arnstadt 1705 aufgeführt, brachte in ähnlicher Weise dem Publikum die Bierbrauerei zur Anschauung. In den Opern „die Leipziger Messe“ oder le bon vivant, „Fröhlicher Brüder Sauflust“ (1714), Harlekins Hochzeit und Kindbettschmaus rc., wie in vielen andern artete die Posse dermaßen aus, daß schon 1681 der Hamburger Pastor Anton Reiser in seiner theatromania,

so wie später Gottsched in Leipzig mit höchster Entrüstung dem Opernunfug zu steuern beflissen war. Gegen Reiser schrieb Rauch eine theatrophania, 1682, worin er nur die christliche Oper zu retten suchte. Aber auch an den kleinen Fürstenhöfen mischte sich der Hanswurst getrost unter die Götter, Nymphen und Satyrn. Das war es gerade, was Gottsched so sehr gegen die Opern erbitterte. Von anderer Seite her trat der allzu üppig und gemein gewordenen Oper der große Händel mit seinen feierlichen Oratorien entgegen. Es ist bemerkenswerth, daß die höchste Blüthe des Oratoriums unmittelbar der tiefsten Entartung der weltlichen Oper nachfolgte. Man kann diese Erhebung aus dem Sumpf des Heidenthums zur heiligen Höhe des Calvarienberges, wie sie in der Musik Statt fand, keineswegs von der Poesie rühmen. Diese versank vielmehr immer tiefer in Weltlichkeit und classisches Heidenthum.

Einen höheren Flug versuchte Berthold Feind, ein Hamburger Advokat, welcher in schleswigschen Diensten als Anhänger Karls XII. gegen Dänemark schrieb, deßhalb in Verhaft kam und 1717 in einem dänischen Kerker starb. Er war viel gereist, hatte die berühmtesten auswärtigen Theater gesehen und erklärt sich in den prosaischen Zugaben zu seinen 1708 in Stade erschienen „Deutschen Gedichten" 1) für eine höhere sittliche Aufgabe des Schauspiels, weshalb es Unrecht sey, es vom christlichen Standpunkt aus überhaupt zu verwerfen, 2) für das Phantastische, Abentheuerliche und Romantische, weil es die Seele am tiefsten ergreife. S. 109 erzählt er, „daß etliche, wenn sie des renommirten Englischen tragici Shakespeare Trauerspiele vorlesen hören, oft lautes Halses an zu schreien gefangen und häufig Thränen vergossen." *) Auf die Thränen legte Feind den größten Werth und er ist deßhalb als der Vorgänger Kotzebues und Ifflands zu betrachten. Im Ganzen hat er sich nicht an Shakespeare gehalten, sondern sich durch die italienischen Formen des Singspiels gebunden. Seine Stücke sind eigentlich Vaudevilles mit zahlreichen eingelegten Arien und Chören. Die darin geführten Reden sind noch sehr schwülstig und hochtrabend, aber sie sprechen uns viel angenehmer an, als Lohensteins Alexandriner, weil sie in fünffüßigen

---

*) Man hat noch keine frühere Spur von Shakespeare in deutschen Bühnen entdeckt, als diese.

Jamben geschrieben sind. Man kann nicht sagen zum erstenmal, denn der oben genannte Burckhart ist älter.

Im ersten Stück „Octavia“ beginnt Kaiser Nero:

Vom kalten Angelstern bis an Canopus Hügel
Schwingt unser Adler seine Flügel ꝛc.

Nero verliebt sich in Ormöna, Gattin des armenischen Königs Tiridates, und verläßt um ihretwillen seine treue Gemahlin Octavia. Diese will sich erstechen, wird aber durch Piso daran verhindert, verhüllt sich und schreckt den Nero, als ob es ihr Geist wäre, und wird nachher dem reuigen Nero wieder zugeführt. Das Stück aber schließt wie ein Kotzebue'sches Lustspiel mit allgemeiner Umarmung. In den eigentlichen komischen Scenen geräth Davus, die lustige Person, auf einen Kirchhof, unterhält sich mit den satirischen Grabschriften und wird von Todtengräbern geneckt, die zuletzt einen Tanz halten; eine völlig mißlungene Nachahmung der bekannten Kirchhofscene im Hamlet.

Man sieht aus dieser ersten Probe, wie tief Feind unter Shakespeare steht, doch ist sein Nero als Jambenstück und als erstes eigentliches Rührstück bemerkenswerth. Im zweiten Stück, „die kleinmüthige Selbstmörderin Lucretia oder die Staatsthorheit des Brutus“, sollte man dem Titel gemäß eine ironische Auffassung als Travestie erwarten, aber auch hier findet man nur Rührung. Eben so im: Masaniello furioso.

Herren und Damen vom Hofe des Vicekönigs von Neapel haben sich auf dem Lande vergnügt, als sie von ferne Tumult in der Stadt vernehmen. Der Fischer Masaniello hat das Volk empört, es verweigert den Zoll und trotzt den Soldaten.

Vor diesem war ein Fischerknecht,
Der von der Höllen Dienstbarkeit
Die Welt befreit.
Ich bin zwar auch ein Fischer nur,
Dennoch will ich das heilige Recht,
So in Neapolis geschwächt,
Im alten Stande wieder schaffen.
Ergreift die Waffen!

Das Interesse wird aber ganz von der Revolution abgezogen auf Liebelei. Don Antonio wird vom Volk gefangen und muß als Sklave Wasser zu den Galeeren tragen. Die ihn liebende Marquise Mariane sucht ihn auf und wird selber Sklavin, um ihn gewiß zu finden. Unterdeß aber hält er sie für untreu, wird frei und verliebt sich in Aloysia. Da ersticht sich die treue Mariane und er

aus Reue thut das gleiche, beide aber sind nur verwundet und bleiben am Leben. Aloysia, die schon zum zweitenmal verheirathet ist, findet ihren ersten Mann wieder, mit dem sich der zweite versöhnt, und das Stück schließt wieder mit allgemeiner Umarmung, während der arme Masaniello in Raserei daherkommt, nur noch einige Worte spricht und erschossen wird.

In dem Stück „die bezwungene Beständigkeit oder die listige Rache des Sueno" nimmt wieder alles einen tragischen Anlauf, um mit den obligaten Rührungen lustspielartig zu enden.

Das Stück fängt sehr romantisch an. Die dänische und norwegische Flotte begegnen sich bei Nacht auf dem Meer, während ein großer Komet am Himmel steht. Sie kämpfen. Sueno der Däne siegt, Olaus der Norweger aber versöhnt sich mit ihm. Sueno will seine Tochter Angelica mit seinem tapfern Admiral Hulderich, der eben den Seesieg erfochten hat, vermählen. Sie liebt aber den Olaus. Dieser, schon verlobt mit der verwittweten Königin von Schweden, Gunilde, läßt sich verführen, um Angelica zu bekommen, die Gunilde von der Schiffbrücke ins Meer fallen zu lassen, wird aber doppelt betrogen, indem Angelica, die sich vergiftet, statt wirkliches Gift nur einen unschädlichen Trank bekommt und nach des Olaus Abgang sich entschließt, den tapfern Hulderich zu ehelichen, während ihr Vater zugleich Gunilden die Hand reicht. Doppelumarmung am Schluß.

In der „krankenden Liebe" ist die bekannte Geschichte des Antiochus, der sich in seine Stiefmutter Stratonice verliebt, gleichfalls als Rührstück behandelt. — Feind schrieb auch viele Gelegenheitsgedichte, ein bewunderndes Lobgedicht auf Karl XII. in Alexandrinern, ein Lehrgedicht, worin er alle philosophischen Systeme durchgeht, ein philosophirendes Hochzeitsgedicht und viele Uebersetzungen aus dem Lateinischen, Italienischen und Französischen.

Salomon Seemann, ein Danziger, Erzieher der russischen Kaiserin Anna, dessen „Turnus und andere deutsche Gedichte", zu Marburg 1729 erschienen sind, erscheint als der Prototyp jener Deutschrussen, die mit deutscher Bildung slavische Gewandtheit verbinden und insbesondere die Sprache mit Leichtigkeit handhaben. Das Drama Turnus ist zwar eine Monstrosität, sofern es gegen die virgilianische Tradition läuft, aber die Sprache ist theilweise vortrefflich. Seemann bediente sich noch regelmäßiger, als Feind, des fünffüßigen Jambus, wenn auch nicht in der Reinheit, wie später erst Lessing im Nathan.

Der alte König Latinus läßt sich von den Pfaffen beschwatzen, seine Tochter Lavinia dem fremden Abentheurer Aeneas zu geben, im Widerspruch mit dem Interesse des Volks und Landes und mit der zärtlichen Liebe, welche Lavinia bereits dem Turnus zugewandt hat. Der alte König redet die Trojaner an:

Ihr treuen Bürger unsers Vaterlands,
Ihr tapferen Trojaner, deren Reich
So herrlich, so berühmt, so mächtig war,
Wie sehr beklag ich euch.

Diese Sprache, so lange vor Schiller, gereicht dem Danziger zur Ehre. Lavinia klagt:

Unglückliche Geburt, wenn wir mit Kronen
Zur Welt geboren werden!
Wie selig sind für uns auf Erden
Dieselben, so in schlechten Häusern wohnen.
Die arme Schäferin —
Sie liebt den, der sie liebt,
Der sie bittet, der ihr gute Worte gibt.
Uns zwingt das Schicksal, uns zwingt der Staat.
Wir geben zwar das Recht, doch nach dem Rechte
Wird nicht mit uns verfahren ꝛc.

Lavinia, als Amazone gerüstet, wirft sich in den Kampf zwischen Aeneas und Turnus. Aeneas fällt, die Pfaffenpartei flieht, der alte Latinus sieht sein Unrecht ein und Turnus und Lavinia werden ein glückliches Paar.

Die Wendung am Schluß ist so auffallend, daß man versucht wird, sie irgend einer politischen Rücksicht in St. Petersburg zuzuschreiben. — Der lyrischen Gedichte Seemanns sind wenige, meist Gratulationen. In einem Hirtengespräch zeigt sich wieder des Dichters Gewandtheit.

Wie aber kann ich widerstehen?
Ich seh zwei Augen auf mich blitzen,
In welchen tausend Liebesgötter sitzen,
Ich muß für ihrer holden Macht vergehn.
Mein Herze ist gefangen
Und meine Seele rührt der süße Wunderschein.
Ich spür ein sehnliches Verlangen
Diesen Strahlen nahe zu seyn.

Das ist die erste Spur jener Innigkeit des romantischen Gefühls, wie es später bei Tieck sich so reich entfaltete. Beiläufig sey bemerkt, daß

dieses interessanten Dichters in den bisherigen deutschen Literaturgeschichten noch gar nicht gedacht worden ist.

Der mächtige Gottsched schrieb, wie oben schon gesagt ist, selber nur einen überarbeiteten „Cato“, ließ aber viele französische Tragödien und Comödien als Muster für Deutschland übersetzen. Sein bester Schüler war Elias Schlegel, Sekretair des sächsischen Gesandten in Kopenhagen, nachher Professor, † aber schon im 31. Jahre (1745). Er schrieb viele Tragödien im echten Renaissancestyl: Orest und Pylades, Dido, Hekuba, Elektra. Aber es zog ihn aus dem classischen Zwange heraus. In seiner Lucretia vertauscht er die steifen Alexandriner schon mit freier Prosa. In seinem Trauerspiel Canut verräth er, daß er bei längerem Leben vielleicht eine ganz andere Richtung, als die Gottsched'sche, würde eingeschlagen haben.

In diesem Trauerspiel stellt Ulfo, der des großmüthigen König Canut Schwester verführt, einen höchst bizarren Charakter dar, der nicht einmal des Königs Gnade annimmt, sondern trotzt und den Tod erzwingt.

Das deutet schon von ferne die Sturm- und Drangperiode an. Auch Schlegels „Hermann“ ist zwar noch in den leidigen Alexandrinern geschrieben, hat aber viele Originalität und eine ganz moderne Charakteristik.

Die Hauptsache in diesem Trauerspiel ist der Contrast zwischen dem vaterlandstreuen Hermann und dem Römling Flavius. Am Schluß der Triumph des erstern über den Varus. — Segest spielt eine gute Rolle, indem er die dynästische Staatsklugheit über den Patriotismus setzt und den Satz anführt, ein König kenne nur ein Interesse, dürfe nie ein Sentiment oder natürliches Gefühl, nicht einmal für Weib und Kind haben.

Etwas Bizarres gibt sich auch in den Lustspielen Schlegels zu erkennen, trotz der von ihm erstrebten französischen Correctheit. So im „Triumph der guten Frau“.

Nikander, ein frivoler Ehemann, verläßt seine treffliche Frau Hilaria bald nach der Hochzeit und spielt zehn Jahre lang den Don Juan bei andern Damen, ohne sich einer Einzigen dauernd zu widmen. Da beschließt Hilaria, ihn zu bestrafen, verkleidet sich als Mann, treibt die Donjuanerie noch ärger als er, und sticht ihn bei allen Damen aus, die für den neuen Ritter schwören, bis sie sich dem beschämten Nikander zu erkennen gibt.

Ziemlich ähnlich ist „der Geheimnißvolle".

Der junge Graf Bährenfeld soll nach Straßburg reisen, hält sich aber incognito in Kopenhagen auf, um seine ihm bestimmte Braut unter fremdem Namen zu prüfen, und gewinnt als Maske auf einem Ball, später in allerlei Verkleidungen sie lieb, wird verdächtigt und arretirt, aber durch die Ankunft seines vornehmen Vaters wird alles aufgeklärt.

In der „stummen Schönheit" schmeichelt der Dichter dem Adel auf Kosten der Naturwahrheit.

Hier wird ein hübsches, aber dummes und deßhalb auch wortarmes Bauernmädchen als Dame erzogen, die ächte Tochter des Hauses aber in Armuth, und macht die letztere durch ihren Geist den Irrthum des Glücks wieder gut. Als ob alle Bauernmädchen dumm und alle Fräulein geistreich seyn müßten.

Im „geschäftigen Müßiggänger" wollte Schlegel ein Moliere'sches Charakterbild aufstellen, es blieb jedoch matt und etwas langweilig. Besser ist der „gute Rath", in welchem Einer die Manie hat, allen Leuten zu rathen, und böse wird, wenn man ihm nicht folgt.

Man hat von E. Schlegel noch mehrere Bruchstücke z. B. eines angefangenen Epos „Heinrich der Löwe", auch Cantaten und Gelegenheitsgedichte, Episteln und verschiedene Aufsätze über das Schauspiel. — Sein jüngerer Bruder Adolf schrieb ein Lehrgedicht „der Unzufriedene" in Alexandrinern.

Der Mensch ist unzufrieden über sein Loos. Da verwandelt ihn Jupiter in einen Vogel, Fisch, Hirsch 2c., bis er einsieht, das Loos des Menschen sey doch ein viel glücklicheres, als das anderer Geschöpfe.

Andere Schüler Gottscheds wetteiferten in Verfertigung von Tragödien, die in hölzernen Alexandrinern antike Stoffe behandelten. So erschienen 1741 Darius von Pitschel, Alceste und Aurelius von Quistrop, Timoleon von Behrmann, der sterbende Sokrates von Baumgarten, 1746 Oedipus von Joh. Heinr. Steffens, 1748 Octavia von Cammerer, Brutus von Blaufuß, 1754 Telemach von Heubel, 1757 die Horazier von Kepner, 1758 Candaules von G. W. Schmid.

Fr. von Derschau gab 1747 einen Pylades und Orestes heraus, der die Opferung des letztern durch Iphigenia auf Tauris behandelt. Ohne Geist.

Iphigenia ist weichherzig. Pylades will sich für Orest opfern, dieser gibt

er nicht zu. Troas der böse König, befiehlt nun beide zu opfern. Aber die Handlung wird unterbrochen durch einen Greis, namens Hermes, welcher das Volk aufwiegelt und zugleich nachweist, die Tomira, die angebliche Tochter des Troas, sey die Tochter des früheren Königs, die allein rechtmäßige Erbin des Throns. Orest ergreift das Opferschwert und ersticht damit den Troas.

Drescher schrieb 1751 ein Lustspiel „der adelige Freier" und 1760 eine Lutheriade in 12 Gesängen.

In Benjamin Schmidts „musikalischen und andern Gedichten", Leipzig und Rudolstadt 1748, wird die Geschichte des Amor und der Psyche als Singspiel behandelt. In der „belohnten Treue" wird eine verloren gegangene Prinzessin als Schäferin wieder entdeckt. Schöne Stoffe, aber ohne Geist behandelt. In vielen „Serenaden" wettsingen allegorische Personen, Tugenden, Blumen, die sächsischen Flüsse rc. zum Lobe fürstlicher Personen.

Patzki's Virginia, 1755 gedruckt, in steifen Alexandrinern ist bei nobler Gesinnung ebenfalls geschmacklos. Patzki, der ein Prediger in Magdeburg war, schrieb auch viele Singspiele, biblischen und antiken Inhalts.

Den Einfluß Molieres und noch mehr Holbergs läßt Borkenstein in seinem „Bocksbeutel" von 1742 erkennen, worin er die vornehme Spießbürgerlichkeit der norddeutschen Seestädte geißelt, ein Vorbild zu Kotzebues Kleinstädtern.

Johanna von Orleans, ein Trauerspiel des Johann Gottfried Bernhold, Nürnberg 1752, ist in mancher Beziehung nicht uninteressant.

Johanna tritt gleich in der ersten Scene keck auf:

Es hüpfet mir das Herz, wenn die Karthaunen brüllen,
Und mit beflammtem Schall und Dampf die Luft erfüllen.
Wenn Schild und Feur und Schwert in treuen Fäusten blitzt
Und echter Frankenmuth die Tapferkeit erhitzt.

Aber der Dichter kümmert sich nicht im mindesten um die tiefe Bedeutung ihrer Jungfräulichkeit. Ganz arglos spinnt er ein Liebesverhältniß zwischen ihr und dem Bastard Dunois an. Johanna wird nicht als Hexe verbrannt, sondern tödtlich verwundet und stirbt in Dunois Armen:

Ich sterbe noch vergnügt, weil du mich schon gerochen,
Mein Wunsch ist auch erfüllt, ich hab dich noch gesprochen.
Erweise mir, mein Schatz, zu meiner süßen Ruh
Den letzten Liebesdienst, drück mir die Augen zu.

Derselbe Dichter schrieb 1752 ein Trauerspiel „Irene", worin die fürstliche Mutter ihrem Ehrgeiz den eigenen Sohn aufopfert.

Joh. Christian Krüger († 1750), verdorbener Theologe und Schauspieler, rächte sich an seinem frühern Stande durch Verspottung in Lustspielen. Seine „Landgeistlichen" wurden deßhalb confiscirt. Seine „Träume" von 1754 habe ich mir nicht verschaffen können. Seine übrigen Lustspiele sind in seinen poetischen und theatralischen Schriften, Leipzig 1763, enthalten:

1) Der blinde Ehemann. Astrobald ist blind auf die Welt gekommen zur Strafe für seine Mutter, die ihn im Ehebruch empfangen. Astrobald heirathet die edle und treue Laura, die aber verleumdet wird, so daß der arme blinde Mann von Eifersucht verzehrt wird, bis Lauras Tugend erprobt und er selbst zum Lohn derselben sehend wird.

2) Die Candidaten. Hermann, der lange einem Grafen treu gedient hat, sucht durch ihn vergebens eine Rathsherrnstelle zu erlangen. Der alte üppige Graf will es nicht anders thun, als um eine gewisse Gefälligkeit der Frau. Die alte Gräfin ist eben so üppig und führt das Regiment im Hause. Da, um sich wegen einer Beleidigung an ihr zu rächen, schickt ein alter Oberst einen jungen Fähnrich in ihr Haus, der sich für einen Candidaten ausgeben und ihr ein wenig die Cour machen muß, worauf er sogleich die bewußte Stelle erhält, sie aber beschämt, indem er seinen Stand entdeckt. Endlich bekommt Hermann doch noch die Stelle.

3) Der Teufel ein Bärenhäuter. Ruthe, der Schulmeister, hat sich in ein schönes Mädchen im Dorfe verliebt und verkleidet sich als Teufel, um ihren Bräutigam abzuschrecken. Dieser versteht aber keinen Spaß, packt ihn, prügelt ihn erbärmlich durch, bindet ihn an Händen und Füßen und läßt ihn eine ganze Nacht lang liegen. Da kommen Leute. Aus Scham hält sich der Schulmeister mäuschenstill und hört, daß es seine eigne Frau ist, die ihm bisher, ohne daß ers merkte, Hörner aufgesetzt hat, und sich mit ihrem Liebhaber auf ihn selber setzt, in der Meinung, es sey nur ein Klotz. Im launigsten und derbsten Styl.

Ich stelle dem eine andere, viel zartere Schulmeisterscomödie gegenüber, welche Friedrich der Große 1754 aufführen ließ. Ihr Verfasser ist mir unbekannt.

Drusilla, eine Schulmeisterswittwe, hält für ihren verstorbenen Mann Schule und verliebt sich in ihren jungen Schüler Lindoro; aber dessen Oheim Leander ist selbst in sie verliebt und bewacht sie voll Argwohn. Da tappt auch

noch sein Vater und Lindoros Großvater Belfiore, der sich gleichfalls in die schöne Wittwe vergafft hat, mit einer Liebeserklärung dazwischen und der verschmähte Leander rächt sich, indem er den Großvater gegen den Enkel hetzt. Am Ende aber läßt sich der Alte versöhnen und Lindoro bekommt die schöne Wittwe. Ein leichtes, frivoles, aber graziöses Singspiel.

Schenks komisches Theater, Breslau 1759 enthält nur schwache Stücke:

Clementine. Zwei junge Leute sollen sich heirathen, haben sich aber jedes ein Ideal gebildet, wollen daher einander nicht, bis sie ihr Ideal jedes im andern wiederfinden. — Die Liebe in der Grotte, sehr unbedeutend. — Pigmalion, in eine Cypresse verwandelt, von Thamira auch als Baum noch wirklich umarmt, wird glücklich wieder entzaubert.

Chr. Felix Weiße in Leipzig, den wir schon als Lyriker kennen gelernt, war auch ein fruchtbarer Schauspieldichter. Er edirte schon 1759—68 Beiträge zum deutschen Theater in 5 Bänden, später erschienen gesondert 1767—71 komische Opern, 3 Theile, 1776—80 Trauerspiele in 5 Theilen, 1783 Lustspiele in 3 Theilen.

Die Trauerspiele sind noch in Alexandrinern geschrieben. Racine und Corneille sind seine Muster. Es zieht ihn hin zu Shakespear'schen Stoffen, allein er kann sie doch nur in der französischen Manier behandeln. Seine Stärke liegt in der Charakteristik der Leidenschaften, allein er läßt sich zu sehr in declamatorischem Pathos, in der Reflexion über die Leidenschaften gehen.

1. Eduard III. Isabella hat aus Liebe zu ihrem Buhler Mortimer ihren Gemahl Eduard II. ermorden lassen und für natürlichen Todes gestorben ausgegeben. Sie will ihren Sohn noch zum Morden der Edelsten im Lande verleiten, um ihre Schmach desto besser zu verbergen; allein es wird vereitelt, des Königs Leiche dem jammernden Sohn gezeigt und der Mord bewiesen. Das ganze Stück ist nur zur Charakteristik Isabellens geschrieben, die zuletzt verzweifelnd ihren Buhler von sich stößt. Gut contrastirt mit ihr der schwache Sohn.

2. Richard III. Weiße läßt den Richard nicht die ganze Stufenleiter von Verbrechen durchlaufen, wie Shakespeare, sondern greift nur den Mord der beiden jungen Prinzen und die schmerzliche Klage ihrer Mutter heraus, worauf sogleich Richmond erscheint und den Tyrannen stürzt. Innerhalb dieser engeren Schranken hat das Weißesche Trauerspiel immerhin viel Anerkennenswerthes. Die Leidenschaft, der Ehrgeiz, die teuflische Bosheit und zugleich die Ge-

spensterfurcht des Königs contrastiren vortrefflich mit der Mutterangst der Königin.

3. Crispus, Sohn Constantin des Großen, wird von seiner Stiefmutter Minervina bis auf den Tod verfolgt.

4. Mustapha und Zeangir. Roxane, zweite Gemahlin des Sultan Soliman, läßt den Mustapha, dessen Sohn erster Ehe, umbringen, um den Thron ihrem eigenen Sohn Zeangir zu erhalten, allein dieser ist seinem Bruder so treu und ergeben, daß er, die böse Mutter verwünschend, sich ersticht, um dem Bruder im Tode nachzufolgen. Gar zu empfindsam und unwahrscheinlich.

5. Die Befreiung von Theben, ein kaltes Stück. 6. Atreus und Thyest, die bekannte Greuelgeschichte. 7. Rosamunde, die bekannte Mörderin Alboins. 8. Romeo und Julie. Man kann diese pathetische Declamation nach Shakespeares Dichtung unmöglich auslesen, obgleich der Stoff nicht schlecht aufgefaßt ist. 9. Die Flucht, unbedeutend. 10. Jean Calas, nach Voltaire.

Wie Corneille und Racine für das Trauerspiel, so war Moliere das Muster für das Lustspiel. Weißes Lustspiele haben seinen Ton:

Die Poeten nach der Mode. Zwei Dichter, der eine voll Lohensteinischen Schwulstes, der andere nach der neuen galanten Manier, bezaubern einen Herrn Gerante so, daß er einem von ihnen seine Tochter geben will, was aber durch den Geliebten derselben verhindert wird. — Der Naturaliensammler will seine Tochter eben so unpassend verschenken, wird aber auch abgehalten. — Die Matrone von Ephesus. — Großmuth für Großmuth. Karoline kommt in männlicher Verkleidung, um die schöne Wittwe kennen zu lernen, die ihren Geliebten liebt, findet sie seiner werth und tritt sie ihm ab, die Wittwe aber vergilt Gleiches mit Gleichem und nöthigt ihr den Geliebten auf. — Die Haushälterin, als Erbschleicherin eines alten Herrn, will dessen Sohn um das Seine bringen. — Der Mißtrauische gegen sich selbst, entgeht kaum der Schlinge, die seiner Blödigkeit durch einen arglistigen Freund gelegt wird. — Der Projectmacher empfängt die Strafe seines Leichtsinns. — Weibergeklatsch. Durch Geklatsch verführt, glaubt Ferdinand, seine Braut Louise habe ein Kind gehabt und beschuldigt sie dessen; wie sehr beschämt sie ihn aber, als sie ihm ein Kind vorstellt, welches er selbst unehelich mit einer Andern gezeugt hat. Doch verzeiht sie ihm großmüthig. — Die Freundschaft auf der Probe. Blandfort hat die schöne junge Indianerin Corally der Obhut seines Freundes Nelson überlassen, der sich aber sterblich in sie verliebt hat. Nun ist Blandfort so großmüthig, sie ihm zu überlassen und dafür Nelsons Schwester Juliane zu heirathen. Corally ist hier übrigens nicht naiv, wie Kotzebues Gurli. — List über List. Die böse Frau Argante wird durch List dahin gebracht, ihre Tochter Caroline dem jungen Valer zu verheirathen, was gerade der innigste Wunsch ihres Bruders Arist ist, während sie sich einbildet, es geschähe ihm zum Possen.

Weiße schrieb auch einige sehr beliebte komische Opern, z. B. Lottchen am Hofe, aber nur nach französischen und englischen Texten. Seine berühmteste Oper, der Dorfbarbier, ahmt Krügers Schulmeister nach.

Der besoffene Barbier Barthel und sein listiges Weib Susanne sollen ausgepfändet werden, helfen sich aber, indem sie den Gläubiger, Schulmeister Ruthe, und er dessen Weib verführt.

Joseph, Frhr. von Petrasch, dessen Lustspiele zu Nürnberg 1765 von der deutschen Gesellschaft in Altorf in 2 Bänden herausgegeben wurden, war ein Nachahmer Molieres, aber sehr breit.

Ein abgeschmackter Herr von Tiefsinn kommt von Wien zurück und spielt den geheimnißvollen Diplomaten. Gut ersonnen, aber geistlos ausgeführt. — Das Eiland der Buckligen, die sich über den Gesunden, der zu ihnen kommt, lustig machen. — Leander, ein Dichter, der das Beste der Menschheit will, wird eben deßhalb von der Dummheit und Bosheit verfolgt, aber zuletzt durch den Fürsten selbst gerechtfertigt. Sehr langweilig. — Der übelgerathene Länderreiser, ein deutscher Edelmann, der aus Paris abgeschmacktes Franzosenthum mitbringt. — Philander bringt sich durch seine Neugier um eine edle Geliebte. — Der jütische Obmann Magnus will nichts von neuen Moden wissen, aber seine Tochter Julchen wird ihm durch den neumodischen Klitander entführt. — Goldmann, der junge Ehemann, ist am Tage nach der Hochzeit wie aus den Wolken gefallen, da ihm seine junge Frau hinter der Gardine bekannt hat, daß ihr angeblicher Reichthum nur erheuchelt und ihr Brautkleid und Brautschmuck nur geborgt gewesen sey, da ihr Kammermädchen kommt und ihn um Geld bittet, weil sie von der Dame seit acht Jahren keinen Lohn erhalten; da der Schwiegervater und Schwager selbst ihm Geld ablocken wollen ꝛc. Seine Noth ist köstlich, und zuletzt bildet er sich ein, sie wollen ihn gar vergiften, um ihn zu beerben. — Das ist das beste Stück, die noch übrigen sind sehr gering.

Johann Heinrich Faber, Professor in Mainz, übersetzte eine Menge französische Opern und Schauspiele für die deutsche Bühne von 1769—1776, gab 1788 eine Zeitschrift „der Illuminat“ heraus und hinterließ noch einen Roman „Louise oder der Sieg der Tugend“, den ich nicht gesehen habe.

Auch Karl Christian Gärtner, der mit an den Bremischen Beiträgen arbeitete, übersetzte aus dem Französischen, wie denn sein einziges eigenes Schäferspiel „die geprüfte Treue“ von 1768 wieder ins Französische übersetzt wurde.

Der österreichische Feldmarschalllieutenant Cornelius von Ayrenhoff († 1794) schrieb seit 1772 eine Menge Schauspiele zuerst in steifen Alexandrinern und so sehr nach französischem Muster, daß er in einem „Sendschreiben“ heftig gegen die Ausschweifungen Shakespeares loszog. Es ist merkwürdig dabei, daß er als vornehmer Mann sich nicht genirt, die ganze Corruption Wiens zur Schau zu tragen.

Seine Trauerspiele behandeln antike Stoffe, Cleopatra, Virginia, Antiope, Aurelius (eine erdichtete Verschwörung gegen Trajan), sodann einige altdeutsche, Hermanns Tod und Tumelicus. Dieser junge Sohn Hermanns will seinen Vater rächen, wird aber durch die von Druiden und Barden umgebene Velleda daran gehindert. Unwahr und abgeschmackt. — Besser sind die Lustspiele, aber sehr frei: Der Postzug. Ein Graf von Reitbahn verhandelt seine junge Braut Leonore an den Major von Rheinberg um einen Postzug von herrlichen Schecken. Das Fräulein ist wohl damit zufrieden, weil sie Rheinberg liebt. Einer meint, mancher würde gerne seine Frau für ein Paar Schecken verkaufen. Das Ganze ist ein treues Spiegelbild der verdorbenen Sitten der Wiener Aristokratie, und Vorbild zu Kotzebues „beiden Klingsbergen“. — Noch unsittlicher ist „die große Batterie“. Um eine gute Heirath zu machen, prahlt ein Offizier, eine Batterie erstürmt zu haben. Der Bruder seiner Braut übertrifft ihn noch an Frivolität und will mit dem hübschen Kammermädchen davonlaufen, nachdem sie seiner Schwester Kleider gestohlen hat. Sie werden ertappt und er entschließt sich nun, die zur Braut zu nehmen, die ihm seine Mutter bestimmt, behält sich aber unter allgemeinem Lachen vor, das Kammermädchen mit seinem Kammerdiener zu verheirathen, um sie in der Nähe zu behalten. Auch der Hauptmann bekommt seine Braut, obgleich er lachend gesteht, welches elende Mittel er angewandt, ihr zu imponiren. — Eben so abscheuerregend ist „die Freundschaft der Weiber“. — A. hat auch ein Paar allegorische Lustspiele geschrieben: der Nationen Streit, worin eine reisende Polin vorkommt, die in einem Gasthofe von Liebhabern aller Nationen umlagert wird, bis sie als Gemahlin eines ungarischen Generals erkannt wird. — Das Reich der Mode, in welchem Repräsentanten aller Stände sich zusammenfinden, aber zuletzt vor der Göttin der Natur erbärmlich bestehen, indem diese, begleitet von der Philosophie und gefolgt von „starken wohlgewachsenen Soldaten“ das Reich der Unnatur, d. h. der Mode zerstört. Mit diesem merkwürdigen Stück macht Ayrenhoff alle seine eigenen Modesünden wieder gut.

Katharina II., Kaiserin von Rußland, geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst, hat ziemlich viel in russischer oder französischer Sprache gedichtet, das beste sind ihre Lustspiele:

Der Familienzwist, ein Lustspiel, abgedruckt in der deutschen Schaubühne, 1789, Band V. enthält die kleine Familiengeschichte des Pankrat Sobrin. Alles in seinem Hause ist in Frieden und Harmonie, als ein gewisser Hausläffer durch Ohrenbläserei Mann und Frau und alles hinter einander hetzt, bis seine Lügen an den Tag kommen und man sich wieder versöhnt. Die erlauchte Verfasserin mochte wohl einen Ohrenbläser ihres eigenen Hofes im Auge haben.

Der Betrüger. Hier wird die Familie Samlin durch einen Cagliostro, der sich Kalifalkscherston nennt, betrogen, doch wird der mystische Heuchler noch frühe genug entlarvt.

Der Verblendete (Berlin 1788 gedruckt). Hier ist es die Familie Radostrow, die von zwei Abentheurern bestohlen wird, die sich so sehr in des Herrn Gunst gesetzt haben, daß ihnen Tochter und Nichte des Hauses geopfert werden sollen. Aber auch sie werden entlarvt. Der Reiz dieses Stücks liegt in der höchst naiven Haltung der Nichte Sophie, die immerfort Knixe macht und die Einfältige spielt, aber ganz gescheidt ist.

Es ist merkwürdig, daß alle diese Lustspiele Täuschung russischer Einfalt durch fremde Abentheurer zum Inhalt haben. Sie hat noch mehrere Comödien geschrieben, die ich nicht kenne. (O Zeit, das Mißverständniß, der Namenstag der mürrischen Frau, der Friedensstörer, die Comödie vom sibirischen Priester, Schmeichelei und Täuschung ꝛc.). Auch einige komische Opern, zwei ernsthafte Schauspiele aus dem Leben Ruriks und Olegs von schwacher Erfindung, und zwei russische Volksmärchen, wohl nur von ihr überarbeitet. Obgleich oberflächlich hingeworfen, verdienten diese Dichtungen der geistvollen Kaiserin eine vollständige Ausgabe. Hauptmann Seübert in Stuttgart hat viel dazu gesammelt.

5.

Anfänge der Empfindsamkeit.

Schon die italienische und spanische Schäferpoesie hatte etwas stark Sentimentales, was jedoch in Frankreich und Deutschland theils durch das Allegorienspiel, theils durch erotische Reize aufgewogen wurde. Als nun aber Rousseau in Frankreich die Sentimentalität in Aufschwung brachte, wurde sie auch in Deutschland als Mode nachgeahmt. Indessen gereicht es dieser Richtung der Poesie zur Entschuldigung, daß die Greuel der Kriege und das Intriguenspiel der europäischen Diplomatie eine Sehnsucht nach Frieden und Unschuld hervorrufen mußten, deren Ideal man in der Schäferwelt suchte. Aber allmählig wurde die Schäferpoesie, nachdem

sie das noble italienisch-spanische Gewand abgelegt, in der französischen Schule (gleich dem Romane) frivol und satiresk.

Joh. Nik. Götz, der als Baden-Durlachischer Superintendent 1781 gestorben ist, gab schon 1752 Gedichte in der verliebten französischen Manier heraus und übersetzte Mehreres aus dem Französischen (Gressets Ververt, Montesquieus Tempel von Gnidos), wie auch Sappho und Anakreon. Er gehörte zu Gleims intimen Freunden. Nach seinem Tode gab Ramler seine sämmtlichen Gedichte in 3 Bänden heraus, 1785. Hier einige Proben seines Geschmacks:

Die Hirtin Tamira wandelt auf der Blumeninsel, Keuschheit, Unschuld und Sittsamkeit aber gehen mit verschränkten Armen hinter ihr her. — Hylas weiht auf dem Altar der Venus zwei Rosenknöspchen, als Sinnbilder der Lippen seiner Geliebten. — Ein Reisender kommt zum Schlosse einer Herzogin. Ist das ein Schloß? fragt er, nein, ein Tempel, denn ich sehe eine Göttin. — Der geblendete Amor hört von Galatheens Schönheit, reißt sich die Binde von den Augen, sieht und ruft gleich nach den Grazien: verbindet mir die Augen wieder, denn so viel Schönheit können sie nicht ertragen. — So schwache Galanterien bilden den Hauptinhalt der kleineren Gedichte. Unter den größeren ist die sogar von Friedrich dem Großen gelobte Mädcheninsel am berühmtesten geworden, aber auch sie ist von schwächlicher Erfindung. Der Dichter träumt sich hundert Jahre lang unter reizenden nackten Mädchen auf einer Insel zuzubringen, dann aber sollen sie auch noch sein „wohlriechendes Skelett" auf dem Altare der Venus aufstellen und aus ihren viel tausend Thränen sollen lauter kleine Amorn entspringen. — Sehr frei ist das Gedicht „Palmyra". Diese Jungfrau wird im Thal Tempe mit Gewalt entehrt, ein Schauspiel, vor dem die Grazien fliehen und die Nymphen unter dem Wasser ihre Spindeln fallen lassen, während die Tugend, an einen Baum gelehnt, laut schreit, ohne helfen zu können, doch noch so glücklich ist, „mit sachter Hand das irrende Seelchen ihrer Tochter" d. h. die Unschuld Palmyrens aufzufangen und in den Himmel zurückzutragen, wo sie hergekommen. Das Thal Tempe aber verlor seitdem seine ganze Schönheit. — Nur ein Gedicht von Götz ist edel und rührend. Alcimadure verschmäht ihren treuen Daphnis. Er stirbt aus Gram. Sie weigert ihm eine Thräne nachzuweinen und schilt sogar den Amor, bei dem man sie beschwört. Aber nach ihrem eignen Tode erblickt sie im Reiche der Schatten den Daphnis und verliebt sich in ihn, ohne wiedergeliebt zu werden, denn hier liebt Niemand mehr, und

Wenn ja noch Jemand liebt,
So liebt er ungeliebt, o Schäferin, zur Strafe,
Daß er auf Erden nicht geliebt.

Zu derselben Zeit, in welcher der Hamburger Hauptpastor Götze, weil er, wenn auch ohne Geist, doch ehrlich, und wie es seine Pflicht war, das Christenthum gegen die frivolen Angriffe von Reimarus und Lessing vertheidigte, allgemeinem Hohn Preis gegeben wurde, erfuhr Consistorialrath Götz wegen seiner üppigen Mädcheninsel nur Wohlwollen und Ehrenbezeugungen. So war es damals mit der Religion der Gebildeten bestellt.

Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, Lottodirektor in Altona gab 1759 „Tändeleien" heraus, üppige Bilder aus dem Faunen- und Nymphenleben, in poetischer Prosa, mit Versen untermischt, halb wollüstig üppig, halb schwärmerisch empfindsam, als Vorbild von Wieland und Geßner zugleich; aber nach französischen Mustern, Theokrit und Anakreon im Costume des Watteau.

Unter den Tändeleien kommen vor: die Geburt des Amor aus einer Rosenknospe; der Catalog eines Venuspriesters, später benutzt in Mozarts Don Juan.

Erst aus Athen nur zwanzig
Und dann noch fünfzehn andre,
Dann halt' ich zu Korinthus
Ein ganzes Heer von Mädchen,
Dann noch 2000 Mädchen
Aus Karien und Lesbos,
Jonien und Rhodus ꝛc.

Der Unterricht im Küssen, sehr steif und pedantisch. O Unvergleichliche, wie nennest du diese Wollust? frägt er. Sie aber antwortet mit einem holdseligen Lächeln: Küssen. — Ein kleiner Amor hängt sich an die Brust der spröden Phyllis und flößt ihr Liebe ein, zerbricht aber zwischen den schwellenden Hügeln einen seiner Flügel; da kommt ihr Liebhaber, umarmt sie und drückt den Amor zwischen beiden Brüsten so zusammen, daß er auch den andern Flügel abbricht. — Amor schießt dem Bachus einen Pfeil in den Leib und von dem herabträufelnden Blut wächst die Rebe. — Aglaya hat sich von den übrigen Grazien verirrt, wird gesucht, statt ihrer aber Chloe gefunden. Als deren Liebhaber sich darüber beklagt, daß sie ihm von den Grazien entführt wird, kommt Aglaya selbst, ihn statt Chloens zu trösten. — Eine Schilderung des Liebesparadieses, in welchem Amor mit seiner Psyche lebt. — In dem Gedicht „Cypern" wird eine schreiende Nymphe, die sich auf der Flucht den Gürtel hält, daß er nicht in Rosenhecken sich verwirre, von einem trunkenen Satyr verfolgt, und der Triumphzug des Bachus beschrieben ꝛc.

Die Cantate „Ariadne auf Naxos“ 1765 schildert blos den Schmerz dieser verlassenen Ariadne, von der Ankunft des Bachus ist nicht die Rede.

In dem „Poetischen Wäldchen“ kommt die Ueberraschung einer Najade durch einen Faun vor. Arge Koketterien. „Liebes Fäunchen, sprach sie bittend, liebes Halbgöttchen! ist es dir nicht genug, ein argloses Nymphchen im Bade überrascht zu haben? mußt du mir auch mit deinen Blumenfesseln die Arme wund drücken?“ Er will sie nicht loslassen, außer um ein Küßchen. Das wird endlich bewilligt, viele andre folgen nach und die Najade selber meint, man solle das Gaisblatt, unter dem die Scene vorfällt, Jelängerjelieber nennen. — In der Hochzeit der Venus und des Bachus wird die üppige Umarmung dieser beiden in Gegenwart aller Götter beschrieben.

Später wandte sich Gerstenberg von dieser französischen Manier ab und Klopstock zu.

Salomon Geßner, Buchhändler in Zürich († 1787), druckte nicht nur seine Schriften in eigener Buchhandlung, sondern schmückte sie auch mit eigenen Radirungen aus. — Er erlangte durch seine „Idyllen“ einen ungeheuren Ruhm, fast mehr noch in Frankreich, als in Deutschland, und galt unbestritten als ein Dichter der ersten Größe. Man nannte ihn den deutschen Theokrit. Aber er hat seinen großen Ruf auch nicht entfernt verdient. Er ist einer der schwächsten Geister seiner Zeit und der affectirteste. Er besitzt auch nicht eine Spur von Wahrheit und Volksthümlichkeit. Auf seinen wäßrigen Dichtungen schwimmen nur wenige blasse Spiegelbilder von fremden Poesien, geborgt von Theokrit, Ossian und aus der italienischen Schäferpoesie. Sollte irgend etwas an ihm originell genannt werden dürfen, so wäre es die echt Kotzebue'sche Weichherzigkeit, mit der bei ihm alles verziehen und alles durcheinander mit Thränen und Küssen beschleimt wird. Als allgemeines Rezept zur Geßner'schen Idyllenpoesie recipe: O, ach, ach, o, aber ach, o Götter! Dazu stete Wiederholungen: wie glücklich, mein Vater, o wie glücklich werden wir seyn! Du Chloe, immer trägst du dein Körbchen im Arm. Ja Philles immer trag ich mein Körbchen im Arm ꝛc.

In der ersten Idylle besingen zwei Hirten ihren eigenen Gesang. In der zweiten singt eine Hirtin, ein Hirt behorcht sie, lobt sie nachher überschwenglich und wird zum Dank geküßt. — Ein zärtlicher Sohn betrachtet seinen schlafenden Vater mit vielem O und Ach! — Damon und Daphne treten aus der Höhle, in welcher sie sich vor dem Gewitter verborgen. Man meint, es könnte etwas vorgegangen seyn, wie dem Aeneas mit der Dido begegnet, aber

sie sind nur begeistert von den blitzenden Regentropfen des wieder entwölkten Waldes. — Ein trunkener Faun hat seinen Krug zerbrochen und ist eingeschlafen. Die Hirten binden ihn an einen Baum und lassen ihn nicht eher frei, bis er ein Lied gesungen zu Ehren des zerbrochenen Kruges. — Der erst 16jährige Damon erklärt der erst 13jährigen Phillis in aller Form seine Liebe. — Alexis bringt einem armen alten Mann Speise. Am Schluß wird die Mythe der von Pan verfolgten und in eine Quelle verwandelten Erythia erzählt. Diese letzte Schilderung hat einige Wärme, ist aber auch ein wenig schlüpfrig und paßt insoferne wieder nicht zu den kühlen Sentimentalitäten der übrigen Idyllen.

Besser ist das selbstständige Gedicht „der erste Schiffer". Hier wird ein junges Mädchen mit ihrer Mutter durch eine Ueberschwemmung auf einer Insel vom Festland abgesondert, bis ein junger Mann sich den ersten Kahn zimmert und hinüberfährt. Das Mädchen Melida, das noch nie eine Mannsperson gesehen, ist naiv entzückt über das neue Geschöpf.

„Daphnis", ein längeres Gedicht, worin der Jüngling eifersüchtig, aber durch die Treue der Geliebten bald wieder beschämt wird.

„Semira und Semin", ein Gemälde aus der Sündfluth, zwei Liebende, die mit einander untergehen, das ärgste der sentimentalen O und Ach Duette, fast ganz in Ausrufungszeichen geschrieben.

In Geßners berühmtem Gedichte vom Tod Abels ist Kain gänzlich verfehlt, nämlich ein melancholischer Grübler, welcher unterweilen sogar sentimental wird, in weinerliche Rührungen fällt, den Bruder wieder liebt, gegen sein eigenes Weib und seine Kinder ganz Kotzebue wird und wie in Menschenhaß und Reue in sentimentalen Umarmungen verweichlicht. Und doch ermordet er den Bruder. Noch erbärmlicher als Kain selbst steht Adam, als der schwache, immer nur flehende Papa da.

Geßner hat auch zwei dramatische Dichtungen geschrieben, die in ihrem Dialog ganz so affectirt sentimental und voll O und Ach sind, wie die Idyllen. Auch sie sind, wie diese, in Prosa.

Evander und Alcimna lieben sich heimlich, jeder glaubt, er müsse eine Andere heirathen, als sie aber zusammenkommen, erkennen sie, daß sie es selbst sind, vor denen sie sich gefürchtet hatten.

Erast, ein armer Jäger, von drückenden Nahrungssorgen gequält, wird durch seine liebende Gattin getröstet und wieder glücklich. Das Gespräch der beiden Gatten in ihrer Noth ist so unwahr als möglich, sowohl was die

kunstreich gesetzte Sprache, die zu vertraulichen Ehegesprächen nicht paßt, als was die Heiterkeitsaffektation der Frau anlangt.

Jak. Fr. Schmidt, Pastor in Gotha, schrieb 1761 gleichfalls Idyllen aus der Unschuldswelt der Vorzeit, jetzt vergessen. Eben so Ernst Brückner, Pastor in Neubrandenburg, desgleichen Georg Aug. von Breitenbach (bukol. Erzählungen 1763 und jüdische Schäfergedichte 1765). Von Andreas Grader erschienen 1773 und von Krauseneck 1776 Idyllen, worin Natur und Liebe verherrlicht werden.

Geßners vorzüglichster Schüler war Franz Xaver Bronner, der aus einem Kloster in Donauwörth nach der Schweiz floh und bei Geßner gut aufgenommen wurde. Seine Lebensgeschichte (Zürich 1795) erregte Aufsehen, denn die Reformirten verfehlten nicht, den weichlichen Mönch, dem der Cölibat zu hart fiel, zu hätscheln. Schon ein Jahr früher erschienen seine „Fischergedichte", Idyllen in Prosa, wie bei Geßner, nur daß hier Fischer an die Stelle der Schäfer treten. Kleine Bildchen, empfindsam, häufig läppisch, im Ganzen aber besser als die von Geßner. Bronner bleibt der wirklichen Natur und dem gemeinen Leben ein wenig treuer.

Da kommt eine Idylle vor, die blos darauf hinausläuft, daß einer sich Blumen auf den Hut steckt; eine andere, in welcher Kinderchen mit Butterschnitten beschenkt werden; wieder andere, worin ein armer alter Greis mit Wein erquickt wird rc. Die tugendhafte Wittwe Thebe wird von dem gerührten Manne, der ein Kind von ihr zu sich nehmen wollte, am Ende selbst zu sich genommen rc. Ein Fährmann führt ein schönes Mädchen entzückt über das Wasser; ein ehrlicher Fischer kommt an den Hof und seine Simplicität contrastirt mit der Corruption der Hofwelt. — Eine kleine Mythe von dem Zeichen der Fische im Thierkreise. Das sollen nämlich zwei Liebende gewesen seyn, die durch den eifersüchtigen Proteus in Fische verwandelt und an den Himmel versetzt wurden. Oft verräth sich der lüsterne Mönch. Da kommt vor, wie ein Fischer badet, als er ein Mädchen im Ertrinken begriffen sieht, dasselbe rettet und nun nackt so lange tröstet, bis bei ihr die Schamhaftigkeit stärker wirkt als die Dankbarkeit. — Ein badender Fischer wird gewahr, daß ein hübsches Mädchen auch baden will, und versteckt sich, als ein Maikäfer an ihn heransummt, ihm um seinen nackten Leib kriecht und dadurch zu einem kleinen Schrei veranlaßt, den die Schöne hört, worauf sie eilends entflieht.

Christlob Mylius, dessen Schriften 1754 von Lessing edirt wurden, schrieb langweilige Betrachtungen über die Majestät Gottes, Gedanken

von der Seele, vom höchsten Gut und Uebel 2c. und wenige Gedichte, worin neben gereimten Reflexionen doch auch in ziemlich leichten Versen eine Sommernacht, ein Donnerwetter, eine Mondsfinsterniß, der Frühling und Winter ausgemalt werden. Sein Hauptgedicht ist „die Schäferinsel“.

Montan hat viel Unglück erlebt und zieht sich auf eine Insel zurück, wo er mit zwei Kindern ein Schäferleben führen will. Sie werden jedoch gestört. Ein längst verschwundener Freund kommt wieder, die Kinder, die für Geschwister galten, haben verschiedene Eltern und dürfen sich nun lieben und den das Unglück auf die Insel geführt, führt das Glück nun wieder zurück.

Lessing liebte, das Unbegreifliche durchzusetzen. Mylius war nie werth, gedruckt zu werden. Wir werden später noch öfter wahrnehmen, wie eigensinnig Lessing ganz unbedeutende Geister gepriesen und empfohlen und dann wieder arme Mücken, als wären sie Ungeheuer, mit der Keule des Herkules erschlagen hat.

Die Schäferpoesie wurde noch glänzend vertreten durch den blinden Pfeffel, den Elsäßer, dessen Schatz (1761) und Philemon und Baucis (1763) die französische Schule verrathen.

Indem die Schäferpoesie durch Geßner in das Extrem falscher Idealität und sentimentaler Unnatur hinübergeführt wurde, trat die derbe volksthümliche Reaction dagegen in der „Schafschur“ des Maler Müller auf: der brachte nämlich wirkliche Landleute und wirkliche Schafe mit dem ganzen Geruch der Natürlichkeit in die Poesie.

Die Empfindsamkeit theilte sich nunmehr auch der lyrischen Dichtung mit, bei vielen Dichtern spielt noch das frivole Element stark in das empfindsame hinein, aber es bezeichnet schon den Uebergang vom Sinnlichen zum Sittlichen, daß neben der Liebe auch die Freundschaft bis zur Schwärmerei getrieben wurde. Diese Richtung nahm ihren Anfang mit Gleim. Joh. Wilh. Ludwig Gleim, Sekretair des alten Dessauers, später Sinecurist als protestantischer Canonicus in Halberstadt († 1803 im hohen Alter), erlangte großen Ruhm, zuerst durch seine Kriegslieder, die er zum Ruhm der Preußen im siebenjährigen Kriege herausgab, dann durch seine Wein- und Liebeslieder als der s. g. deutsche Anakreon, und noch mehr durch seine zahlreichen literarischen Verbindungen als ein Vater aller jungen Poeten in Deutschland.

Gleims Kriegslieder lassen sehr viel zu wünschen übrig. Ihr größter Fehler ist, daß sich der Sänger immer spornt und zum Singen treibt, und sagt: nun singen wir, nun schalle Lied ꝛc., dabei das Citiren antiker Götter, die in das Costüm der Zeit nicht passen, vor allem aber der gemeine bänkelsängerische Sington, dessen Plattheit zu dem erhabenen Aufschwung der Begeisterung nicht paßt.

Außer einer freien Uebersetzung des Anakreon selbst schrieb Gleim mehrere Bändchen Lieder, in denen der anakreontische Grundton (Liebe und Wein) vorherrscht, aber die Modulation der leichten französischen Lyrik und die schalkhafte Simplicität von Gellerts Fabeln und Weißes Liebesliedern annimmt, in verliebter Derbheit aber auch schon die drastischen Effecte des spätern Bürger vorbereitend.

Zur Charakteristik der verliebten Lieder Gleims mögen folgende Beispiele aus der Ausgabe von 1779 dienen. Er küßt Chloe, sie hält still dazu, als er aber satt ist, fängt sie erst an und küßt ihn, bis er Halt rufen muß. — Belisse küßt einen Schäfer, sagt aber, sie küsse jeden andern eben so gern, was sich gleich einer zu Nutzen macht. — Gott schafft die Eva, die sich gleich an den blöden Adam macht, „Närrchen, sieh mich an, ich bin gemacht, mit dir zu spielen.“ — Die Mutter sagt dem, der um ihre Tochter wirbt, er werde Mühe haben, jene erst das Lieben zu lehren, während er es bequemer haben würde, sie, die Mutter, zu lieben, die es schon verstehe. — Der Liebhaber schenkt dem Manne Wein, um unterdeß mit der Frau scherzen zu können. Der Mann lacht ihn aus, aber die Frau meint ernsthaft, der Wein müsse bezahlt werden. — Er verläßt sie und fordert seine Geschenke zurück, da will sie ihm auch alle seine Küsse zurückgeben. — Er spottet über die Sklaverei der Ehe und lobt die freie Buhlerei. Hymen hat den Anakreon überfallen wollen, aber Amor hat ihm glücklich die Fackel entwunden. Anakreon dankt ihm und meint, besser eine Stadt mit der Fackel verbrennen, als ihn zur Ehe zu zwingen. — Alles liebt, alle Thiere auf dem Felde, in Luft und Wasser, warum nicht auch ich? — Wenn ich schlafe, sagt Gleim, träume ich von nichts als Mädchen. Wär' ich ein Bildhauer, Maler, Tapetenweber ꝛc., ich wollte nichts als Mädchen meißeln, malen, wirken. Als Astronom seh ich im Monde wieder nichts als Mädchen. Alle lieb ich, groß und kleine (ganz wie im Don Juan). — Er möchte einmal Schöpfer seyn, dann würde er nichts als Mädchen schaffen, und wie Schneeflocken sollten in der Luft die Mädchen wimmeln.

In der Gesammtausgabe der Werke Gleims von 1811 steht I. 76 ein verliebtes Sonett, das erste schöne Sonett der deutschen Sprache. Es handelt von Belinde, wie sie sich entkleidet. — Ein kleines Epos in drei Gesängen,

Alexis und Elise, schildert eine glückliche Liebe und Ehe in hüpfenden Verschen, die den epischen Charakter ausschließen. — Ein kleines Lustspiel „der blinde Schäfer" in Alexandrinern ist dadurch bemerkenswerth, daß der blöde Seladon trotz aller Koketterien der Ismene und ihrer Freundin Filinde nicht dreist gemacht werden kann und davonflieht, als sie ihn derber angreifen, worauf sie ihn für unheilbar einfältig erklären. — Ein Cyclus kleiner Gedichte „Amor und Psyche" ist wieder ganz anakreontisch und enthält Scenen und kleine Scherze aus der Liebe der beiden bekannten mythischen Wesen.

Von diesen früheren frivolen Liebesliedern sind die spätern von dem Greise unter dem Namen Hüttchen gesammelten Lieder sehr verschieden. Hier spricht sich nämlich nur noch das Behagen eines friedlich in seinem Hüttchen wohnenden gastlichen Alten aus, der seine Zufriedenheit und seine lieben Gäste preist, die er auch gern namhaft macht, einen Stollberg, einen Herder 2c. Zwar kann er auch jetzt noch immer eines Mädchens nicht entrathen, aber es ist — die Muse.

Gleim schrieb auch eine Menge Sinngedichte, die zum großen Theil des Witzes entbehren.

Den weisen Solon schuf Gott der Herr,
Den weisen Nathan aber schuf uns Er (Lessing).

* * *

Dein Apfelbiß war Schuld, Frau Eva, — habe Dank! —
Daß ein Messias kam und Klopstock ihn besang.

Gleims Fabeln stimmen ganz mit den Gellertschen überein und sind zuweilen noch kürzer und naiver. Ihre Simplicität ist äußerst reizend, daher sie auch bei Kindern noch beliebter geworden sind, als die Gellertschen, die mehr für ältere, lebenserfahrene Leser taugen.

Unter den ernsten Dichtungen Gleims steht sein Trauerspiel „der Tod Adams" oben an, enthält übrigens nichts Geniales, außer der sehr ausgemalten Todesangst Adams. — Einem Paar s. g. Romanzen Gleims, die nur Mordgeschichten im Bänkelsängerton vorgetragen sind, hat man zu viel Ehre angethan, indem man mit ihnen die Gattung der Romanzen in Deutschland erschöpft wähnte. Diese Gattung war in den viel besseren Volksliedern längst vorhanden.

Halladat, oder das rothe Buch, ist eine poetische Caprice Gleims. In zwanglosen Liedern oder vielmehr Elegien wird darin im Namen eines muhamedanischen Weisen der muhamedanische Deismus gepriesen, das

Daseyn der Gottheit bewiesen, die Zweifler verdammt, in der Schöpfung ihr großer Meister, auch in dem unschuldigen Spiel der Kinder, selbst in der Lust des Wurms das Wehen des göttlichen Geistes durch die ganze Natur nachgewiesen. Der allereinfachste und gewöhnlichste Rationalismus von der Welt, den aber Gleim hinter geheimnißvolle Redensarten und fremdklingende Namen so gut versteckte, daß man ihm etwas Mystisches zum Vorwurf machte.

Gleims Gastlichkeit und Freundschaftsenthusiasmus, seine brüderliche Verbindung zunächst mit Uz und Götz, dann mit einem noch ausgedehnteren Kreise gleichgesinnter Dichter, der Schutz, den er jüngern Dichtern angedeihen ließ, war einerseits löblich und rührend, führte aber andrerseits einen fast weibisch empfindsamen Ton unter den Freunden herbei, ein gegenseitiges Gekose und Geküsse, Kokettiren, Loben und Preisen und Befriedigen der Eitelkeit, unnatürlich, gekünstelt, widrig. — Doch war Gleim nicht ohne männliches Vaterlandsgefühl. In den Zeitgedichten, die er am Ende seines Lebens während der französischen Revolution schrieb, klagt er bitter über die selbstverschuldete Schwäche Deutschlands und empfiehlt (1800) den Wahlspruch:

Deutsche Treue, deutscher Wein
Ganzer und nicht halber Rhein!

Jeder Trunk Wein soll uns erinnern, daß unsere Nationalehre nicht wiedererrungen ist, so lange nicht der ganze Rhein wieder unser ist. Dieser schöne Trinkspruch erhebt unsern alten Gleim hoch über den Anakreon.

Giseke (ungarisch Köszeghi) schrieb Lieder zu den Bremer Beiträgen, ahmte Thomson nach, pries Brockes, liebte Hagedorn und feierte in seinen Oden und Cantaten die durch Weisheit gemäßigte Liebe, die durch die Grazien verschönerte Freundschaft. Er schrieb auch einige Fabeln und Briefe in demselben lahmen Geist der Zeit. Seine poetischen Werke erschienen 1767, das Glück der Liebe in 3 Gesängen 1769. Er starb als Superintendent in Sondershausen 1765.

Die Gleim'schen Soldatenlieder wurden nachgeahmt in den „Helden Oesterreichs" und Kriegsliedern von Cornova (1775) und in den Liedern eines sächsischen Dragoners von Contius (1778).

Joh. Benj. Michaelis, ein intimer Freund Gleims, bildet den

Uebergang von diesem zu Wieland. Seine Werke erschienen zu Gießen 1780 und bestehen aus Liedern, Episteln, Satiren, Fabeln und Operetten. Unter den letzten ist Amors Guckkasten (1772) die munterste und voll Wielandischer Lüsternheit.

Komus kommt mit dem Guckkasten.

He, Raritäten,
Lieblich zu schauen!
Püppchen und Puppen,
Herren und Frauen!
Männer und Jüngferchen,
Wittwer und Weiber,
Götter und Götterchen,
Täubchen und Täuber.
Ha, heisa, trallera!

Am Schluß gucken alle in den Kasten, um zuzusehen, was der Stier-Jupiter mit Europa thut.

In dem Gedicht „Pleodie" ironisirt Michaelis sich selbst, indem er gesteht, welch ungeheurer Unterschied zwischen der poetischen Schäferwelt und dem gemeinen deutschen Bauer sey.

Auch Johann Peter Uz, Landrichter in Anspach († 1796), ging in seiner Manier von Gleim zu Wieland über, dem er in leichter Frivolität sehr nahe kommt.

Chloe kokettirt gar artig mit ihm. Im Traume sieht er, wie seine Schöne zum Bade geht. Im „Morgen" beschreibt er den Schlummer einer reizenden jungen Frau. „Silen und Syrinx" sind mit faunischer Lust ersonnen. Im „Traum" sieht er eine Schöne zum Bade gehen und jammert, als er schon aufwacht, ehe sie mit dem Auskleiden fertig ist.

Zu Hagedorn und Gleim gesellt sich der Hamburger Joh. Arnold Ebert, dessen Gedichte (1789) theils von der Phyllis singen, deren Namen er in Rinden schneidet, während er seine Schafe weidet, oder an die er „im Schooße der sichern Lust von Bachus wohl versorgt" mit dem Becher in der Hand denkt, theils Episteln an Freunde und Gönner sind, alles schwache anakreontische und horazische Affectationen.

Der Berliner Geheimerath von Göckingk gab 1772 „Lieder zweier Liebenden" heraus,

die von ihm selbst unter dem Namen Amarant und seiner nachherigen Gattin unter dem Namen Nantchen handeln und voll Naturwahrheit wirkliche

Ereignisse, heimliche Begegnungen, Scherze, Klagen, kleine Eifersüchteleien ꝛc. auf reizende Weise schildern.

Weniger spricht Göckingk in seinen poetischen Episteln an; dagegen sind seine „prosaischen Schriften“ zwar nur Jugendversuche, doch voll guter Laune, namentlich die Briefe der Thiere, des Reitpferds, Schooßhunds ꝛc., die Geschichte eines Seelenwanderers und die Bürgermeisterswahl.

An Gleim reiht sich Clamer Schmidt in Halberstadt. Seine ersten Gedichte (1769) sind in Gleims heiterer und leichter Manier, dann ergab er sich christlicher und patriotischer Schwärmerei, um plötzlich wieder ins andere Extrem der Frivolität zu fallen (Erzählungen von aktäontischen Nachkommen, 1784). Später huldigte er einer mäßigen Aufklärerei bei stets heiterer Laune, durch die sein sanfter Freund Tiedge sich öfter von der Schwermuth heilen ließ (neue Briefe 1790 S. 143). Man macht sich einen Begriff von diesem Freundeskreise, wenn man liest, wie Schmidt eine Confirmandin mit „Jüngerin des Sokrates der Christen“ ansingt, und wie er Elise von der Recke mit einem ganzen Gefolge von Poeten beschreibt. In „Tellus und Urania“ 1795 faßt er die Erde und den Himmel als durch die „Grazie der Humanität“ innig verbunden auf.

In diesem Werkchen gibt er einige lebendige Schilderungen vom Lustschloß Hohenheim, wie es noch unter Herzog Karl blühte, von dem Kronensturm in Genf, wo 1794 alle Kronen von den Wirthshäusern abgebrochen wurden, von der Flucht Ludwigs XVI. nach Varennes. Am merkwürdigsten aber ist hier S. 249 sein Gedicht von dem Automaten, welches ein Stuttgarter Mechaniker Enslin in Verbindung mit einer Geistererscheinung sehen ließ. Das ist ein vortreffliches Sinnbild der deutschen Poesie, in welcher hier geistloser Mechanismus fortdichtet, dort der Geist vergebens einen Leib sucht.

Johann Georg Jacobi von Düsseldorf, Bruder des Philosophen Friedrich Heinrich, Gleims bester Freund und gleich ihm Canonicus in Halberstadt, gab das beliebte Damentaschenbuch Iris heraus (Düsseldorf 1774—76. Zürich 1803—11), an dem viele Dichter mitarbeiteten. Seine eigenen Gedichte erschienen 1773. Noch ganz in der Gleim'schen und Wieland'schen Schule tändelnder Grazien und Amoretten befangen, tendirt Jacobi doch schon in die duftige Mondscheinsentimentalität hinein, in welcher später Matthison und Tiedge sich gefielen. Die festen Nymphen und Faune, die noch derb umarmen konnten, zerfließen bei Jacobi nach und nach in bloße Frescobilder, endlich ganz in Dunst und huschen nur noch elfenartig umher.

Schon als Jüngling, als er sich Gleim und dessen Manier hingab, erschien ihm dessen Sinnlichkeit vergeistigt; er sah in allen seinen üppigen Nymphen nur Musen, in den Silenen nur den Sokrates. Er läßt sich gar in mehreren Liedern die Amorn in ganzen Schaaren nachlaufen, aber es sind nicht mehr Eroten, es sind nur noch Schmetterlinge. Wenn er wirklich üppige Reize oder Empfindungen ausmalt, so spürt man immer etwas Kühles, Gemachtes dabei, z. B. Venus im Bade, die Vestale, deren Feuer erlischt, an Belindens Bette. — Ein Gemisch von Prosa und Versen ist „Nachtgedanken" überschrieben, worin aber keine ernste Betrachtung, keine melancholische Stimmung hindurchgeht, sondern allerlei Anliegen an Gleim, an Belinden, Andenken an eine schöne Nonne, ein Abschied an Amor, ein Brief an eine Gräfin über die Philosophie der Grazien rc. zusammengeworfen sind. Eben so willkührlich ist allerlei in die „Winterreise" verpackt. Bei einem mit Schnee bedeckten Acker malt sich der Dichter die fröhliche Ernte aus. Unterwegs trifft er im Regen einen Reiter, der ihm ein Manuscript in Versen hinterläßt, das er eben so gut anderswo, als auf einer Winterreise hätte bekommen können, und das nur philosophische Rhapsodien enthält. Eine Ueberschwemmung veranlaßt den Dichter zu einem poetischen Gebet an den Fluß, derselbe möge ihn doch passiren lassen, damit er zu seinem Bruder kommen könne, und nun wird das Lob dieses Bruders gesungen. Der Dichter besucht ein Mönchskloster und wird, so fremd ihm auch das katholische Wesen ist, von dem stillen Klosterfrieden tief gerührt. Weniger heilig sind seine Gefühle während der „Sommerreise" in einem Nonnenkloster, wo ihn der Anblick einer außerordentlich schönen Nonne überrascht. Auf dieser Sommerreise stellt er Betrachtungen über eine vom Kriege zurückgelassene Brandstätte, ferner über ein verführtes Mädchen an, die er sentimental in Schutz nimmt. — Die Neigung des Dichters zum geisterhaft Schwebenden spricht sich am deutlichsten aus in seinem Singspiel „Elysium". Die spielenden und singenden Personen sind hier lauter „Schatten im Elysium", die ihres Wiedersehens Wonne feiern. — Von abschreckender Kühle ist das längere Prosagedicht „Charmides und Theone, oder die sittlichen Grazien". Ein Bildhauer, der statt der irdischen Venus nur die himmlische formt, beschließt zugleich mit seiner weisen Gattin Theone ein Erziehungsinstitut für schöne Mädchen zu gründen, welche nach demselben Ideal, nach dem seine marmornen Venusbilder geformt sind, im lebendigen Fleische zugeschult werden und „Priesterinnen der himmlischen Venus" heißen. Zu solchem empfindsamen Unsinn mußte man aber gelangen, wenn man es einmal unternahm, die schöne Sinnlichkeit der Hellenen auf norddeutsch protestantische Manier zu vergeistigen und ins Moralische zu übersetzen. Am ärgsten ist Jacobi's Gedicht „an Elisen", worin antike Eroten und Grazien mit christlichen Engeln und Tugenden gemeinschaftlich das neugeborene Mädchen empfangen.

6.

Höchste Blüthe des französischen Geschmacks.

Die Renaissance weckte alle heidnische Sympathien wieder auf, ihre Philosophen, Dichter, Geschichtsschreiber wurden daher Todfeinde des Christenthums. Der Despotismus der französischen Könige bediente sich dieser neuen Geistesrichtung, um den Papst zu demüthigen, den Staat immer höher über die Kirche zu stellen. Nachdem König, Hof und Adel, selbst der höhere Klerus von der Sittenstrenge abgewichen, wurde allgemeine Lüderlichkeit und Sinnengenuß die Losung und lag das ganze gebildete Frankreich auf den Knieen vor der aus ihrem Berge wieder ans Licht gezogenen Frau Venus. Ihr Cultus wurde gerade bei den geistreichsten französischen Dichtern von nun an Hauptsache. Negativ wirken sie gegen alles Heilige, spotten über jede Autorität, himmlische und irdische, positiv aber beten sie nichts an und lieben sie nichts, als die Wollust. So Voltaire, Lafontaine, Diderot, Crebillon, Cazotte, Parny, Beaumarchais ꝛc.

In diesen erotischen Taumel wurde nun auch die deutsche Dichtung hineingezogen. Eine Herabwürdigung des deutschen Nationalcharakters. Der kräftige Deutsche hat eine derbsinnliche Seite und einen frischen freien Humor, er läßt daher gern der Natur ihr Recht, aber er ist zu gemüthreich, edel und ernst, um der Wollust den ersten Rang einzuräumen und im Raffinement derselben seinen Geist zu erschöpfen. Deswegen konnte der bezeichnete französische Geschmack nur die Gebildeten und auch nur auf eine Zeit lang in Anspruch nehmen.

Keiner unserer Dichter ging in diese Geschmacksrichtung so tief ein und erreichte, ja übertraf die Franzosen so sehr in der Grazie des Wollüstigen, wie Christoph Martin Wieland, geb. 1733 zu Biberach, Sohn eines evangel. Predigers. Schon sehr frühe durch poetisches Talent ausgezeichnet und deshalb von Hagedorn und Bodmer geschätzt, schrieb er Anfangs nur fromme und moralische Gedichte, aber auch schon in ihnen versteckt sich kaum die sinnliche Lüsternheit.

In dieser ersten Periode schrieb er: die Natur oder die vollkommenste Welt, ein Lehrgedicht vom Jahr 1751 in ungemein fließenden und wohl-

klingenden Alexandrinern, worin er beweisen will, daß die gegenwärtige Welt die vollkommenste sey. Indem er die biblische Ansicht gegen Pantheismus und Materialismus vertritt und eine sogar moralische Miene annimmt, kann er doch den Kitzel nicht unterdrücken, sich auch die reine Geisterwelt als getrennt in zwei Geschlechter zu denken und am Schluß des 4. Buchs eine äußerst warme und zärtliche Schilderung des weiblichen Geschlechts zu entwerfen. Der Dichter zählte damals erst 18 Jahre. Aus dem folgenden Jahre sind seine moralischen Briefe, worin er die Seelenruhe, die durch Sittlichkeit errungen werde, als das Höchste bezeichnet, Daran schloß sich ein Anti-Ovid, worin er die platonische Liebe gegen die sinnliche vertheidigte. — In den Erzählungen (auch noch von 1752) in ungereimten Jamben gab er kleine rührende Liebesgeschichten, z. B.:

Zemin wird fern von jedem weiblichen, Gülhindy fern von jedem männlichen Wesen erzogen. Als sie herangereift, werden sie sich beide zum erstenmal entgegengeführt, staunend über ihre fremdartige Schönheit, und in Liebe einander in die Arme sinkend.

Selim, der Blinde, erhält erst in Selimas Armen das Gesicht wieder und seine Geliebte ist das erste Wesen, was er erblickt.

Die Briefe von Verstorbenen (1752) enthalten zarte Poesien, Idyllen aus dem Himmel.

Alexis, der auf Erden blind war, schildert, wie erst im Himmel sein Auge sich geöffnet und welche Wonne er genossen habe. — Charikles versichert von der Sonne herab, die er jetzt bewohnt, seiner noch lebenden Geliebten, daß er sie fortdauernd liebe und sie in der schönen Sonne wiederzusehen hoffe. — Der Dichter schildert eine himmlische Welt, in der es nur Töne und Düfte gibt, etwas überzart. — Gestorbene mahnen und trösten ihre Geliebten und Freunde auf mannigfache Art.

Im nächsten Jahr (1753) schrieb Wieland einen „geprüften Abraham“ in Hexametern, eine Studie nach Klopstocks Messias, 1754 „Sympathien“, worin er noch schwärmerischer als je vorher Unschuld der Seele und christlichen Wandel predigt, als ob ihm nichts in der Welt so abscheulich vorkäme, wie Sinnenlust. Gleichen Ton hielten noch die „Empfindungen eines Christen“ von 1755.

Auf einmal verläßt Wieland dieses ätherische Gebiet und wird heroisch; 1757 versuchte er sich in einem Epos „Cyrus“, ließ es jedoch unvollendet

und machte einen zweiten raschen Versuch im Drama, der ihm gleichfalls mißglückte. Sein Schauspiel „Araspes und Panthea“ von 1758 zeigt bereits wieder den Durchburch der Sinnlichkeit. Hier zum erstenmal bekennt Wieland, des Menschen Herz oder vielmehr Fleisch sey schwach und man brauche sich dessen nicht zu schämen.

Araspes, der den Cyrus warnt, sich nicht durch die schöne Panthea verführen zu lassen, wird mit ihrer Hut beauftragt und verliebt sich nun selbst in sie. Cyrus aber verzeiht ihm, denn alle Menschen seyen schwach.

Im „Theages“ 1760 muß dieser gegen die Pruderie plaidiren und die Rechte des Herzens vertheidigen. Viel unbedeutender sind die Schauspiele „Johanna Gray“ (1760) und „Clementina von Porreta“. Wieland kehrte hier zu der frühern sentimentalen Schwärmerei zurück. Johanna Gray ist ein langweiliger Tugendspiegel, noch langweiliger Clementina, das Vorbild aller spätern „Entsagenden“.

Sie entsagt dem tugendhaften Grandison, blos weil ihre Eltern sie einmal dem Kloster bestimmt haben. Nicht einmal aus einem katholischen Pflichtgefühl, sondern aus reiner Empfindsamkeit.

Da diese Stücke kein Glück machten, begann Wieland, gleichsam zu seiner eigenen Besserung, die deutsche Uebersetzung des Shakespeare und faßte beinahe gleichzeitig den Entschluß, fortan seiner wahren, eigentlichen, d. h. sehr sinnlichen Natur zu folgen. In seinen komischen Erzählungen (1762) warf er den Mantel der Moralität, der ihn bisher eingeengt, weit von sich weg und stand plötzlich in kecker Nacktheit wie ein Faun da. Diese merkwürdige Veränderung wird insgemein dem Einfluß des Grafen Stadion zugeschrieben, in dessen Schloß zu Warthausen bei Biberach Wieland damals gastlich eingeführt wurde. Der Graf besaß die feinste französische Modebildung jener Zeit, und Wieland fand auch in Sophie von la Roche die entsprechende geistreiche Freundin. Allein diese Einflüsse hätten Wieland nicht zu dem gemacht, was er von nun an wurde, wenn er nicht zugleich aus dem Mißlingen seiner früheren Versuche das Bedenkliche der Unnatur genugsam erkannt hätte und durch Shakespeare ermuntert worden wäre, der Natur unter allen Umständen ihr Recht zu gewähren.

Seine eigene Natur war nun freilich eine dionysisch-erotische. Jetzt erst überließ er sich ihr ganz, und seine komischen Erzählungen über-

sprudeln von Behagen, wie sie denn auch formell an Anmuth mit Gellerts berühmten Fabeln wetteifern.

1) Das Urtheil des Paris. Die bekannte Mythe, aber mit moderner Ironie behandelt. Am frivolsten ist das Sträuben der Pallas geschildert, sich nackt von Paris in Augenschein nehmen zu lassen.

2) Endymion, die bekannte Mythe von der Luna, die zum schlafenden Jäger hinabsteigt. Sehr unziemlich und ganz gegen den Charakter der Mythe ist der Schluß. Diana, von dem Schläfer in ihren Begierden nicht befriedigt, nimmt die Huldigungen eines Satyrs an.

3) Juno und Ganymed. Aus Eifersucht gegen Jupiter, dem der schöne Ganymed zu gut gefällt, spinnt Juno mit diesem letztern selbst eine Liebschaft an und meint, er passe doch besser zu ihr, als zum Jupiter.

4) Aurora und Kephalus. Kephalus wird von der göttlichen Aurora geliebt und seine eifersüchtige Gattin Prokris dadurch beschämt, daß Kephalus sich unter der Maske des Seladon zu ihr schleicht, ihre höchste Gunst gewinnt und sich dann erst als ihr Mann zu erkennen gibt.

Einen unverhältnißmäßigen Ruhm erlangte Wielands frivole Nadine.

Die Schöne, auf deren Stirne sich ein kleiner Scherz setzt. Amynt, ihr eifersüchtiger Liebhaber, will ihn fangen, er entschlüpft in das Grübchen ihrer Wangen, zwischen ihre Lippen, unter ihr Halstuch und, überall verfolgt, immer weiter, bis er gefangen wird.

Zu einem feineren Maaß kehrte Wieland in dem Gedicht „Musarion oder die Philosophie der Grazien" zurück (1768):

Der Philosoph Phanias sieht sich gekränkt durch die schöne Musarion, die er liebt, die ihm aber um eines hübschen dummen Jungen willen untreu wird. Er geht in die Einsamkeit und lebt als Cyniker mit zwei andern Philosophen. Da kommt Musarion ihm mit einer reizenden Koketterie nachgeschlichen, bezaubert ihn aufs neue und ladet sich ohne Umstände in seine Hütte ein. Als sie daselbst ankommen, liegen sich die beiden andern Philosophen zu Phanias nicht geringer Beschämung in den Haaren. Eine schöne Dienerin Musarions bringt Speisen und Wein und sticht den Cynikern so in die Augen, daß sie den Anstand vergessen und endlich total betrunken hinfallen. Nachdem Musarion auf diese Art den Phanias auf das Unpassende seines Umgangs aufmerksam gemacht hat, führt sie ihn an der Hand der Grazie zu seinem bessern Selbst zurück, gewährt ihm aber ihre Liebe nicht eher, bis sie ihn ganz geheilt weiß.

Zwei Jahre später gab Wieland die „Grazien" heraus, in Prosa mit untermischten Versen, in reizender Sprache.

Die drei Grazien finden den kleinen Amor schlafend, werden unwiderstehlich

durch seinen Anblick angezogen, haben aber so viel Schlimmes von Amor gehört, daß sie, aus Furcht, das schlafende Kind sey Amor, davonfliehen wollen. Aber Amor erwacht und bittet sie, zurückzukehren und schmeichelt so süß, daß sie ihn herzen und küssen, sich von ihm mit Guirlanden umwinden lassen und ihn endlich, in einem Korbe voll Blumen, ihrer Mutter oder Amme bringen, der alten Schäferin Lycänion; aber als diese sie vor dem Knaben warnt, hat dieser schon seine Macht über die Alte selbst ausgeübt und sie — verjüngt nun ihre alten Liebhaber gleichfalls. Dann bezaubert er die spröde Phyllis, daß sie sich dem zärtlichen Daphnis ergibt, und schwebt dabei mit den Grazien zum Himmel empor, den Hirtinnen und Hirten Arkadiens die Versicherung hinterlassend, Amor und die Grazien würden dennoch immer unter ihnen bleiben. Im Olymp selbst haben sie noch viel zu thun, um gewisse Wildheiten der Götter zu bezähmen. Dann üben die Grazien ihren Einfluß auf die hellenische Bildung von Perikles bis Alexander, und insonderheit wird ein heimlich von der Grazie Thalia mit einem Faun gezeugtes reizendes Mittelding von Faun und Amor der Genius der sokratischen Philosophie; während eine andere Grazie Pasithea dem Schlafe die Träume gebiert. Zum Schluß noch eine Badetoilette der Psyche unter den Händen der Grazien.

Im „Combabus“ bearbeitete Wieland sodann (1771) eine Erzählung des Lucian mit aller möglichen satiresken Ironie.

Combabus, ein Syrer, mußte die schöne syrische Königin Stratonika auf einer Reise begleiten, schnitt sich aber vorher die Mannheit ab und gab sie dem König in einem Kästchen in Verwahrung, ohne daß dieser wußte, was es sey. Unterwegs verliebte sich die Königin in ihn, wie Potiphars Weib und klagte ihn hernach an, er habe sie verführen wollen. Der König wollte ihn hinrichten lassen, fand aber seine volle Rechtfertigung im — Kästchen. Wieland hat dem Combab noch ganz besonders edle und tugendhafte Motive untergelegt, nicht die Furcht vor dem Tode.

Das Ideal, was dem Dichter schon im Musarion vorgeschwebt, bildet sich in seinen verliebten Träumen immer reizender aus. Der früher Moral und Mäßigung gepredigt, verkündet jetzt die Lehre, der Mensch habe ein Recht, ja gewissermaßen die Pflicht, sein Leben zu genießen, den höchsten Genuß aber gewähre der vertraute Umgang mit einer Lais, einem Weibe, die mit dem üppigsten Körperreiz einen hochgebildeten Geist verbinde. So entstand 1766 Wielands berühmter Prosaroman „Agathon“.

Agathon, der aus Platos Protagoras bekannte durch seine körperliche Schönheit ausgezeichnete Dichter, geräth unter eine Schaar die Bacchanalien feiernder Weiber, die, von seiner Schönheit bezaubert, ihn verfolgen und ihm

mit dem Schicksal des Orpheus drohen. Da plötzlich landen Seeräuber und entführen den schönen Jüngling sammt seinen Verfolgerinnen. Unterwegs findet er seine Jugendgeliebte, Psyche, wieder, aber nur, um wieder von ihr getrennt zu werden. Er wird in Smyrna an den reichen Sophisten Hippias als Sklave verkauft. Dieser üppige Epicuräer ärgert sich, daß der schöne Agathon tugendhaft ist und für sittliche Ideale schwärmt und veranlaßt eine Schülerin der Aspasia, die früher von Alcibiades geliebte, eben so geist- und seelenvolle als körperlich reizende Danae, ihn kennen zu lernen, in der Ueberzeugung, ihre Liebe werde bald seine Tugend zu Falle bringen. Dies geschieht denn auch. Er wird Psychen ungetreu und schwelgt in den Armen der schönsten Sterblichen. Nun aber tritt der satyreske Hippias wieder auf und verhöhnt ihn, Danae, an deren Seelenschönheit er glaube, sey eine gemeine Hetäre und er selbst, Hippias, habe sie zur Buhlerin gehabt. Er flieht. Wir erfahren nun auch etwas von seiner Jugend. Er lernte die schöne Psyche dienend bei einer Oberpriesterin kennen. In der Nacht, in der er in Psychens Arme zu sinken glaubte, umarmte er unwissend die Oberpriesterin und riß sich wüthend von ihr los, aber nun verlor er auch Psychen. — Nach seiner Entfernung von Smyrna lebt Agathon zu Athen, mischt sich in die Staatssachen, wird aber bald verbannt, weil der tugendhafte Idealist überall die Dummheit und Schlechtigkeit sich zu unversöhnlichen Feinden macht. Er kommt nach Syrakus und wird Günstling des Tyrannen Dionysius. Aber Kleonissa, deren Liebe er verschmäht, wird des Tyrannen Buhlerin. Der edle Dion, zu dem Agathon sich hält, will den Tyrannen stürzen. Es mißlingt. Agathon aber wird von dem edeln Archytas nach Tarent gerettet. Hier findet er seine Psyche wieder, erkennt aber in ihr -- seine Schwester. Beide sind Kinder des Archytas. Nun findet auch Danae sich wieder ein. Wir erfahren ihre Jugendgeschichte. Als Tänzerin erzogen wurde sie Schülerin der Aspasia, Geliebte des Alcibiades, endlich Sklavin des Perserkönigs Cyrus, nach dessen Niederlage sie aber wieder frei wurde. Ihre gänzliche Bekehrung vom Realismus zum Idealismus und von der Sinnlichkeit zur Sittlichkeit bewährt sie dadurch, daß sie ihr Leben künftig mit Agathon zubringt, aber nicht in Liebe, sondern lediglich in Freundschaft.

Es ist schon von Andern mit Recht bemerkt worden, daß Wieland die Moral am Schluß nur als Keuschheitsmäntelchen braucht. In seinem „Diogenes“ von 1770 führt er die Philosophie der Sinnlichkeit wieder in anderer Weise aus.

Diogenes vertheidigt seinen Cynismus mit viel Geist. Zuerst rechtfertigt er seine Einfachheit und Bedürfnißlosigkeit damit, daß Andere eben zu viel bedürfen; seine derbe Sprache mit der Heuchelei und dem falschen Pathos Anderer. Daß er auf seine Toilette so gar nichts verwende, will er für keinen Fehler angesehen wissen, er habe immer noch Eigenschaften, die den Frauen-

zimmern schätzbar seyen, und darauf allein käme es ja an, wenn man sich dem Geschmacksurtheil der Damen aussetze. Er erzählt uns auch von seiner geliebten Glycerion, einem unschuldigen Naturkinde, der Tochter der berühmten Lais, die ihm frühe gestorben sey, und von seinem Umgang mit der Kokette Lysistrata, die er auf den Punkt gebracht habe, wo ihre scheinheilige Tugend in grobe Sinnlichkeit überging, worauf er sie unbefriedigt verlassen habe, um sie zu bestrafen.

Angehängt ist „die Republik des Diogenes". Nachdem er alle Unnatur der menschlichen Gesellschaft bisher negirt hat, will er auch etwas Positives geben und schlägt eine Regeneration der Menschheit vor durch eine Musterrepublik welche fern von der verdorbnen Welt durch eine Schaar vollkommen gesunder und unschuldiger Naturkinder gegründet werden soll. Hunderttausend der kernigsten und schönsten Mädchen sollen in verschiedenen Ländern insbesondere in den Gebirgen, wohin die Corruption noch nicht gedrungen, auserlesen und mit hunderttausend eben so beschaffenen Jünglingen vermählt werden. Dann wird ihnen in ihrer Colonie Feldbau, Fischerei und Jagd angewiesen, sonst nichts. Eine Staatsverfassung sollen sie nicht haben, nur Sitten. Was die Religion betrifft, so heißt es, sie sollten eine haben, aber eine ganz andere, als man bisher gehabt. Welche? wird nicht gesagt. Hier bricht das Buch ab.

In der „geheimen Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus" (1791) schildert Wieland einen andern Cyniker.

Kaum herangewachsen wird Proteus von einer verheiratheten Frau, der üppigen Kallippe, verführt, aber in der Schäferstunde überrascht und entkommt mit Noth dem „Rettich" (im Hintern, Strafe des Ehebruchs). Er kommt nach Halikarnaß, wo er viel von dem heiligen Hain der Venus Urania hört, wo die schöne Theoklea, eine Tochter des großen Apollonius von Tyana geheimnißvollen Gottesdienst feiert. Er macht die Bekanntschaft dieser Priesterin und sie erlaubt ihm, den heiligen Hain zu besuchen, in welchem er eine Venusstatue von himmlischer Schönheit entdeckt. Als er dieselbe zum zweitenmal sieht, lebt sie und bewegt sich und blickt ihn huldvoll an. Da bemächtigt sich seiner das süßschreckliche Bewußtseyn, von einer Göttin geliebt zu seyn und in dieser Schwärmerei verharrt er, als sie sich wirklich in der vollen Lebenswärme des schönsten Weibes in seine Arme wirft. Ein andermal erblickt er sie als Anadyomene oder badende Venus im Wasser. Aber endlich schwindet die Täuschung. Er erkennt in der Göttin eine überaus reiche und üppige Römerin, Mamilla Quintilla, die mit der schlauen Theoklea im Bunde hier schöne junge Männer genießt. Wenn sie den Einen durch den Zauber ihrer Schönheit geblendet hat und seiner satt ist, so löst sie sich von ihm ab und überläßt ihn dem nicht minder verführerischen Trost der geistvollen Theoklea, während sie selbst schon wieder einen Andern in ihrem Netze fängt. Als es nun dahin gediehen ist, daß Proteus sich mit Theoklea verbinden soll, zu welchem Behuf er

als Bacchus, sie als Ariadne im heiteren Satyrspiel auftreten, substituirt sich Mamilla in der Dämmerung ihrer Freundin und als sie eben in seinen Armen liegt, kommt Ariadne mit dem ganzen Gefolge und Proteus wird schrecklich beschämt.

Er flieht, lernt das Christenthum bei einer frommen Gemeinde von Johannisschülern kennen, fällt aber wieder in die Schlinge des Gnostikers Kerinthus. Kerinthus hat einen geheimen Bund gestiftet, dessen Zweck die Ausrottung jedes Aberglaubens, jeder Priesterherrschaft und jedes Despotismus ist. Als Aushängeschild braucht er aber gnostische Mystik und Zauberwesen. Als der verbotenen geheimen Gesellschaft Mitgenosse wird Proteus eingekerkert; da tritt eine Dame mit Erfrischungen zu ihm herein. Es ist Theoklea, die als Schwester des Kerinthus hier wieder mystischen Betrug übt. Die Einsamkeit des Kerkers und das plötzliche Wiedersehen ihrer verführerischen Person bewirkt, daß er, sobald er sie erkannt, zum Satyr wird und sie gegen ihren Willen überfällt, um die Ariadne nun wirklich als Bacchus zu besitzen, um die man ihn früher getäuscht hatte. Sie thut sehr böse, verzeiht aber. Er wird frei, flieht das Netz, in dem er abermals gefangen gewesen und sucht die Johannisschüler wieder auf, um in ihrem idyllischen Glück Befriedigung zu finden. Allein er findet sie nicht. Er erkennt ihren frommen Glauben für Selbsttäuschung, die ganze christliche Wahrheit für eine Fabel und — wird Cyniker. Als solcher kommt er nach Rom, erregt die Aufmerksamkeit der kaiserlichen Prinzessin Faustina, die es übernimmt, seinen zur Schau getragenen cynischen Weiberhaß zu beschämen. Nachdem sie ihn durch den Anblick ihrer im Schlummer entblößten Schönheit verführt hat, bewilligt sie ihm eine Schäferstunde, schiebt ihm aber im Dunkeln eine Andere unter und überrascht ihn in ihren Armen. Voll Verdruß entflieht er, das Leben dünkt ihm nicht mehr der Mühe werth und, um wenigstens rühmlich zu enden, verbrennt er sich.

Ein schlechter Roman, ohne tiefere Anlage, voll Wiederholungen und in seiner Schwärmerei wie in den grobsinnlichen Scenen gleich wüst. — Nicht besser ist der Roman „Agathodämon“ von 1798.

Hegesias hört dumme Bauern vom diktäischen Gebirge von dämonischen Erscheinungen eines göttlichen Greises, einer schönen Nymphe ꝛc. reden, ist sogleich überzeugt, daß es nur wirkliche Menschen seyn können und sucht die Unbekannten auf. In dem mehr als neunzigjährigen Greise, den er findet, erkennen wir, obgleich er sich Agathodämon nennt, alsbald den berühmten Apollonius von Tyana, der hier seine alten Tage in glücklicher Einsamkeit mit seiner Familie verlebt. Während bekanntlich Apollonius im Alterthum als ein göttliches Wesen galt, Wunder that und als Nebenbuhler Jesu auftrat, läßt ihn hier Wieland selbst bekennen, er sey nichts als ein Charlatan gewesen, der mit den Menschen zu ihrem eignen Besten sein Spiel getrieben habe, mundus vult decipi, ergo decipiatur. Wieland legt es nun darauf an, alle vom

Apollonius erzählten Wundergeschichten auf natürliche Weise zu erklären (wie in neuerer Zeit durch den Rationalismus die Wunder Jesu). Seine Todtenauferweckung läuft darauf hinaus, daß er ein scheintodtes Frauenzimmer wieder auferweckt. Sein berühmtes Hochzeitswunder, wie er nämlich eine Braut am Hochzeitstage als Empusa entlarvt und zum Verschwinden nöthigt, läuft darauf hinaus, daß er entdeckt, die Braut sey eine berüchtigte Buhlerin, die sich sofort mit ihren Schätzen auf und davonmacht. Daß er im Augenblick, in welchem Kaiser Domitian ermordet wurde, weit davon entfernt, dessen Tod verkündete, wird aus seiner Mitwissenschaft um die Verschwörung erklärt. Auf diese triviale Weise werden alle poetischen Wunder des Apollonius aufgelöst. Auch eine Liebesbezauberung wird als Betrug entlarvt, deßgleichen Hexerei und Feldbezauberung. Das Gleichniß vom Weinberg, in dem ein Schatz gesucht und nicht gefunden, der aber durch das Umgraben desto fruchtbarer wird und durch seinen reichen Ertrag den Schatz ersetzt, wendet Apollonius hier praktisch an, indem er die dummen Bauern überredet, in ihren Feldern das mystische Ei auszugraben. Kurz, das System des Apollonius, womit auch Hegesias übereinstimmt, ist: die Menschen sind zu dumm und schwach, als daß man sie nicht, um sie zu leiten, beim Glauben, der immer nur Aberglaube ist, fassen müßte.

Schließlich kommen sie auf das Christenthum zu sprechen, das damals eben im Beginne war. Apollonius hegt große Verehrung vor Christus und weissagt seiner Lehre auch eine weite Verbreitung. Im Zweck sey er mit ihm einig, nur im Mittel unterscheide er sich von Christus. Während er, Apollonius, nämlich die Leute zu ihrem Besten glauben mache, ohne selbst zu glauben, habe Christus den Vortheil, selbst an das zu glauben, was er glauben mache. Die Wunder Christi werden übrigens ganz so natürlich erklärt, wie die des Apollonius. Die Auferstehung z. B. daraus, daß Christus am Kreuz nur ohnmächtig und scheintodt geworden sey. Zuletzt sieht Apollonius vorher, wie die Macht des Wahns in der christlichen Kirche die Menschheit überwältigen werde, jedoch nicht auf immer. — Gewiß eine der geistlosesten Schriften Wielands im Nicolaitischen Sinn. Man hätte ihm doch mehr Geschmack zutrauen sollen, als dem Nicolai. Die Frage, was denn der weise Apollonius Besseres weiß, als Christus, drängt sich dem Hegesias, wie dem Leser auf. Apollonius gibt darauf den Bescheid, der Gott, den er nicht glaube, sondern nur ahne, sey „das Geheimniß der Natur", oder noch etwas deutlicher „der allgemeine Genius der Natur". Welche Plattitude!

Den spätesten Roman dieser Gattung, den „Aristipp", gab Wieland erst 1800 heraus. In ihm concentriren sich gewissermaßen die früheren. Sein weibliches Ideal ist hier leibhaftig die Lais.

Um den Philosophen Aristipp gruppiren sich Philosophen, Künstler und andere bedeutende Persönlichkeiten, wodurch wir bald in die Hallen der griechischen

Philosophen und in den Kerker des Sokrates, bald in die Ateliers der bedeutendsten Künstler, bald in die politischen Sphären der Zeit eingeführt werden; aber der eigentliche Mittelpunkt des Romans ist die berühmte Hetäre Lais. Aristipp ist gleichsam nur der Administrant am Altare dieser Göttin. Wieland sieht in ihr das Ideal des Weibes schlechthin, vollkommen umgreifend alle Höhen und Tiefen, Stärken und Schwächen des Weibes, aber in einer Concentrirung, in welcher die Natur zum Ideal werden muß. Man muß zugeben, daß in dem verdorbenen Zeitalter Ludwigs XV. und der Revolution, in welchem Wieland dichtete, das weibliche Ideal der gebildeten und sittenfreien Welt nichts anders als eine galante Dame gewesen ist, und daß unter allen von französischen, italienischen und deutschen Dichtern geschilderten Frauen, die dieses Ideal darzustellen strebten, Wielands Lais ohne Zweifel die gelungenste Schöpfung ist. — Aristipp kommt nach Korinth und erblickt zufällig im Bade die ihm noch unbekannte Lais. Sie ergötzt sich an seiner Verlegenheit und bleibt unbefangen, ohne ihm den Anblick ihrer göttlichen Reize zu entziehen. Er geht nach Athen und berichtet in seinen Briefen über die politischen Schöpfungen des Perikles und über die Philosophie des Sokrates, dessen Vorlesungen er hört, über Aristophanes, über die bildende Kunst &c. Einmal führt ihn ein Freund zu der berühmten Lais, die eben auf einer Villa in der Nähe angekommen ist, und entzückt erkennt er in ihr die badende Venus von Korinth wieder. Er wird mit ihr bekannt und bis auf einen gewissen Grad vertraut. Er darf nämlich die Schöne geistig unterhalten, die körperliche Unterhaltung ist ihm dagegen versagt. Aus den Umarmungen reicher Schwelger oder begünstigter Adonisse zieht sie sich gern in einen engen Kreis geistreicher Liebhaber zurück, um hier eben so viel geistig zu genießen, wie dort leiblich, und sich hier geistig zu bereichern, wie dort materiell. Aristipp findet, daß das Leben einer solchen Hetäre ein weit glücklicheres und der höhern Bestimmung des Menschen angemesseneres sey, als das ehrbarer Matronen, deren Tugend sich in ein geistloses Einerlei auflöst. Unter den Anbetern der Lais befindet sich auch der berühmte Bildhauer Skopas, dem sie das Ideal plastischer Schönheit und Modell der Venus ist. Indem sich ihr Charakter immer mehr vor uns entfaltet, befürchten wir, sie müsse gemüthlos seyn, denn sie erklärt, die Männer im Allgemeinen als eine feindliche Parthei behandeln zu müssen; Zärtlichkeit im gemeinen Sinn sey ihr von der Natur versagt, die femme libre stecke ihr in allen Adern. Allein Sokrates selbst ist es, der ihr eine höhere Stellung anweist, indem er in ihr nicht blos, wie Skopas, das Ideal der körperlichen Schönheit, sondern auch den Inbegriff aller Grazien findet. Ob nun dieses schöne und anmuthvolle Wesen nach unseren Begriffen liebt oder nicht, darauf komme es nicht an; es sey genug, daß es sich gebe, daß jeder, der Gefühl für so himmlischen Reiz hat, ihn an ihr bewundern und genießen könne. Aristipp reist nach Syrakus und wechselt von dort aus Briefe, meist politischen Inhalts, das Königthum betreffend. Dann Tod des Sokrates. Betrachtung über Plato,

von dem Aristipp sagt, er hätte ein Dichter und kein Philosoph werden sollen. Eine Scene aus dem Atelier des Parhasius, der ein Bild der Leda derjenigen Schönen schenken will, die ihn den Schwan seyn läßt. Lais merkwürdige Aeußerungen über Unsterblichkeit. Sie sagt, sie sey eine so große Freundin vom Leben, daß sie gern glaube, sie werde immer leben. Sie stellt sich das so vor, als ob sie künftig als ein geflügelter Kopf fortleben werde, frei von dem Leibe, den sie als das Niedrige an sich erkennt. Dies hindert sie indessen nicht, ihren Leib dem unermeßlich reichen Perser Arasambes zu verkaufen, mit dem sie eine Zeit lang herumzieht und dem sie große Summen entlockt. Der Maler Kleonidas hat daher zur rechten Zeit den Einfall, zwei Bilder des auf dem Scheidewege stehenden Herkules zu malen, und zwar auf dem einen die Lais als Tugend, auf dem andern die Lais als Laster. Lais schreibt an Aristipp über ihr Verhältniß zu dem Perser, dessen sie spottet. Aristipp ist seinerseits nicht eifersüchtig auf sie, so wenig als auf die Sonne, die allen scheint. Indem er sich immer tiefer in den Charakter der Lais hineinstudirt, glaubt er zu entdecken, der Zauber ihrer Liebenswürdigkeit liege gerade in der Verbindung unauflöslicher Widersprüche in ihrem Charakter. — Die Aufmerksamkeit wird auf den Atheisten Diagoras abgelenkt, der in einem allegorischen Zerrbilde aller Götter spottet und deßhalb von den Priestern überall verfolgt wird. — Ein Mädchen der Lais, die schöne Lasthenia, wird in ihrer Verkleidung als Jüngling von dem scharfsichtigen Aristipp erkannt. Sie bleibt verkleidet als Kamerad des schönen Kleofron, von dem sie bald guter Hoffnung wird, während der göttliche Plato selbst unterdeß sich in den schönen Kleofron verliebt. — Chariton, ein Jüngling, wird bis zum Wahnsinn verliebt in die Statue der koischen Venus, die nach dem Modell der Lais verfertigt worden ist. Lais ist so mitleidig, ihn von seiner Krankheit zu heilen, indem sie das Märchen der Statue Pygmalions nachahmt und ihn als lebendig geworden in die Arme schließt. — Aristipp entschließt sich, die schöne Kleone zu lieben, da ihm Lais doch zu unerreichbar bleibt. Lais selbst bemerkt, sie gehöre keinem Manne an, sie könne keinem andern angehören, sie sey ein Ganzes für sich, keine Hälfte für eine andere Hälfte. Bald darauf aber wird sie für ihre Einbildung bestraft. Sie erzählt dem Aristipp einen seltsamen Traum, den sie gehabt. Sie glaubte nämlich, ein wunderschöner Vogel zu seyn. Da wurde sie von Amor mit Pfeil und Bogen überrascht. Sie schmiegte sich flehend an ihn, er möge sie schonen. Aber er zog ihr alle schöne Federn aus den Flügeln und floh davon, sie trostlos verlassend. Dieser Traum ängstigt sie und geht bald in Erfüllung. Ein überaus schöner Jüngling, Dorylas, läßt sich als Sklave an sie verkaufen, um sie unter dieser Maske in sich verliebt zu machen, erreicht seinen Zweck vollkommen, bezaubert die, von der sonst alle bezaubert wurden, und verläßt sie stolz und untreu, indem er ihr die ganze Ueberlegenheit des Mannes über das schwache weibliche Herz zu fühlen gibt. Da verschwindet sie vom Schauplatz. Aus Kummer und Scham läßt sie nie wieder etwas von

sich hören. — Zum Schluß langweilige Unterhaltungen über Platos Republik und antiplatonische Briefe des durch und durch realistischen Aristipp, der Platos Ideen rein nicht verstehen zu können erklärt, und dem auch der Geist nur eine verfeinerte Sinnlichkeit ist.

Daran schließen sich noch: „Menander und Glycerion“ ein Roman in Briefen (1803).

Glycerion ist die reizende Blumenhändlerin, deren der ältere Plinius gedenkt, und von der auch ein Brief bei Alciphron erhalten ist. Auch hier correspondirt sie, der ganze Roman ist in Briefen geschrieben. Es herrscht darin ein feiner attischer Ton, wie im Aristipp und eben so lockere Sittlichkeit. Menander zweifelt nicht, daß Glycerion zu sehr seine Freundin sey, um ihm sein Glück bei ihrer Freundin (einer kostspieligen Hetäre) zu mißgönnen, so wie er auch ihr nicht mißgönnt, daß sie sich an einen reichen Lesbier hängt.

„Krates und Hipparchia“ (1804).

Hipparchia geht aus Neugier in der Verkleidung eines Jünglings in die Vorlesungen des weisen Sonderlings Krates, er gefällt ihr aber so, daß sie sich ihm ganz hingibt und ihn bewegt, nachdem sie alle Proben eines bescheidenen und einfachen Weibes bestanden, sie zu heirathen.

In den Kreis der gräcisirenden Dichtungen Wielands gehören auch die „Göttergespräche“ (1791), in denen er des Christenthums spottet und dagegen die heitere Götterwelt des alten Hellas preist.

Herkules unterhält sich mit Jupiter über die Narrheit der Menschen, die da glauben, Gott sey nur ihretwegen da, um ihnen in allen ihren Kleinigkeiten zu helfen. Zugleich Scherz über die Söhne Gottes, man solle einen Schleier darüber decken, wie sie entstanden seyen. Verdeckte Ironie gegen das Christenthum. — Athenagoras, der Christ, schmäht die heidnischen Götterbilder, Lycinus, der Bildhauer, vertheidigt sie: da schlägt der olympische Jupiter die Augen auf, redet selbst mit und beschämt den Bilderstürmer. — Livia unterhält die Juno von den schlauen Mitteln, die sie angewendet, um den August zu beherrschen. — Hekate, Luna und Diana spotten über die Mythologen, die ein Wesen aus ihnen dreien machen wollen. Ein versteckter Angriff auf die christliche Dreieinigkeit. — Auf den Olymp kommt die Nachricht, alle Götter seyen in Rom abgesetzt worden. Jupiter sagt den Untergang des schönen Alterthums und die christliche Barbarei voraus. — Jupiter im Gespräch mit Numa wird von einem Unbekannten (Christus) unterbrochen, der ihnen seinen Weltplan vorlegt, am Ende aber zugibt, daß auch er nichts gegen die ewigen Naturgesetze vermöge.

Die „Gespräche im Elysium" sind unbedeutend, eben so die kleinen Lustspiele „Pandora" und das „Urtheil des Midas". Dagegen verbindet Wieland auf eine merkwürdige Weise altdeutschen Volkshumor mit dem griechischen Costüme in der „Geschichte der Abderiten" (1774), aber auch hier wird das deutsche, wie griechische Element in französischer Frivolität aufgelöst:

Die Abderiten, Einwohner der thrakischen Stadt Abdera, begehen allerlei Schildbürgerstreiche. Sie lassen (wie die Nürnberger) einen wunderschönen Brunnen verfertigen, haben aber kein Wasser dazu. Sie besitzen eine berühmte Venus von Praxiteles, stellen sie aber so hoch auf eine Säule, daß Niemand mehr ihre Schönheit zu erkennen vermag. Sie wählen zu ihrem Bürgermeister stets nur den besten Sänger ꝛc. Unter ihnen lebt der vielgereiste lachende Philosoph Demokritus. Sie aber halten ihn für einen Sonderling und Narren, so oft er ihnen die Wahrheit sagt. Insonderheit unterhält er sich gut mit den Damen und gibt ihnen oft Gelegenheit, sich gütlich zu thun. Einmal aber bringt er sie dergestalt zum Lachen, daß die armen Abderitinnen darüber alle Contenance verlieren und — den Saal unter Wasser setzen. Nun will es keine gethan haben. — Einmal kommt man auf die Treue der Weiber zu reden und Demokrit macht sich den Spaß, zu behaupten, wenn man einer schlafenden Frau eine Froschzunge aufs Herz lege, so müsse sie alle ihre Sünden beichten. Alle Ehemänner stellen nun ihre Frauen auf die Probe, alle Frauen schweigen, sind also folglich treu und man ist mit diesem Erfolge außerordentlich zufrieden. Nur die Priesterschaft der Latona wüthet, denn die heiligen Frösche haben die Zungen hergeben müssen. Demokrit, als der die Veranlassung dazu gegeben, wird schwer angeklagt. Als Großinquisitor sucht zumal der Priester Strobylus ihn zu verderben. Aber Demokrit weiß sich zu helfen; ein gebratener Pfau mit Goldstücken gefüllt stellt den wüthenden Pfaffen zufrieden. — Dennoch kann sich Abdera nicht beruhigen, und der große Arzt Hippokrates wird beauftragt, die Verstandeskräfte des Demokritus zu untersuchen, da es einmal feststehe, er sey nicht wie andere Leute. Hippokrates erklärt ihn jedoch für einen Mann bei ganz gesundem Verstande. Auch Euripides kommt nach Abdera, seine Aeußerungen mißfallen aber so, daß man ihn durchaus nicht für den berühmten Dichter halten will, bis man erkennt, er ist es doch, und ihn nun gehörig verehrt. Die Aufführung seiner Andromeda entzückt sogar die Abderiten dergestalt, daß sie alle närrisch werden. Hippokrates heilt sie mit Niesewurz. — Im vierten Buch hat Wieland den Prozeß über des Esels Schatten den Abderiten angehängt. Ein Zahnarzt miethet einen Esel zum reiten und will sich unterwegs beim Ausruhen auch in den Schatten des gemietheten Esels legen, der Eseltreiber aber sagt, den Schatten habe er ihm nicht mit vermiethet und behauptet, nur er habe das Recht, im Schatten

zu liegen. So entsteht dieser berühmte Prozeß, der Abdera in zwei Parteien spaltet. Auch die Priester mischen sich wieder ein. Endlich verreckt der Esel selbst, man errichtet ihm ein Denkmal, stiftet Frieden und theilt die Kosten. Die Frösche der Latona kommen aufs neue, weil sie mit hatten im Prozeß orakeln müssen, in Ansehen. Man legt einen neuen Froschgraben an und die Thiere vermehren sich ungeheuer. Um keines zu zertreten, entschließen sich die Abderiten, ihnen die Stadt zu überlassen und wandern aus.

In den „neuen Gedichten" (1770—1777) mischt Wieland antike, romantische und orientalische Stoffe zusammen. Der frivole Grundton bleibt derselbe. Darunter: „der verklagte Amor."

Amor „das arme Mittelding von Sperling und von Gott", wird von Minerven, der keuschen Göttin, und vom Ehegott Hymen verklagt und durch Beschluß des Götterrathes wirklich verbannt. Nun können aber weder Götter noch Menschen ohne Liebe leben; die ungeheuerste Langeweile tritt ein, Amor muß und muß zurückgerufen werden. — Psyche, zärtliche Liebesklage. Olympia, Apollo will eine Schäferin bestrafen, indem er aber den Bogen spannt, klingt die Sehne so schön, daß er den Pfeil weglegt und aus dem Bogen die erste Lyra macht. — Aspasia und Alkahest lieben sich platonisch, aber durch je höheren Geistesschwung sie sich entkörpern wollen, um so sicherer sinken sie zur gröbsten Sinnlichkeit herab. — Mehrere Dichtungen sind dem altfranzösischen Roman (Geron der Adelige, des Maulthiers Zaum), oder der arabischen Tausend und Eine Nacht entlehnt.

Sonnemon verachtet alle ihre Liebhaber. Nur Einer hält aus, Gandalin, dem sie aufgibt, drei Jahre in der Welt umherzuziehen, keinem Liebesabentheuer auszuweichen und ihr dennoch treu zu bleiben. Das blieb er auch, bis ihn einmal eine unbekannte Schöne an sich lockte, die in Schleier eingehüllt, keinen lieben wollte, der sie nicht blos um ihres Geistes willen liebte, ohne sie gesehen zu haben. Ihre Unterhaltung war so geistreich, daß er vor Neugierde starb, sie zu sehen. Das bestochne Kammermädchen ließ ihn ihre Reize im Bade sehen, nur nicht das Gesicht. Dennoch blieb er Sonnemon treu und floh. Als er nun die Probe bestanden und zu Sonnemon zurückkehrte, empfing ihn diese kälter als je. Da rief ihn das Kammermädchen seiner Unbekannten zu dieser, die ihm nachgereist war. Er besuchte sie, erklärte ihr aber, er liebe nur Sonnemon. Da entschleiert sich die Unbekannte, und — es ist Sonnemon selbst.

Eine ganz ähnliche Sammlung von Erzählungen enthält Wielands „Hexameron von Rosenhain." Ich hebe nur die merkwürdigsten aus:

Narcissus und Narcissa. Dagobert ist wie Narcissus nur in sich selbst verliebt, ganz eben so Heliane. Ihre Schutzgeister bringen sie zusammen, jedes wird durch die Kälte des andern beleidigt und so entsteht unmerklich aus dem

Interesse die Liebe. Immer noch wollen sie es sich nicht gestehen. Aber sie werden vor einen Zauberspiegel geführt, in dem man nicht sich selbst, sondern das Bild dessen, den man liebt, spiegelt, und so verrathen sie sich. — Dasnidion wird von dem jungen Jäger Föbidas verfolgt, ihre zauberkundige Mutter, eine Priesterin Dianens, gestattet ihm nur sie mit einem Sinne wahrzunehmen. Er zieht den Gefühlssinn vor, faßt im Dunkel eine warme zarte Hand, wird aber unartig und zurückgeworfen. Er läßt sich durch einen Zauberer in Mädchengestalt verwandeln und mischt sich so unter die Landmädchen, der Dafnidion beizukommen, aber durch den stärkeren Zauber ihrer Mutter entlarvt sieht er sich wieder in einen Jüngling umgewandelt und statt in Dafnidions, in den Armen einer groben Bauerndirne. — Freundschaft und Liebe. Der ernste Mondor heirathet die fröhliche Selinde, der leichte Raymund die ernste Klarisse. Bald stoßen ihre Charaktere sich ab und sie finden es angemessener, zu tauschen. In der neuen Ehe aber machen sie wieder die Entdeckung, daß gleiche Charaktere noch weniger zusammen passen, als ungleiche, weil jeder sein natürliches Gegengewicht verlangt, und so tauschen sie abermals und sind nun zufrieden.

Die Erzählung „Clelia und Sinibald" erlangte mehr Ruhm, als sie verdient, da sie ohne tiefere Charakteristik nur unwahrscheinliche Verwicklungen enthält.

Die „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens" (1770), enthalten kleine Erzählungen in Voltaires Manier.

Zuerst die Geschichte des Koxkox, eines Knaben in Mexiko, der nach der Sündfluth allein übrig blieb und einsam heranwuchs, bis er einmal ein schlafendes Mädchen fand, die schöne Kikequetzal, die ebenfalls aus der Sündfluth übrig war. Wieland schildert nun mit viel Geist die erste Annäherung dieser beiden völlig unschuldigen Wesen und wie die Macht der Natur in ihnen wirkt. Allein nach einiger Zeit entdeckt sich noch ein dritter der Sündfluth entkommener, ein starker breitschultriger Mann, der sogleich die schöne Kikequetzal zu seinem Weibe macht. Die Unschuldige denkt gar nichts Arges dabei und wundert sich, daß die Natur in Koxkox eine ganz andere Empfindung für den Neuangekommenen gelegt hat. Seine Eifersucht ist ihr unerklärlich; das ist alles arges Raffinement. Endlich finden sich für den Starken drei andre Weiber und das zarte Paar wird sich selbst überlassen. — Die zweite Erzählung betrifft den ägyptischen König Psammutis, der von der Unschuld der Negervölker hört und sich mit ihnen in Verbindung setzt. Die Folge aber ist, daß der Neger Unschuld gerade erst durch die Civilisation, die ihnen noch mehr Glück bringen sollte, verloren geht. Die Hauptpointe liegt darin, daß die Negerinnen vollkommen keusch waren, so lange sie nackt gingen, aber alsbald die Unschuld verloren, sobald sie Kleider anzogen. — In der dritten Erzählung „Bekenntnisse des Abulfaouaris" bekennt dieser Priester des Anubis, ein-

mal die schöne Mazulipa, in die er zum Sterben verliebt war, dadurch getäuscht zu haben, daß er vorgab, sein Gott suche ihre Umarmung und in der tiefen Tempelnacht selber des Gottes Stelle vertrat.

Sofern sich Wieland auch dem Romantischen zuwandte, geschah es doch nur im damaligen französischen Geschmack. Er übersetzte französische Feenmärchen und fügte einige Nachahmungen hinzu in der Sammlung „Dschinnistan". Sie sind durchaus leichtfertig und oberflächlich.

In dem Roman „Don Sylvio von Rosalva" (1764) ahmte Wieland dem Cervantes nach und machte die Schwärmerei für das Romantische und Wunderbare lächerlich.

Sylvio ist von seiner Tante, Donna Mencia, in Valencia etwas barok erzogen. Weil sie ihn so viele Feenmärchen hat lesen lassen, glaubt er, die Welt stecke wirklich voll Feen. Zufällig findet er ein reizendes Frauenminiaturbild und bildet sich ein, es sey das Bildniß einer zu einem blauen Schmetterling, den er eben verfolgt hat, verwünschten Fee. Sein Bedienter Pedrillo läßt sich von seinem Wahn anstecken. Mit ihm entflieht er, um seine Fee zu suchen. Sie bestehen allerlei komische Abentheuer. Ein Paar schöne Frauenzimmer kommen, als Sylvio eben entschlafen ist. Sie bewundern seine Schönheit, die Eine ist dem Bildniß sprechend ähnlich. Leider entfernen sie sich, ehe er erwacht. Bald darauf hat Sylvio Gelegenheit, eine edle Dame, Donna Hyacinthe und ihre Begleiter von Räubern zu befreien; nachher aber das Unglück, mit Bauernmädchen in Händel zu kommen, weil die Eine einen blauen Schmetterling gefangen hat. Bei diesem Anlaß verliert er sein Medaillon und wird ein wenig mißhandelt. Allein die Dame, Donna Felicia, die ihn schlafend gefunden, sorgt für ihn. Das Medaillon wird ihm wieder gebracht. Es ist nicht das Portrait Felicias, sondern ihrer sehr ähnlichen Großmutter. Sylvio kommt auf ihren Landsitz. Auch Hyacinthe findet sich ein, die, unter Zigeunern aufgewachsen, eine zweite Preciosa, Sylvios verlorne Schwester ist. Das Ende lauter frohe Heirathen.

Im Hause Felicias erzählt Don Gabriel zur Unterhaltung das Märchen vom Prinzen Biribinker, das seiner starken Frivolität wegen vor diese zarte Gesellschaft nicht gehört. Hier nur einige Notizen aus dem Märchen, z. B. daß der Prinz nur Pomeranzenblüthewasser und Confect von sich gibt; daß einmal, indem er ein Naturbedürfniß befriedigt, das Nachtgeschirr sich in die schöne Fee Cristalline verwandelte, die in das Gefäß verwünscht worden ist und schon zweihundert Jahre darin zugebracht hat 2c.

Von ähnlichem frivolen Charakter ist „Idris und Zenide" (1767).

Ritter Idris sucht das Original zu einem ihm erschienenen Traumbild. Unterwegs im Bade überfällt ihn eine üppige Nymphe, der er kaum entrinnen

kann. Da kommt der derbsinnliche Itifall, ein liebenswürdiger Wilder mit Keule und Tigerfell, spottet ihn aus, daß er ein so schönes Mädchen verschmähe, und geräth darüber in Streit mit ihm. Sie fechten, sind sich an Kraft gleich und versöhnen sich. Nachdem sie sich getrennt, befreit Idris ein schönes Mädchen, Lila, aus den Händen eines Centauren, und da er erfährt, dieser Centaur hätte auf seinem Zauberschloß einen ganzen Harem von gefangenen Königstöchtern, geht er auf das Schloß, siegt mit Hülfe seines diamantenen Zauberschwertes und widersteht mit gewohnter Keuschheit den Umarmungen der Centauriden. Jede nämlich, die sich dem Centauren ergeben, ist dadurch selbst Centauride geworden. Um sich diesen üppigen Damen zu entwinden, bezaubert sie Idris, daß sie alle in der Stellung versteinern müssen, in der sie sich eben befinden. Nur die schöne Dejanira wird verschont, die noch ihre menschliche Gestalt durch ihre Keuschheit gerettet. Leider aber hat sich ihr Geliebter, der Prinz von Caschemir, weniger tugendhaft gehalten und ist zum Centauren geworden. Dejanira verzeiht ihm, findet seinen Pferdeschweif sogar ganz artig und setzt sich auf seinen Rücken, um ihn durch einen mächtigen Zauberer wieder zum Menschen umschaffen zu lassen. Idris wird von Lila und ihrem Geliebten Zerbino bewirthet. Der letztere erzählt seine Geschichte. Wie er als Papagai in Lilas Kammer gekommen sey &c. Itifall gelangt unterdeß in einen Zaubergarten, worin verschiedene Königssöhne als Papagaien in Vogelbauern hängen, weil sie ihr Glück bei der schönen Zenide vergebens gesucht haben. Indem er im Garten umherirrt, erblickt er auf einmal diese Zenide selbst ganz nackt, die ihm den Rücken zukehrt und sich wäscht.

Er sah, was läßig, sträubend nur
Die überwundne Scham dem Blick der Liebe wehret,
Was, unverhofft erblickt, die Weisesten bethöret,
Das Meisterstück der scherzenden Natur,
Wovon uns Lucian den lächelnden Contour
An jener Venus preist, die man zu Gnid verehret,
Kurz was in aller Welt Liebhaber immer fand,
Doch einen Tempel nur im alten Griechenland.

Itifall macht sich ein Vergnügen daraus, die Schöne zu überfallen und in die äußerste Verlegenheit zu bringen. Sie fällt in Ohnmacht und verzeiht nachher. Aber alles ist ihr daran gelegen zu wissen, was ihm am besten an ihr gefallen habe, und als er es ihr offen gesteht, der Theil, auf den sie sitze, geräth sie ins höchste Entzücken, denn vermöge einer Verwünschung sollte sie nie eher lieben und einen Mann bekommen, bis sich Einer gerade in diesen verachteten Theil an ihr verlieben würde. — Idris gelangt auf abentheuerlichen Wegen und nachdem er zum drittenmal seine Keuschheit erprobt, gleichfalls in den Zauberkreis Zenidens, denn das Bildniß, das ihn so weit gelockt, ist das Zenidens. Aber er erblickt auch jetzt nur ihre leblose Statue,

und vermag nicht, wie Pygmalion, sie zu beleben. Jedoch die reizende Amöne verbirgt sich selbst in den Marmor und fängt plötzlich in Idris Armen an, den Stein zu beleben.

Noch berühmter wurde „der neue Amadis" (1771).

Die Töchter des Schah Bambo sollen das suchen, was sie nicht haben. Am Fuß des Atlas ruhen sie aus. Es befinden sich nur zwei Cavaliere bei ihnen, Bleumourant, Prinz von Trebisond, der einsam umherschleichend, die spröde Leoparde vergebens liebt, und Herr Caramell, der zu Schatouillieusens, der Prüden, Füßen schmachtet. Da erscheint ein neuer Paladin, dem ein auf einem Elephanten reitender Riese vorauskommt. Durch des Riesen Anblick wird aber Prinzessin Leoparde, die sich eben heimlich mit ihren Zofen badet, dergestalt erschreckt, daß sie im Stande der Natur davonflieht, und Schatouillieusen geht es nicht besser, auch sie flieht so rasch, daß Caramell ihr nicht nachfolgen kann, und stürzt sich endlich in blinder Angst am Ufer — einem Triton in die Arme. Der fremde Paladin heißt Parasol und führt einen Zauberfächer mit sich, auf dem in 99 kleinen Feldern alle die Damen bis auf das kleinste Härchen abgemalt sind, die ihn, wie er prahlt, glücklich gemacht hätten, nur das hundertste Feld ist noch offen. Die dritte Prinzessin Colifichon bezeugt die glühendste Neubegier, den Fächer zu sehen, was ihr aber Parasol nur unter der Bedingung erlauben will, daß ihr Bild das hundertste Feld ausfülle. Indem sie noch mit ihm streitet, zeigt sich abermals ein Paladin, der neue Amadis, im Kampfe mit Mohren, die er alle besiegt. Die vierte Prinzessin, die runde Dindonette,

ein gutes Mädchen, zu Tisch und zu Bette,
fromm wie ein Lamm, an Leib und Seele rund,

vergafft sich in diesen schönen und tapfern Ritter und thut ihren Gefühlen keinerlei Zwang an. Sie verbindet seine Wunde, pflegt ihn und erzählt ihm die saubere Geschichte vom goldnen Hahn, der von einem Thurm herabfallend, eine schöne Dame wie ein Alp drückt und ein Ei in ihren Busen fallen läßt. Da kommt die Nachricht, Dindonettens Eichhörnchen sey in den Wald gelaufen und sie verläßt den Amadis, um das Thierchen zu fangen. Amadis seufzt, denn er sucht ein Ideal. Colifichon pickirt sich, ihm als solches zu erscheinen. — Inzwischen steht die prüde Schatouillieuse alle mögliche Noth bei dem viehischen Triton aus, dem sie als Frau dienen muß. Endlich läßt sie sich, als er einmal entschlafen ist, von Ritter Boreas entführen. Nun begegnet ihnen aber Caramell, der Anspruch auf die Dame macht. Diese selber soll entscheiden und sie wählt sich den Boreas. Caramell ist wüthend und beschließt, Dindonetten zu seiner Dame zu wählen. Amadis mit der übrigen Gesellschaft kommt zum Schloß eines Negers, der die fünfte Prinzessin, die blonde Blaffardine, in seine Gewalt bekommen hat. Amadis befreit sie. Sie erzählt ihm mit unnachahmlicher Naivetät, wie der Neger sie zuerst im Bade erblickt

habe und wie es mithin sehr verzeihlich sey, daß er sich in sie verliebt habe, denn solche Reize zu erblicken, sagt sie, und zeigt davon dem Amadis mehr als er zu wünschen wagt, solche Reize, das muß wohl jeden Mann verführen. Amadis wird in der That verführt, aber als er eben sein Glück vollenden will, kommt der Mohr und bezaubert ihn, daß er in der kritischen Stellung versteinern muß. Und Blaffardinen bleibt nur die Wahl, sich sofort dem Neger zu ergeben, oder sich in ein häßliches altes Weib verwandeln zu lassen. Sie ist muthig genug, es auf die Probe ankommen zu lassen, kann sie aber doch nicht aushalten und bewilligt alles, nur um wieder schön zu werden. Indem Caramell die runde Dindonette sucht, findet er sie in den Armen eines Faunen, der sie heirathen will und sich schon auf die vielen kleinen Fäunchen freut, sich aber trunken machen und einschläfern läßt. Nun flieht Caramell mit Dindonetten, aber ein Gewitter nöthigt sie, wie Aeneas und Dido, in einer Höhle Zuflucht zu suchen, wo die Tugend der Dame in große Gefahr kommt, als plötzlich Caramells Roß sich losreißt und er ihm nachläuft, es zu fangen. Dindonette schläft ein, da kommt ein Gymnosophist und macht ihr die Zumuthung, ihm bei der Hervorbringung eines mystischen Homunculus in der Retorte dadurch zu helfen, daß sie nackt und tête à tête mit ihm bis zur Vollendung der dämonischen Kocherei aushalte ohne die mindeste Regung des Fleisches. Sie willigt ein und bleibt auch ganz ruhig. Er aber kann es nicht und der Zauber ist gestört. Schatouillieuse spielt die Spröde gegen Boreas, um ihn glauben zu machen, sie habe sich auch so gegen den Triton benommen. Indem Boreas zu viel trinkt und einschläft, kommt Schatouillieuse in einen Garten und erblickt hier die Statue des Amadis. Entzückt von seiner Schönheit, rührt sie ihn an, und sogleich belebt er sich wieder. Sie flieht, er ihr nach, sie fallen. Da kommt Boreas und will das Paar durchbohren, aber der Neger ist bei der Hand und macht, daß Boreas Schwert verschwindet und er beschämt entfliehen muß. Der Neger aber gibt seinen Gästen glänzende Feste. — Amadis reist weiter und trifft mit dem Ritter Anti-Seladon zusammen, dem wahren Eigenthümer des Fächers, der diesen Talisman dem schlafenden Parasol abgenommen hat. Er erzählt die Geschichte des Fächers mit erstaunlicher Geringschätzung des schönen Geschlechts. — Unterdeß ist Leoparde von Bleumourant im Bade erblickt worden und hat ihn abermals verbannt, aber den Boreas, der gleiches Glück genossen, als ihren Beschützer bei sich behalten. Aber Anti-Seladon erscheint mit Amadis, es kommt zum Kampfe, Amadis wird verwundet, Boreas fällt. Amadis wird in einer Hütte von Olinden gepflegt, dem häßlichsten Mädchen, das aber die schönste Seele zeigt. Nach langem Kampfe mit sich selbst überwindet er die Sinnlichkeit und fühlt eine heiße, aber ganz reine Seelenliebe für sie. Nachdem er sie für seine Braut erklärt und sie mitten unter die Töchter des Schah geführt, entsteht unter diesen ein entsetzliches Gelächter über seine Thorheit, aber plötzlich ist Olindens Häßlichkeit verschwunden und sie steht da als die reizende Flördepine, die sechste Tochter Schah Bambas. Alle staunen und müssen ihr den Preis zuerkennen.

Nun gruppiren sich alle übrigen Paare. Schatouillieuse will den Anti-Seladon, den Caramell, den Bleumourant, den Neger, aber alle lehnen ihre Hand ab und so bleibt ihr nur der ärmliche Parasol. Leoparde aber gesellt sich den Anti-Seladon, Colifichon den Caramell, Dindonette den Bleumourant und die blonde Blaffardine, des schönen Farbencontrastes wegen, den Neger zu.

Ins Jahr 1773 fällt eine antikisirende Oper Wielands „Alceste", worin er Euripides nachahmt, denselben aber insofern auch verbessert, als er den Admet nicht mehr als bloßen Egoisten und Feigling auffaßte. — Die frivole Richtung bleibt aber bei Wieland vorherrschend.

Seine „kleine Chronik des Königsreichs Tatojaba" eine Nachahmung des jüngeren Crebillon, gehört zu seinen frivolsten Gedichten.

Prinz Sintos heirathet die schöne Prinzessin Mias, sieht sich aber in der Hochzeitnacht außer Stande, den ehelichen Pflichten nachzukommen, weil ihn eine böse Fee behert hat. Das ist Sackacki, die Königin der alten Jungfern, die er verschmäht hatte. Inzwischen kommt die Prinzessin mit einem jungen Prinzen nieder, und wundert sich, daß sich Sintos darüber wundre, denn sie behauptet, was er wachend nicht könne, das könne er schlafend. Damit ist Sintos getröstet. Der neugeborne Prinz, der einem Gardecapitain sprechend ähnlich sah, heißt Amatsu. Die böse Fee behext auch ihn, daß er immer lachen muß, aber die gute Fee Genkaisama nimmt ihn in Schutz. Sackacki selbst sucht ihn vergebens im Dunkeln zu verführen. Er geht auf Reisen und macht mit verschiedenen Prinzessinnen Bekanntschaft, die ihm alle Blößen und Schwächen des weiblichen Charakters zeigen. Endlich findet er in der Prinzessin Issivaka eine Geliebte, wie sie seiner würdig ist.

Doch ist Oberon (1780) Wielands berühmtestes und bekanntestes Werk, und in der That auch in hohem Grade ausgezeichnet durch den Wohllaut der gereimten achtzeiligen, aber in der Wahl der Versfüße ungezwungenen Stanzen, sowie durch den Inhalt. Der letztere ist dem altfranzösischen Heldengedicht von Huon de Bordeaux entlehnt.

Huon wird von einem bösartigen Sohn Karls des Großen, Charlot, unter fremdem Namen angegriffen, verhöhnt und dergestalt gekränkt, daß er den frechen Jüngling tödtet. Erst nachher erfährt er, es sey des Kaisers Sohn. Karl der Große verbannt ihn aus seinem Reiche. Nicht eher soll er wiederkehren, bis er Folgendes verrichtet. Er soll nach Babylon gehen, sich unter die Gäste des Sultans drängen, wenn er eben Tafel hält, dem, der dem Sultan zur Linken sitzt, den Kopf abschlagen, daß das Blut auf die Tafel spritzt, dann vom Sultan dessen Tochter zur Frau begehren und endlich dem Sultan vier Backenzähne und eine Handvoll Barthaare ausreißen.

Huon macht sich auf den Weg und trifft im Waldgebirge Libanon einen wilden Mann, der staunend die schöne Sprache vom Ufer der Garonne vernimmt und sich als Scherasmin (im altfranzös. Originale Gerasmes), einen alten treuen Diener seines Vaters zu erkennen gibt, der auf einem Kreuzzug hier zurückgeblieben. Scherasmin folgt dem jungen Herrn als Knappe. Sie kommen nun in ein Kloster, wo es lustig hergeht. Hier erscheint zum erstenmal Oberon, der schöne Elfenkönig in Knabengestalt, um Huons Schutzgeist zu werden. Von ihm empfängt Huon ein Horn, dessen Ton alles umher tanzen macht, und einen Becher, der nie leer wird. Das Horn wird versucht an den lüderlichen Mönchen und Nonnen, die alle durch einander tanzen müssen. Ehe Huon nach Babylon kommt, befreit er noch die schöne Angela aus der Gewalt eines Riesen und gibt sie ihrem Geliebten wieder.

Bald darauf erblickt Huon seine eigene künftige Geliebte, die schöne Rezia, im Traum, und den nämlichen Traum träumt Rezia, die Tochter des Sultan von Babylon. Ihre Seelen erkennen sich schon, noch ehe ihre Körper einander genaht sind. Glücklicherweise kehrt Huon in Babylon bei einer alten Frau ein, welche Rezia's Amme gewesen ist und noch mit ihr verkehrt. Durch sie hört er von der schönen Rezia und ihrem Traum. Durch sie erlangt er kostbare Kleider, um sich an den Hof des Sultans begeben zu können, der eben seine Tochter mit dem Fürsten der Drusen vermählen will. Huon tritt in den Saal, erblickt zum erstenmal die schöne Rezia, haut ihrem Bräutigam den Kopf ab, daß das Blut über den Tisch spritzt, bläst ins Horn, daß die auf ihn eindringenden Feinde tanzen müssen, hält unterdeß Rezia in seinen Armen, benutzt die allgemeine Ermattung nach dem Tanze, um sich auch der Zähne und Barthaare zu versichern, und entführt unter Oberons, der herbeigekommen, persönlichem Beistand, die Geliebte. Oberon bringt sie auf ein Schiff, befiehlt ihm aber, keusch zu bleiben, bis Papst Sylvester ihren Bund eingesegnet habe.

Unterwegs erzählt Scherasmin ein Märchen von dem alten blinden Gangolf und seinem jungen hübschen Weibe Rosette, welche ihren jungen Liebhaber Walter in Gegenwart des nichts ahnenden Alten umarmt, aber übel wegkommt, als Oberon dem Alten plötzlich die Augen öffnet. Gleichwohl weiß Rosette sich zu helfen und überredet den Alten, er habe nichts gesehen. Ueber diese Treulosigkeit ist Oberon so empört, daß er dem ganzen weiblichen Geschlecht mißtraut und sich von seiner zärtlichen Gemahlin Titania für immer zu trennen beschließt. In dieser Trennung lebt er noch.

Trotz Oberons Verbot überlassen sich Huon und Rezia dem Entzücken ihrer Vereinigung und merken nicht einmal das furchtbare Ungewitter über ihren Häuptern. Sie sündigen und in demselben Augenblick leiden sie Schiffbruch und bringen nur das nackte Leben davon. Das Horn, der Becher, Scherasmin und Rezia's treue Fatme sind verloren. Sie finden einen ehrwürdigen Eremiten, bei dem sie unterkommen und leben in einsamer Buße. Rezia

gebiert einen schönen Knaben. Einst hat sie ihn verloren, sucht ihn voll Angst und wird von Seeräubern gefangen und nach Tunis in den Harem des Königs Almansor gebracht. Huon gelangt, indem er sie sucht, glücklich eben dahin, findet hier auch Scherasmin und Fatme als Sklaven bei der Gartenarbeit wieder und hofft mit ihrer Hülfe Rezia zu befreien. Aber die Königin Almansaris verliebt sich in ihn und spielt, da er keuscher Joseph ist, die Rolle von Potiphars Weibe. Er soll lebendig verbrannt werden und als Rezia für ihn flehend, des Königs Anträge standhaft zurückweist, sie mit ihm. Beide stehn mit dem Rücken an den Pfahl gebunden und erwarten den Flammentod, da hilft ihnen Oberon, Huon findet plötzlich sein Horn wieder, bläst und macht, daß alles tanzen muß, voran Almansor und Almansaris, so ungern sie es thun. Im Tumult entkommt er mit Rezia und seinen treuen Dienern. Oberon aber erscheint ihnen jetzt an der Seite der Titania. Beide haben sich wieder vereinigt, um sich nie wieder zu trennen und dieses Wunder ist bewirkt durch Huon und Rezia, durch die Treue, an die Oberon nicht mehr geglaubt hatte. Sie bekommen auch das Kind wieder und ziehen im Thriumph in Paris vor Karls des Großen Thron auf.

Oberon ist die Krone aller Wieland'schen Dichtungen. Von seinen politischen Romanen wollen wir nur kurz bemerken, daß in ihnen allen (der goldene Spiegel von 1772, der weise Danischmend, Schah Lolo) ein Philosoph voll Resignation einem weibersüchtigen König und intriganten Pfaffen gegenübersteht. Wieland drückt darin seinen tiefsten Haß gegen alle Kirchen, seine Verachtung schwacher Könige, aber zugleich auch den Zweifel aus, ob es der Weisheit je gelingen werde, die Macht zu bessern. Kaum aus dem Elend zur Nähe des Thrones erhoben muß der Philosoph dem Fürsten, der sich seines weisen Rathes bedienen will — als Kuppler dienen. — Die vielen kleinen philosophischen und kritischen Schriften Wielands, so wie seine vortrefflichen Uebersetzungen des Lucian, Horaz und Shakespeare, begnügen wir uns nur zu nennen.

Genug, um den jetzt vergessenen Wieland wieder in der ganzen Machtfülle zu charakterisiren, womit er einst seine Zeitgenossen bezauberte. Mit allen Grazien der altgriechischen und neufranzösischen Bildung ausgerüstet, voll Phantasie und ein Muster der Sprache, wie noch keiner vor ihm, huldigte er doch nur einem falschen und fremden Principe und verleugnete, wie die christliche Gottesfurcht, so auch die deutsche Scham und Treue. In ihm nahte der Nation eine der gefährlichsten Verführungen, die der erotischen Verweichlichung. Es war, als hätte seit der

Reformation die Hölle ihre bösesten Geister nacheinander ausgeschickt zu unserem Verderben. Anfangs waren es die Zorn- und Rachegeister, die Dämonen des Hasses, Neides, der Kampf- und Mordgier, der Grausamkeit, der Bestialität, Völlerei, die auf dem blutigen Boden Deutschlands tobten; nach dem großen Kriege aber beschlichen uns die feineren Ueberlister, die Wollustteufel, die liebkosenden Dämonen der Eitelkeit und des Egoismus, der geistigen Hoffahrt, des witzigen Gespöttes. Und doch erscheint Wieland noch viel unschuldiger, als später Göthe und die andern gottlosen Weichlinge, welche die sündige Lust bemäntelten mit hohen schwärmerischen Phrasen und unter empfindsamen Thränen die Unschuld berückten. Wieland war wenigstens ehrlich. Seine Satyrn und Nymphen gaben sich für nichts Besseres aus, als sie waren. Auch wo er am rücksichtslosesten frivol ist, erscheint er daher immer harmlos und liebenswürdig.

Zu Wielands Nachahmern gehört der Appellationsrath v. Hopffgarten in Dresden, dessen Roman „Trim" von 1776 nur eine nicht gerade geistreiche Umschreibung des Musarion ist, ein Sieg der Liebe und Natur über die Schulpedanterei. Seine übrigen Romane (Sieg der Einfalt über den Verstand, der Kavalier und der Menschenfreund, der Minister, Heim) kenne ich nicht. Auch der Zürcher Joh. Bürkle schrieb 1773 in Wielands und Gleims Art „Amors Reisen", später aber Schweizerlieder.

Am weitesten ging in der Wieland'schen Manier ein „Almanach der Grazien 1776" anonym herausgegeben, worin der ganze Kalender, die Jahreszeiten, der Thierkreis, die Monate, die Planeten, die Aspecten, Witterung 2c. erotisch gedeutet wurden, worauf eine Menge höchst üppiger Gedichte von Küssen, vornehmer Verführung, dörflicher Liebe, von Leonorens Schäferstunden 2c. folgte. — Das erotische Märchen Wielands (eigentlich Diderots und Crebillons) wurde meisterhaft nachgeahmt in dem anonym erschienenen „Orpheus, eine tragischkomische Geschichte, Genf 1778".

Der schöne Aza hat die Fee Brillante verschmäht und wird deshalb von ihr in den Armen seiner geliebten Arande getödtet. Sein und Arandens Sohn Bambino darf zwar leben, aber die grausame Fee läßt ihn entmannen, und nun wächst er als der schönste Jüngling von der Welt auf, ein Abgott aller Damen und kann keine lieben. Erst wenn eine ihn wahrhaft lieben wird, ohne an seinem Mangel sich zu stoßen, soll dieser Mangel verschwinden. Die in ihn verliebten Damen wetteifern in der Probe durchzufallen. Immer und

immer wieder beweisen sie, daß es weder der schöne Geist, noch die schöne Seele, ja nicht einmal der schöne Körper ist, den sie am Manne lieben, sondern nur jenes verächtliche Ding, das dem Bambino fehlt. Alle diese Scenen und Schwachheiten der Damen werden mit feiner Satyrslust geschildert. Endlich erfüllt Canzane die Bedingung, sie liebt Bambino ohne Sinnlichkeit und in demselben Augenblick gibt ihm die Fee wieder, was sie ihm geraubt. Aber nur auf so lange, als er der Liebe eines so reinen Wesens, wie Canzane ist, werth bleibt, und das dauert nicht lange. Bald wieder in die vorige Armseligkeit zurückversetzt, kann er nur durch ein einziges Mittel wieder zum Besitz der Kraft gelangen, indem er nämlich seine Feindin Brillante selbst umarmt. — Neben dieser Hauptbegebenheit geht eine Episode her, die märchenhafte Geschichte der elfenbeinernen Bettlade im Besitz der Fee Lucinde, in die auch Brillante und Canzane hineingerathen. Jede Dame, die in diesem Bette schläft und in ein daran hängendes Horn den Namen eines schönen Mannes ruft, hat denselben sogleich und zwar mit unerschöpflichen Kräften bei sich. Dabei schlägt eine über dem Bett befindliche Uhr vierundzwanzig Stunden vorwärts und rückwärts und bei jedem Schlage wird die Dame wieder zur Jungfrau. — Eine zweite Episode ist das Wachsen von Hirschhörnern am Kopf des König Hahnreih (nicht neu).

Joh. David Hartmann schrieb 1785 komische Erzählungen in Wielands Manier.

Auch Büschels launige Gemälde von 1795 ahmen Wielands Märchenton nach.

Unter andrem wird die Prinzessin Didelette von einem Riesen in den Sack gesteckt und eine Fee steckt den Prinzen Didi zu ihr.

Friedrich Schulz, in Magdeburg geboren, Professor in Mitau, 1798 im Wahnsinn gestorben, schrieb seit 1781 viele Romane sehr leichtfertiger Art.

In den frei nach dem Französischen behandelten Feenmärchen wird mit Namenübertreibungen kokettirt: Pipipi, Zieppiep, Häßlibini, Ibinhäßli, Bstbst, Wiwi, Lilili, Fangfang ꝛc. — In dem kleinen Roman „Moriz“ von 1785 erzählt der Knabe, wie er sich stellend, als ob er schliefe, seinen vermeinten Vater behorcht habe, als derselbe seiner Pflegerin Martha verrieth, der Knabe habe einen ganz andern Vater. Ferner, wie dann die besorgte Martha sich zu ihm herabgebeugt habe, ob er auch wirklich schlafe, und wie sie dann in lautem Monologe seine weiße Haut, sein derbes Fleisch, seine süße Röthe bewundert und nicht habe satt werden können, ihn zu küssen. Solche Erzählungen im Munde des Knaben selbst sind höchst widerlich. Moritz wächst als ein Wildfang auf. Seine Geliebte, Malchen, hält ihn für ermordet, man

sagt ihr, der Mörder komme, aber es ist — Moriz selbst. Den Roman „Leopoldine" lobt Tieck wegen des psychologischen Interesses, welches er darbietet. Doch ist er zu gekünstelt. Ein Mädchen und ein Knabe, von Räubern entführt, lieben sich von früher Jugend an und bleiben sich trotz aller Hindernisse treu.

Johann August Weppen, ein Hannoveraner, war ein sehr schwacher Nachahmer Wielands in komischen Erzählungen und kleineren Gedichten. Obgleich seine Verse den Wielandischen ganz ähnlich sehen, fehlt doch überall der Geist.

In seiner Psyche, nach dem Märchen des Apulejus, ist er so geistlos, die zarte Psyche von Amor zur Mutter machen zu lassen und zwar zur Mutter — der Wollust. Unter den kleineren Gedichten sind einige erträglich witzig, z. B. sagt er von den Pictinnen, die sich bekanntlich am ganzen Leibe bemalten, als Mädchen hätten sie sich mit Blumen, als Frauen aber mit Ungeheuern bemalt. Artig ist auch die Reise der Perelle in Schmetterlingsgestalt. Sie lernt die Weiber aller Zonen kennen, und als sie sich zuletzt entscheiden soll, welchen sie sich zuzugesellen wünscht, wählt sie — die Wilden.

Derselbe Verfasser schrieb noch drei besondere komische Erzählungen: der Liebesbrief 1768, die Kirchenvisitation 1781, das städtische Patronat 1787 und einige Lustspiele, die ich nicht kenne. —

Ottkar Reichard, Theaterindentant in Gotha, schrieb seit 1772 Nonnenlieder, Launen und Einfälle, das Märchen Blauauge, eine natürliche Geschichte von Tunkin ꝛc., alles in Wielands Weise.

Joh. Friedr. Löwen († als armer Registrator zu Rostock 1771) schrieb sehr viel, die erste Anweisung zur Mimik „Grundsätze von der Beredsamkeit des Leibes 1755", und eine Geschichte des Theaters, auch verschiedene Lustspiele, meist nur schwach oder entlehnt, ein Paar langweilige Lehrgedichte und Oden. Nur seine Romanzen hat die Kritik bisher gelten lassen; allein auch sie folgen im Wesentlichen dem schlechten Geschmack der frivolen französischen Dichter, namentlich Grecourt, von dem er auch einiges entlehnte. Am Ende besteht die ganze Bedeutsamkeit dieses platten Herrn Löwen darin, daß er zuerst in der derben, drolligen und polternden Manier zu travestiren anfing, in der sich später Bürger hervorthat und die Blumauer am glücklichsten ausbeutete.

Man höre z. B. das Lied von der Lucretia.

Tarquin, der Staatsklug', wie ihr wißt,
Mohnköpfe wild zerfetzte,

Und, wie man in der Chronik liest,
Aß, trank, schlief, küßt und hetzte.
Tarquin (manch Weibchen wünscht ihn sich)
Lucretia besiegte dich.

Einst, ganz mit Ambra parfümirt,
Ohn Dietrich, ohne Hammer,
Von keinem Junker eingeführt
Brach er in ihre Kammer.
Von Ungemach und Kammerherrn
War noch Roms Etikette fern.

Sie staunt, will klingeln — o Natur!
O Rom, Tarquin, o Sitten!
Der Buhler hatte längst die Schnur
Vom Glöckchen abgeschnitten,
Sie wollte laut um Hülfe schrein,
Vielleicht aus Furcht, vielleicht zum Schein.

So ist auch die berühmte Geschichte des Grafen von Gleichen mit seinen zwei Frauen behandelt S. 53. Freche Gemeinheit athmet „das entweihte Nonnenkloster" S. 65, Amor im Kloster S. 136 und S. 113 und 131.

Dagegen findet sich manches Gute in seiner „Walpurgisnacht".

Hier erscheint der Teufel als der regierende Zeitgeist, der alle herrschenden Classen und Moden inspirirt, zum Jammer und zur Schande des christlichen Volks. Der Dichter erhebt sich einigemal zu patriotischer Würde. Das ganze tolle Treiben der Gebildeten und der Literatur erscheint ihm wie ein Herentanz. Auch Dr. Faust läßt er auftreten und das Programm zum Göthe'schen Gedicht entwerfen: die Neuzeit befindet sich auf einem zu vorgerückten Standpunkt, als daß man noch den alten Aberglauben hegen dürfte, der Teufel habe mich geholt.

Ein Herr von der Golz schrieb 1795 „Ausschweifungen" und 1797 „Nuditäten" in der frechsten französischen Manier eines Grecourt.

Die Gedichte von Friedrich Wilhelm Gotter, Archivar in Gotha (Ausgabe von 1787), enthalten eine in Alexandrinern abgefaßte Elegie „der Dorfkirchhof", eine schwache Nachahmung der Elegie von Gray (wie die spätern von Matthison und Tiedge), Erinnerungen und Lobpreisungen von Schauspielern und einige meist leichtfertig gehaltene Romanzen, von Lucretia und Tarquin, Blaubart und Antiochus und Stratonice.

Originell ist die burleske Romanze von Sibyllen, der strengen Mutter. Diese droht ihrem Töchterchen, der Teufel soll sie holen, wenn sie fortfahre,

ihren Geliebten zu lieben. Da verkleidet sich der Geliebte als Teufel und holt sie wirklich zum großen Schrecken der Mama. Witzig ist besonders die Romanze „Jupiter und sein Repräsentant" vom Jahr 1786. Nachdem geschildert worden, wie Jupiter sich im Himmel bei Nektar und Ambrosia wohl seyn läßt, wie er nur seinen Lüsten nachjagt und sich um die Menschen nicht bekümmert, wird ein moderner irdischer Monarch in seinem Thun und Treiben genau eben so, als sein treues Spiegelbild geschildert. — Etwas frei, aber sehr sinnreich und reizend ist das kleine Gedicht „Laura am Morgen nach ihrer Brautnacht."

Ein wenig blaß, doch schön, wie die belohnte Liebe,
Vom süßesten der Träume kaum erwacht,
Schleicht sie zum Garten; doch ist für des Morgens Pracht
Ihr schmachtend Auge noch zu trübe.
Ihr Damon sieht ein Kind der letzten Nacht,
Ein Röschen, eilt und bringt es ihr und lacht,
Und küsset sie und spricht: o Laura, meine Liebe,
Wann bringst du mir ein Kind der letzten Nacht?

Gotter gehört insofern noch zu Wieland, dem er auch huldigt.

Apollo, sagt er, wußte nicht, wen er zum Dichter der Grazien machen sollte und hielt Rath mit Grazien und Musen. Da kamen die Grazien den Musen zuvor und lispelten dem Gott ins Ohr: Wieland!

Gotter wandte die Wieland'sche Leichtfertigkeit auf die Romanze, wie Musäus auf das Märchen an. Doch erklärte sich Gotter in einem längeren Lehrgedicht gegen Voltaire. Gotter schrieb auch Schauspiele, aber nur matte Nachahmungen der Alten und Uebersetzungen (Medea, Orest, Electra, das tatarische Gesetz nach Gozzi, mehrere Stücke aus dem Französischen).

Medea ist bei ihm ein Tugendspiegel und Jason allein der Schuldige. Nicht aus Rache, sondern nur um ihre Kinder zu retten, tödtet sie dieselben. Ganz gegen den wahren Medeacharakter.

Die nach Shakespeares Sturm bearbeitete Geisterinsel ist nur durch Zumsteegs Musik dazu berühmt geworden. In Esther travestirte Gotter die biblische Geschichte. Sein Lustspiel „die Erbschleicher" ist abgeschmackt erfunden.

Die „Kunst zu lieben", welche der wackere Rector Manso in Breslau 1794 herausgab und die in den Xenien verspottet wurde („auch zum Lieben bedarfst du Kunst! hat die Natur denn gar nichts für dich gethan?"), verrieth noch ganz die Schule Wielands.

Ich singe, was zuerst der zärtliche Ovid
Den Söhnen seines Volks am Tiberstrand verrieth,
Des stillen Amathunts geheimnißvolle Lehren ꝛc.

Der pedantische Schulmann bestrebt sich, anmuthig, sogar ein wenig leichtfertig, wie Wieland, zu seyn, aber die Moral nimmt ihn immer wieder beim Kragen. Das dritte Buch, in dem er sich anmaßt, die Frauenzimmer zu belehren, wie sie gefallen sollen, ist wirklich lächerlich.

L. Heinrich von Nicolay ahmte den Oberon nach in „Reinhold und Angelica" (1781), einem Stoffe, den er nebst den andern kleineren Gedichten aus Ariost entlehnte. Seine vermischten Gedichte enthalten theils Fabeln in der Manier Gellerts, theils komische Erzählungen und sind, wenn auch nicht originell, doch von gutem Styl. Der Dichter kam nach Petersburg und wurde ganz Russe.

Eines Traugott Andreä „Rino und Jeannette oder der goldene Rosenzweig", Riga 1793, gehört auch zu den Nachahmungen des Oberon. Der rühmlich errungene Rosenzweig gibt den Liebenden und ihren Freunden am Schluß die Jugend zurück. Sehr mittelmäßig.

Gramberg, ein oldenburgischer Beamter, gab 1801 „Kränze" heraus, Liebesgedichte und Erzählungen in Wielands Manier, ein größeres Gedicht in Hexametern „der Pfarrers Sohn von Cola" und ein Trauerspiel „Sophonisbe".

Das katholische Deutschland lag damals in tiefem Geistesschlaf. Zu Wien wollte Kaiser Joseph alles auf einmal aufklären. Daher auch hier Wieland warme Bewunderer und Nachahmer fand. So Johann Baptist von Alxinger († 1797), der 1787 einen „Doolin von Mainz" und 1791 einen „Bliomberis", beide nach altfranzösischen Quellen und ganz im Styl des Oberon schrieb, aber ohne alle Phantasie, kühles langweiliges Gereime.

Doolin von Mainz, an Karls des Großen Hofe erzogen und durch Bertrand in eine Art Maurergeheimnisse eingeweiht, kämpft siegreich mit den Dänen, gewinnt der schönen Flandrian ihr Reich wieder und wird ihr Gatte. — Bliomberis, früh verwaist, wird ein Held, gewinnt die Liebe der schönen Königstochter Celine, muß sich aber so lange von ihr trennen, bis er sie durch Thaten verdient haben wird, vollbringt eine Menge Siege und Rettungen, kämpft, ohne ihn zu kennen, mit seinem eigenen Vater Palamed, bis sich beide erkennen und umarmen und erreicht endlich sein Ziel.

Von Wielands feinerer Ironie, überhaupt von Scherz ist bei diesem

Dichter keine Spur. In seinen lyrischen Gedichten finden wir zwar viel Wiener Liebelei, aber verbunden mit vornehm thuender und kalter Pruderie.

Die Liebesprobe. Ein Liebender überrascht die Geliebte beim Auskleiden und — flieht. Wer im gleichen Fall nicht Gleiches thut, sagt der Dichter, der sage ja nicht, daß er liebt.

Auch Friedr. Aug. Müller in Wien ahmte den Oberon nach in drei Gedichten: „Richard Löwenherz von 1790, Alfonso und Adalbert der Wilde.

Wielands geistvollster Nachahmer in Wien war Herr von Steigentesch, österreichischer General und Gesandter († 1827). Er schrieb Gedichte, Schauspiele, Erzählungen und Romane, die alle den Weltmann verrathen, der an die leichtesten Sitten gewöhnt ist.

Unter den Gedichten, die zuerst 1799 erschienen, macht sich neben vielem Conventionellen und Unbedeutenden eine recht gute Vertheidigung des Stadtlebens gegen Jacobis übertriebene Anpreisung des Landlebens, und unter den späteren 1805 und 1815 erschienenen Gedichten und Märchen die versificirte Mythe des Echo bemerklich, ferner „die Gelehrsamkeit der Liebe", eine poetische Erzählung, worin ein alter Seneschal zu seinem Aerger einsehen muß, daß er die Freuden der Venus einem Jüngeren abzutreten und sich mit denen des Bachus allein zu trösten habe. Eine lange poetische Erzählung „Keratophoros" (Hörnerträger), worin von der schönen Fatime berichtet wird, die ihrem Gatten entrissen wird, mit einem wilden kräftigen Beduinen lebt, dann in den Harem eines Schahs kommt, sich von einem Jüngern entführen läßt und endlich ihren Gatten wiederfindet, dem sie ein Märchen vorlügt und vollkommen unschuldig zu erscheinen weiß. Eigentlich nur eine Nachahmung der fiancée du roi de Garbe in Lafontaines contes. Dazu ein sehr üppiges Gemälde: Loth unter seinen Töchtern. Alles in den leichten Jamben Wielands.

Marie, ein Roman, enthält in Briefen die Geschichte einer überaus tugendhaften Gräfin, die aber um Verzeihung bitten muß, daß sie tugendhaft ist. Ihr Liebhaber, Baron Gilsen, schreibt ihr, wie thöricht es sey, in der großen Welt eine Ausnahme machen zu wollen, da es in ihr ja keine treue Frau geben dürfe, und sie muß sich bei ihm deshalb entschuldigen, daß sie dennoch so bürgerlich empfinde, treu bleiben zu wollen. In einer Fortsetzung dieses Romans zeigt der Dichter vollends, wie Marie in der Ehe vor Gram zu Grunde geht.

Das Lustspiel: „der Briefwechsel" ist sehr unbedeutend. „Die Kleinigkeiten". Amalie von Wellen verlangt von ihrem Manne liebkosend immer nur Kleinigkeiten, die aber im Jahr eine ungeheure Summe kosten. Alles

nennt sie Kleinigkeiten, daher ihm das Wort schrecklich zuwider ist. Am Ende wird er noch eifersüchtig auf sie, indem er den Liebhaber seiner Mündel Luise für den ihrigen hält. Der Irrthum klärt sich auf und er wird beschämt. „Die Abreise". Troll will Luisen von Gilsen in Abwesenheit des Mannes verführen. Der Mann kommt aber so schnell zurück, daß er nicht Zeit hat und Luise die Tugendhafte spielt. Er tröstet sich damit, daß sie eine ganz andere Rolle gespielt haben würde, wenn er nur Zeit gehabt hätte.

Erzählungen: 1) Zwei Tage auf dem Lande. Ein blasirtes Ehepaar, Graf Drost und Gemahlin, reist aufs Land. Der Mann weckt die Frau, um einen Sonnenaufgang mit anzusehen. Sie ist aber so schlaftrunken, daß sie sich nachher den Thee über die Finger schüttet und ganz elend ist, bis sie sich wieder in die Stadt rettet. Der Ton des Blasirten ist sehr gut getroffen. 2) Die Tugend. Graf Milden bittet sich die Ehre aus, seine Geliebte, eine sehr spröde Dame, malen zu dürfen, trifft sie nicht und geräth in die größte Angst, da er in ihrem Rothwerden Zeichen des Unwillens und Zornes erblickt. Nach 25 Jahren gesteht sie ihm, ihr Erröthen sey damals Liebe gewesen und er habe es nur nicht gemerkt, wie sehr ihre Tugend in diesem Moment in Gefahr hätte seyn können. 3) Die Stufenfolge der Liebe, die eine Dame durchmacht vom Fähnrich zum Rittmeister, Bürgermeister zum Arzte und zugleich von der jugendlichen Sinnlichkeit zum reifen Verstande des Alters. 4) Marie, ein Schweizer Mädchen, das von einem vornehmen Reisenden verführt, sich mit ihrem Kind in den Abgrund stürzt. 5) Sind Sie verheirathet? Einer, dem auf diese Frage keine Antwort wird, erkennt aus gewissen Symptomen, daß ein Herr und eine Dame mit einander verheirathet seyn müssen, weil — er ihr keine Aufmerksamkeit und Galanterie beweist. 6) Eine Frau wird auf ihren Mann eifersüchtig, weil sie die Liebeserklärungen, die er in einem von ihm verborgen gehaltenen Trauerspiel anbringt, zufällig mit anhört und sie für an eine Lebende gerichtet hält. 7) Der Beruf. Ein Oberst macht der Braut eines jungen Vicars den Hof, stellt den Vicar auf seinem Gut als Pfarrer an, kommt einmal zum Besuch und läßt sich in den Armen der jungen Frau vom Manne überraschen, bleibt aber ganz ruhig und tröstet ihn, jeder Mensch habe seinen Beruf. Er, der Oberst, sey durch einen Tanz mit einer Dame, die sich beim Minister für ihn verwendet, avancirt; und er, der Pfarrer, sey wieder durch seine, des Obersten Verwendung, avancirt. Man müsse das Glück hinnehmen, ohne an seinem Ursprung zu kritteln.

Auch Blumauer und seine zahlreiche Sippschaft hatten etwas von der Wielandischen Art zu spotten angenommen, ich glaube sie jedoch erst später mit den Nicolaiten und Freigeistern zusammenfassen zu sollen.

Moriz August von Thümmel, Minister in Coburg († 1817), einer der geistreichsten Köpfe, verband die feine Frivolität der französischen

Aristokratie mit der philosophischen Ruhe und dem guten Humor der Engländer. Schade, daß sich eigentlich nichts Deutsches an ihm findet, als die Sprache. Seine Werke erschienen gesammelt in Leipzig 1832. Eine nicht große Zahl lyrischer Gedichte schrieb er nur zu Gelegenheiten, meist für fürstliche Personen oder aus Galanterie an Damen seiner Bekanntschaft. Ein etwas längeres erzählendes Gedicht „die Inoculation der Liebe“ ist fast noch freier, als Wielands komische Erzählungen.

Ein junges Fräulein hat entsetzliche Angst vor dem Inoculiren der Blattern. Ein junger Ritter verspricht ihr, die Sache ganz leicht zu machen. Doch stellt er die Ehre der Verführten her durch eine Heirath.

Wilhelmine, ein komisches Heldengedicht in poetischer Prosa, begründete Thümmels Ruhm. Es erschien 1764 in einer meisterhaften Sprache, classischer als wohl je vorher deutsche Prosa, die Lessing'sche ausgenommen, geschrieben war, und wurde bald in vielen Auflagen verbreitet. Im Allgemeinen ahmt es die Manier des Pope nach, erzählt alltägliche und lächerliche Begebenheiten mit epischem Pathos, als ob von homerischen Helden die Rede wäre.

Der junge Dorfpfarrer Sebaldus schwankt, ob er die Tochter eines Superintendenten, durch den er befördert werden kann, oder die arme, aber reizende Wilhelmine heirathen soll. Wie er nun zu lange schwankt, wird ihm Wilhelmine auf vier Jahre in die Stadt entführt durch einen Hofmarschall, der zufällig auf die Schönheit dieses Landmädchens aufmerksam gemacht worden ist. Sie dient bei ihm als Kammermädchen und macht, wie man sich denken kann, die ganze Schule Amors durch. Amor, der Lose, ist aber darauf bedacht, sie anständig zu versorgen und aus den Armen des Hofmarschalls, der sie nicht ewig behalten kann, in die des Pfarrers abzuliefern. Er erscheint also dem guten Sebaldus im Traum und feuert ihn an, in die Residenz zu gehen und sich das Kammermädchen unterthänigst auszubitten. Der Wintermorgen, an dem das vor sich geht, ist trefflich beschrieben. Sebaldus folgt dem himmlischen Rufe und geht in die Stadt, wo die schelmische Wilhelmine ihn auf die artigste Weise von der Welt empfängt und heimlich über den glücklichen Zufall lachen muß, der ihr ungerufen eine gute Parthie zuführt. Der Herr Hofmarschall empfängt den unbehülflichen, in Devotion ersterbenden Pfarrer eben so gnädig und ladet sich selbst zur Hochzeit ein unter der Bedingung, daß der Pfarrer auch eine benachbarte junge Gräfin einlade, mit der er bei diesem Anlaß ein Stelldichein verabredet. Der Hochzeittag, ein reiner und kalter Wintertag, erscheint. Die Hofschlitten setzen sich in Bewegung nach dem Pfarrhause, wo des Hofmarschalls Köche

schon die Mahlzeit einrichten. Die Schlittenparthie im Geschmack der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist höchst anmuthig und lebendig gemalt. Eben so der Hochzeitschmauß mit den Gästen, dem arglosen glückseligen Bräutigam, der schlauen und über ihr Glück frohen, zwischen dem Bräutigam und dem alten Gönner ihr Vergnügen theilenden Braut, dem noch schlaueren Marschall, der gräflichen Geliebten, und den übrigen der altmodischen Hofwelt als kostbare Exemplare entnommenen Gestalten. Die Nacht kommt. Amor zündet mit seiner Fackel eine Speckseite an und Feuerruf unterbricht das heitere Mahl. Diese günstige Gelegenheit benützt der Hofmarschall, um die junge Gräfin zu retten. Das Feuer wird gelöscht.

Man hat Thümmel vorgeworfen, er habe den ganzen Pfarrerstand lächerlich gemacht. Ein ungerechter Vorwurf. Er hat nur, ganz naturgetreu, das damalige Verhältniß armer Pfarrer zu den höhern Ständen geschildert. Wer weiß es nicht, wie damals die Pfarreien nur zu oft unter der Schürze vergeben wurden, von den Consistorialräthen an die Candidaten, die ihre abgestandenen Töchter, und von den adeligen Patronatsherrn an solche, die deren ehemalige Maitressen heiratheten.

Thümmels Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich (1785—1786) erschienen 1791—1805 in 10 Bänden. Sie sind sein vorzüglichstes Werk. Er machte die Reise auf der Stube, es ist nichts als eine humoristische Phantasie.

Der Reisende ist ein reicher Herr, schwindsüchtig, bleich, von der übelsten Laune. Man räth ihm die Luft des südlichen Frankreich an. Er setzt sich in den Wagen, einen guten deutschen Bedienten auf den Bock, einen Mops sich gegenüber. In Frankfurt sieht er einen Arzt an der Tafel, einen Eßkünstler, was ihn zu satirischen Reflexionen über die Aerzte überhaupt veranlaßt. In Straßburg findet er einen alten Freund als Magnetiseur wieder und wird von ihm mystificirt. In der Provence angelangt, läßt er sich, um die herrliche Luft zu genießen, in dem kleinen Dorf Caverac nieder, wo er bei armen Leuten im gleichen Zimmer mit seinen Wirthsleuten schlafen muß. Zu diesen Schläfern gesellt sich bald noch die junge schöne Margot, ein reizendes Naturkind voll französischer Lebendigkeit. Er verliebt sich in sie, aber seine Krankheit, sein Stand, ihre Unschuld halten ihn zurück. Die berühmte Scene, wie er ihr den Strohhut aufsetzen muß, ist wirklich reizend. Scherzend erzählt er ihr von Amor, den sie nicht kennt, und überredet sie, es sey ein böser Geist, der in der Nähe im Walde hause. Als er nun einmal im Walde ist und in verliebtem Wahnsinn, an Margot denkend, einen Baum umarmt, stößt er sich blutig an die Stirne. Margot ist um ihn besorgt und glaubt in heller Unschuld, Amor habe ihm diese Verletzung zugefügt. Sie macht sich ihr Hals-

tuch los, um es ihm um die Stirne zu binden. Endlich muß er zu seiner bittersten Beschämung erfahren, daß der kleine kindliche Engel sich in seinen viel dümmern, aber jüngern Bedienten verliebt hat, und es bleibt ihm nichts übrig, als ein Pärchen aus ihnen zu machen und mit einem französischen Bedienten, Margots Bruder Bastian, weiter zu reisen. Er kommt nach Avignon und miethet sich hier in ein streng katholisches Haus ein, in welchem er gleichwohl die Statue eines schlafenden Amor findet, der als ein christlicher Engel gilt. Er hört in der Nähe eine wundervolle Stimme singen und glaubt, es sey die häßliche Alte, die einzige Person, die er im Hause gesehen. Allein bald wird er inne, daß die Stimme ihrer Nichte, der schönen Clara angehört, die ein Ausbund von Heiligkeit ist. Sie ist sehr spröde, allein er überzeugt sich bald, daß daran nur ein Probst Schuld ist, der täglich bei ihr aus- und eingeht. Clara staubt einmal den schlafenden Amor ab, läßt aber an einer gewissen Stelle den Staub liegen, woraus der Reisende auf ihre Unschuld schließen möchte. Eine Auction, auf welcher Reliquien versteigert werden, gibt ihm erwünschten Anlaß, sich bei Clara zu empfehlen. Er kauft ein Strumpfband der Mutter Gottes und bietet es Clärchen an. Er knüpft aber eine Bedingung verfänglicher Art daran. Sie will erst den Probst, ihren Gewissensrath fragen; aber er beweist ihr aus den jesuitischen Casuisten, Escobar ꝛc., daß sie dem Gewissensrath nichts einzugestehen schuldig sey. Nach langem Bedenken willigt sie, um die kostbare Reliquie behalten zu dürfen, in alles. Aber als der entzückte Reisende den ihm überlieferten herrlichen Körper in Besitz nehmen will, entdeckt er auf demselben ein schwarzes Kreuz, welches der Herr Gewissensrath irgendwo heimlich angebracht hat, und von dessen täglicher Erneuerung, wie sie selber sagt, die Erhaltung ihrer schönen Singstimme abhängen soll. Diese Wahrnehmung stört die ganze Verhandlung, der erboste Reisende soll das Kreuz, das er verwischt hat, wieder auffrischen, malt aber statt des Kreuzes einen Stimmhammer, und verschüttet dabei die Farbe, weßhalb sie ihn mit äußerster Entrüstung fortjagt. In stiller Wuth verbrennt er die casuistischen Bücher im Kamine vor der Büste des Rousseau, diesem zum Opfer. Die Tante kommt dahinter, klagt ihn der Heiligenschändung und des Kirchenraubs an und läßt ihn gefangen nehmen. In seinem Gefängniß bringt ihn die Erinnerung an seine Untüchtigkeit auf eine Geschichte, die er ausführlich erzählt. Ein deutscher Fürst nämlich sah voraus, daß seine Nachkommen untüchtiger werden würden, als er es war, ließ daher ein geheimes Cabinet mit den sinnlichsten Bildern ausmalen und gab ein Hausgesetz, nach welchem künftig jede Braut des nachfolgenden Regenten in der Hochzeitnacht in dieses Cabinet geführt werden mußte, um mit Hülfe der Phantasie einen kräftigeren Stammhalter des Geschlechts zu empfangen, als es sonst der Fall gewesen wäre. — In den zwei päpstlichen Soldaten, die ihn bewachen müssen, lernt der Reisende zwei drollige Puppenspieler kennen, die er nachher als Bediente mitnimmt, nachdem er sich frei zu machen gewußt hat. Er behauptet nämlich, die h. Clara selbst habe ihm offenbart,

daß die berühmten drei Gallensteine, welche sie in sich getragen, und von denen jeder so viel als alle drei wog (um das Wunder der Dreieinigkeit zu veranschaulichen), die aber verloren gegangen waren, sich nun im lebendigen Leibe des Avignoner Clärchens befinden sollten. Die Richter und Clärchen selbst acceptiren das Wunder, der Reisende ist glänzend gerechtfertigt und nimmt einen solennen Abschied. — Die Erzählung spinnt sich noch durch mehrere Bände, aber viel matter fort. In einem wüsten Traum schweben ihm alle greulichen Folgen des Cölibats vor. Einige von Voltaires Hand an eine Fensterscheibe geschriebene Worte veranlassen ihn, diesem Freigeist mit eben so viel Liebe und Verehrung zu huldigen, als er der alten Kirche Haß, Hohn und Verachtung bietet.

Im 7. Bande der von Grüber herausgegebenen Werke Thümmels findet sich noch ein sehr frivoles Gedicht „das Erdbeben von Messina.“

Ein junger Graf Wolf und seine geliebte Agnese, die sich nicht heirathen dürfen, werden durch das Erdbeben in dem nämlichen engen unterirdischen Raum wieder zusammengeführt und führen hier, ohne sich um die Naturschrecken zu bekümmern, eine Scene wie im Boudoir. Nachher kommen Mönche, graben sie auf und finden die Schöne in reizender Nudität. Es braucht nicht gesagt zu werden, wie widrig diese frivole Witzelei in Verbindung mit einem furchtbaren öffentlichen Unglück gebracht ist.

Noch erübrigt uns, des großen Dichter-Königs zu gedenken, von dem ein ganzes Zeitalter den Namen trug.

Unter den Dichtern jener Rococozeit nimmt Friedrich der Große den hohen Rang ein, wie Lord Byron unter den neuen. Man muß sich wundern, daß die deutschen Literarhistoriker ihn immer übersehen haben, weil er nicht deutsch, sondern französisch dichtete. Abgesehen von dem französischen Idiom und von einigen Modeschwächen, die ihm noch ankleben im Gebrauch der antiken Mythologie, blitzt aus den Gedichten des Philosophen von Sanssouci echtes poetisches Genie hervor. Es sind keine Spielereien des Witzes, sondern tiefe königliche Gefühle im edelsten Ausdruck. Man kann ihn nicht ohne Bewunderung lesen, selbst wo man seinen blinden Haß gegen die christliche Religion verdammen muß. Sein Weltschmerz hat etwas furchtbar Wahres und Rührendes.

Gleich in der ersten Ode vom Jahr 1757 nennt sich Friedrich selber einen Adler, der hoch in den Lüften schwebt über der Erde, aber auch einen Kometen, der nur rasch vorübereilend die Nacht der Zeit erhelle. Im finstersten Schleier sieht er das Vaterland verhüllt. Er selber weiß noch nicht, ob er in dem schrecklichen Kriege, der eben begonnen hat, nicht untergehen werde.

Ringsum Ungeheuer, aber er verzagt nicht. — In der zweiten Ode wendet er sich an das deutsche Gesammtvolk: „bis in den tiefsten Grund fühlt der Rhein die Schmach, daß seine Wogen ein fremdes Joch belastet,“ denn die Franzosen waren über den Rhein gekommen. In dem dritten Bande beklagt er das unglückliche Deutschland, in dem, wie einst in Griechenland Athen und Sparta, zwei Staaten (Oesterreich und Preußen) sich unversöhnlich befehden müssen. Sein geistvollstes Gedicht ist die Epistel an seine Schwester Amalie von 1760. Sie leugnet, wenn nicht Gott, so doch die ewige Vorsehung. Diese taube Gottheit, sagt er, weiß nichts von unsern Bitten. Die Menschenwelt ist ein wildbewegtes Meer, die Wogen steigen und fallen, ihm ist es gleich. Könige entarten und sinken auf die Stufe der niedrigsten Stände hinab, Buhldirnen und Stallknechte werden in ihrem Namen Herrscher. Glückspilze wachsen über Nacht, ohne Verdienst wird man überschüttet mit Ehren und Glück, während der Adel der Menschheit untergehen muß, wie die unglücklichen Stuarts, wie der noch bejammernswerthere Iwan. Ihnen sieht im Geist der edle König selber sich zugesellt, endlich erliegend seinem Unglück, denn das Genie, wenn noch so unermüdet, kann doch des Zufalls nicht Meister werden. Der Kampf mit dem Ungefähr ist das Entsetzlichste, wozu ein edler Geist verdammt werden kann. Einmal versetzt sich der König in die Lage des Cato von Utica und überlegt „seyn oder nicht seyn?“ Daher die Sage, er habe in der gefahrvollsten Zeit des Krieges Gift bei sich getragen. — In einer andern Epistel preist er den Frühling, die süßen Wohlgerüche, die Wärme, der Vögel wiederkehrenden Gesang, die süßen Triebe, welche die Hirtin mit der Heerde theilt — und wendet sich plötzlich mit tiefem Schmerze ab. Ihm ist alle Liebe verloren, nur im Heldenruhm, im Glück der Schlachten blüht ihm allein noch eine Rose. — Dieselbe Resignation in den Episteln an den „alten Sultan“ Graf Hodiz, den er einen Thoren nennt, weil er die Wollust der Jugend verewigen wolle. — Wieder in einer andern Epistel denkt er an seine Jugend, in der er den Menschen noch für das beste und edelste Geschöpf gehalten habe. Jetzt wisse er, daß der Mensch tief unter dem Thiere stehe. — In einer Epistel an seinen Katte mahnt er diesen, ja nicht ernst zu denken, sondern leicht über das Leben hinwegzugaukeln. An den Engländer Mitchel schreibt Friedrich: „Wir Menschen sind Ameisen. Auch die Ameise denkt wohl, für sie sey Erde und Himmel geschaffen, und im nächsten Augenblick kommt der Herr des Gartens und zertritt ihren Bau.“ In den Episteln an d'Alembert wird der König oft im höchsten Grade erbittert über alles, was Kirche heißt. Er vergleicht sich mit Julian dem Apostaten. Im „Stoiker“ zeigt er sich fest gegen jedes Mißgeschick.

In allen diesen ernsthaften Dichtungen erblicken wir den großen König wie im tiefen Schatten, unheimlich und doch in einem keines=

wegs unreinen Feuer vorblitzend wie ein Diamant. In den scherzhaften Dichtungen ist er liebenswürdig.

Nur eine Satire, sein „Codicil", worin er alle zu seiner Zeit regierenden Fürsten wie in einer Menagerie als unfähige, zum Theil ganz elende Menschen der Reihe nach vorführt, ist nicht unbefangener Spott, sondern gallenbitter. Am Schluß dieses fürchterlichen Liedes, das Schubarts „Fürstengruft" weit hinter sich läßt, sagt er: „so fahrt denn, ihr Könige, dahin. Zur höchsten Würde steige Wahnsinn auf! die Dummheit steure euch auf gutes Glück und euer Schiff zerschelle!" Eine Vorhersagung der französischen Revolution. — Die übrigen Spottgedichte sind viel unbefangener. So über den vom Papst geweihten Degen Daun's, über die drei Weiber (Maria Theresia, Elisabeth und die Pompadour), mit denen er sich herumschlagen muß; über den lüderlichen Pöllnitz ꝛc. Reizend erscheint das Gedicht auf das muntere Fräulein von Knesebek, als sie durch einen Sprung aus dem Wagen ihr Leben gerettet hatte. Sehr satirisch dagegen ist die Fabel des Königs von zwei Hunden, die sich um einen Knochen zanken. Sie wissen doch warum, sie haben doch etwas von dem Knochen; aber die Könige zanken sich oft um nichts. Vortrefflich ist sein Philokopros, ein Hohngedicht auf die Finanziers, deren er sich selber bediente. O Menschenloos, ruft er aus, wunderbares Geschick der Könige! welches Verhängniß warf mich unter diese Taugenichtse! — Ganz dem Cäsar Frischlins gleicht Friedrichs Mark Aurel, der wiederauflebend von einem Barfüßermönch erfahren muß, daß zu Rom jetzt der Papst regiere, das Kaiserthum aber „in eine kleine Stadt an der Donau" verlegt sey.

Daß sich der große Friedrich dem deutschen Volke so absichtlich fremd gegenüber stellt, daß er nirgends seinen Eckel, sein geheimes Grauen vor den deutschen Gesammtzuständen verhehlt und eben deßhalb sich aus seiner Adlerhöhe, wenn auch Nacht und Sturm ihn umdrohen, nicht gern zu der Gemeinheit unten herabläßt, mehr einem Flüchtling aus einem andern Planeten, als einem Bewohner des unseren gleich, das alles hat eine tiefe welthistorische Bedeutung. Seit die alte Kirche, das alte Reich zerrüttet war, die Nation sich selbst entfremdet, ohne Glauben mehr an sich selbst, getheilt, zerstückelt, zerfahren, zum Dienst des Auslands zugeschult war, wie hätte in dem spiegelklaren Geist des großen Friedrich etwas anderes sich concentriren können, als eben das schreckliche Bewußtseyn der Zerrissenheit!

Register

über Dichtungen und Dichter.

I.

Dichtungen.

II.

Dichter.

Berichtigungen.

B. I S. 289 Z. 9 v. o. l. Quellen st. Blättern. S. 303: Barthel hat die hier citirte Stelle von Dr. Cassel aus dem Weimarschen Jahrb. I 460 entlehnt. S. 330 Z. 14 v. u. l. auf seinem Grabe st. aus seinem Garten.

B. II S. 25: diese Art Sprüchwörter sind am umfassendsten gesammelt von Edmund Höfer: „Wie das Volk spricht". 1858, 3. Aufl. S. 84 Z. 6 v. u. l. alter. S. 99 Z. 4 v. o. l. Hahnreigeschichten. S. 144 Z. 7 v. o. l. Lauremberg. S. 182 Z. 5 v. u. l. peinlichen st. heimlichen. S. 201 Z. 10 v. u. l. Ferner. S. 220 Z. 3 v. u. l. der Manier. S. 226 Z. 7 v. u. l. Marterbilder. S. 228 Z. 3 v. u. l. sein berüchtigter. S. 237 Z. 6 v. u. l. einen st. ein. S. 238 Z. 3 v. o. l. Badergesell. S. 239 Z. 12 v. o. l. innerste st. neueste. S. 271 Z. 11 v. o. l. blasses st. großes. S. 272 Z. 17 v. u. l. Nachtigall. S. 273 Z. 13 v. o. l. Crotus. S. 296 Z. 8 v. u. l. pugna. S. 298 Z. 14 v. u. l. Staatsactionen. S. 299 Z. 2 v. o. l. den st. dem. S. 354 Z. 9 v. u. l. Reformation st. Restauration. S. 255 Z. 10 v. u. l. Haupt st. Hauff. S. 363 Z. 5 v. o. l. Bauchsorgeteufel; Z. 7 v. v. l. Frund st. Freund; Z. 13 v. o. l. der st. von. S. 371 Z. 7. v. u. l. wirkliche st. zeitliche. S. 376 Z. 14 v. u. l. Folengo. S. 383 Z. 12 v. u. l. in st. und. S. 385 Z. 16 v. u. del. gegenüber. S. 401: Hier ist noch ein Trauspiel Hallmanns zu erwähnen „Liberata", welches ich noch nicht einsah. S. 402 Z. 2 v. o. l. Alexandrinern. S. 410 Z. 14 v. o. l. Versen st. Thesen. S. 411 Z. 1 v. o. l. Trauer st. Traum. S. 422 Z. 12 v. o. l. Halling st. Haltrich. S. 425 Z. 14 v. o. l. Selimene. S. 430 Z. 18 v. u. l. Scudery; Z. 1. v. u. l. Jiska. S. 432 Z. 17 v. u. l. lyrischen st. ketzerischen. S. 445 Z. 4 v. o. l. Gelnhausers. S. 464 Z. 8. v. u. l. zweites. S. 489 Z. 6 v. u. l. Adalie.